Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.38²

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

38. Jahrg. / Januar 1924 / 5. Heft

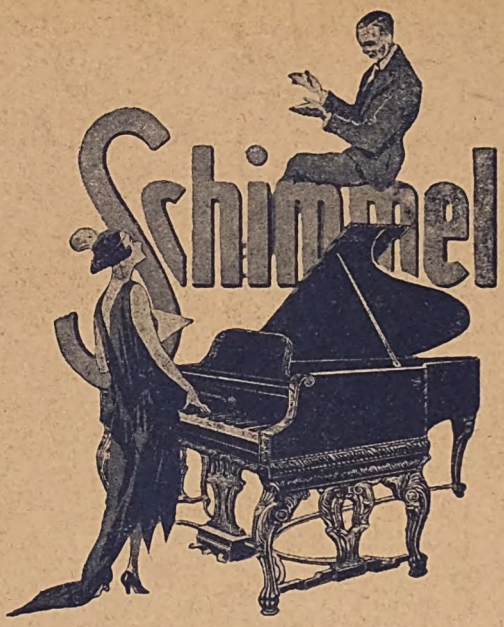
Velhagen & Klasings Monatshefte

THE LIBRARY OF
FEB 5 1924
LINOIS

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

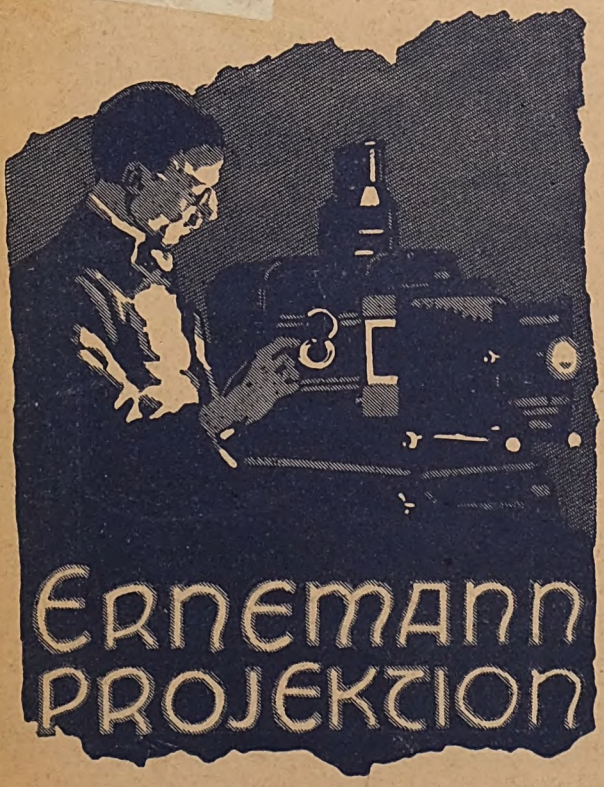
Auslands-Ausgabe mit Export-Anzeiger



Hofpianofabrik

Gegründet 1885

LEIPZIG



An langen Winterabenden

gibt es für den Amateurphotographen kaum eine kurzweiligere, dankbarere Beschäftigung, als das Vergrössern und die Projektion gelungener Eigenaufnahmen. Unsere Projektions- und Vergrösserungs-Apparate sind vorbildlich und unübertroffen. Verlangen Sie Preisliste, auch über Ernemann-Cameras, Ernemann-Platten und Ernemann-Prismengläser. Zusendung kostenfrei

ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 169

Photo-Kino-Werke Optische Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

053
VE
v.38²

Velhagen & Klasings
Monatshefte
38. Jahrg. / Januar 1924 / 5. Heft

Thaddäus

Der Roman eines jungen Herzens

Nach Aufzeichnungen Gustav Danneggers, des Vikars

Von Paul Oskar Höcker

Ein Jahr hab' ich mit mir gekämpft. Nun endlich willige ich ein, daß Herr Höcker meine Aufzeichnungen herausgibt. Es stehen Anklagen gegen Gott und die Welt darin, die ich heute, zu Tode getroffen, nicht mehr erheben würde. Und noch viel andrer Fehler und Sünden ward ich darin schuldig. Aber als ich armseliger Buckliger meine Aufschreie in das abgegriffene Tagebuch einschloß, ahnt' ich ja nicht, daß es einmal sollte aufgeschlagen werden, um ein Bild von Thaddäus dem Jüngeren zu geben, dem Suchenden und Frühvollendeten, dem Strahlenden, dem von mir hingemordeten Unvergeßlichen.

Herr Höcker hat mir versprochen, die Ortsnamen und die Personennamen zu verändern und alle Hinweise auszumerzen, die einen Lebenden erkenntlich machen und kränken würden. Er könnte ja auch alles weglassen, was mich selbst betrifft. Dann brauchte ich mich meiner grenzenlosen Eitelkeit nicht zu schämen, die mein kleines Erdendasein immer gar so wichtig nahm. Er könnte vertuschen, wie ich mit meiner Mißgestalt von Kindesbeinen an unter dem Fluch der Lächerlichkeit gelitten habe. Aber nur wer mich in meinen Leiden ebenso wie in meinen Schwächen kennt, kann mich und mein Verhältnis zu Thaddäus richtig verstehen — und kann mir verzeihen.

Die Briefe von Thaddäus, die mein Tagebuch ergänzen sollen, sind leider nicht vollständig. Liselotte hat mir nicht alle ausgehändigt, manche allzu rasch vernichtet. Gewiß fürchtete sie damals, daß ich nicht stark genug sein würde, seinen grausamen Spott und sein niederschmetterndes Urteil zu ertragen. Heute tut mir's leid darum; ihr auch. Denn sonst kann der Nachwelt ja keine Spur von seinen Erdentagen mehr aufgezeigt werden. Er ist immer verschlossen gewesen und immer einsam. Niemand verstand ihn, niemand kannte ihn. Liselotte vielleicht — wie eben ein aufblühendes Mädelherz einem goldenen Burschen entgegenfliegt. Und mein Urteil wandelte sich oft. Der Leser dieser Blätter wird es bald entdecken und wird darüber lächeln. Ich haßte ihn zuerst, so wie er mich. Später lernte ich ihn lieben. Aber auch als er mir großmütig seine Freundschaft anbot: in einem verstaubten Winkel meiner Seele mißtraute ich ihm noch immer. Ich konnt' es nicht fassen, daß dieser gottgesandte Junge, der keinem auf der Welt gehörte, daß er ganz allein mir, dem ewig Gehänselten, Verlachten, seine Sonne schenken wollte. Das Mißtrauen eines Buckligen ist ja fast noch größer als seine Eitelkeit. Und dieses verdammenswerte Mißtrauen war es auch, aus verletzter Eitelkeit geboren, das über uns alle so tiefes Unglück heraufbeschwor.

Die Tagebuchaufzeichnungen aus meiner Schul- und Universitätszeit sollen hier ganz außer Betracht bleiben. Erst mit dem Eintritt von Thaddäus in die Knabenbildungsanstalt meines Vetters, des Dr. phil. E. W. in Kl.-Th., der mich als Hilfslehrer beschäftigte, mögen sie anheben. Ich war als Pfarrvikar zur Unterstützung und Vertretung unseres

588671

Digitized by Google

alten geistlichen Herrn in Gr.-Th. zugelassen worden, der schwer an Asthma litt, aber noch nicht emeritiert werden sollte. Daß ich bei meiner Krüppelhaftigkeit kaum je auf eine selbständige Pfarrstelle würde rechnen können, das hatte mir der Dekan ja schon zu Beginn meines Studiums zu bedenken gegeben. Nun übte ich mich also zugleich auf beiden Gebieten, für die ich weder berufen noch auserwählt war: als Diener des Herrn und als Erzieher. Auf welchem von beiden ich schlechter abschloß, will ich nicht entscheiden. In meinen Predigten steckte viel Haß — und meinem Erziehungswerk fehlte die Liebe. Ich habe wohl in alten wie in jungen Seelen viel Unheil angerichtet. Bis mir von diesem Kinde, diesem trotzigen, verkannten, vereinsamten Knaben, der im Kampf mit Mutter, Vater, Lehrer und Kameraden zum Manne ward, das Licht kam. Endlich ein Leben vor mir, das lebenswert schien! Doch mein Verhängnis duldet ja kein Menschenglück in meinem Umkreis. Ich selbst mußte es zerstören. Und als ich mit Thaddäus zwischen den treibenden Eisschollen rang und in seinen schönen, bittenden Augen das letzte Bekenntnis seines tapferen, großen Herzens las, da war's zu spät, da war die Hand schon erstarrt, die ihn als höchsten Gewinn ins Dasein hätte zurückreißen müssen.

Thaddäus ist tot.

Vielleicht sind die spärlichen Aufzeichnungen über ihn imstande, ihn wieder für eine Weile von den Toten aufzuerwecken. Es muß gleich irgendwie heller in der dumpfesten Stube werden, wenn man sich vorstellen kann: Thaddäus lebt noch, der Strahlende, der Suchende und Frühvollendete, der von mir hingemordete Unvergeßliche!

Stolp a. d. Havel,
Freitag, den 21. März 1919.

Mitten in die Lateinstunde wurde mir ein Neuer gebracht. Mein Vetter Theodor führte ihn selbst in die Klasse. Die Jungen hoben die Nasen und musterten ihn. Seitdem mein Vetter den Unfug nachgeäfft hatte, den sie in den neumodischen Landerziehungsheimen aufgebracht haben, daß die Lehrer mit ‚Du' angesprochen werden, die älteren mit ‚Onkel', wird auch beim Eintritt des Direktors nicht mehr aufgestanden. Geflissentlich nur so weiter die Achtung vor dem Lehrkörper ertötet! Es gibt keine Autorität mehr. Nicht im Staat, nicht im Haus, nicht in der Schule. Mit dieser schwächlichen Gleichmacherei sucht Vetter Theodor den neuen Regierungsgewalten zu schmeicheln. Er dreht ja immer den Mantel nach dem Wind.

Ein überheblicher Bursche, dieser Neue. Schlank, hochgereckt und doch lässig. Trotziger, spöttischer Mund. Dunkles, nach hinten gekämmtes Haar, stahlgraue Augen mit dunkeln, weibisch-langen Wimpern. Wie sie sich wohl einen schönen griechischen Lustknaben vorstellen mögen, die Herren Altphilologen. Er ist's wohl gewohnt, aufzufallen und begafft zu werden. Blickt flüchtig über die Klasse hin und nimmt mich dann aufs Korn. Ich sitze immer so, daß mein Rücken durch die hohe Lehne des Katheders sessels gedeckt ist. Warum fixiert er meine Schultern, meinen Hals, meine Ohren? Er kann unmöglich entdecken, worunter ich leide. Aber ich sehe es seiner herablassenden Miene an: er weiß bereits und sucht nun mitleidig festzustellen. Vetter Theodor hat ihn wohl auf dem Weg zur Klasse vorbereitet. Oder Theos treffliche Gattin Elisabet. Das nennen sie Takt, Herzenstakt. Vetter Theodor hält eine seiner flaumweichen Reden von Menschengemeinschaft, Menschenliebe und Menschenverbrüderung. Er spricht gern und lang bei solchen Klassengelegenheiten, weil ihn da seine Frau nicht stören kann, die ihm sonst immer so messerscharf über den Mund fährt. Niemand hört zu, man kennt seine abgenagten Laienpredigten schon zur Genüge. Karl Taubert gähnt halblaut, der kleine Graf Schlüchtern tut's ihm lauter nach. Ich poche endlich mit dem Lineal aufs Pult. Da erwacht auch Vetter Theodor. Er hat sein geöltes Mundwerk laufen lassen, ohne selbst recht hinzuhören, und muß sich nun mit einem gewagten Saltomortale in den Schlußsatz retten. Ist sicher froh, dann wieder ohne Unfall draußen zu sein.

Unbeweglich steht das Bürschchen da. Kaspar Bruneck rutscht auf der Bank nach links, um ihm Platz zu machen. Der Neue kommt nun auf mich zu. Immer Blick in Blick. Es beginnt mich zu reizen. „Was willst du? Setze dich." Er ist wohl überrascht, geduzt zu werden. Hochmütig zuckt es um seinen geschlossenen Mund. „Ich wollte Ihnen zuerst Guten Tag sagen, Herr Vikar." Ich muß ihm wohl die Hand geben, stütze mich mit der Linken auf und beuge mich über den Tisch. Da sieht er mir aber plötzlich nicht mehr ins Auge — aha, er entdeckt jetzt endlich meinen Verdruß. Nur darauf kam's ihm natürlich an. Und nun stoßen sie sich gegenseitig mit den Ellenbogen. ‚Er hat's bemerkt!' heißt das.

Bei der Vorstellung durch Vetter Theodor war gleich zuerst sein Name genannt worden. Es war darin etwas wie Prinz vorge-

Digitized by Google

kommen. Das hatte mich flüchtig beschäftigt. Hatte ich an eine entthronte Durchlaucht gedacht, die hier unterkriechen sollte? Ich weiß nicht. „Also wie heißest du?“ frage ich und winke ihm zu, neben Kaspar Bruneck Platz zu nehmen. Er hebt die strichfeinen Augenbrauen und buchstabiert: P—r—i—n—t—z. Ein versteckter Vorwurf darin, daß ich den Namen nicht sofort behalten habe. Gelassen frage ich weiter und wiederhole dann seinen ungebräuchlichen Vornamen. Aber weil seine ganze unbotmäßige Art mich herausfordert, ist meine Zunge unsicher und ich verspreche mich: ‚Thadadäus.‘ Das gibt natürlich sofort ein Gekicher; je schärfer ich Ruhe gebiete, desto stärker wird's; sie wollen dem Neuen gleich zeigen, was sie sich bei mir herauszunehmen pflegen; sie stoßen sich, sie schütteln sich zuletzt. Und Erich v. Froben ahmt mich offenkundig nach, indem er stottert: ‚Th—da—dada—thadadäus!‘ Ich springe auf und haue auf den Tisch, das Tintenfaß fällt um, und da geht nun der altbekannte Höllenlärm wieder los. Seit Neujahr ist nichts Schlimmeres mehr vorgefallen; seitdem Edu Lißmann, die Kanaille, meinethalben von der Anstalt verwiesen worden ist, herrschte eine Art Gottesfriede. Mit diesem Neuen scheint der alte Ungeist einzuziehen. „Ich verachte euch,“ schreie ich in meiner Wut, „euch alle verachte ich, wie ihr dasitzt, erbärmliche Gesellen!“ Und nun erhebt sich der Neue langsam, wird immer höher, bleibt in der Bank stehen und sieht mich durchdringend an. Alles wird still, wie auf einen Schlag. „Herr Vikar, ich kenne die Gründe nicht, die Sie berechtigen, den Kameraden, unter denen ich soeben Platz genommen habe, Ihre Achtung zu versagen; mich persönlich bitte ich vorderhand von dieser allgemeinen Verurteilung auszunehmen.“ Kühl und kühn. Nein, ich will gerecht sein, will nicht sagen: frech. Aber alle Gesichter glänzen vor Schadenfreude. Gemurmel, Scharren, Poltern. Ah, da haben sie wieder einen, der nicht auf den Mund gefallen ist. Ich bin auch etwas überrascht, muß ich gestehen, denn der Bengel ist noch nicht sechzehn Jahr. Aber weil mich die ganze Geschichte wieder so maßlos gequält hat, an die gräßlichen Szenen der Vorweihnachtszeit mit Edu Lißmann erinnert, packt mich der Satyr im Genick und ich geb's faustdick zurück. „Thaddäus Printz, der vornehme Neuankömmling, ist also ausgenommen; ihr andern aber, ihr seid eine einzige...“ Es läutet draußen Klassenschluß, und ich spucke aus. Ich weiß nicht, welches Schimpfwort mir auf der Zunge lag, das unausgesprochen blieb. Sie höhnen, schlagen flegelhaft mit den Lateinschwarten auf die Pulte, ich raffe meine Bücher zusammen und schieße hinaus, sehe noch, wie Karl Taubert über die Vorderbank voltigiert und mir folgt. Natürlich sucht er mich zu kopieren, übertreibt, zieht den Kopf ein, macht einen spitzen Buckel. Ich schlage die Tür hinter mir zu. Das Getobe und Gelache geht weiter. Sie hören's zum Glück in der Nebenklasse nicht, die auch das Läuten überhört hat, denn da wird unter Dr. Mödlin phonetisch von allen Schülern englisch aufgesagt nach dem Grammophon. Aber in Vetter Theodors Direktionszimmer droben muß man's vernehmen. Schrecklich, schrecklich. Ich laufe die zwei Treppen empor, tatsächlich den Angstschweiß auf der Stirn, zerschlagen, zitternd. Die ganze Freistunde bis zum Religionsunterricht in der Vorschule sitze ich auf dem Bettrand, unfähig, mich zu sammeln. Was ist nur wieder in diese jungen Schufte gefahren? Was hab' ich ihnen getan? Und warum bin ich mit diesem Neuen gestraft? In der Prima hätte ihn Dr. Klaibner bekommen, der wäre ihm nicht schlecht in die Parade gefahren. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mir sofort sagte: der ist dein Feind! Aber ich fürchte mich jetzt fast vor mir selber; ich weiß, daß ich ihn reizen muß und daß es zwischen uns um Kopf und Kragen geht.

Irgendetwas ist bei Tisch Frau Elisabet zu Ohren gekommen; sie hat die Gabe, mit drei Personen zu sprechen und zugleich noch an sechs Stellen mitzuhören. Nach dem Essen geht sie mit mir durch den Gemüsegarten, hat ihren bekümmerten Augenaufschlag und spricht in ihrer geziert seelenvollen Art über den Neuen. Natürlich kennt sie seine ganze Lebensgeschichte schon aus den Papieren. Es ist ja ihre Hauptbeschäftigung, in schmutziger Wäsche zu wühlen, namentlich all' den Familienkonflikten nachzuspüren, in die wohl die meisten der hier untergebrachten Zöglinge irgendwie verstrickt sind. Um den jungen Thaddäus Printz gehe der Prozeß seiner in Scheidung lebenden Eltern, sagt sie, er bedürfe also einer besonders liebevoll sorgenden Hand. Sagt sie, die Frau, die mit allem geizt, mit guten Worten, Kochbutter und Dampfheizung, die nur darauf bedacht ist, die ‚Extra‘ in den Monatsrechnungen recht reichlich zu bemessen.

Zufällig begegne ich dem Neuen auf dem Weg zum Turnplatz. „Übrigens, Thaddäus —!“ Er bleibt mit einer verwundert fragenden, irgendwie überlegen sein sollenden Höflichkeit stehen. „Herr Vikar?“ Ich beherrsche mich. „Ich werde hier Onkel Gustav genannt, nicht Herr Vikar. Und du kannst zu mir künftighin Du sagen.“ Da hebt

Digitized by Google

er die Augenbrauen und erwidert: „Das werde ich mir noch sehr überlegen.“ Und geht weiter. Wäre ich kein schwacher Krüppel, ich hätte in diesem Augenblick Lust gehabt... Aber nein, die herzensgute Tante Elisabet, die abgefeimte Heuchlerin, flötet ja: er bedürfe einer besonders liebevoll schonenden Hand!

Nun ist Dämmerung, das ganze Haus leer. Alle Klassen sind vom Turnplatz an den Havelsee gezogen. Heidnische Feste sind jetzt Mode. Sie feiern Frühlingsanfang mit Gesängen und mit Reihentänzen ums Feuer. Liselotte, Frau Elisabets kleine Stütze, mimt irgendsoetwas wie die Frau Holle. Hans Krause aus der Prima hat die Verse geschmiedet, stolpernd zwischen Klopstock und Liliencron. Forsythien, Schneeglöckchen, ein von Tante Elisabet nur widerstrebend gespendetes Stück Schleiertüll bilden den Götterschmuck über ihrem Turnkittel. Sie spricht neben dem flammenden Holzstoß. Ach, sie wird frieren, die arme kleine Lilo, trotz der Flamme. Hier muß man ja frieren, unter diesen gletscherkalten Menschen, wenn man nicht seine Seele panzert gegen die Eisnadeln ihres Spotts.

22. März.

Der Schülerrat hat eine Abordnung zum Direktor geschickt. Die Klasse will meinem Unterricht nicht mehr folgen, wenn ich nicht Abbitte leiste. Vetter Theodor verlangt von mir, die Abordnung zu empfangen, sonst müsse die Sache vor die Konferenz, und er wisse nicht, ob er mich dann noch im Lehrerkollegium halten könne. Er setzte seine offizielle Miene auf, spielte den Geschäftsmäßigen, Unnahbaren. Und hatte insgeheim doch eine Hundeangst davor, daß ich ihm ins Gesicht lachen würde, hier in meiner Dachstube, wo ich ihn schon so klein und häßlich gesehn habe, z. B. erst im letzten Sommer, als er mich anflehte, zwischen ihm und seiner gekränkten Herzogin Elisabet zu vermitteln! Wenn die Jungens hier bei mir antanzten, sagte ich, dann läge eine Klopfpeitsche bereit. Ich meldete mich zunächst krank. Und er ging achselzuckend.

Zwei gräßlich lange Tage. Ich habe Spinoza gelesen. Dr. Klaibner war heute früh bei mir, rauchte mir die Bude voll mit seiner englischen Pfeife und tat, als wisse er von nichts, wolle sich nur nach meinem Befinden erkundigen. Ja — apropos — und da habe Kollege Mödlin, der Neuphilologe, einen Brief von seinem Bruder, dem Altphilologen, der jetzt endlich aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt sei. Mödlin wolle seinem Bruder ein Pöstchen verschaffen, auf dem er sich von den Strapazen erholen und allmählich wieder in den Beruf einarbeiten könne. Ich solle nur rasch gesund werden, sonst rücke Herr Mödlin II eines Tages hier an, um mich zu vertreten. An den andern Kollegen würde ich ja wohl kaum eine rechte Stütze haben, an Dr. Mödlin I schon gar nicht. Ich blieb in Shagwolken und neuen, quälenden Sorgen sitzen.

Vorhin Kärtchen an Vetter Theodor geschrieben: ich sähe der Deputation also mit Spannung entgegen und würde sie mit den ortsüblichen Ehren willkommen heißen.

Was man immer faselt vom Männerstolz vor Königsthronen, wenn sich's um andre handelt, die ihre Haut zu Markte tragen sollen. Ist's nicht so: ich bettle um die Gunst dieser aufrührerischen Burschen, weil ich zu feige bin, mit meiner Buckellast wieder auf die Wanderschaft zu gehn. Oder was hält mich sonst hier, wenn nicht die erbärmliche Gewißheit, Gehalt und Kost, Licht und Heizung zu haben, und vier leidlich regendichte Wände, hinter denen man seine Lebensangst bergen kann?

25. März.

Es ist besser gegangen, als ich dachte. Der sommersprossige Karl Taubert und der kleine Graf Schlüchtern klopften an meine Tür. „Also Onkel Gustav, wir zwei wollen zunächst zugeben, daß wir in deiner Lateinstunde wieder 'mal mächtig rauhbeinig gewesen sind,“ begann Karl Taubert. Er wies auf seinen Begleiter. „Ferdi will als edler Graf noch edelmütiger sein, als ihm in einer jungen Republik eigentlich zusteht, und behauptet, mit dem Unfug angefangen zu haben. Aber im Schülerrat ist er mit seinem Edelmut glatt überstimmt, und es steht nun geschichtlich fest, daß ich das Karnickel war. Ich habe mich verpflichten müssen, für die Zeit bis Ostern in der Klasse das Maul zu halten, sofern ich nicht gefragt werde. Das verspreche ich dir hiermit, Onkel Gustav. Und ich bin auch bereit, es vor dir und der ganzen Klasse feierlich zu wiederholen, mit Schwurfinger und so. Aber wir sind ferner abgeordnet, um... Na, Ferdi, nun rede du weiter!“ Drauf windet sich der kleine Graf ein bißchen. Sicherlich haben sie die ganze Sache zeremonieller verabredet gehabt, aber Karl Taubert hat nun 'mal keinen Sinn für offizielle Handlungen. Ferdi nimmt also Haltung an. (Fehlt nur noch das Monokel.) „Tja, Onkel Gustav, wir müssen dich schon bitten, vor der Klasse die gegen uns ausgesprochenen — und insbesondere die durch Geste angedeuteten Beschimpfungen zurück-

Digitized by Google

zunehmen." Einen letzten Rest schnarrenden Gardejargons wird er wohl niemals loswerden. Hätte nicht das sommersprossige Jungengesicht von Karl Taubert und sein betontes Plebejertum der Deputation alle künstliche Würde genommen, so würde mich der Näselton des kleinen Grafen wieder herausgefordert haben. Aber ich blieb zu meiner eigenen Überraschung seltsam ruhig. „Da ihr beide das Vertrauen eurer Kameraden in vollem Maße genießt, so wird und muß es der Klasse genügen, wenn ich euch hier erkläre: ich sehe ein, daß mich der Ärger über ein paar kindische Störungen in der Lateinstunde zu weit getrieben hat, und ich bedaure, daß ihr euch dadurch beleidigt gefühlt habt." Ferdi blieb noch immer steif. „Also ich stelle fest: du revozierst und deprezierst, Onkel Gustav." Karl Taubert nahm meine Hand, schwenkte sie hin und her und sagte: „Eigentlich solltest du dich freuen, Onkel Gustav, daß wir uns beleidigt gefühlt haben. Nicht? Denn wenn wir schon so abgebrüht wären —!" Und ein letztes Aufzucken von Ferdis Gardeton: „Ausjeschlossen!" Wir schieden also in Freundschaft. Dumme Jungensache. Schluß damit.

Aber ich kann es dem hochmütigen Neuen nicht so leicht vergessen, daß mir zu seinem Empfang diese Niederlage bereitet worden ist.

17. April, Gründonnerstag.

Thaddäus ist im Unterricht meist sehr aufmerksam. Er hat nie eine Schule besucht, hat immer Hauslehrer gehabt. War bis zum Krieg viel auf Reisen im Ausland. Englisch und französisch beherrscht er besser als Dr. Mödlin. Die Blamage gönne ich dem verehrten Kollegen. Manchmal verrät sich im Elementarwissen des Jungen, des ungeordneten Lehrgangs halber, eine Lücke. Aber er merkt sie sofort selbst und fragt eifrig. Da er noch keine Klassenbank gedrückt hat, kennt er auch keine Unterrichtsdisziplin. Zuerst brachte mich das sehr auf, wenn er so mitten in die Stille hinein mich ansprach, eine Erklärung wollte; jetzt bin ich's schon gewohnt.

Da Dr. Weißgerber nun doch wieder vom Staat übernommen wird und eine Anstellung am Gymnasium bekommt, was fraglich war wegen der Pensionsberechtigung infolge seiner Auslandsjahre, muß ich in Quarta und Sekunda den Geschichtsunterricht übernehmen. Ist mir lieber als Latein oder gar Religion. Nur ist unter dem guten Dr. Weißgerber das Interesse an der eigentlichen Geschichte vollständig eingeschlafen. Er hat sich's leicht gemacht, hat Novemberpolitik getrieben, mit Leitartikelei den Jungen die Köpfe verdreht: Weltverbrüderung, nie wieder Krieg, so recht im augenblicklichen Fahrwasser eines hohen Direktoriums. Von unsern Siegen, von unserm Heer will keiner mehr etwas wissen. Die Karten mit den Stellungsfähnchen sind längst aus allen Klassenzimmern verschwunden, auch die Kaiserbüste. Der kleine Graf Schlüchtern geberdet sich als der Preußenfresserischste. Die Hohenzollern haben bei ihm abgewirtschaftet. Er war immer eine Rotznase, auch die Jungens haben ihn ja nie ernst genommen. Aber die Weltgeschichte hat sich für sie alle gedreht; selbst Erich v. Froben hackt mit drauf los, wenn von dem ‚Deserteur' die Rede ist, er, der so stolz war auf seine vier im Feld gefallenen Brüder und die beiden Pour le Mérite's der Froben. Ich vermute, sie spielen sich jetzt nur so auf, weil Thaddäus Printz sofort eisig verstummt, wenn bei Tisch oder in der Freistunde das Gespräch auf diese Dinge kommt. Nur einmal, im Geschichtsunterricht, vorgestern, sah ich das spöttische Lächeln auf seinen Lippen, als ich von all' unsern vergessenen Helden sprach. Es hätte mich wohl gereizt, wieder einmal mit dem jungen Herrn anzubinden. Aber wir hatten Repetition, und ich wollte den Lauf der Jahrhunderte nicht wegen Herrn Thaddäus aufhalten.

Heute ging's im Fluge durch die Hohenzollerngeschichte. Nach den von Vetter Theodor aufgestellten Richtlinien. Schlachten das Nebensächliche, Pazifistisches betonen, und wie der Unsinn weitergeht; es ist ja zum Lachen. Aber beim Soldatenkönig packte mich's dann doch. Haben wir nicht im ganzen Umkreis der Reichshauptstadt dieselbe Unsicherheit wie nach dem Dreißigjährigen Krieg? Alle leiden darunter. Viele besorgte Eltern haben deshalb sogar schon Zöglinge von uns abberufen. Einwohnerwehren haben sich gebildet. In Berlin wird's jetzt gewiß wieder zu Schießereien und Revolten kommen. Also das Werk dieses großen Friedensfürsten pries ich, der das Heer eindrillte, mit dem sein Sohn aus dem kleinen Preußen eine Weltmacht schuf, der einen Beamtenstaat hinstellte, in dem das oberste Gebot Pflicht und Ehre hieß. Und darauf gab ich das Wort frei zur Aussprache, wie Vetter Theodor es nach englischem Muster eingeführt hat. Sie sollen doch alle einmal Parlamentarier werden, unsere Herren Jungen, denn schwatzen ist wichtiger als wissen, können und handeln. Und sie reden schon gewandter als die in den öffentlichen Schwatzbuden — und blamieren sich ebenso glänzend wie ihre Vorbilder im neuen Staat, die am liebsten alle Denkmäler niederreißen und an

Digitized by Google

deren Stelle schwächliche marxistische Phrasen aufrichten möchten.

Thaddäus bekam das Wort, um die englische Politik am Hofe Friedrich Wilhelms I. zu kennzeichnen. Ich nahm an, heller Kopf wie er würde die Partei des geraden Mannes vertreten, der die Unterrockswirtschaft verdammt. Und da nun die Enttäuschung! Jeder Satz über den König eine Anklage! Und die intrigante Königin — eine Madonna! Genau das Gegenteil von dem, was ich bezweckt hatte. Er ist ja zu klug, um es nicht selbst zu merken. Da gab's also bald ein spannendes Frage- und Antwortspiel. Er spricht im ganzen nur wenig, auch beim Sport, auf dem Turnplatz gilt er für maulfaul. Seine Augen reden, das ist wahr. Es liegt oft eine solche Bitterkeit in seinem Blick — oder ist's Hohn? —, daß man erschrickt. Beim Sprechen öffnet er den Mund kaum. Immer macht dieser Trotz seine Lippen eisern. Jeden andern hätt' ich angefahren: gib dir mehr Mühe. Aber ich zwang mich, ihn zu verstehen, obwohl er so lässig sprach, als säße er irgendwo als großer Salonlöwe beim Tee und gäbe seine hohe Meinung selig aufhorchenden jungen Damen zum besten. „Der Kampf zwischen Sohn und Vater ist ja jetzt eine Art Volksseuche geworden," sagt' ich. „In der dramatischen Literatur der Allerjüngsten hat er mit Trommeln und Pfeifen seinen Einzug gehalten. Natürlich sind darin die Bartlosen immer die Tüchtigen, die Alten immer die Schädlinge. Man hat's ihnen allzu leicht gemacht: die Phrase vom ‚Jahrhundert des Kindes' hat sie schon mit der Muttermilch berauscht. Nun ist die Unglücksernte da. An ihren Früchtchen werdet ihr's erkennen." Es meckerte in den Bänken. Thaddäus glaubte mich zu schlagen, indem er auf Friedrich den Zweiten hinwies, der für die Jahrhunderte dann doch als der Große aus dem Kampf mit seinem Vater hervorging. „Und Friedrich der Zweite ist der Große geworden," sagte ich, „nicht weil er seinen Vater haßte — sondern gerade weil er sich der Sohnespflicht, der Pflicht überhaupt, beugte, und weil er so stark ward in diesem Kampf, daß er sich überwinden lernte. Das ist nämlich größer als eine gewonnene Schlacht über den bösen Feind: über das Schlechte in sich selbst siegen." Sie hätten wohl wieder tüchtig gespöttelt über die ‚Moralpauke', die ich ihnen hielt, wenn sie an Thaddäus eine Stütze gefunden hätten. Aber er schwieg darauf. Gab er seine Niederlage zu? Er lehnte sich zurück und schloß die Augen, ein bitter-verächtliches Lächeln auf den zusammengepreßten Lippen. Ich kletterte in der Repetition durch Schlesien weiter und landete in Sanssouci, vermied es aber, Thaddäus noch einmal zu fragen, denn ich wußte: er war imstande, mir die Antwort zu verweigern. Und dann wär's wieder zum Skandal gekommen.

Karfreitag.

Seltsames Erlebnis.

Ich hatte gestern abend mein Tagebuch grade weggeschlossen und angefangen, Nacht zu machen, da klopft's. Thaddäus im Schlafanzug; Batisttüchlein guckt aus der Brusttasche, Füße stecken in seidegefütterten, weichen Lederpantöffelchen. „Stör' ich, Onkel Gustav?" Ich konnte noch eben in die Joppe schlüpfen, die ich schon abgelegt hatte. „Bitte, tritt ein, Thaddäus. Aber wir müssen leise sprechen. Hier links schläft Liselotte und rechts im Fremdenzimmer der Besuch: Karl Tauberts Mutter." Er ist vom heißen Bad und vom Turnen noch ganz rot. Ich weiß nicht recht, was ich mit ihm anfangen soll, und biete ihm zunächst eine Zigarette an, obwohl im Dachgeschoß das Rauchen verboten ist.

Er dankt. „Ich will dich nicht lange aufhalten, Onkel Gustav. Du hast mir heute in der Geschichtsstunde ein Thema gegeben, mit dem ich mich schon oft beschäftigt habe. Dein Urteil lag fertig vor; ich ringe noch. Aber ich erlebe es, du kennst es wohl nur aus den Büchern. Und darum möcht' ich dich fragen: war es Zufall, daß du mir, gerade mir, die Aufgabe zugeteilt hast? Oder habt ihr im Lehrerkollegium pädagogische Entschlüsse gefaßt, um auf mich einzuwirken? Kurz heraus: hat euch etwa mein Vater Leitmotive für meine Erziehung gegeben?"

Er war in einer starken Erregung, die sich noch immer steigerte. Wie er so rank und schlank dastand, die Hände in den Taschen seines Pyjamas, war er bildschön, ein Vorwurf für einen Künstler. Aber stets liegt in ihm etwas, das zum Kämpfen herausfordert. Wie kommt der Bengel dazu, mich gewissermaßen zur Rede zu stellen? „Nimm erst einmal Platz, Thaddäus. Und tu' Sordinen auf deine Stimmritze, wie Shakespeare irgendwo sagt, wo die Wände auch Ohren haben wie hier. Vielleicht kränkt es dich, wenn ich dir der Wahrheit gemäß berichte: du bist uns bisher noch nicht so wichtig erschienen, daß wir Veranlassung gehabt hätten, Konferenzbeschlüsse über das Verhalten dir gegenüber zu fassen."

„Was weißt du von meinem Vater, Onkel Gustav?"

„Wenig, ich kenne ihn nur aus deinen Papieren. Und mein Vetter ergänzte mir: dein Vater sei ein bekannter Rennstallbesitzer,

Digitized by Google

früherer Herrenreiter, habe den Krieg als Rittmeister mitgemacht, sei Ritter des E. K. I. Das ist alles."

Allmählich war die Badehitze aus dem hochmütigen Jungengesicht gewichen. Jetzt war seine schmale, fein geschwungene Nase fast weiß, seine Lippen wirkten blutleer. „Es ist auch kaum mehr über ihn zu sagen, Onkel Gustav. Nur daß er nie im Feuer gewesen ist, daß er niemals wirklich dem Feind gegenübergestanden hat, — und daß er sich die beiden Kreuze beim Stellvertretenden Generalkommando ersessen hat, wo ihm der Pferdeersatz anvertraut war. Seine einzige Schlacht hat er nach dem Kriege geschlagen. Ja — da schlug er vor meinen Augen meine Mutter mit der Reitpeitsche über den Kopf und die Schulter, so daß sie besinnungslos liegen blieb. Ein jähzorniger Tyrann ist er, der die arme, zarte Frau nie verdient hat — die Frau, die meine Mutter ist und die mit mir vor seiner Wut und Rachgier fliehen mußte. Und du wirst nun vielleicht verstehn, Onkel Gustav, weshalb ich eine brutale Natur wie Friedrich Wilhelm I. hassen muß. Weil ich dieselbe Natur in meinem Vater hasse."

Er ließ mir nicht Zeit, mich von meinem Schreck zu erholen und ihm irgendetwas zu erwidern. Er nickte mir eine Art Gutenachtgruß zu — es war vielmehr ein zorndrohendes Kopfnicken — und verließ das Zimmer rasch und geräuschlos in seinem leichten Schritt. Kaum daß die Treppe unter ihm knarrte.

Ostersonnabend. Vor Tisch.

Gespräch mit Liselotte, die gestern abend alles hat mitanhören müssen, ob sie wollte oder nicht. Ich half ihr vorhin beim Ausschneiden der Obstbäume. Vetter Theodor, der in der Theorie ein grundgelehrter Gärtner ist, wollte es immer selbst machen, kam aber nicht dazu. Zu positiver Arbeit kommt er ja überhaupt nie, das ist nun einmal sein Los, nur reden kann er, reden. Schade um den Fruchtansatz in diesem Jahr, die beste Zeit fürs Ausschneiden ist vorüber. Liselotte hat den ganzen Weiberklatsch über Thaddäus' Eltern von Tante Elisabet gehört. Elisabet ist nicht wählerisch, wenn sie ein Auditorium braucht. Was gehen ein sechzehnjähriges Mädel die Eheirrungen im Hause Printz an? Aber es ist bezeichnend, wie in Weiberköpfen und Weiberhirnen solcherlei Prozesse gleich ihr romantisches Mäntelchen kriegen. Dazu kommt nun noch das edle Feuer, mit dem ein überraschend hübscher Bengel die Mutter verteidigt und den Vater in Anklagezustand versetzt, — und alles wird verdreht.

Ich kenne nur die Lesart, die der Justizrat in seinem Anmeldeschreiben angegeben hat, aber sie wird der Wahrheit doch wohl am nächsten kommen, schon weil sie so fürchterlich banal ist. Die Mutter von Thaddäus ist eine geborne Vanselow. Stammt aus rheinischen Industriekreisen. Besaß ein großes Weingut mit Schloß, das sie kürzlich an dort einquartierte Amerikaner verkauft hat, nachdem sie ihrem Manne davongelaufen ist, angeblich wegen Mißhandlung. Sie war zunächst nach München gezogen, lebte mit Thaddäus, dem einzigen Sohn, im Hotel. Ein Freund von ihr, Ausländer, Abenteurer, der die Ursache des Ehezwistes geworden sei, habe sich im gleichen Hotel aufgehalten. Thaddäus der Ältere habe die vorläufige richterliche Verfügung durchgesetzt, wonach seiner Frau aufgegeben worden sei, Thaddäus den Jüngeren bis zum Austrag des Scheidungsprozesses in einer Pension unterzubringen. Die großen Ferien soll Thaddäus bei seinem Vater auf dessen Gestüt bei Frankfurt verbringen, erst die Weihnachtsferien wieder bei seiner Mutter. Doch soll Frau Marion Printz sich verpflichten, während der Anwesenheit ihres Sohnes von dem bewußten Freund völlig getrennt zu bleiben.

Liselotte, der die Postverteilung untersteht — für die sich Tante Elisabet ganz besonders interessiert —, weiß zu berichten, daß Thaddäus fast täglich Briefe aus München bekommt, also offenbar von seiner Mutter. Die Verbindung mit seinem Vater schien völlig unterbrochen, denn ein Brief mit dem Stempel Frankfurt war für Thaddäus bisher nicht eingetroffen. Onkel Theo erhielt nun heute morgen ein Telegramm aus Frankfurt mit der Anfrage, warum Thaddäus der Jüngere seinem Vater seit seiner Ankunft in Stolp noch keine einzige Zeile geschrieben habe. Thaddäus ward vor das hohe Direktorium berufen und ermahnt, die Beschäftigungsstunde von 2 bis 3 Uhr zu benutzen, um den in Frankfurt nun endlich bestimmt erwarteten Brief zu schreiben.

Am Vorabend der Festtage fällt die Beschäftigungsstunde sonst immer aus. Ich hatte mich darauf verlassen, denn ich muß morgen nachmittag um sechs Uhr predigen und brauche die Zeit zur Vorbereitung. Aber Rücksicht kennt man ja hier im Hause nicht. Von der Sekunda sind Thaddäus Printz, Kaspar Bruneck und Fritz Schulz die einzigen, die hier geblieben sind; alle andern sind zu den Ferien nach Hause gefahren oder wenigstens für die Feiertage irgendwo eingeladen. Angenehme Aufgabe, den renitenten Herrn Sohn bei seiner Schreibübung zu beaufsichtigen.

Digitized by Google

Nacht zum Ostersonntag.

Ich finde die Kopfsammlung nicht, um an der Predigt zu arbeiten, finde die Herzruhe nicht zum Schlaf. Es ist wieder die alte Verzweiflungskrankheit. Herr Gott, den ich morgen preisen soll, warum hast du mich irrende Seele damit gestraft, dies verdammenswürdige Leben ertragen zu müssen? Welch eine Pfuschwelt hast du doch geschaffen! Schöpfungen, die ihren Schöpfer anklagen und ihr Los verfluchen!

Jetzt ist alles noch schlimmer als vor Weihnachten, viel, viel schlimmer. Damals war mein Feind nur der erbärmliche Edu Lißmann, dem das böse Prinzip schon aus den kalten, hämischen Schellfischaugen sah, den sie alle verachteten, wenn sie ihm auch oft genug folgten. Aber heute habe ich einen bei weitem gefährlicheren Gegner. So stolz und unzugänglich Thaddäus gegen alle geblieben ist: sie würden doch ohne weiteres für ihn durchs Feuer gehen. Ich glaube, sie bewundern ihn. Er ist ihr Herr. Weshalb? Er ist schön, ist turngewandt, vielgereist, begabt, vermögend, und ist eben gewohnt, alle nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Und mit mir glaubt er schon gar kein Federlesens machen zu müssen. Aber er soll sich hüten, er soll sich hüten!

Entsetzlich, wie diese dumme Szene mir unausgesetzt folgt, mich verfolgt, mich quält. Wie ich mir nachträglich gute Lehren geben muß: du hättest dies tun und jenes lassen sollen, hier schweigen und dort auftrumpfen. Ja, wenn ich die Zeit gehabt hätte, mir alle Folgen zu überlegen. Aber es ging alles so töricht rasch. Ich bin nicht weniger jähzornig, glaub' ich, als sein Vater. Und darum haßt er mich ebenso wie ihn. Ich hätte mir ja gleich sagen können, daß er mit dem festen Vorsatz in die Stunde gekommen ist, den Brief an seinen Vater, den man von ihm so kategorisch verlangt, nun erst recht nicht zu schreiben. Warum blies ich mich plötzlich auf? Autorität? Gibt's ja nicht mehr. Befehle verlacht er. Die heutige Jugend, der alle Zucht fehlt.

Liselotte war vorhin bei mir, um mich zu trösten. Aber ihr Trost bestand ja doch nur in dem Vorwurf, daß ich wieder alles so falsch wie nur irgend möglich angegriffen habe. Wie sie's gemacht hätte? Mit Spaß, sagt sie. Aber ich verstehe eben keinen Spaß. Das ist das Unglück all derer, die das grausame Schicksal gezeichnet hat. Die du gezeichnet hast, Herr Gott im Himmel!

Kaspar Bruneck und Fritz Schulz holten ihre versäumten Ausgabebuch-Aufstellungen nach und eilten damit ins Büro, um sich das ihnen solange gesperrte Taschengeld auszahlen zu lassen. Auf ihre Rückkehr hatte ich nicht mehr gerechnet. „Nun, und du, Thaddäus? Willst du die ganze Stunde hier vor der Schreibmappe absitzen? Um halb vier wird die Post abgeholt, Onkel Theo hat deinem Vater in der Antwortdepesche gemeldet, daß dein Brief noch heute abgeht."

Darauf stellt sich Thaddäus ans Fenster, Hände in den Taschen und starrt nach dem Quergebäude der Unterklassen. „Ihr könnt eure Methoden von der Kleinkinderbewahranstalt da drüben nicht bei erwachsenen Menschen anwenden. Ich habe nicht die Absicht, meinem Vater einen ‚Festgruß' zu schicken, wie Onkel Theo sich ausdrückte."

„Du bist kein erwachsener Mensch, wenn du dich sträubst, die selbstverständliche Pflicht eines wohlerzogenen Sohnes zu erfüllen."

Da wendet er sich ab und wirft so halb verächtlich hin: „Phrase."

Nun ging es klipp, klapp. Ich immer heftiger, er immer feindseliger.

„Ich mache gar keinen Anspruch darauf, ein wohlerzogener Sohn zu sein," sagte er scharf, fast gehässig. „Nach eurer Auffassung, nach der vorläufigen Verfügung des Landgerichts ist meine Mutter ja heute noch nicht imstande, ihr Kind wohl zu erziehen. Ich darf nicht bei ihr sein, weil sie mir ein schlechtes Beispiel gibt. Nun, und von dem guten Beispiel meines Vaters habe ich dir ja berichtet, Onkel Gustav. Ich bin also ganz ohne die ‚gute Kinderstube' geblieben, die ihr immer so rühmend hochpufft."

Darauf ich: „Wir werden sie dir also noch beibringen müssen, Thaddäus. Kleine Vorstudie dazu: dieser Brief."

„So, lügen soll ich, mich verstellen?"

„Du sollst einer Form genügen, weil deren Verletzung — zumindest deinen Erziehern zur Last gelegt würde."

Er lachte häßlich auf. „Meine Erzieher werden ausreichend für ihre Mühe bezahlt; aber den Ärger, den sie meinetwegen haben, können sie ja noch extra in Rechnung stellen."

„Das ist eine Frechheit von dir, Thaddäus."

„Das weiß ich; ich will frech sein; bin nur nicht gut genug dazu aufgelegt; vielleicht lohnt mir's auch nicht bei dir; mein Vater müßte da sein — und dieser tugendstolze Herr Landrichter!"

„Du bist in meinen Augen noch viel zu viel dummer Junge, Thaddäus, als daß ich Lust hätte, mich mit dir auf Unterhaltungen in solchem Ton einzulassen. Ich werde also Onkel Theodor melden, daß du dich weigerst, den Brief zu schreiben. Und da deine ungezogene Art deine ganze Unreife erweist, behandle ich dich eben nach Gebühr. Du wirst das Zimmer vorläufig nicht verlassen."

Digitized by Google

Krippenspiel (Heilige Drei Könige). Gemälde von Prof. Philipp Franck

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich stand dicht bei der Tür und griff nach der Klinke. Er ahnte, daß ich hinter mir abschließen würde, und schrie mich an: „Du, wage das nicht!“ Mit ein paar Sätzen sprang er über Tische und Bänke auf mich los. Aber ich war schon draußen und hatte flink abgeriegelt. Er riß an der Klinke, stieß mit dem Fuß gegen die Tür, rief, zankte, tobte. Ich hörte ihn noch, als ich den Gang entlang zur Treppe stürmte.

Da — plötzlich — auf dem kleinen Schulhof ein Aufschrei. Markerschütternd, Liselottes Stimme. Und ein Klirren von Glas. Einen Augenblick Totenstille. Dann Laufen, Schreien. Oben im Gang Vetter Theo und Dr. Klaibner. Und aus dem kleinen Speisekammerfenster das Gezeter von Elisabet. Es war alles nur das Spiel weniger Sekunden. Ich konnte nicht sprechen vor Aufregung, nicht fragen. Schüler jagten die Treppe herauf, um in aller Hast zu berichten, natürlich voller Übertreibungen, jeder hatte etwas anderes gesehn oder kolportierte das, was der andere gesehen haben wollte, andere wieder jagten die Treppe hinunter, um an den Schauplatz zu eilen.

... Thaddäus hatte das Fenster des verschlossenen Klassenzimmers aufgerissen und war — immerhin zwei Stockwerke tief — in den Garten hinuntergesprungen. In der Erregung mochte er nicht darauf geachtet haben, daß sich längs der Mauer eine Reihe Frühbeete hinzieht. Er war auf die Glasscheiben des breiten Mittelbeets gestürzt und durchgebrochen, hatte sich Hände und Waden blutig geschnitten, den linken Fuß verstaucht, zuerst meinte man, allerlei Knochen im Leib zerschlagen ...

Ich hab' ihn noch nicht wiedergesehn. Er liegt auf seinem Bett. Elisabet hat ihm die ersten Notverbände angelegt, denn er blutete stark. Der Arzt kam gegen vier und meinte: ein Wunder, er hätte sich glatt beide Achillessehnen durchschneiden können. Besuche empfängt er nicht. Ich wollte mit Vetter Theodor gegen Abend bei ihm eintreten, aber er gebärdete sich gleich wieder so ungestüm, daß ich mich sofort zurückzog.

Das ist nun so recht eine Aufgabe für Liselotte, ein bißchen Krankenpflegerin bei diesem gefeierten Allerweltsliebling spielen zu dürfen. Elisabet gönnt ihr's ja im Grunde nicht, aber sie selbst hat mit den Ostervorbereitungen so viel zu tun, daß sie sich dem jungen Helden leider nicht widmen kann. Denn darauf kommt es jetzt hinaus: er ist in aller Augen der zur Verzweiflung getriebene Marquis Posa. Und ich —?

Zum Abendessen bin ich nicht gegangen, weil mir nach all den Aufregungen körperlich schlecht war. Liselotte meint, ich hätte trotzdem kommen müssen, denn nun heiße es, ich getraue mich nicht, im Speisesaal zu erscheinen. Und sie berichtet: Mödlin I sehe schon seinen Weizen blühn; diesmal müsse es zu einer Disziplinaruntersuchung kommen, frohlockt er, und ich würde einstweilen vom Dienst suspendiert. Sie werden in diesem Sinne auf Vetter Theodor schon nach Kräften einwirken. Mir gleich. Ich habe Strenge gegen ein räudiges Schaf an den Tag gelegt. Ist der Erzieher in dieser neuen Welt nur noch der Schuhputzer der jungen Herren?

Liselotte, das gute Kind, urteilt: wir hätten beide recht, Thaddäus ebenso wie ich, und deswegen hätte die Sache keinen guten Ausgang haben können. Mindestens hätte Onkel Theo sich selbst der Aufgabe unterziehen sollen, mit Thaddäus über diesen heikeln Punkt einig zu werden; aber wie stets habe er sich auch hier gedrückt und anderen die Verantwortung zugeschoben. Nur meint sie: das Einschließen wäre ganz falsch gewesen.

Ich zittere noch immer. Dachte, das Schreiben würde mich beruhigen. Aber immer wieder geht mir das Schreien nach, das Klirren. Angst zerreißt mich, daß es ihn das Leben hätte kosten können oder daß es ihn fürs Leben zum Krüppel hätte schlagen können. Und Zorn erfüllt mich, Verzweiflung, daß ich nun wieder die ganze Meute werde hinter mir haben. Ich kann die Feder nicht mehr halten. Besser, ich versuche zu lesen. Spinoza. Um mich an Gott zu rächen, indem ich an ihm zweifle. Denn Spinoza ist gottlos, ganz und gar. An meiner Predigt arbeite ich dann morgen früh, — um wieder Buße zu tun, mich noch mehr zu erniedrigen.

Mitternacht. Der erste Osterfeiertag hebt an. Im vorigen Jahr begann ich ihn mit dem Faust; vor zwei Jahren noch mit dem Neuen Testament. Das liegt für mich so weit zurück wie eine vergessene Kindheit. Das Troßknechtsleben hier hat mich in seine kotige Marschstraße gezogen. Für mich wird wohl kein Christ mehr auferstehen. Ich verkomme in meinem Haß.

Ostersonntag abend.

Sie hatten irgend etwas geplant. Ich bin überzeugt, sie wollten meine Predigt stören. Wer von den Jungen geht sonst in die Kirche, wenn er nicht muß? Gar nachmittags um sechs an einem ersten Feiertag? Sie versprachen sich irgendeinen Spaß. Kaspar Bruneck und Fritz Schulz saßen vornan im Seitenschiff, hinter ihnen vierzehn Schüler anderer Klassen. Die Kirche gefüllter als sonst. Regen hatte nach fünf Uhr eingesetzt. Da

Digitized by Google

fanden die Friedhof-Spaziergänger also Dach und Fach bei mir. Dr. Chrysanders Orgelspiel ist ja auch berühmt. Welche märkische Dorfkirche sonst kann sich so einen Kunstgelehrten leisten? Immerhin denkbar, daß Fritz Schulz, der musikalisch ist, der freien Phantasie wegen, mit der unser Organist den „Frieden" ausklingen läßt, zum Nachmittagsgottesdienst gekommen ist und als Leithammel die andern nachgezogen hat. Aber als ich sie von der Sakristei aus sah, erschrak ich doch und sagte mir: sie nehmen Rache für ihren verwundeten Helden! Und das weckte die Kampflust in mir. Sie haben sich alle getäuscht, die da erwarteten, einen von Menschenliebe triefenden Nachmittagsprediger zu hören. Um ihr Nachmittagsschläfchen hab' ich die Alten betrogen — und die Jungen um ihren Spaß an schläfrig nickenden Spießern. Haß und Aufruhr hab' ich in die stille Stunde geschleudert.

Die Auferstehung ist das Weltgericht. Kennt ihr nur einen liebenden, streichelnden, immer eilfertig verzeihenden Christengott? Es gibt auch einen zürnenden und strafenden. Glaubt nicht, daß ihr ihm entrinnen könnt. Er wird euch treffen, irgendwann einmal, im Letzten, im Liebsten, was ihr habt. Und habt ihr schon alles hergegeben, dann wird er euch mit Zweifeln foltern, mit der Angst vor dem eigenen Zweifel. Wie Maria und Magdalena, als sie vom leeren Grabe flüchteten. Wie sagt der Evangelist Markus? „Es war sie Zittern und Entsetzen ankommen; und sagten niemand nichts; denn sie fürchteten sich." Die großen, schweren Prüfungen des Lebens und des Todes werden auch über euch kommen, die Prüfungen, in denen selbst die glattesten und gewandtesten Schüler versagen. Die Leere wird sich rund um euch auftun. Vereinsamt seht ihr euch, von allen verlassen. Schreckt ihr nicht zuweilen in der Nacht empor, vom Alpdrücken gepeinigt? Ihr blickt in die Stille. Andere schlafen dicht bei euch. Aber ihr fürchtet euch vor ihnen, weil sie daliegen wie Entseelte. Der Schlaf ist der Bruder des Todes. Das Grauen packt euch, ihr verlaßt das Bett und tappt ans Fenster, um atmen zu können. Aber da fahrt ihr plötzlich herum: ihr glaubt, eine knöcherne Hand hat euch im Nacken berührt. Oh, ihr seid ja aufgeklärt, seid keine Kinder, ihr glaubt längst nicht mehr an die Ammenmärchen von Gespenstern, und ihr wollt diese eisige Berührung mit der Totenhand euch deuten: der Zugwind war's. Aber das Gefühl der entsetzlichen Einsamkeit unter den andern, und sei's ein Schlafsaal, der dicht besetzt ist mit Lebensgenossen, packt euer Herz jetzt an, und ihr wißt: es ist Gerichtstag! Da steht irgendwo, nahe vor euch, atembeklemmend nahe, in der Dunkelheit oder im grauen Dämmerlicht, das alles so gespenstisch macht, das Unsichtbare, Gewaltige, und zwingt den sonst so spöttischen, vorlauten, gescheiten und wortgewandten Mund zum Schweigen. Gott ist da und fordert Rechenschaft von dir. Ja, von dir, von dir, von jedem, jedem Einzelnen ... Ihr werdet's nicht vergessen, was ich euch hier sagte ... Und wenn ihr in solcher Stunde hastig Licht entzündet, um die Einsamkeit und die Furcht zu bannen, dann seht ihr im Spiegel euer bleiches, totenähnliches Gesicht, und ihr möchtet schreien, die andern wecken, zu euerm Beistand aufrufen, wenn ihr euch nicht eurer Feigheit schämtet ... Ihr könnt dem Arm des rächenden, des vergeltenden Gottes nicht entfliehen. Glaubt nicht, daß einer von euch ihn überlisten könnte. Jeden überwältigt er. Und wenn ihr versucht, ihn zu leugnen, um ihm zu entgehen, so foltert euch gerade der Zweifel nur um so mehr. Es gibt keine Rettung, wenn ihr nicht den Kopf beugt und euch ergebt und vom Richter der Welten die Gnade erfleht ... Weltgericht hält Gott jede Stunde ... Auferstehen wird er, zu richten die Lebenden und die Toten!

Es blieb totenstill im Hause. Die Burschen haben nicht gemuckt. Fritz Schulz hatte ein ganz olivengrünes Gesicht bekommen. Tonlos sprach ich dann die Schlußgebete. Dr. Chrysander spielte länger als sonst. Er sagte mir hernach in der Sakristei: ich hätte die Gemeinde gepeitscht. Er habe spielen müssen, um den Eindruck zu verwischen. Sie saßen auch wirklich noch lange in den Bänken, als tät's ihnen wohl, sich in seinen Harmonien zu baden.

Liselotte war einen Augenblick bei mir, brachte mir den Tee, blieb aber kurz angebunden. Sie war auch in der Kirche, zitterte noch ordentlich vor Aufregung. „Du hast uns keinen Frieden gebracht, Onkel Gustav. Das war grausam, das war Pech und Schwefel. Fritz Schulz liegt krank im Schlafsaal. Er hat wieder seinen Nervenanfall." Fritz Schulz war während des Kriegs Schüler im Karlsruher Gymnasium. Befand sich auf der Schießwiese, als die Franzosen die Fliegerbombe in die Kinderschar warfen und eine Unmenge töteten und verwundeten. Seitdem überfällt es ihn von Zeit zu Zeit. Da soll nun also meine Predigt heute schuld an seinem Rückfall sein. Her, immer her, mit euren Anklagen! Mein Buckel trägt schon eine so schwere Last, von Geburt an, ich bin's gewohnt, daß man ihm alles aufpackt, was man sonst nicht unterbringen kann.

Digitized by Google

Aber geschmerzt hat's mich doch, daß Liselotte ohne ein Wort des Abschieds ging. Wieder ein Abend, ohne daß mir ein Mensch Gutenacht sagte. Auf die gedankenleere, empfindungsbare Formel der andern hätt' ich verzichtet. Von Lilo tut mir's weh. Sie weiß doch, daß es keinen Einsameren gibt als den bleichen Uhu, der hier zwischen den Dachbalken dicht neben ihr haust.

Ich lese heut noch im Alten Testament. Vor dem Evangelium des Markus ist mir bange.

Ferienschluß, Schulbeginn.

Fritz Schulz, das Nervenbündel, hat ein paar von den Kleinen aus dem Nachbarsaal angesteckt. Sie haben jetzt nachts das Fürchten. Tante Elisabet hat davon erfahren, weil der kleine Ernst und der Bulgare das Bett nässen. Sie wollen nachts nicht mehr allein durch den dunkeln Gang. Die weise Direktion gibt an diesem Malheur dem Allerweltssündenbock die Schuld: das bin natürlich ich. Seit meiner Osterpredigt foppen sie einander, erschrecken sich in der Dunkelheit. Die ‚Geisterhand' nennen sie's. Sind sie im Haufen beisammen, dann haben sie Mut und Spott. Aber es hat sie doch gepackt. Ist das kein Triumph? Autorität gibt's für sie nicht. Eltern, Lehrer, Obrigkeit, Kirche? Ist für sie kaff. Aber insgeheim peinigt sie nun etwas, es überwältigt sie unversehens. Sie wollen sich dagegen auflehnen. Es ist nicht Gott, bewahre, es ist die Furcht. Aber sie spüren doch endlich einmal wieder eine Macht über sich, diese jungen Freigeister. Nein, ich bereue nichts, nichts.

Um sich zu befreien, suchen sie nach kindischen Ausflüchten. Alte Schülerwitze, die schon unsere Großväter und Großmütter zu Tode gehetzt haben, leben neu auf. Sonntag abend erschrak ich über ein Kratzen im Bett. Ich mache wieder Licht und stelle fest: sie haben mir Kiefernzweige unters Laken gestopft. Vorgestern hatt' ich Brausepulver im Geschirr. Es ist ein läppischer Kleinkrieg, ein vorläufiges Scharmützel. Sie warten jetzt noch auf die Rückkehr der andern. Dann erst wird das große Geschütz gegen mich aufgefahren. Ihr Held muß gerächt werden.

Liselotte zeigt sich ganz selten bei mir, und dann nur auf eine karge Minute. Sie hat Furcht vor den Jungen. Die Sekunda hat ihr verboten, mit mir zu verkehren. Es ist also nur ein heimliches, hastiges Hinundher zwischen uns, denn ich will ihr ja nicht schaden.

Thaddäus hat unter anderem eine Sehnenzerrung. Er muß mit ausgestrecktem Bein im Langstuhl liegen. Empfängt wie eine Fürstlichkeit beim Lever. Meinen Anblick verträgt er noch nicht. Aber alle Herren Kollegen, die die Ferien hier verleben, scharwenzeln um ihn herum. Mödlin II als Feriengast seines Bruders. Thaddäus hat ihn sofort angestellt, um Horaz mit ihm zu präparieren. Wahrscheinlich weil er sonst absolut nichts mit ihm anzufangen weiß. Denn Mödlin II ist fast noch philiströser als Mödlin I. Wie kann dieser stümperhafte Pauker einem hellen Jungen wie unserem Prinzen Thaddäus etwas sein? Liselotte meint: ich sei eifersüchtig. Ich bestritt's. Aber sie hat natürlich recht. Ich möchte mit ihm ringen. Alle Kräfte anspannen, um ihn zur Strecke zu bringen.

... Liselotte kam eben auf einen Gnadenhusch, war aber ganz verstört, weil sie glaubt, daß Kaspar Bruneck ihr heimlich gefolgt ist und gesehen hat, wie sie an meine Tür pochte. Sie sagte mir, daß Thaddäus Besuch erwartet. Langes Telegramm von seiner Mutter: sie war verreist, in Oberitalien, kehrte soeben nach München zurück und fand da die Nachricht vor, daß ihr Sohn sich bei einem unvorsichtigen Sprung eine Sehnenzerrung zugezogen habe, und nun setze sie sich sofort auf die Bahn, um ihn aufzusuchen. Bin begierig, die Prinzenmutter zu sehn.

Ein Schrei mitten in der Nacht riß mich aus dem Schlaf. Ich höre nebenan in Liselottes Kammer einen Fall. Ist's ein Stuhl, der Nachtschrank? Dann das Tasten an der Wand, das Knacken des Lichtschalters. Nackte Füße tappen über die bloße Diele zur Tür. Eine Art ängstlichen Keuchens oder Wimmerns. Ich springe auf, schlüpfe in den Bademantel, eile hinaus. Lichtschein aus Liselottes Tür. Sie selbst im Hemd, verstört, mit weitaufgerissenen Augen, sieht mich, stürzt auf mich zu, umklammert meinen Arm und zeigt in ihr Stübchen. „Da — da —!" Ich weiß, daß eine Maus sie nicht schrecken kann, sie ist kein Stadtmädel. „Was denn, Kind, was denn?" Will sie mitziehen. Aber sie reißt sich los. „Eine Totenhand —!" stößt sie aus.

Ich wußt' es schon, indem ich eindrang. Die dunkle Erinnerung an einen Medizinerwitz mit einem präparierten Gerippe begleitet mich im Unterbewußtsein. Aber es stellte sich als noch harmloser heraus. Ein Schulbubenstreich. Ein mit nassem Sand gefüllter Handschuh lag da. Sie war im Bett im Halbschlaf daran gestoßen, hatte die Form der Menschenfinger, der kalten Menschenhand gefühlt, entsetzt weiter getastet, ins Leere gegriffen ...

Nun lacht' ich, zwang mich, recht herzlich

Digitized by Google

zu lachen. Und indem sie in die Tür trat, schüttete ich den Sand auf die Platte vor dem Öfchen und ließ dann den ausgeleerten Handschuh auf dem erhobenen Zeigefinger wirbeln.

Sie schämte sich, versuchte auch, zu lachen. Aber es klang noch schwächlich.

Es war uns beiden kein Zweifel daran, daß Kaspar Bruneck der Täter war. Das Fenster stand auf. Es war dem Burschen zuzutrauen, daß er übers Dach bei ihr eingebrochen war. Sie sollte dafür gestraft werden, daß sie sich mit dem Verfemten eingelassen hatte.

Indem sie sich ihrer Furcht schämte, ward sie rot. Und empfand plötzlich, daß sie im Hemd war, und sah wohl auch, wie mein Blick ihre Gestalt umschloß. Das blonde Haar war in schweren Flechten vom Scheitel heruntergelegt. Wie volle Trauben. An die von Luft und Arbeit gebräunten Hände setzen sich wundervolle weiße Arme an. Es ist kein Kinderkörper mehr. Jäh überfällt es mich. Ich habe das ja gar nicht gewußt, daß sie schon ein so schönes junges Weib ist. Und das Rührendste nun: ihre Verlegenheit. Mit flatterndem Hemd springt sie ins Bett und zieht die Decke über sich. Aber in der Hast bleibt die Schulter unbedeckt, weiter unten ein Stückchen rosiges Fleisch. Ich kann nicht sprechen, muß schlucken. Sie bittet mich in drolligem Kinderton, das Fenster zuzumachen. „Und wenn ich draußen bin, Lilo," sag' ich, „dann schließ' auch die Tür." Sie lacht und schüttelt sich dabei in leichtem Frost. „Wenn ich Mut genug hab', noch einmal aus dem Bett zu steigen."

Ich stehe und sehe ihre wonnige Gestalt teils sich abzeichnen unter der eng umgeschlungenen Decke, teils in leuchtendem Frauenton sich abheben vom Weiß des Betts. Es ist ein Verbrechen an ihr und an mir, daß ich noch stehe und rede und so tue, als wollte ich sie trösten und ihr Mut zusprechen. Perfideste Heuchelei ist's. Denn ich höre gar nicht, was ich sage, ich sehe nur, sehe atemlos, erdrückt, beglückt, beängstigt, ein Schwelgen ist es ... Da geht irgendwo im Haus eine Tür. „Gute Nacht, Lilo!" Und auf nackten Sohlen schleiche ich zurück.

Dann lieg' ich noch stundenlang wach, mit eisigen Füßen und heißen Sinnen, und werde das Bild nicht los.

Auf der ganzen Strecke vom Dachgeschoß bis zum „Prinzengemach" duftet's nach russischem Parfüm aus der Vorkriegszeit, nach russischen Zigaretten, nach Juchten. Frau Marion Printz hat vom Fremdenzimmer Besitz ergriffen. Ihre Jungfer hätte sie gern Wand an Wand mit sich gehabt. Aber Frau Elisabet hat es doch nicht gewagt, mich der Jungfer wegen umzuquartieren, so sehr sie auch vor kapitalkräftigen Pensionsgästen erstirbt. Geschmacklosigkeit ersten Ranges, daß sie die Jungfer bei Liselotte untergebracht hat. Liselotte trägt unsern Namen, die Dannegger waren alle freie Bauern, niemals Lakaiennaturen wie Tante Elisabet. Aber Liselotte ist arm wie ich, ist vom Unglück hierher verschlagen wie ich, und führt unter dem Vorwand, die Hauswirtschaft zu erlernen, das Hundeleben eines bis zum letzten bißchen Atem ausgenutzten Hausssklaven. Sie ist für alles, was zerbrochen wird, verantwortlich, ist als letzte im Hause auf, um Strümpfe, Laken, Handtücher zu stopfen und alle Lichter auszudrehn, und als erste wach, um die Mädchen zu wecken. Bei Tisch erhält sie die Suppe, wenn sie kalt ist, und die Kompottschüssel, wenn sie leer ist. Eigentlich soll sie noch an verschiedenen Schulfächern teilnehmen; Onkel Theo hat ihr das väterlich versprochen. Sie hungert ja auch nach Wissen und Bildung. Rührend ist's, wie sie mir neulich sagte: „Ach, ich beneide so die Jungen, die lernen dürfen!" Das Rüpelpack, dem man das bißchen Schulkram mit solcher Müh' in die widerborstigen Dickschädel einfiltrieren muß. Aber die hinterhältig besorgte Tante Elisabet duldet ja nicht, daß Lilo gescheiter wird als sie. In ihrer Eifersucht hat's die Frau Direktor noch stets zu hintertreiben gewußt, daß die Kleine auch nur einem einzigen Kursus über Literaturgeschichte, Kunstgeschichte oder Physik regelmäßig folgen konnte. Und das ist ihr jetzt gar eine Genugtuung, ihr zu zeigen, wo sie hingehört, sie vollends unters Pack zu stoßen. Denn diese Jungfer Berthe der Frau Marion ist nichts anderes als so die richtige Hotelwanze. War vor dem Krieg in Paris und plappert immerzu Histörchen aus vom ‚cinquième', dem Dachgeschoß, in dem die französischen Domestiken beisammenhausen und nicht nur ihre eigenen Abenteuer erleben, sondern auch noch die ihrer verschiedenen Madams durchwaschen. Und die reine Seele unserer Liselotte wird von der schmutzigen Pariser Wäsche angespritzt, solange sie ihre Kammer mit Melle. Berthe teilen muß. Und selbstverständlich muß Lilo der Gnädigsten in der Fremdenstube, so oft es der paßt, den Laufburschen machen. Ich bin wütend, daß das Kind sich nicht auflehnt. Fünfmal mußte sie noch, als alles schlief, die drei Treppen in die Küche hinunter, sogar ins Allerheiligste, die Vorratskammer, denn da fehlte eine Wärmflasche, da fehlten noch ein paar Handtücher, da fehlte eine zweite Glühbirne,

Digitized by Google

da fehlte Natron, etwas Zucker, ein Teelöffel. Und die Wünsche fallen der verwöhnten Madame natürlich erst nach und nach ein, wenn die Kleine atemlos schon wieder oben ist, beileibe nicht auf einmal. Indessen rekelt sich Melle. Berthe in Lilos Kammer auf der Matratze, weil sie ja im Hause nicht Bescheid weiß, gottlob. Ich höre sie laut gähnen; es liegt etwas Unanständiges in der ganzen Person; ihr Lachen ist wie heimliches Kitzeln. Natürlich teilt sie das Parfüm ihrer Herrin. Mir ist es erstickend. Aber Dr. Klaibner und der von seinem Bruder wieder verlassene Herr Mödlin I laufen mit erweiterten Nasenlöchern herum. Dr. Mödlin erschien heute mit erschreckend buntscheckiger Krawatte zum Essen: er glaubte gewiß, der neue Logierbesuch werde an der allgemeinen Mittagstafel teilnehmen. Die Krawatte wurde viel beachtet, viel bespöttelt, sie machte den Jungen so großen Spaß, daß sie darüber ganz vergaßen, mir ihre feindliche Gesinnung genügend erkennen zu geben. Dr. Mödlin konnte mit seiner betörend schönen Krawatte vor Frau Marion leider nicht glänzen, denn sie bekam bei ihrem Herrn Sohn serviert. Ganz gegen alle Kleiderordnung im Staate der Königin Elisabet. Aber Frau Marion und ihr Gefolge tun eben, was sie wollen, ganz wie Thaddäus der Jüngere. Das scheint so üblich im Hause Printz ... Erschütternd komisch eine Begegnung auf der Treppe. Ich höre schon das unausstehlich abgehackte Oberlehrerfranzösisch, als ich den Speisesaal verließ. Mödlin steht am Oleanderkübel bei der Balustrade und benutzt die Gelegenheit, mit Melle. Berthe Konversation zu treiben. Markiert den Lebemann, möchte es seinem Bruder nachmachen, schwärmt vom Boule-Miche, den er nie gesehen hat ... Aber Melle. Berthe kennt den Patois vom andern Ufer nicht, interessiert sich für die Abbreviatur des Boulevard Saint Michel durchaus nicht und behandelt den wunderlichen Herrn mit der noch wunderlicheren Krawatte sehr von oben her ... Hernach hör' ich sie in Lilos Zimmer sprudelnd vor Lachen die Begegnung zum besten geben. Da wird eine ganze Theaterszene daraus. Liselotte lacht, ich kann ihr's nicht übelnehmen. Ich möchte selbst mitlachen, aber ich schäme mich zu sehr des Herrn Kollegen. Und noch eins: allzudünne Wände machen einen entweder völlig rücksichtslos oder schrecklich prüde. Ich halte ja den Atem an, wenn ich abends das Glas auf den Waschtisch oder das Geschirr in den Nachtkasten stelle.

Dienstag, 29. April.

Nach der ersten Lateinstunde — die Klasse ist wegen der hier üblichen Ferienüberschreitung erst halbgefüllt — kommt mir Liselotte auf der oberen Treppe entgegen: Frau Printz wolle mich sprechen. Gut, sage ich, ich erwarte sie unten im Konferenzzimmer, und kehre wieder um. Im Mittelgang flitzt Lilo schon wieder hinter mir her. Neue Kunde: Frau Printz bittet, mich ganz allein sprechen zu dürfen, ob ich nicht in ihr Zimmer eintreten wolle, oder sie komme auch zu mir, wenn ich es gestatte. „Du lebst wohl für nichts anderes mehr, Lilo, als Galoppin Ihrer Durchlaucht zu sein?" Nun macht sie ein erschrokkenes Schmollmäulchen. „Sie ist doch ein so liebenswerter, bezaubernder Mensch, Onkel Gustav." Ich lasse mich also bei Frau Marion Printz anmelden.

Der liebenswerte, bezaubernde Mensch sitzt am Fenster. Feine Silhouette. Sitzt noch, um die feine Silhouette wirken zu lassen, bis man etwa auf fünf zählt. Ich schwöre jeden Eid, daß es Absicht war, ein lebendes Bild zu stellen. Erhebt sich, kommt uns entgegen, faßt Lilo mit der Linken zärtlich am Kinn, gibt mir die Rechte. Dankt. „Bitte, Herr Vikar, nehmen Sie Platz. Nein, da, im Sessel, bequem. Das ist lieb, daß Sie meiner Bitte gefolgt sind. — Liebes Fräulein Lilo, würden Sie das Kästchen meinem Sohn bringen? Er soll Ihnen die Bilder zeigen. Meine Aufnahmen aus Oberitalien. Die letzten sind noch nicht fixiert, ich bin ja Hals über Kopf ... Noch vielen, vielen Dank, liebes Fräulein Lilo ..." Und als die Kleine draußen ist, nimmt sie meine beiden Hände und preßt sie bedeutungsvoll. „Ich weiß alles. Herr Vikar, weiß auch, daß Sie keine Schuld trifft. Sie waren als Lehrer und Erzieher in Ihrem Recht. Niemand darf Ihnen grollen. Auch Thaddäus sieht jetzt ein, daß er eine Dummheit gemacht hat. Es hätte ihm wirklich nichts geschadet, wenn er im Klassenzimmer ein Viertelstündchen allein geblieben wäre und in aller Ruhe einmal nachgedacht hätte. Ich bin sogar überzeugt, die kurze Frist hätte ihm genügt, zu erkennen, daß er seiner Mutter einen großen Liebesdienst erwies, wenn er sich überwand und der Form halber die paar Zeilen an seinen Vater schrieb. Sie müssen's ihm nicht nachtragen, daß er Europens übertünchte Höflichkeit noch nicht so gut beherrscht wie erfahrene Männer, die das Leben täglich zu noch viel schwereren Kompromissen zwingt. Ein Wirrkopf ist er, ein Tollkopf. Aber ein unsagbar lieber Wirr- und Tollkopf. Und für seinen Sprung aus dem Fenster möcht' ich ihn wohl schelten und zausen, grausam böse auszanken, — und doch wieder ganz entzückt abküssen."

Das also ist seine Mutter. Jung, auffallend jung für einen sechzehnjährigen Sohn.

Digitized by Google

Ich hätte zuerst glauben mögen, es ist eine elegante junge Schauspielerin von etwa fünfundzwanzig Jahren, wie ich sie als Student ein paarmal im Stadttheater gesehn habe. Aber vielleicht kam mir der Vergleich nur, weil ich Damen der großen Welt ja überhaupt noch nicht so nahe gegenübergesessen habe. Die Stimme ist musikalisch und umschmeichelt einen. Es plätschert so hin, ganz dialektfrei, klangvoll, mühelos, weich, fast zärtlich. Die stahlgrauen großen Augen mit den dunkeln Wimpern hat Thaddäus von ihr. Auch das aus der Stirn zurückstrebende dunkle Haar, die zarte, gepflegte Haut, die schmale Nase, die feinen Lippen. Und eine ganz wundervolle Figur hat sie, groß, schlank, und doch nicht so unweiblich gertenhaft wie die Tennisgirls in der Villenkolonie drüben.

Mehr noch als die unbedingt sehr kostbare Matinee, die sie trug — Lilo meint, es sei ein Künstlermodell aus den Wiener Werkstätten, ich versteh ja nichts davon —, überraschte mich das Zimmer, in dem ich von ihr empfangen wurde. Das war dasselbe puritanische Fremdenstübchen, in dem vor Ostern Karl Tauberts ländlich umfangreiche Mutter kampiert hat? Obwohl der Aufenthalt nur drei Tage dauern soll, ist so ziemlich jedes Möbelstück umgestellt. Behaglicher wirkt's auf alle Fälle. Da und dort Kissen, seidene Deckchen, auf dem Putztisch gehämmertes Silber, Blumen in den Vasen, Bücher, Obst, Konfekt auf dem Tisch ... Und dieser Zusammenklang von schwerem russischem Parfüm, Zigarettenduft und dem Juchten der roten Pantoffel, der Täschchen und Handköfferchen ...

Ich will nicht gurren, wie es die Kollegen in so einem ‚Boudoir' gewiß tun würden, ich bemühe mich, sachlich zu bleiben. „Wohlgemerkt, gnädige Frau, ich bin der letzte, der Ihren Sohn etwa zur Heuchelei verleiten wollte —" Aber es verhallt alles. Sie läßt mir gar nicht Zeit, einen Gedanken zu Ende zu denken, geschweige ihn in Worte zu fassen. Sie hat sich eben einfach vorgenommen, mich um den Finger zu wickeln, und ist überzeugt, daß ihr das gleich mit den ersten paar Sätzen gelingen wird. Wann je hätte eine schöne, verwöhnte, reiche, vornehme, elegante, gepflegte Frau wie sie einem vertrockneten, menschenverlassenen, armen Buckligen die Cour gemacht? Denn sie läßt für mich alle Feuer sprühen. Für mich? Vielleicht kann sie überhaupt nicht anders; auch möglich.

Und da kommen nun die Bekenntnisse einer schönen Seele. Nicht daß sie sich als Märtyrerin in bengalische Beleuchtung setzt. O nein, sie trägt noch schwerer unter eigner denn unter fremder Schuld. Sagt sie und senkt die Augen wie die schöne Sünderin auf meinem alten Kupferstich. Aber wer frei von Fehle, der werfe den ersten Stein ... Doch nicht um sie handelt sich's, auch nicht um ihren Mann, es handelt sich um Thaddäus. „Ich weiß nicht, ob mein Mann je einen Menschen geliebt hat, ich weiß auch nicht, ob er seinen Sohn liebt. Thaddäus hat den in Launen und Taten abwechselnden, meist jähzornigen, mit seinen Sinnen und Gedanken immer halb abwesenden Mann als Kind eigentlich nur gefürchtet. Und er hat Ihnen gebeichtet — wie einem Seelsorger, möcht' ich's nennen —, seit wann er seinen Vater haßt." Mit einer Art klassischer Größe, die mich zuerst erschreckte, die mich fassungslos machte, mich beschämte und doch zugleich erboste, weil ich darin trotz allem die Weiberkoketterie witterte, streifte sie die Matinee vom Ausschnitt über die Achsel. Hals und Schulter und Oberarm wie bei einer Marmorantike. Und im Fleisch dicht über dem Schlüsselbein zwei dunkle Streifen. „Jetzt ist es geheilt. Nur die blutunterlaufene Erinnerung ist geblieben. Aber wenn die Spur auch hier einmal ganz gelöscht ist — das Herz meines Kindes ist damals mit gezüchtigt worden. Der Schmerz, die Not, der Zorn, der Haß hat uns beide zusammengeschmiedet." Lässig hatte sie die Schulter wieder bedeckt. Ein paar Augenblicke saß sie stumm da, die Stirn in beiden Händen.

„Die Familienverhältnisse der meisten Zöglinge, die wir hier haben, sind etwas außergewöhnlich," sagte ich möglichst trocken. „Es ist äußerst schwierig, gnädige Frau, nicht da oder dort einmal anzustoßen. Nachdem Sie so gütig waren, mir Ihr Vertrauen zu schenken, werde ich mich selbstverständlich bemühen, gewisse wunde Punkte vor Thaddäus nicht wieder zu berühren."

Nun hob sie den Kopf, sah mich erst überrascht, darauf ganz fremd an, wie irr. Und war dann plötzlich wieder ganz die Weltdame. „Ich danke Ihnen, Herr Vikar." Etwas wie Selbstironie huschte über ihr feines, rosa gepudertes Gesicht. „Natürlich ist mir's nicht möglich, alle Lehrer meines Sohnes so eingehend in unser Schicksal einzuweihen. Aber seitdem ich von meinem Sohn den Vorgang im Klassenzimmer gehört habe, lastete es wie ein Alp auf mir — Ihnen mußte ich die volle Wahrheit sagen."

Aha, also deswegen ward ich im Boudoir empfangen. Im Konferenzzimmer wäre ich ja freilich um die Augenweide gekommen, ihre klassisch schöne Schulter zu sehen. Die an mich verschwendete Mühe, die mein Blut nur unnütz erschreckt hat, danke ich ihr nicht. Am liebsten hätte ich ihr eine recht häßliche,

Digitized by Google

schnoddrige Abfertigung zuteil werden lassen. Ich grollte ihr wegen dieser Intimität, mit der ich mich nun in der grauen Nüchternheit erst wieder abfinden muß.

Aber das war noch nicht alles, wozu ich herbefohlen war.

„Nun die Hauptsache, Herr Vikar. Ich bitte Sie darin nicht nur um Ihr Vertrauen, sondern auch um Ihr unverbrüchliches Schweigen.“ Sie beugte sich wieder vor und nahm meine beiden Hände. Ihr Duft ging über mich hin wie eine schwüle Sommerwelle, die weichen Frauenknie streiften die meinen, und es zuckte in meinen Sehnen. Ich senkte den Blick vor dem ihren, er grub sich in den tiefen Kimonoausschnitt ihrer Matinee. Sie ließ ihm volle Weide. „Es ist ausgeschlossen, daß Thaddäus in den großen Ferien zu seinem Vater geht. Wissen Sie, was er mir angedeutet hat? Etwas Furchtbares. Vielleicht hat er's nur gesagt, um mich seiner Liebe, seiner Treue aufs neue zu versichern. Aber es ist dabei doch das Grausamste, was eine Mutter von ihrem Kinde hören kann. Er würde sich eher das Leben nehmen, sagt er . . . Exaltiert, wie er ist, könnte er in einem Augenblick der Verzweiflung auch wirklich . . . Nein, nein, nicht auszudenken!“

Sie ließ meine Hände los und erhob sich. Am Fenster blieb sie stehn. Während sie ihre Matinee ordnete, begegnete ihr Blick im Spiegel dem meinen. Ob in dem meinen Groll oder Bewunderung stand, das weiß ich nicht; ich glaube, beides.

„Ich habe heute nacht einen Plan entworfen, Herr Vikar, der Sie vielleicht etwas abenteuerlich anmuten wird. Aber außergewöhnlich — Sie betonten es selbst — sind ja die Familienverhältnisse der meisten Pensionäre, die hier bei Ihnen Unterschlupf gefunden haben. Ich plane nichts weniger, als mir meinen Sohn vor dem Zugriff des Gesetzes zu sichern — ihn zu rauben, wie man's etwas romantisch ausdrücken könnte. Wie verworren auch immer die Verhältnisse in Deutschland sein und bleiben mögen — ich will nicht Tag für Tag davor zittern, daß mein Mann sich plötzlich mit einem richterlichen Entscheid ausrüstet und sich des Jungen bemächtigt. Ich will mir auch nicht vorstellen, was geschehen könnte, wenn es dann zwischen Vater und Sohn zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung käme. Ich werde also Thaddäus noch vor den Ferien von hier abholen, werde mit ihm ins Ausland gehn, zunächst ins Engadin, dann vielleicht nach Ägypten, wo ich Freunde in der nächsten Umgebung des Khediven habe . . . Jedenfalls werde ich mich von ihm nicht wieder trennen, bevor er mündig und vor jedem Gesetz befugt ist, über sich und seine Zukunft selbst zu bestimmen . . . Für diese nächsten Jahre aber, Herr Vikar, brauche ich einen vielseitig gebildeten Mann, einen Lehrer, Freund und Erzieher, einen Reisegefährten und Studiengenossen für meinen Sohn, vor allem einen ernsten, festen, verläßlichen Charakter. Der Mann, dem ich mein Vertrauen schenke, würde natürlich wirtschaftlich sichergestellt. Die Gage könnte in jeder gewünschten Währung angewiesen werden — ich habe im Ausland verschiedene Konten — und sie sollte so ausreichend sein, daß sie den Betreffenden noch für ein paar Jahre über das Dienstverhältnis hinaus unabhängig macht. Ich kenne Sie noch zu wenig, um Ihnen heute schon einen bestimmten Antrag machen zu können, Herr Vikar. Aber ich möchte Sie bitten, sich bis zu meinem nächsten Hiersein die Sache zu überlegen.“

Eine lange Pause danach. Mir war die Kehle etwas verklebt. Ich schluckte. Buntwechselnde Bilder — die Alpen, das Mittelmeer, südliche Gestade, Ägypten! Und die große Welt, erzogene Leute, die einen Buckel überhaupt nicht bemerken wollen! Eine ernste Lehraufgabe . . . hernach ein paar Jahre Freiheit, um eigenen Studien leben zu können! Aber gleich lachte ich mich aus. Das ist ja nur ein Versuchsballon, um mich in die Hand zu bekommen. Wird sie ihr mondaines Gefolge mit einem Krüppel belasten? Hat sie doch gar nicht nötig. Da gibt es gutgewachsene Herren mit epochemachenden Krawatten, die gut und gern ihre Pensionsansprüche an das armselige Deutschland hinopfern, wenn ihnen solch eine Aussicht eröffnet wird . . . Und ein tückischer Verdacht packt mich an: vielleicht hat auch schon Dr. Mödlin oder Dr. Klaibner unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem verlockenden Angebot gehört! Vielleicht ist dies nichts als ein raffinierter Bestechungsversuch, der ihrem Jungen noch mehr als bisher die allgemeine Aufmerksamkeit, die meistbegünstigte Ausnahmestellung sichern soll!

„Ihr Vertrauen ist sehr liebenswürdig, gnädige Frau,“ sage ich endlich höflich-kühl, „aber ich glaube nicht, daß ich mich für die Stellung eignen würde. Dazu ist der Gegensatz zwischen Thaddäus und mir zu groß.“

„In diesem Punkte könnte ich Sie beruhigen, Herr Vikar. Mein Sohn schätzt Sie — trotz Ihrer Strenge.“

„Aber es wäre mir auch nicht möglich, gnädige Frau, an einem Akt teilzunehmen, der eine richterliche Entscheidung umgehen soll.“

Nun blickte sie überrascht auf. „Oh!“ Und

Digitized by Google

ein mitleidig-bitteres Lächeln zieht ihre Mundwinkel herab. „Das geschriebene Gesetz, das von kalt berechnenden Männern geschriebene, geht Ihnen wirklich über das ewige, das heilige Gesetz der Untrennbarkeit von Mutter und Kind?“

„Ich muß schon auf dem Erdboden bleiben, gnädige Frau, auf den das Schicksal mich nun einmal hingestellt hat.“

Es gibt ihr zu denken. Sie hat sich den Triumph gewiß leichter vorgestellt. Nach einer Weile gibt sie mir wieder die Hand, hält die meine unnötig lange fest, so lange, bis sie sich erwärmt und ich rot werde. „Es hat ja noch Zeit, Herr Vikar. In ein paar Wochen oder Monaten werde ich vielleicht doch wieder den Mut finden, Sie noch einmal zu fragen. Für heute danke ich Ihnen, daß Sie mich angehört haben. — Übrigens möchte Thaddäus Ende der Woche den Unterricht wieder aufnehmen. Ich soll Ihnen seine Bitte übermitteln, ihm den Vorfall zu verzeihen. Wollen Sie so gut sein, ihn gelegentlich einmal aufzusuchen? Ich reise heute abend nach München zurück. Nicht wahr, ich kann ruhigen Herzens reisen, Sie tragen ihm nichts nach?“

„Er wehrt sich seiner Haut; das respektiere ich nur.“

Noch stundenlang begleitete mich eine Wolke von Frauenduft und Juchten. Und ein heimliches Locken steckte mir im Blut. Als hier oben für die Abreise gepackt wurde und der Verkehr zwischen dem Fremdenzimmer und Lilos Stübchen hin und her ging — melodisches Lachen der Prinzenmutter, das demimondaine Kichern und Kalbern von Melle. Berthe, dazwischen die helle, reine Jungmädelstimme von Lilo —, bracht' ich's nicht über mich, meinen Bau zu verlassen. Ich schlürfte dieses festlich bewegte Leben, das nach der langen Einsamkeit über mich hinstrich, wie einen berauschenden Trank.

Das Auto hat sie weggebracht. Ich stand am Fenster und hörte das Knattern und Fauchen. Den Erdboden sieht man von meinem Dachfenster nicht. Nur den Himmel. Heute ziehen im Frühlingswind zerrissene Wolkenschleier über die Milchstraße. Ich mache in Gedanken große Wanderungen da droben — so daß mir schließlich die Reise zum Nil als lächerlicher Katzensprung erscheint.

Auch Liselotte ist ins Vertrauen gezogen worden von Frau Marion Printz. Wer sonst noch alles? Dr. Mödlin legt den Kopf noch um drei Zentimeter mehr zurück; man sieht ihm jetzt direkt in die dichtbewaldeten Nasenlöcher. Unmögliche Vorstellung, daß eine Frau von Geschmack einen so widerlich aufgeblasenen Gesellen jahrelang in ihrer nächsten Nähe dulden würde.

Ich bin mir darüber klar, daß ich eine wenig anziehende Silhouette im Profil abgebe. Aber wenn ich vor dem Spiegel sitze, beim Rasieren, meine ich, der Kopf ist nicht schlecht. Wenigstens en face. Lilo hat mich dazu gebracht, etwas mehr Sorgfalt auf mein Äußeres zu verwenden. Mein Zahnbürstenbärtchen fand sie mottenzerfressen. Ich habe es geopfert, trage nur noch den kurzen, schmalen, spitz zugehenden Kinnbart, die Wangen ganz glatt. Der Kinnbart ist nötig, er verbirgt das viereckige, zu breite Nußknackerkinn, läßt es mindestens schmaler erscheinen. Die Stirn, die Schläfen sind gut modelliert. Lilo findet, die Augen seien das Beste an mir — aber nur, wenn ich mit ihr spreche. Sie verstehe, sagt sie, daß viele sich vor meinem Blick fürchten. Er könne stechend sein. In der Predigt neulich habe sie sich auch vor mir gefürchtet. Sie dringt darauf, daß ich mehr an die Luft gehe. Ich müßte die Stubenbleiche verlieren, sagt sie. Sie meint, ich würde mit den Jungen viel besser fertig, wenn ich auch etwas vom Sport verstünde, nicht nur ein Federfuchser wäre, wie sie sich ausdrücken. Ich lache sie aus. Übrigens treibe sie doch auch keinen Sport! Oh, sie habe nur keine Zeit, aber sie könne rudern, radfahren, reiten (als ihr Vater noch das Gut hatte, ritt sie immer mit ihm über Feld, natürlich im Herrensattel) und vor allem schwimmen. Vorigen Sommer habe sie's auf 35 Minuten gebracht. Sobald das Wasser auch nur ein bißchen wärmer werde, fange sie wieder an. Ganz frühmorgens schwimme sie dann immer im Stolper See noch vor dem Wecken. Das sei einzig schön. Weit und breit kein Mensch. Auch von Tante Elise keine Spur. Ich gestehe ihr, daß ich als Kind wohl angefangen habe, schwimmen zu lernen; weshalb ich die Schwimmanstalt dann aber wieder gemieden habe, kann sie sich ja denken: die unbarmherzigen Kinder mit ihrem grausamen Spott! Sie ist ein guter Kerl, die kleine Lilo. „Komm' nur einmal morgens mit hinunter, Onkel Gustav. Erst springe ich hinein, dann du, und dann schwimme ich neben dir, du kannst dich auf mich verlassen, ich bin stark.“ Nun, vorläufig wird man das Abenteuer noch etwas aufschieben müssen, denn heute zum Abend hat's wieder geschneit. Aber es ist dieses Jahr trotz aller Quälereien und Schikanen etwas Frühlingshaftes in mich gefahren. Ich freue mich auf etwas. Ist es sündhaft? Ich freue mich darauf, an einem hellen Frühlingsmorgen diesen wunderhübschen Jungmädelskör-

Digitized by Google

Das Märchenbuch. Gemälde von Prof. Heinrich Eduard Linde-Walter

(Berlin, Sezessionsausstellung 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

per im Stolper See schwimmen zu sehen. Oh, sie soll mich nicht vergebens eingeladen haben, die kleine Lilo, ich komme.

Montag, 5. Mai.

Gestern vormittag war für mich Predigt in der Hauptkirche angesetzt. Ich sagte mir gleich, das hat etwas zu bedeuten. Präparierte und memorierte also wie auf eine Probepredigt. Und richtig: der Herr Superintendent war zugegen. War gewiß von guten Freunden aufgeboten worden, die Klage über mich geführt haben wegen meiner ‚Entgleisung' zu Ostern. Hernach Aussprache auf einem Spaziergang, eine Art Verhör. Ich wußte, worauf es bei diesem Examen ankam, und bestand. Er zog befriedigt zu seinem Gänsebraten auf dem Retzowschen Gute ab. Wollte ja gar nicht in mein Herz sehn, von meinen Kämpfen hören, bewahre. War froh, daß ich ihm keine Handhabe gab, um gegen mich einschreiten zu müssen. Er ist der Mann der positiven Weltanschauung. Wie er sie auffaßt.

Im Unterricht ist's unheimlich still. Irgendeine Teufelei bereiten sie sicher wieder vor. Thaddäus erschien am Freitag zum erstenmal wieder. Tat, als wäre nichts gewesen. Gestern hat er trotz ärztlichem Verbot am Fußballspiel teilgenommen und muß nun heute wieder liegen. Ich war bei ihm und besprach das Extemporale mit ihm. Er besitzt verblüffend viel Sprachtalent, könnte auch im Lateinischen Hervorragendes leisten, aber für das Klassische hat er nun einmal keine Neigung, er erledigt es nur als Muß. Immerhin erledigt er's. Viele könnten sich an ihm ein Beispiel nehmen. Sein Hauptinteresse liegt gegenwärtig bei Ägypten. Er weiß also -- selbstverständlich — um den Plan seiner Mutter. Ich warte immer darauf, daß er mir einmal irgendeine Anspielung macht. Aber er verrät sich mit keiner Silbe. Verrät auch nicht, ob seine Mutter ihm von dem Engagementsantrag etwas gesagt hat.

Er hat sich in einer Berliner Buchhandlung mehrere Werke über Ägypten bestellt, Geschichte, Erdkunde, Kunst, Kultur, alles interessiert ihn. Die Bücher lassen auf sich warten, er ist schon ungeduldig. Mit Lilo suche ich heute nach dem Essen die Bibliothek durch, um etwas zu finden, was ihn einstweilen beschäftigen könnte. Sie sitzt eben auf der Leiter, strampelt plötzlich vergnügt mit den schlanken Beinen und hüpft mit einem kleinen Juchzer herunter. Hübsch gewachsen ist das Bengelchen —! Und sie zeigt mir triumphierend eine Abbildung des Amenophiskopfes, den wir im Berliner Museum haben, und ruft in ihrer lebhaften Art: „Ich wußte doch immer, daß Thaddäus mich an irgendwen erinnert. Aber ich bin ja bloß ein einziges Mal ins Museum gekommen, da blieb's nur ein flüchtiger Eindruck. Sieh dir mal den Kopf an, Onkel Gustav. Die schmale Schädelform, nicht? Und die Schläfen, die Stirn, die Nase! Du — und die Oberlippe, der ganze Mund! Ist es nicht täuschend?" Unbedingt eine überraschende Ähnlichkeit. Lächelnd sag' ich: „Gewiß spazieren noch allerlei Nachkommen vom alten Herrn Amenophis im Ägypterland herum — da wird Thaddäus also gar nicht weiter auffallen, wenn er dort seine Nilpromenaden macht und auf den Pyramiden herumklettert." Liselotte hielt den illustrierten Band, den sie Thaddäus bringen wollte, ans Herz gepreßt. „Ach — daß wir ihn wieder hergeben sollen!" sagte sie ganz beklommen. Sie erschrak wohl selbst über ihren Seufzer, denn flink war sie draußen.

Ihr hat er's also auch angetan, unser Prinz Thaddäus.

Morgen ist Himmelfahrt.

Ach, es verlangt mich endlich heraus aus dem kleinlichen Getriebe, in dem man selbst so armselig klein und argwöhnisch wird. Weshalb muß ich überall Feindschaft und Verrat wittern? Quelle all dieser geheimen Fehden, die jedes Vertrauen zersetzen, ist Thaddäus. Mindestens ist er die unschuldige Ursache.

Tatsächlich haben Dr. Mödlin und Dr. Klaibner von seiner Mutter denselben Auftrag bekommen wie ich. Natürlich auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Sie machten daraufhin den Versuch — einer nach dem andern — bei Vetter Theodor ihre Gehaltsforderungen in die Höhe zu schrauben. Und da kam's auf beiden Seiten zu verdutzten Gesichtern. Denn Liselotte hat Vorsehung für mich spielen wollen, das liebe kleine Schaf, und so wußte Vetter Theodor bereits seit vierundzwanzig Stunden, welch ehrenvoller Ruf auch seinen unscheinbaren Herrn Vikar vom Stolper See zur Cheopspyramide hat locken wollen. Theodor und Elisabet in heller Entrüstung über Frau Marion Printz als Verführerin der drei Säulen des Instituts, über diese drei wankenden Säulen selbst, besonders aber die eine, und — vor allem — über Thaddäus, dem man eine solch glänzende Ausnahmestellung geschaffen hat und der sich nun nach wenigen Monaten Pensionszahlung schon mit so nichtsnutzigen Ausreißegedanken trägt. Privatkonferenz der beiden Herren Kollegen in Frau Elisabets Besuchszimmer mit den Anti-

Digitized by Google

makassars, Ergebnis das von Dr. Mödlin und Dr. Klaibner gewünschte. Ich gehöre ja zur Familie, bekomme also keine Gehaltserhöhung — aber desto empörtere Vorwürfe. Das sei nun der Dank —! Dabei bin ich Frau Marions Antrag doch überhaupt nicht nähergetreten und denke jetzt, wo eine Allerweltskonkurrenz für die Prinzenerziehung am Nil eröffnet zu sein scheint, noch weniger daran als zuvor. Es ist mir wieder einmal mein ganzes Sündenregister vorgehalten worden. Eigentlich esse ich hier das Gnadenbrot. Ich weiß es. Aber man braucht mir's doch nicht zu sagen.

Ich hätte Liselotte für ihren dumm-gutmütigen Seitensprung am liebsten tüchtig die Ohrläppchen gezaust. Aber das gute Kind hat es ja selbst wieder schwer genug. Von allen Seiten wird ihr zugesetzt. Sie versucht ein tapferes Lächeln wie stets, aber mich täuscht sie nicht. Ich merk's bei Tisch an manch bösem Blick, den ihr das hohe Direktorium zuwirft, daß man ihr die Einmischung sehr übel genommen hat. Wo's nur immer geht, läßt Tante Elise ihre schlechte Laune an ihr aus. Außerdem hat sich Thaddäus von ihr abgeschlossen, weil er sie für schwatzhaft hält. Und die Jungen haben den Boykott über sie verhängt, weil sie trotz mehrfacher Verwarnung fortfährt mit mir zu verkehren. Armes Ding.

Gestern früh, als ich in die Geschichtsstunde abziehn will, finde ich auf meinem Waschtisch einen Zettel mit ein paar Kritzelworten: ‚Nicht erschrecken, im Katheder schubkasten sind Mäuse.' Eine freundwillige Warnung der Kleinen. Ebenso heute vormittag das Maikäfer-Avis. Es raubt den Jungen einen Mordsspaß, wenn man sachlich bleibt und gelassen, den Klassendienst anweist, bei Gelegenheit den Kram wegzuschaffen: „Die Abc-Schützen von drüben haben sich wohl wieder ein Witzchen erlauben wollen, um euch zu amüsieren, aber was denken sich die Hosenmätze, mit sechzehn Jahren ist man über solche Kindereien doch hinaus." Sie bosen sich darüber, daß sie mir nichts anhaben können.

Thaddäus ist wieder gegen alle ganz verschlossen. Und eine gewisse Gereiztheit aller gegen mich ist unverkennbar. Doch ich hüte mich, sie zu bemerken. Wie mit Elektrizität geladen ist die Luft jetzt.

29. Mai, Himmelfahrtstag.

Nun geht der Tag, der so trübe begonnen hat — mit einem griesgrämigen Regenwolkenhimmel, mit Bosheiten der Jungen, mit Sauertopfmienen aller Erwachsenen wegen der politischen Alarmnachrichten —, doch noch mit einem Lächeln zu Ende.

Lilo kommt eben an meine Tür gehuscht, geheimnisvoll, abenteuerlustig. „Onkel Gustav," flüstert sie, „liegt dein Badeanzug bereit? Morgen früh um fünf spring' ich ins Wasser. Kommst du mit?"

Ich hab's schon nicht mehr zu hoffen gewagt. Aber es ist schon alles seit Wochen parat. Der Flickschneider von Nowawes hat mir nach meinen Angaben einen schwarzen Schwimmanzug gebaut, in dem ich leidlich aussehe. Seit Ostern treibe ich Zimmergymnastik: Schwimmbewegung, bäuchlings auf dem Stuhl liegend. Ich freue mich. Aber im Unterleib ist mir's, als ob ich an Bord nach Amerika sollte.

Freitag, den 30. Mai.

Liselotte reibt mit der flachen Hand an der dünnen Rabitzwand, die ihr Bett von dem meinen trennt. Ich reibe auch. Stummes Erkennungszeichen der Verschworenen. Ich bin längst munter, höre jede ihrer Bewegungen. Sie schlüpft in ihren Schwimmanzug, ich höre das leise Anklatschen des Gummibands, indem sie ihre Schwimmhaube übers Haar zieht. Dann geht die Tür. Leise, leise. Ich stecke im Nu im schwarzen Sportgewand, in den Sandalen, im Bademantel, und wage mich hinaus, hinunter, ihr nach.

Über den Spielplatz sind's vom Haus zur Badeanstalt nur hundert Meter, aber ich mache den Umweg durchs Wäldchen, damit mich kein Frühaufsteher vom Fenster aus sieht. Lilo schwimmt schon. Ich sehe nur die rote Kappe. Aber sie kommt klappernd heraus, kann kaum sprechen vor Kälte und springt den Steg zur Kabine zurück, wo ihr Bademantel hängt. „Dein Gürtel, Onkel Gustav!" Ich muß mir einen Gürtel umtun, den sie selbst konstruiert hat. Wie sie so klappernd und blau und mit triefender Nase, zitternden Gliedern und offenem, lachendem Mund bei mir steht, in der dicht anklatschenden schwarzen Hülle, ist sie für mich nur der kleine Sportskamerad. Sie faßt mich mit der Linken im Rücken am Gürtelband, ganz kouragiert, und wir stoßen von der Treppe ab. Theoretisch kann ich längst schwimmen, es fehlt nur die Praxis. Ich habe eine Hundeangst, japse, schlucke Wasser, will mich an ihr festhalten, aber sie streckt weit den Arm von sich, rudert einseitig rechts. Immer, wenn ich mit dem Kinn zu tief sinke, gibt sie mit der Linken eine kleine Hilfe. Ruhig atmen, ruhig atmen! Ja, ich weiß es. Und in aller Unschuld meint sie nach der ersten kleinen Runde: „Du mußt doch eigentlich einen viel größeren Atemvorrat haben als

Digitized by Google

andre, Onkel Gustav, denn dein Brustkasten —" Ein guter Kerl, sie nennt es Brustkasten. Und stellt sich vor, er sei ganz mit Luft gefüllt. Wackerer kleiner Schwimmeister.

Sonntag, den 1. Juni.

Heut wird pausiert. Die Jungen können die Feiertage ja nicht früh genug beginnen. Und überraschen darf uns keiner.

Was ist mir jetzt Herodot, was Treitschke, Fridericus und die Evangelisten? Eine Wasserratte bin ich geworden. Ich bin nur auf der Welt, um morgens, eh' die Hähne krähn, die zwanzig heimlichen Minuten im See zu erleben. Das zweite-, das drittemal stieg meine Furcht, ich verlor den Atem. Aber da lacht mich das gute Fischottergesicht meines kleinen Schwimmeisters an, hilft ein bißchen, beruhigt mich, und ich überwinde den Schweinehund in mir, der feige sein will. Ich mache rasche Fortschritte. Liselotte lobt mich. Tja, mit so einem Brustkasten!

Mittwoch, den 4. Juni.

Es hat noch immer niemand etwas gemerkt. Morgen schwimme ich mich frei.

Pfingstsonnabend.

Heute hat mein emeritierter Schwimmmeister Mühe gehabt, mich aus dem Wasser zu bringen. Der zehnte Tag unseres Morgenidylls. Vorläufig der letzte, denn Lilo muß morgen nach Schwerin, muß Onkel und Tante zu unserem Familienheiligen und höchsten Kirchenlicht begleiten, Professor Dannegger, der seinen 80. Geburtstag feiert. Dort wird mancherlei Unzutreffendes über mich gesagt werden. Aber was kümmert's mich. Liselotte braucht mir gar nichts davon wiederzuerzählen. Ich will versuchen, einmal ohne Ärger auszukommen — solang mir das Schicksal die Gnadenfrist läßt.

Liselotte ist neu aufgelebt. Ich denke, sie hat sich mit Thaddäus ausgesöhnt. Ich frage sie nicht. Wir haben Wichtigeres vor. Ach, wie die Kinder sind wir. Was für ein guter Mensch ist man doch, wenn man schwimmt. Man betet Gott im Wasser an. Lacht keinen Deisten mehr aus. Und selbst zu einem Stückchen Gott in der Natur wird man, wenn man sich entschlossen herumwirft und auf dem Rücken schwimmt. Den Kopf ganz zurück, das Wasser in den Ohren, aber die Augen groß zum Himmel aufgeschlagen, losgelöst von allem, trunken vom Glück dieser Minuten. So trieb ich heute eine ganze Weile in der sachten Strömung. Aber Liselotte holte mich endlich ein und zog mich zum Steg. Es war schon fünf vorbei und die Mehrzahl der Schüler sollte um sechs Frühstück haben, um die Pfingstwanderung anzutreten. Da mußte sie also schleunigst die Mädchen wecken, die grundsätzlich verschlafen.

Es ist mir ein Rätsel, wie Liselotte es anstellt, um in den paar Stunden, die ihr bleiben, zu schlafen, sich an- und auszuziehen, ihr schweres, volles, schönes Haar zu pflegen, ihr Zeug zu flicken — und auch gar noch die Bücher zu lesen, die Thaddäus ihr gibt. Es sind schwere Sachen, die sie beide noch nicht verdauen können, Lilo schon gar nicht. Aber ich mische mich nicht ein. Was hab' ich mit sechzehn Jahren alles für Wälzer verschlungen. Heute graut mir's.

Unbemerkt aus dem Haus zu kommen, ist nicht schwer. Aber vor der Rückkehr ist mir's immer ein wenig bange. Lilo huscht voran. Mit ihren nackten Füßen läuft sie so geschickt über Sand und Gras und Stein und Holzboden; man hört ihren Eilschritt kaum. Ich folge dann schon etwas plumper, tapsiger, hinterlasse auch stärkere Regenspuren auf der Treppe, und je mehr ich mich beeile, desto größer ist die Gefahr, daß ich ausgleite. Erlöst bin ich erst in meiner Dachstube.

Während ich noch atemlos schrubbere, mich abzapple und zähneklappernd in das trockene Zeug steige, hör' ich sie schon wieder ihre Kammer verlassen. Ich glaube, die trocknet sich überhaupt nicht ab. Kappe vom Kopf herunter, Schneckerln übers Ohr gerutscht, eins, zwei, drei steckt sie in ihrem Dirndl. In der ganzen Zeit bin ich nicht mehr dazu gekommen, mir vorzustellen, daß sie ja eigentlich ein ganz wonniges junges Weib ist. Im Wasser ist sie eben nur ein Fisch. Und wenn sie in ihrem klatschnassen Zeug über die Treppe hinwegturnt und triefend und sich schüttelnd auf ihren Bademantel losspringt, dann wirkt sie höchstens als drolliges Amphibium. Das Schwüle, Schwere, vor dem ich mich gefürchtet habe — und das mich doch lockend so viel beschäftigt hat —, ist in dem naßkalten Element gelöst, zerronnen. Und es ist gut so. Alles Menschenvertrauen müßte sie ja verlieren, die Kleine, wenn sie ahnte, wie ich ihr oft bei ihrer primitiven Badetoilette geholfen habe, in hitzigen Phantasien, deren ich mich hernach immer schämte.

Pfingstmontag.

Aus dem ganzen Reich gibt's wieder unheilschwangere Zeitungsnachrichten. Neue Revolution in Sicht. Da und dort wird geschossen. Willst du nicht mein Bruder sein, schlag' ich dir den Schädel ein.

Hier herrscht tiefer Ferienfriede.

Gestern und heute gepredigt. Schlecht und recht. Maien am Altar. Ich wollte den paar Altchen, die mir zuhörten, das Fest nicht verderben. In aller Frühe heute eine Nottaufe

Digitized by Google

in Kohlhasenbrück. Dann eine Stunde gerudert auf dem See. Sonst Hausunke gespielt. Gelesen, gelesen. David Strauß. In der Nacht Himmelsstudien durch Vetter Theos Fernrohr getrieben. Alles im Hause ausgeflogen. Es ist wundervoll beängstigend. Nur Liselotte fehlt mir natürlich sehr.

Dienstag, den 10. Juni.

Endlich klingt Lilos liebes Stimmchen wieder durchs Haus. Die Schweriner Reisenden sind soeben angelangt. Frau Elisabets messerscharfes Organ stellt auf dem Treppenabsatz fest, daß eine Scheibe zerschlagen ist. Schon schrillt's: „Liselotte — Liselotte!" Echt weibliche Logik. Das große, öde, weite, leere Haus ist nur belebt, wenn Lilo darin weilt. Ich hoffte, sie würde heraufkommen, um abzulegen, so daß ich ein paar Worte von ihr höre. Aber sie wird unten gleich wieder von tausend Geschäften in Anspruch genommen. Nirgends klappt's, alles scheint in Unordnung. „Das hat man nun davon!" sagt Frau Elisabet auf der Diele in strafendem Ton zu ihrem Mann. Und dann schnappt eine Tür und verschluckt sie für eine Weile.

Ich muß Vetter Theodor anstandshalber Bericht über die beiden Pfingsttage erstatten. Dann steige ich in den Garten und nehme ein paar Atemzüge Flieder, Frühling — und Jugend, falls ich Lilo erwischen sollte.

Am Abend.

Flieder — Frühling — Jugend sucht' ich im Garten. Ja, ich fand alles, alles. Aber es gehört nicht mir.

Mit Wandervogelliedern aus dem Zupfgeigenhansl sind alle vierunddreißig Pfingstausflügler in die Anstalt wieder einmarschiert. Turnlehrer Kaller und Dr. Klaibner spielen die guten Kameraden, tragen Schillerkragen und zeigen ihre braunroten unrasierten Hälse. Thaddäus hat den Marsch mitgemacht, immerhin 92 Kilometer alles in allem. Unter Hallo stürmt das wilde Heer ins Haus, um großes Seifenfest in der Waschküche zu feiern und sich dann in den Stolper See zu stürzen.

Im Obstgarten ist's still und sonnig. In der Fliederlaube leg' ich mich auf die Bank, die Hände im Nacken auf der Seitenlehne. So kann ich am besten nachdenken. Oder auch träumen. Ich bin seit Himmelfahrt immer so müde. Der Frühling und die ungewohnte Anstrengung desFrühaufstehens undSchwimmens. Während Lilos kleiner Reise hab' ich freilich das Schwimmbad geschwänzt. Es lockte mich nicht; und ich brauchte den Morgenschlaf. Aber Lilo wird mich auszanken wegen meiner Faulheit, denk' ich noch, indem ich so liege und in den Flieder schaue.

Da kommt sie plötzlich. Ich hör' ihr liebes, lebhaftes Stimmchen, hör' ihr Lachen. Sie sucht mich gewiß. Ich will aufspringen. Aber da klingt doch eine zweite Stimme mit? Thaddäus. Er erzählt von der Wanderfahrt — sie erzählt von Schwerin. Sie lassen einander kaum Zeit auszureden, immer fällt das andere ein. Und sie lachen, lachen. So munter und jung und hellgestimmt kenn' ich Thaddäus noch gar nicht. Ich sollte mich darüber freuen, daß er sich endlich einmal fidel und jungenhaft gibt, so wie's seinen sechzehn Jahren zukommt. Aber doch bohrt in mir gleich der Neid. Ich gönne es ihm nicht. Weil Lilo ihn in dieser glückhaften Stimmung sieht und reizend finden muß.

„Was hast du im Auge, Thaddäus?" unterbricht sie das Geplauder. Sie bleiben stehen. Er gibt irgendeine Erklärung. „Komm mal, halt' still!" Sie stehen auf der kleinen Obstwiese unter dem Birnbaum, der noch einen Teil seines Festschmucks trägt. Sie holt aus dem Mieder ihr Tüchelchen, und er parodiert den Ergebenen, indem er sich vor ihr auf beide Knie niederläßt und die Arme ausbreitet. Immer königlich und festlich, der Bengel, auch wenn er den Sklaven spielt. „So ist's recht!" meint sie lachend und lehnt seinen Kopf behutsam gegen ihren Schoß, rollt ihm geschickt das linke Augenlid um und tupft hauchzart einmal, zweimal. „Kohlegrus. Wo habt ihr euch nur 'rumgetrieben? Nein, Hände weg, nicht ins Auge fassen, scharf nach links sehn. So. Ja, tränen muß es." Sie bilden eine hübsche Gruppe. Und den Jungen muß plötzlich der Übermut packen. Er schlingt beide Arme um ihre Beine, steht auf und hebt sie hoch, dreht sich mit ihr im Kreis. Sie faßt ihn an beiden Ohren. „Thaddäus —!" kreischt sie halblaut auf und strampelt. Er lacht, wird immer wilder. Dicht an der Laube fegen sie vorbei. Er trällert irgendeine Melodie, lacht dazwischen, jetzt schon atemlos von der Anstrengung, vielleicht auch von der Erregung. Etwas taumelnd bleibt er stehn, läßt sie langsam an sich herabgleiten. Sie lacht, erregt wie er, beeilt sich auch nicht, den Boden zu finden. Es ist, als ob die jungen Körper die geheime magnetische Kraft spürten und auskosteten. „O du —!" sagt sie erschöpft und verwirrt. Er hält sie in seinen Armen fest, noch immer, auch als ihre Füße den Boden berührt haben; ihre Kleider haben sich verschoben, so fest preßt er sie. „Böse?" fragt er. Sie schüttelt den Kopf und lacht. Und faßt ihn mit beiden Händen unter den Ohren am Hals und küßt ihn mitten auf den Mund.

Digitized by Google

„Dummerjan!“ sagt sie. Aber dann wischt sie sich die Lippen und spuckt. „Pfui, ihr habt geraucht!“ Ich litt, ich litt unter alledem. Kam mir erbärmlich vor in meiner Zuschauerrolle. Und dabei fauchte der Neid, die Eifersucht in mir. Ich werde mich jetzt laut räuspern, um sie zu erschrecken, denk' ich mir aus. Er hat bei ihr eingehängt, spricht heimlich auf sie ein, anders als vorher. Sie senkt den Blick, ist ziemlich rot geworden. Zwischen dem Fliedergebüsch gehn sie weiter. Nein, wenn sie mich entdecken, werde ich tun, als sei ich fest eingeschlafen. Ich schließe auch die Augen. Aber ich höre das ganze Gespräch.

„Das ist doch Unsinn, Lilo, warum sagst du mir das? Noch nie geküßt. Was wäre denn dabei?“

„Wenn es doch aber so ist. Und wen denn? Einen von den Jungens etwa? Die kenn' ich fast alle, als sie noch Vorschüler waren. Lauter Rüpel. Und sonst? Aber du — du bist wohl ein Schlingel. Immer gewesen. Sag', du hast natürlich viel Hotelbekanntschaften gehabt und viel geflirtet. Wo ihr an der Riviera wart, in Baden-Baden.“

„Mit den Augen haben sie geklappert, ja, das schon. Aber ich war meistens zu faul.“

„Du redest dich bloß aus, Thaddäus. Was ist das für ein Bild auf deinem Nachttisch, das du weggestellt hast, solang deine Mama dä war?“

„Das hast du bemerkt?“ Er bückte sich nach einem Stein und warf nach einer Krähe, die sich auf einer Föhre wiegte und kreischend davonflatterte, als der Stein den Ast traf. „Ach, das war Barbara. Ja. Meine Erzieherin. Ich hatte doch neben dem Hauslehrer immer ein Fräulein für Französisch oder Englisch und Klavier. Gräßliche Schachteln meist. Sie hatten viel auszustehn bei mir. Aber Barbara war nett. Sie war auch nur zur Aushilfe. In München. Und sie war die letzte.“

„Sie ist sehr schön, Thaddäus. Und Erzieherin? Sie kann doch kaum zwanzig sein.“

„Sie war wohl schon sechsundzwanzig, aber auf dem Bild war sie erst siebzehn, das liebte ich von allen am meisten.“

„Nicht nur das Bild, Thaddäus.“

„Ich glaube, ich habe sie sehr lieb gehabt. Ich war sehr unglücklich damals. Mama weinte immer, hatte viel Kummer, viel Migräne, die Lehrer kamen ein, zwei Stunden, gingen wieder, ich war so oft allein. Berthe war mir immer verhaßt. Und als ich die Masern bekam — ich war schon beinahe sechzehn, und der Arzt sagte, da sei damit nicht zu spaßen —, zog Barbara ins Zimmer neben mir, sie hatte die Masern schon durchgemacht und fürchtete sich nicht, und da ... Es war wie im Fieber ... Sie kam zu mir, oder ich ging zu ihr, und da lernt' ich, was küssen ist. Sie hat gesagt, sie liebe mich wahnsinnig, aber weil es doch unmöglich sei ... Jetzt ist sie längst verheiratet, sie hat mir noch ein paarmal geschrieben. Aber ich hab' nicht mehr geantwortet. Die neue Barbara ist für mich tot. Ich will nur noch an die denken von damals in München. Und am liebsten ist mir die, die ich nie kennen gelernt habe, die auf dem Bildchen, als sie noch siebzehn war.“

Eine Weile Schweigen. Plötzlich stampft Liselotte auf. „Oh, jetzt ärgere ich mich, jetzt ärgere ich mich!“ und huscht davon. Thaddäus ihr nach. „Lilo —!“

Vom See her wälzt ein Mordslärm heran. Der erste Badetrupp kommt schreiend über die Spielwiese. Einer der Jungen hat im Röhricht eine junge halbflügge Krickente erwischt. Im Triumph bringt er sie ins Haus.

Ich erhebe mich. Bin ziemlich kreuzlahm. Und wie gealtert komm' ich mir vor. Oh, ich alter, alter, armer Tor. Achtundzwanzig werd' ich im November. Eine Jugend hab' ich nie gehabt. Und nun ist schon ein neues Geschlecht da, das seine Jugend fordert, seinen Frühling.

... Unterbrechung ... Lilos leichter Schritt auf der Treppe. Sie pocht leise an, öffnet flugs einen Türspalt. Warum ich nicht beim Abendbrot war, fragt sie. Ich zucke die Achseln. „Es war mir nicht danach.“ Aber morgen früh käme ich doch wieder zum Schwimmen mit? Sie hätte mir noch so viel zu erzählen. Von Schwerin. Und überhaupt. Ich nicke ihr lächelnd zu. „So so. Und überhaupt. Ja, da muß ich wohl, Liselotte.“ Sie wünscht mir Gute Nacht. „Und bleib' nicht so lange am Schreibtisch sitzen, Onkel Gustav. Davon wirst du nur alt.“ Husch, ist sie weg.

Kleine Philosophin. Wie recht sie hat. Jung sein ist unterm Flieder leichter.

Im Gebüsch unten schluchzt eine Nachtigall. Alle Requisiten für das Liebesspiel sind da. Aber nicht für mich gestellt.

Bevor Liselotte einschläft, seufzt sie jetzt immer ein paarmal; heut spricht sie ein paar verträumte Worte. Nun hör' ich den jungen Körper sich umdrehn. Und dann liegt sie wie ein Sack bis um halb fünf. Ich glaube, morgen früh lass' ich sie allein zum See gehn.

Nach einer langen, bösen Pause.

Vierzehn Tage lieg' ich. Der letzte Kalenderzettel zeigt den 10. Juni. Heute ist der 25. Ich kann noch nicht schreiben, die Hand ist matt und zittert. Aber das Buch hab' ich mir aus dem Schreibtisch geholt. Im Bett verwahr' ich's.

Digitized by Google

Der Arzt kommt alle Tage. Kommen sie zu mehreren, dann schließe ich die Augen. Elisabets messerscharfes Flüstern schneidet mir ins Gehirn. Vetter Theodor spricht geschäftig, geölt, teilnahmlos wie bei einem Leichenbegängnis III. Klasse.

Liselotte sitzt oft allein bei mir am Bett, weint und hält meine Hand. Ich versuche dann zu lächeln. Aber sprechen kann ich nicht.

Der erste Blick in den Spiegel ... furchtbar! Das ledergelbe Gesicht. Der scheußliche Bart. Wie Fagin im Oliver Twist seh' ich aus.

Ich muß erst Ordnung in meine Gedanken bringen. Es ist mir noch alles wie im Fieber. Wie im Fieber. Das sagte Thaddäus damals. In all die Schrecknisse drängen sich immer die Bilder von Barbara und Liselotte. Gaukelbilder, die mich narren.

Das Schreckliche ist geschehen den 11. Juni; das war der Mittwoch nach Pfingsten.

Es war an dem Morgen früher als sonst, daß ich Liselotte aus dem Bett springen hörte. Sie klopft nicht, weil man das im Haus wahrnehmen könnte, sondern reibt mit der flachen Hand im Kreis an der Tapete. Das war immer unser Zeichen. Und wie immer komme ich dann leise hinter ihr her. Einmal ist mir's auf der Treppe, als klappt ein Türspalt. Es war wohl im Schlafsaal überm Speisezimmer. Da will mich noch etwas warnen. Aber das Locken ist stärker. Ich muß, ich muß Liselotte sehn und sprechen. Ich muß ihren Mund sehn, der gestern die Amenophis-Lippen geküßt hat. Und unvorsichtiger als sonst nehm' ich den Weg quer über den Spielplatz. „Da — da —!" klingt's von obenher, irgendwoher aus der Luft. Rief es eine Stimme? War es ein Krickentenschrei? Eine Krähe? Eine aufflatternde Spatzenschar? Lilo zieht schon im See ihre ruhigen Bahnen. Wirft sich herum, legt die rote Mütze tief ins Wasser zurück, streckt das Kinn in die Höh' und spielt „ertrunken". Nur die Hände machen wie Flossen winzige Bewegungen. „Ganz warm, Onkel Gustav," sagt sie halblaut und behaglich. Und ich hänge den Mantel an den Haken und bin auch schon gleich im Wasser.

In diesem Augenblick ein fürchterliches Geschrei vom Hause her. Ich seh' es fleischrot, hellbraun, weiß und buntfarbig gemischt über den Spielplatz kommen, eine Menschenwelle, zwanzig, dreißig, vierzig nackte Jungen, nur in Badehosen, ein paar Knirpse mit ihren Schweinsblasen. Ein Höllenlärm.

Ich habe sofort ganz ohne Besinnung gehandelt. Stoße Liselotte, die mein Entsetzen sieht, sich herumwirft und auf mich zuhält, von mir und schwimme mit hastigen Schlägen in den See hinaus. Sie hat die Ohren voll Wasser, aber ein Blick zum Ufer muß ihr meinen Schreck wohl erklären ...

Was am Ufer, auf dem Steg, auf der Treppe zum See vor sich geht, weiß ich nicht. Ich fühle nur die Hast, die Angst ... Jetzt fallen sie über dich her ... Und ich will ihnen entfliehen.

Fliehen! Fliehen! Immer und immer wieder hab' ich's in diesen Tagen der Krankheit, des Fiebers durchgemacht, tausend- und tausendmal! Die Angst vor dem Spott, vor irgendeiner Roheit meiner Peiniger, die Angst vor dem Ermatten, bevor ich das andre Ufer erreicht habe, die Angst vor dem Ertrinken! Ich höre mich schnaufen, ächzen, schlukken, stöhnen. Hinter mir das Gejohle. Es folgt mir, kommt näher. Überm Wasser klingt alles so laut, so gewaltsam. Das ist die überschlagende Stimme von Hans J. Krause. Und das ist Karl Taubert. Das ist Kaspar Bruneck, der kleine Graf Schlüchtern. Und Erich von Froben. Ja, der auch. Sicher ist auch Thaddäus dabei. Oh, aber sie sollen mich nicht greifen!

Was ist Wirklichkeit, was ist Fieberwahn?

Ich schwimme nicht mehr, jetzt ist es ein Luftkampf, wie die Flieger ihn im Krieg beschrieben haben. Und nun wieder ein Wühlen im Stollen. Schilderungen von der vordersten Front. Der Kampf unter Tage, alles unterminiert. O das Grauen. Und nun schlägt die Flut über mir zusammen.

Nur der eine Wunsch: so, jetzt ein Herzkrampf, dann ist alles überstanden.

Wenn man am Ufer über den See hinblickt, an dieser Stelle, wo er so schmal ist, kaum achthundert Meter, dann glaubt man, es ist ein Kinderspiel, einen Kieselstein hinüberzuschleudern. Aber die Strecke dehnt sich, dehnt sich. Ich sinke, schlucke Wasser, paddle wie ein Frosch, will mich festhalten ... Alles versinkt mit mir, das Sonnenlicht, die grüne Flut, das Ufer mit den verstreut am Kiefernsaum liegenden Landhäusern. Ein rotes Dach sehe ich. Das sehe ich noch, als ich unter Wasser bin, die Augen aufreiße, indem das Wasser in Mund und Nase dringt und mich würgt und mich zwingt, noch einmal die schlapp gewordenen Arme auszustrecken, um Auftrieb zu bekommen ...

Ein paar Fäuste fühle ich. Sie ziehen mich hoch. Ich breche das Wasser aus. Die Augen schmerzen. Ich tunke wieder, breche noch einmal. „Haltet ihn! Haltet ihn! Thaddäus kommt!" Ich weiß nicht, wer es gerufen hat. Wie eine Schreckensfanfare klingt's über die Seefläche.

Doch ich weiß, jetzt kommt erst das Furchtbarste. Jetzt kommt *er*. Jetzt kommt *seine*

Digitized by Google

Rache. Sie haben alles abgekartet. Vor ihm soll ich gedemütigt werden. Die Stunde der Vergeltung für damals. Sie werden mich tauchen, grausam, so lange, bis ich ihn um Verzeihung bitte.

Da klammere ich mich voller Verzweiflung an den Nächsten, an seinen Hals, presse ihn, würge ihn. „Ihr — ihr — Meute!"

Es ist ein Gesicht, das ich mich nicht entsinne, je vorher gesehn zu haben. Wie aus dem nassen Gesicht zwei Schellfischaugen blöde mich anstarren, immer blöder werden, erlöschen ... Das Geschrei verstärkt sich ... Ich stoße mich von dem Bürschchen ab. Bin frei. Es ist kaum dreißig Schritt mehr bis zum Ufer. Ich mache Schwimmbewegungen, so energisch ich noch kann, aber ich vermag die Knie jetzt nicht mehr vorwärtszubringen. Auch die Arme sinken und stoßen auf Widerstand. Halten sie mich nun auch von unten her fest, meine Peiniger? Ich will schreien. Aber ich bin zu matt. Nun ergebe ich mich in alles und lasse mich vollends sinken. Doch ich sinke nicht, ich kauere nur bis zur Brust im Wasser: ich habe Grund unter mir. Taumelnd raffe ich mich auf, rutsche aus, gleite wieder zurück, paddle weiter ... Johlendes Gelächter hinter mir ...

Endlich bin ich im Schilf. Ich lasse mich todmatt hinfallen. Ein paar Atemzüge; die Brust keucht; Übelkeit schnürt mir die Kehle zu.

Indem ich mir mit den Händen über die Augen fahre, die Lider auspresse, bemerke ich, daß ich blutige Finger habe. Blut rieselt auch über die Arme. Ich schrecke auf. Ein feiner, stechender Schmerz. Jetzt auch am rechten Fuß. Oh, das ist's: wie mit feingeschliffenen Messern schneidet mir das Schilf in die Haut. Ich taumle vom Ufer zwischen dem Streifen Gartenland der Villenkolonie und dem Kiefernwald geradeaus weiter und weiter. Vom Wasser her klingt mir noch immer das Johlen nach. Einzelne Rufe von Schwimmern. Ein Chorus Lachender, die dicht am Ufer schon auf Grund stehn und einander spritzen.

Erschöpft werf' ich mich am Waldweg neben ein paar Kieferkusseln nieder.

Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht.

Plötzlich hör' ich die Stimmen näher. Sie sind mir gefolgt, sie wollen mich einfangen.

Ich reiße mich in die Höh', beginne zu laufen. Instinktiv in der Richtung auf die Brücke, die den Stolper See mit dem Luch verbindet. Und kurz vor der Brücke seh' ich sie hart am Ufer ankommen. Zwanzig, dreißig. Sie schreien, winken. Ich sehe die nackten Leiber, die bunten Schwimmhosen. Dazwischen eine schlanke Gestalt, die größer wirkt als alle. Thaddäus. Als einziger steckt er in einem Anzug: langer Hose und Jacke. Naß, triefendnaß klatscht das Zeug ihm an.

Jetzt handelt sich's darum, wer zuerst die Brücke gewinnt. Das wird ein Wettlauf.

Ich trete auf Steine, in Furchen. Ich sehe das Blut an mir hinabrieseln. Die wunden, blutenden Füße tragen mich kaum mehr.

„So halte doch, so halte doch, Onkel Gustav!" Ich glaube, es ist die Stimme von Thaddäus.

Oh, ihr sollt mich nicht kriegen! Lebend nicht!

Und über die Brücke geht's. Mit hundert Schritt Vorsprung. Weiter, weiter. Am Gartentor kommen mir Vorschüler entgegen. Sie wollen erst über mich lachen, aber als ich an ihnen vorbeirenne, fahren sie zurück. Weil sie das Blut sehn? Mein Gesicht?

Von der Schwimmanstalt fegt eine Gestalt im fliegenden weißen Mantel auf mich zu. Liselotte. Ich höre nicht mehr, was sie sagt.

Der Gärtner steht im Hof, reißt die Augen auf. Aus dem Kücheneingang tritt das Spülmädchen. Ich habe nur noch einen lahmen Trott. Auf der Stufe zum Hauseingang rutsche ich aus. Ein paar Arme helfen mir. Ich sehe dann noch die Treppe, mein Zimmer, das Bett. Was hernach mit mir geschehen ist, daran blieb mir keine Erinnerung.

Sonntag, den 29. Juni.

Ich hatte das Buch weggeschlossen, um nicht wieder in Versuchung zu kommen, Erinnerungen an den gräßlichen Tag einzutragen. Liselotte hatte mir das Versprechen abgenommen. Sie meint, an meinem Rückfall vom Donnerstag sei nur das Schreiben schuld, ich hätte mich dabei zu sehr aufgeregt. Und sie droht, wieder den Arzt auf mich zu hetzen. Aber heute ist alles so still in mir, daß ich's wagen kann, das Buch wieder aufzuschlagen. Der Superintendent, der heute selbst gepredigt hat, war nach dem Gottesdienst bei mir. Sprach von Kirchendingen, den Episteln und von Rippenfellentzündung. Bei seiner Schwägerin sei zu einer Rippenfellentzündung noch ein Lungenaffekt hinzugetreten, weil sie sich nicht geschont habe, und das habe ihr damals den Rest gegeben. Er war väterlich. So etwa wie ein Oberstabsarzt der Vorsehung. Alle Krankheiten sind Prüfungen. Abgetretene Konfirmandenweisheiten. Der liebe Gott muß sein Journal gut in Ordnung halten, denk' ich bei mir, damit keine Verwechslungen vorkommen. Ganz allein schon im Reg.-Bez. Potsdam. Ich war nur zu matt, um es auszusprechen. Ob er mir irgendeinen Wunsch erfüllen könne, fragt er vor dem Weggehn. Er stand da, mit seinen sämtlichen Unterkinnen, groß und breit und

Digitized by Google

lichtsperrend zwischen Bett und Fenster, und ich dachte an Diogenes im Faß. „Wenn Sie so freundlich wären, ein bißchen das Fenster zu öffnen, Herr Superintendent.“ Das tat er denn auch, machte noch eine unzutreffende meteorologische Bemerkung und ging.

Stundenlang hab' ich still dagelegen, ins Licht gesehn und hernach den Chorübungen der Jungen zugehört. Dr. Chrysander übt die Chöre ein.

Man hat inzwischen in Weimar eine Verfassung aufgestellt. Vetter Theodor ist ein waschechter Republikaner geworden, hat seinen Schmerz darüber, daß Professor Brettschneider damals vor dem Krieg den Roten Adler ins Knopfloch bekam und er nicht, in mitleidiges Achselzucken fürs Kaiserreich gewandelt, und feiert mit der ganzen Anstalt ein großes Verfassungsfest. Eine schwarzrotgelbe Fahne flattert aus dem Fremdenzimmer übers Dach. Sie stört mich nur, wenn der Wind von Westen kommt.

Liselotte hat mir das Essen gebracht. Auch ein Täßchen Kaffee. Bohnenkaffee, man denke. Das hat sie gemaust, ich lege meine Hand darauf ins Feuer. Denn ich kenne doch die königliche Großzügigkeit von Tante Elisabet. Aber gefragt hab' ich nicht, sondern mit Entzücken geschlürft. Liselotte trug das leere Täßchen dann gleich wieder hinunter. Obwohl sie kaum zu befürchten hat, daß Tante Elisabet den kleinen Verräter hier oben entdecken könnte; denn ich habe ja nur zweimal in der ganzen Zeit die hohe Frau auf wenige Minuten bei mir begrüßen dürfen. Sie nimmt es einem übel, wenn man krank ist. „Das hat man nun davon —!“

Über den gräßlichen Mittwoch nach Pfingsten soll ich nicht schreiben, sagt Liselotte. Aber dann darf Liselotte auch nicht über ihn reden. Heute fing sie wieder davon an. Es sei da doch noch manches Mißverständnis aufzuklären, meint sie. Aber ich will nichts hören. Nie, nie, nie will ich ihr schildern, was ich in jener Stunde gelitten habe.

„Wenn ich leidlich genesen bin, Liselotte, dann such' ich mir irgendeine Stelle als Korrektor oder Schreiber oder sonstwas, weit weg von hier und von meinen Quälgeistern. Ich bleibe nicht hier. Es braucht sich niemand mehr Mühe um mich zu machen.“

Da weinte sie leise vor sich hin und ging.

Ich schleppte mich ans offene Fenster. Zum Abend ward's recht kühl. Wie war das doch mit der Lungenentzündung der Schwägerin vom Superintendenten? Ich fühle manchmal dünne, scharfe Stiche beim Atmen. Dem Arzt hab' ich nichts davon gesagt. Er behauptet, ich habe eine Bärennatur und könne achtzig Jahre werden. Grausame Vorstellung.

Donnerstag, den 3. Juli.

Dr. Mödlin Regierungsrat! Mödlin hat sein republikanisches Herz um ein paar Pferdelängen vor Vetter Theodor entdeckt und ist nun weit vor ihm ans Ziel gelangt. Das Ministerium fordert seinen sofortigen Eintritt. Ja, und da soll ich nun Latein und Alte Geschichte in Tertia übernehmen. Ich bin noch quittegelb und hundemager, fühle den Kollaps in Lunge, Herz, Kehlkopf und Gliedern, bin oft zu schlapp, um die Sätze zu Ende zu sprechen. Es wird den Herren Jungen in Tertia bald kein Geheimnis sein, daß man in meinen Stunden Schindluder treiben kann. Gebrauchsanweisungen sind von der Sekunda billig zu haben.

Abends raschelt's an meiner Tür. Eine kleine weiße Maus? Nein, ein Briefchen schiebt sich am Boden durch den Türspalt ins Zimmer. Darauf ein paar leichte Schritte draußen, und in Lilos Kammer kuschelt sich ein kleines Mädel ins Bett, redlich müde von Haus- und Gartenarbeit, geplagt vom ersten Hahnenschrei bis in die sinkende Nacht, seufzt ein bissel, dreht sich um und schläft wie ein Sack. Im Bewußtsein eines guten Gewissens, eines guten Werks.

Denn ein gutes Werk soll ja wohl dies Briefchen sein. Wie, kleine Liselotte?

Liselotte Danneggeran den Vikar Gustav Dannegger.

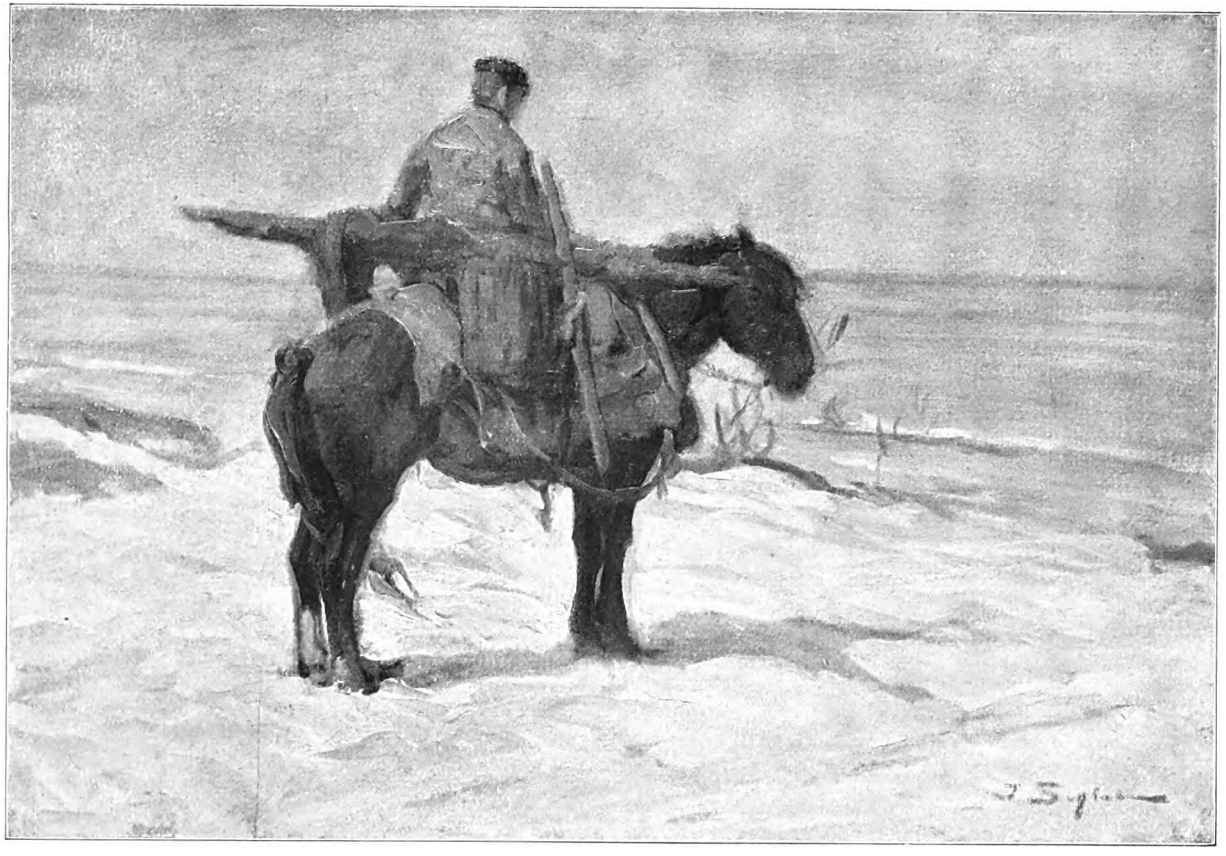
Lieber, guter Onkel Gustav!

Reden soll ich nicht über jenen Unglückstag. Aber hast Du mir verboten zu schreiben? Gelt, nicht? Da mußt Du mich nun anhören. Bitte, bitte, sei nicht böse.

Nun will ich Dir also sagen, wie alles am Mittwochmorgen nach Pfingsten zugegangen ist. Ich weiß es nicht nur von Kaspar Bruneck und Karl Taubert, sondern auch von Erich von Froben, den sie damals verprügelt haben, weil er zuerst gesagt hat, er macht nicht mit. (Dann hat er doch mitgemacht.)

Hans J. Krause hat mich am Sonnabend vor Pfingsten mit Dir beim Schwimmen gesehn; er hat die Nacht im Kaninchenstall mit dem Tesching Wache gehalten. Die andern glaubten ihm nicht, aber auf dem Pfingstmarsch haben sie ausgeheckt, Mittwoch früh wollen sie aufpassen und dann alle hinunterkommen und mich überraschen. Sie wollten mich ausetschen, weil ich mit ihnen nie hab' schwimmen wollen, aber nun mit Dir ins Wasser ging. Eine dumme Kinderei, wie sie täglich hundert vorhaben. Thaddäus hat von der ganzen Geschichte nichts erfahren. Der kleine Schlüchtern schimpft ihn ja Streber

Digitized by Google



Krevettenfischer. Gemälde von Julius Seyler

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE

Digitized by Google

und so und will ihn immer von allem ausschließen. So kam's, daß Thaddäus noch nichtsahnend im Bett lag, als der Lärm losging.

Warum bist Du nur nicht gleich an Land zurückgeschwommen, Onkel Gustav? Da hing doch Dein Bademantel, meiner auch. Weil Du aber quer über den See schwammst, glaubten sie, Du wolltest ihnen eine Leistung vorlegen. Natürlich wollten sie sich da nicht lumpen lassen.

Ich wußte, daß Dich die große Strecke überanstrengen wird, und hatte Angst um Dich. Da rief ich also nach Thaddäus, weil der doch der beste Schwimmer von allen ist. Und er sprang gleich, wie er war, aus dem Bett und eilends die Treppe hinunter und kam auf den Steg, ich sagte ihm, Du seist da vorn, und er sollte Dir helfen, und im Schlafanzug sprang er hinein und schwamm den andern nach.

Nun sagt Kaspar Bruneck, sie hätten nur ein bißchen Spaß getrieben, als sie Dich eingeholt hatten, wie auch auf der Pfingstfahrt im Stechlinsee mit Kaller und Klaibner, aber Du hättest ihn gleich am Hals gepackt und gewürgt, und fast wäre er nicht mehr hoch gekommen. Aber das ist ja sicher übertrieben, sagt' ich, denn ich kenne Dich doch.

Nun bitt' ich Dich um alles in der Welt, lieber, guter Onkel Gustav, trage Thaddäus nichts nach, denn er kann wirklich — wirklich! — nichts dafür. Ende der Woche kommt wieder seine Mama zu Besuch. Wahrscheinlich nimmt sie ihn dann gleich mit auf die Reise. Herr Printz hat an Onkel Theo geschrieben, er mache die Iffezheimer Rennen mit, sein Sohn solle Anfang August zu ihm kommen. In Baden ist eine Wohnung gemietet. Aber Thaddäus hat sich für seine Mutter entschieden, und wenn er erst außerhalb Deutschlands ist, wird er's seinem Vater schreiben. Du wirst ihn ja jetzt sehen und sprechen. Bitte, bitte — nein, ich sage kein Wort mehr. Wenn Du mich ein bißchen lieb hast, ein kleines bißchen, dann weißt Du, um was Dich bittet

Deine Lilo.

NB. Ich kann kaum mehr aus den Augen sehn vor Müdigkeit, denn ich habe heute vierzig Pfund Stachelbeeren eingeweckt. Dabei noch große Wäsche im Haus!

Dienstag, den 8. Juli.

Vorläufig sind meine Tertianer noch zu bändigen. Sie sind froh, daß sie Mödlin I losgeworden sind. Allen spuken schon die großen Ferien mit ihren Unsicherheiten in den Gliedern. Die unaufgeräumten Familienstuben, aus denen die meisten stammen, können für ihre Sommerpläne noch immer allerlei Überraschungen bringen.

Die Sekunda schneidet mich. Keiner hat sich nach meinem Befinden erkundigt. Es scheint sich tatsächlich das Märchen verbreitet zu haben, ich hätte Kaspar Bruneck ans Leben gewollt. So oft schon habe ich mich damit abgeplagt, in meiner Erinnerung die Vorgänge jenes Morgens logisch und chronologisch zu ordnen; Liselottes gutgemeinter Versuch einer Erklärung hat sie nur erst recht verwirrt. Was ist Wahrheit, was Fiebertraum? Ich bilde mir doch nicht ein, daß ich nur eine kleine Spanne von meinem letzten Ende entfernt war? Aus dem Halbschlaf schrecke ich noch manchmal empor und sehe wie im Alpdrücken die blöden Schellfischaugen des Schwimmers, mit dem ich auf Tod und Leben ringe. Es waren ihrer Dutzende, die mich fangen und foltern wollten, und ich habe nur irgendeinen herausgegriffen ... Nein, nicht mehr daran denken, die gräßlichen Sekunden nicht noch einmal heraufbeschwören!

Liselotte ist ein guter Kerl, sie will alles in leidlich Wohlgefallen auflösen. Nun soll's plötzlich nur eine Kinderei gewesen sein. Vor allem ist ihr's darum zu tun, Thaddäus zu entlasten, eine Gloriole um das schöne Haupt ihres Amenophis zu weben.

Ich verstehe sie wohl — aber ich glaube ihrer Darstellung nicht. Sie belügt sich selbst.

Donnerstag, den 10. Juli.

Frau Marion Printz ist wieder angekommen. Trotz ihrem Groll hat Königin Elisabet dem anspruchsvollen Gast fürstliche Ehren zugedacht. Sie hat Frau Marion das Zimmer von Thaddäus angewiesen und der gräßlichen Jungfer Berthe die gegenüberliegende Badestube. Thaddäus ist solang im Fremdenstübchen neben mir einquartiert. Er hat mir einen korrekten Nachbarbesuch gemacht, und wir haben systemlos über allerlei Bücher von Lepsius, Ebers und Steindorff gesprochen. Er hat auch eifrig den englischen Bädeker studiert und weiß im modernen Ägypten jedenfalls besser Bescheid als ich im alten. Ich wollte ihn immer zum Berge Sinai und nach Galiläa hinüberlocken, weil das schon eher meine Domäne ist, aber er blieb in Luksor hängen. Als wir durch den Ammontempel wanderten, läutete grad die Schulglocke und ich mußte zu meinen Tertianern hinüber. Näher sind wir einander auch nicht im ägyptischen Theben gekommen. Dieses vornehm-kühle, gewandte Ausweichen vertrage ich noch viel weniger als damals sein Auftrumpfen und Herrseinwollen. Denn ich fühle wohl heraus: Lilos wegen will er großmütig sein und mich schonen. Und das reizt mich nur um so mehr.

Digitized by Google

Sonnabend, den 12. Juli.

Morgen soll ich predigen. Ich bin noch sehr schwach, weiß nicht, wie's ausfallen wird.

Mit Thaddäus' Mutter hatt' ich eine Begegnung auf der Treppe. Sie hat gehört, ich habe mich beim Schwimmen überanstrengt, und erkundigt sich nach meiner Gesundheit. Und dann: Ja, apropos, die Hauslehrerstelle sei inzwischen besetzt. Es sind noch einige Paßschwierigkeiten für die Ausreise zu erledigen; sie muß deshalb rasch wieder nach München zurück. In etwa acht Tagen soll Thaddäus ihr folgen. Sie dankt mir wohlwollend-gnädig für das freundliche Interesse, das auch ich an ihrem Sohn genommen habe. — Auch ich! — Zu Wort bin ich gar nicht gekommen. Der Duft von Juchten, schwülem Parfüm und englischen Zigaretten zieht wieder durchs ganze Haus. Und das unerträgliche Soubrettenkichern der geschminkten Jungfer Berthe dringt die Treppe herauf. Ich kann's kaum mehr erwarten, daß Thaddäus endlich von hier wegkommt, weg aus Lilos Nähe. Aber die Vorstellung, daß er von nun an im Dunstkreis dieser parfümierten Kammerzofe leben soll, ist mir unerträglich. Schützen möcht' ich ihn, irgendwie.

In der Nacht zum Sonntag.

Vier Uhr hat's vom Kirchturm geschlagen. Es ist taghell. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt schon geschlafen habe. Immerzu mußt' ich an der Predigt memorieren, nach neuen, besseren Wendungen suchen.

Und inmitten der langen weißen Nacht dann dieses leise, leise Flüstern, das mich erregt, mich ängstigt, mich narrt wie ein Spuk. Ist's links nebenan bei Thaddäus? Rechts nebenan bei Liselotte?

Jetzt wieder. Es geht mir durchs Rückenmark. Ich könnte ja mein Ohr an die Wand legen, erst hüben, dann drüben, und lauschen; aber ich tu's nicht, ich will nicht vor mir selber erröten.

Leise ist die Flurtür gegangen: Liselotte hat das Fremdenzimmer verlassen und ist auf den Fußspitzen in ihre Kammer zurückgekehrt. Fünf Uhr ist's jetzt. Sie macht flink ihre Morgentoilette und beginnt ihren Tag.

Was soll ich mit meinem schrecklichen Geheimnis anfangen?

Ist es wirklich kein Gespensterschreck? Ist dieser sündige Verrat Wahrheit?

Ich höre jetzt nachträglich nicht nur das Flüstern ihrer jungen Stimmen. Nein, es ist mir, als sähe ich sie wie damals im Garten, unter dem Obstbaum auf der sonnigen Wiese; wo Liselotte den schönen, schlanken Schädel des Amenophis mit beiden Händen umfaßt und ihn auf die jungen Lippen küßt. Hör' ich's nicht auch?

Ohnmächtige Eifersucht wie damals rüttelt an mir. Zorn und Neid. Und Haß. Und in meinen Sinnen, meinem Blut flutet und zuckt es. In dieser erbärmlich zertretenen Stimmung soll ich wieder auf die Kanzel? Darf ich's denn? Wie schmutzig bin ich geworden. Wenn ich doch alles, was Erde an mir ist, von mir schleudern könnte!

Sonntagabend.

Von der Sekunda ist keiner in der Kirche gewesen. Nicht einmal Erich v. Froben. Sie tun, als wäre ich nicht auf der Welt. Bei Tisch gehn alle Blicke über mich hin wie ins Leere. Mein Blick sucht nur Liselotte. Heimlich streift er sie ab und zu. Sie ist heute nicht so lebhaft wie sonst, etwas verträumt, müde wohl auch. Aber ganz seelenruhig hat sie meinen Blick ausgehalten, einmal sogar mir zugenickt. Ist solche Heuchelei denkbar?

Thaddäus ist von früh an mit seiner Mutter unterwegs. Sie haben ein Auto aus Potsdam gemietet. Ich bin noch nicht einig mit mir, was ich tun soll. Wenn er hernach heraufkommt, ihn zur Rede stellen?

Das Auto faucht unten. Frau Marion kommt nur, um ihre Jungfer und das übrige parfümierte Gepäck aufzuladen. Der Abschied vom hohen Direktorium findet drüben am Gartentor statt. Vetter Theo bückt sich weiß Gott und küßt der Gnädigsten die Hand. Ja, er weiß in der vornehmen Welt Bescheid. Auch Königin Elisabet ist eitel Sonne und Gnade. Gewiß hat Frau Printz generös die Pension für Thaddäus bis Jahresschluß gezahlt. Was kommt's der reichen Frau darauf an? Das Auto rollt knatternd davon. Thaddäus fährt mit, ohne Kopfbedeckung, also wohl nur bis zum Bahnhof.

Auf der Treppe die blecherne Gießkannenstimme der Königin Elisabet. Eins der Mädchen wird ausgescholten. Sie kommen ins Fremdenzimmer herauf. Auch Liselotte ist dabei. Es wird umgeräumt: Thaddäus bezieht also sein Zimmer wieder zur Nacht.

Schade. So komme ich um die Gelegenheit, ihn heut abend noch zu sprechen.

Zehn Uhr. Im ganzen Hause Schweigen. Liselotte ist von der Kochmamsell heraufbegleitet worden. Die Köchin will am Dienstag kündigen, beschwert sich über zuviel Arbeit, über den Geiz der Frau Direktor, über die schlechte Behandlung, den schäbigen Lohn, und Liselotte beschwichtigt. Aber das Mundwerk der Köchin klappert unermüdlich weiter. Es geht vom Hundertsten ins Tausendste. Liselotte zieht sich aus, seufzt, ist schachmatt.

Digitized by Google

Endlich mahlt auch die Klappermühle langsamer, stockt, hört ganz auf. Die Tür geht. Die Kochmamsell verabschiedet sich, gähnt und seufzt jetzt ebenfalls. Und knallend knarrt der Takt ihrer zu engen Ausgehstiefel die Treppe hinab und durch den Gang zum Mansardenflügel im Vorderhaus.

Noch ein mattes Zeichen von Liselotte. Sie fährt mit der flachen Hand einmal, zweimal im Kreis über die Tapete. Das soll heißen: Gute Nacht, Onkel Gustav. Aber in mir steckt ein hämischer Trotz. Ich rühre die Hand nicht, um den matten Gruß zu erwidern. Bestenfalls mag sie denken, ich schlafe schon. Aber sie wird wohl wissen ...

Jetzt hab' ich ihn doch noch gesprochen.

Wieder war tiefe Stille im ganzen Haus. Und tiefe Finsternis. Der Himmel ist bedeckt. Die Nacht liegt ganz schwarz vor dem Fenster. Ich richtete mich im Bett auf und lauschte, denn ich hörte einen leichten Tritt auf der Treppe. Rasch machte ich Licht, ging behutsam zur Tür und riß sie hastig auf.

Wahrhaftig — Thaddäus! Auf der obersten Treppenstufe bleibt er stehn und sieht mich überrascht an. Der Lichtschein aus meinem Zimmer fällt auf sein Gesicht.

„Was willst du, Thaddäus?" stoße ich aus. Ich fühle, wie meine Stimme zittert.

„Du bist's, Onkel Gustav. Verzeih' — ich hab' dich gestört? Meine Uhr ist noch hier oben geblieben, die wollt' ich mir holen." Er hielt sein Feuerzeug in der Hand, knipste an, trat in die Fremdenstube ein und kam gleich darauf mit seiner Armbanduhr zurück. „Gute Nacht, Onkel Gustav." Daß er einen Vorwand haben würde, noch einmal heraufzukommen, hätte ich mir ja denken können. Ich blieb stumm auf seinen Gruß. Da hält er im Weitergehen inne und wendet sich mir zu. „Du hast einen Wunsch, Onkel Gustav?" Bis in den Hals hör' ich's bei mir klopfen. Gedämpft sag' ich, aber mitleidlos scharf: „Ja, Thaddäus. Ich wünsche, daß du, solang du noch hier im Hause bist, dich nachts nicht noch einmal heraufbemühst. Ich möchte nicht, daß Liselotte in ihrer Ruhe gestört wird. Sie braucht die Ruhe. In jedem Sinne. Und von jetzt an — werde ich darüber wachen." Er richtet den Strahl seiner kleinen Laterne auf mich, gewahrt wohl meinen drohenden Ausdruck. Ich kann sein Gesicht nur undeutlich unterscheiden, der Schein blendet mich. Doch seine Augen sehe ich; groß sind sie aufgerissen. So stehen wir beide eine Weile und starren einander an. Er will erwidern. Aber dann zuckt es wie in Trotz oder Spott über seine Miene, er wendet sich stumm ab und geht.

Ich bleibe in der offenen Tür, bis unten sein Schritt verklingt.

Nun sitze ich wieder am Schreibtisch und suche mich zu sammeln, meine Nerven zu beruhigen. Nebenan hat sich nichts gerührt. Liselotte schläft ihren festen, traumlosen Kinderschlaf. Oder stellt sie sich nur schlafend? Hat sie unser kurzes Gespräch etwa doch gehört?

Auf die Worte, die wir wechselten, kam's freilich nicht an. Die Blicke hatten ihre besondere Sprache.

Feindschaft liegt zwischen uns.

Montag, den 14. Juli.

Ein neuer Überfall auf mich. Die Untersuchung ist noch im Gange.

Der Schreck hat so nachgewirkt in mir, daß ich mitten in der Lateinstunde, lange nach dem Vorgang, plötzlich zusammenbrach.

Ich ließ die Klasse skandieren und stand neben der letzten, leeren Bankreihe. Hätte ich mich nicht an der Tischplatte festgehalten, so wäre ich der Länge nach zu Boden gestürzt. Ich konnte mich aus der engen Schulbank dann nicht erheben. Otto Brüning sprang hinaus und holte mir ein Glas Wasser. Darauf kam Dr. Klaibner aus der Nachbarklasse und führte mich herauf in mein Zimmer. Ich hätte mich nicht so früh schon gesund melden dürfen, sagt er. Er tat wieder, als wüßte er von nichts. Aber im ganzen Hause ist natürlich davon die Rede gewesen. Das Kichern und Zusammenstecken der Köpfe verriet mir's gleich, als ich ins Klassenzimmer eintrat.

Ich will mir diesmal alles, was geschehen ist, in voller Ruhe überlegen, will es ganz nüchtern und sachlich festhalten, mich nicht wie damals von Empfindungen oder Phantasien nachträglich in die Irre führen lassen.

Es ging in der Nacht schon auf drei, als ich mich endlich entschloß, ein paar von den Tabletten zu nehmen, die mir der Arzt gegen meine Schlaflosigkeit verschrieben hat. Ich warf mich hin und her und lauschte in die Stille. Immer wieder narrte mich's: ich hörte leise Schritte auf der Treppe, hörte Flüstern. Halb aufgerichtet wartete ich. Bis ich merkte: nur mein Herz pochte, mein Blut sang, sonst war alles ruhig. Totenstille auch in Lilos Kammer.

Erst gegen Morgen wirkte das Schlafmittel, aber dann so lähmend, daß ich weder wie sonst das flinke Aufstehn von Liselotte, noch das allmähliche Erwachen im Hause hörte, das Schwatzen auf dem Schulhof, das Zirpen und Schelten und Zwitschern der Meisen, Spatzen und Finken.

Aus traumlosem Schlaf schreckte ich auf, als es acht Uhr schlug. Mit der Stunde und fünfzehn mußt' ich in Sexta sein zum Rechen-

Digitized by Google

unterricht. Ich beeilte mich beim Anziehn, zum Rasieren kam ich nicht. Zum Frühstück zu gehn war's wohl auch schon zu spät.

Wie ich aus der Tür trete und hastig auf die Treppe loswill, stoße ich in dem stets dunkeln Gang gegen einen schweren Gegenstand, der in der Luft baumelt, dicht neben der Tür zum Fremdenzimmer.

Ich fahre zurück ... Ein Erhängter!

Ob ich einen Aufschrei ausgestoßen habe, weiß ich nicht. Ich reiße meine Tür wieder auf. Und in dem unsichern Licht unterscheide ich: in das Gestell des Kleiderriegels neben dem Fremdenzimmer ist eine Querstange gesteckt, und an deren Ende baumelt eine schwarze Gestalt. Es ist ein Buckliger. Die Gestalt dreht sich, weil ich dagegengestoßen bin. Jetzt seh' ich das Gesicht. Eine Maske, die einen Knebelbart von schwarzer Wolle trägt. Das Ganze ist eine Puppe in meiner Größe. Und mein schwarzer Schwimmanzug ist's, gefüllt mit Stroh und Lappen und Papier. Ein unförmiger Buckel ist der Puppe ausgepolstert. Auf dem Kopf trägt sie meinen Winterhut. Lange Frauenstrümpfe, mit Sand gefüllt, haben die Gestalt gedehnt, die plumpen Füße, pferdehufähnlich von der schweren Last, berühren fast den Boden.

Ich stürme sofort zur Treppe und rufe in den Gang hinunter: „Thaddäus!"

Ein Mädchen scheuert unten das Badezimmer auf. Als ich das zweitemal rufe, gibt sie zurück: „Der ist im Büro beim Herrn Direktor. Soll ich ihn holen?" Sie lehnt den Schrubber an die Wanne, läuft zum Mittelgang und öffnet eine Tür. Darauf Vetter Theos gereizte Stimme aus dem Büro: „Was ist denn nun schon wieder?"

„Ich wünsche Thaddäus zu sprechen!" rufe ich hinunter, jetzt ganz heiser vor Aufregung. „Und dich auch, Vetter!"

Andere Schüler, die in kleinen Trupps vom Frühstück kommen und ihre Bücher und Hefte aus ihren Zimmern holen, bleiben im Gang stehn und folgen dann den beiden, trotzdem soeben unten die Schulglocke anschlägt.

Sobald Vetter Theo die Gestalt oben an dem improvisierten Galgen entdeckt, wendet er sich schaudernd um und ruft den Schülern zu: „Untenbleiben! Keiner kommt mir hier herauf!" Aber er kann es nicht mehr hindern: ein paar der Kleinsten stehn schon dicht hinter ihm auf der Treppe. Ein kreischender Aufschrei pflanzt sich fort: „Onkel Gustav — der Onkel Gustav hat sich aufgehängt!" Und die Treppe geht's hinunter und wieder herauf. Einige laufen schreiend den Gang entlang. Tante Elise kommt aus dem Speisezimmer im Erdgeschoß, hört, fragt, rennt beide Treppen empor, schiebt und stößt die Jungen, die ihr lärmend den Weg versperren und auf sie einreden, beiseite und erscheint auf der obersten Stufe. Als sie mich sieht, beginnt sie gleich in strafendem Ton: „Was ist das für ein Unsinn, Gustav?" Aber da gewahrt sie die Puppe und fährt entsetzt zurück.

Ich habe Thaddäus mit meinem Blick gebannt. Fast an derselben Stelle stehen wir wie in der Nacht. Sein Gesicht ist blaß. Er preßt die Lippen zusammen. Wieder etwas wie Trotz oder Hohn oder Spott liegt auf seinem geschlossenen Mund.

Vetter Theo hat auf der Treppe damit zu tun, den Jungen den Zutritt zu wehren. Elisabet schiebt sich an ihnen vorbei; nun endlich ist ihr der Zusammenhang klar. „Macht das Zeug weg!" befiehlt sie und wendet sich zugleich an mich und Thaddäus.

Auch Liselotte und der kleine Graf Schlüchtern tauchen jetzt auf der Treppe auf. Im Nu haben sie sich durchgedrängt. Fassungslos starrt Liselotte die seltsame Gruppe an, die wir hier oben bilden.

Ich bin inzwischen ganz ruhig geworden. Eisig. „Das sollte wohl ein Morgengruß für mich sein, Thaddäus?" frage ich, so überlegen ich kann, indem ich mit einer Kopfbewegung auf den gehenkten Buckligen weise.

Er schweigt. Noch immer sieht er mir regungslos ins Gesicht. Jetzt fast drohend.

„Liselotte!" ruft Elisabet, als sie ihre Nichte gewahrt. „Du hörst wohl auch nicht? Ich wünsche, daß das weggeschafft wird!"

„Er soll es wegschaffen!" sage ich und deute auf Thaddäus.

Thaddäus steckt die Hände in die Taschen, spreizt die Füße. Sein Blick weicht nicht aus dem meinen. Er bleibt stumm nach wie vor.

Vetter Theo hat endlich wieder seinen öligen Ton gefunden. „Ist es möglich, Thaddäus, konntest du dich so vergessen?"

Gereizt fährt Elisabeth die Schüler an, die sich auf der Treppe drängen: „Sofort in die Klassen! Ich bitte mir denn doch aus —!"

Da gleichzeitig das zweite Glockenzeichen vom Schulhof ertönt, zieht sich die Schar aufgeregt schwatzend endlich zurück. Man hört noch Rufen, Fragen, auch Lachen auf den unteren Gängen, dann auf dem Platz vor der Turnhalle.

Inzwischen hat der kleine Schlüchtern, unterstützt von Liselotte, die Puppe heruntergeholt; die Maske hat sich mitsamt dem Hut und dessen Lappenfüllung von der Gestalt gelöst, die nun kopflos auf dem Boden liegt.

Thaddäus hat keinen Finger gerührt. Seine Lippen sind noch immer zusammengepreßt.

Digitized by Google

„Das wäre ein schlechter Abgang, Thaddäus, den du dir da bereitet hättest," sagte Vetter Theo. „Ich kann es noch immer nicht recht glauben. — Ferdi, weißt du?" wandte er sich an den kleinen Grafen Schlüchtern.

Der zuckt die Achsel. „Keinen blassen Schimmer."

„Du hast wohl auch gar nicht die Absicht," sage ich zu Thaddäus, „abzuleugnen?"

Nun endlich öffnet er die Zähne ein wenig. „Nein!" stößt er hart und kurz heraus.

„Geh' auf dein Zimmer, Thaddäus, bis ich dich rufen lasse," sagt Vetter Theo verärgert. Und zu Elisabet, die sich einmischen will: „Bitte, das ist meine Angelegenheit."

Liselotte hat der Figur die Strümpfe abgenommen und den Sand ausgeschüttet. Sie erkennt wohl ein Paar der ihren, denn sie trägt sie in ihre Kammer. Leise weint sie vor sich hin, sieht nicht mehr nach rechts noch links.

Inzwischen ist das Aufwaschmädchen von Elisabet heraufgeschickt worden, das den ausgeschütteten Sand und die aus Lumpen, Stroh und Papier bestehenden Eingeweide meines Ebenbildes zusammenkehrt. Der Schwimmanzug hängt, seines Inhalts entleert, schmutzig und grotesk verzerrt, auf dem Treppengeländer. Der kleine Graf Schlüchtern säubert meinen Hut mit dem Ärmel und tut ihn behutsam dazu. Ein Feixen liegt in seinem Gesicht, während er an Thaddäus vorbeistreicht.

„Thaddäus!" ruft Vetter Theo, so streng befehlend er kann, vom unteren Gang her.

Stumm folgt Thaddäus dem Ruf.

Mir ist noch immer, als brennt sein Blick in dem meinen.

Womit hab' ich so viel Haß verdient?

Vetter Theo hat eine strenge Untersuchung angesagt. Thaddäus soll gestehn, wer ihm bei dem schändlichen Streich geholfen hat.

Als ich vor der Lateinstunde noch einmal im Büro war, hatte er sich noch zu keiner weiteren Aussage bereitgefunden. Niemand habe ihm geholfen, sagte er; kein Wort mehr.

Ich habe es über mich gebracht, trotzdem mir erbärmlich zumute war, am Mittagstisch zu erscheinen. Wenn noch ein Funken Anstandsgefühl in den Jungen ist, dann m ü ß e n sie das bübische Attentat verurteilen. Es herrschte auch eine gedrückte Stimmung während der ganzen Mahlzeit; es wurde nicht wie sonst laut geschwatzt, sondern nur getuschelt. Thaddäus war auf seinem Zimmer geblieben.

Liselotte saß verweint und verstört und verängstigt an ihrem Platz. Sie aß kaum, wagte nicht aufzublicken.

Nach dem Essen wollte Vetter Theo mit dem Lehrerkollegium Konferenz abhalten. Ich bat, mich davon zu dispensieren.

Jetzt konferieren sie drüben.

Montagnacht.

Liselotte war bei mir.

Sie hat Thaddäus noch nicht gesprochen, denn seit Mittag ist er verschwunden. Sie ist davon überzeugt, daß ich ihm unrecht tue.

Alle haben sie jetzt Sorge um ihn — und selbstverständlich trage ich ganz allein die Schuld daran, wenn irgendein Unheil entstanden sein sollte.

Ich habe selbst Sorge um ihn. Wäre es denkbar, daß ihn die Anklage, die ich gegen ihn erhoben habe, so außer Fassung gebracht, so schwer gekränkt haben könnte, daß er sich irgendein Leids —?

Als ich's andeutete, halb aussprach, zuckte Liselotte zusammen. Dann hob sie müde seufzend die Schultern. Sie hatte sich auf die kleine Ofenbank gesetzt und gebrauchte fortwährend das Taschentuch. „Ach, Onkel Gustav, das Leben wird ihm jetzt doch so schwer gemacht. Was er auszustehen hat, das ahnt ja hier keiner." Sie schluckte und wischte sich die Augen.

„So, Lilo. Du hast ihm eine Beichte abgenommen?"

„Ach, nun hast du wieder deinen häßlichen Spott, Onkel Gustav. — Wem sonst kann er sich anvertrauen? Wer sonst versteht ihn?"

„Verstehst du ihn, Liselotte?"

„Er glaubt es. Weil er weiß, daß ich ebenso allein bin wie er."

„Bist du wirklich so allein, Lilo?"

Sie nickte, schluckte. Und hauchte das Taschentuch an und drückte es auf die rotgeweinten Augen, erst links, dann rechts.

Ach, tat sie mir leid, die kleine Liselotte! So menschenverlassen ist sie also schon, daß sie in stillverschwiegenen Frühlingsnächten in die Grabkammer des Amenophis flüchten muß, um dessen königliche Einsamkeit zu teilen?

„Ich hab' euch lange schwatzen hören," sagt' ich, anscheinend ganz gelassen, aber mit einem leisen Zittern in der Stimme, „in der Nacht zum Sonntag."

Es machte gar keinen Eindruck auf sie. „Ich dachte nicht, daß man's hört. Aber so unglücklich hab' ich noch nie einen Menschen gesehn wie ihn. So — zerrissen. Gestern bereute er wohl schon wieder, daß er mich eingeweiht hat. Er ist ja immer gegen alle so verschlossen; allen Kummer würgt er still in sich hinein."

„Und mir kannst du's nicht sagen, was so an ihm frißt?"

Digitized by Google

Sie schüttelte den Kopf.

Nun ging ich zu ihr, nahm ihr die Hände vom Gesicht. „Liselotte, ich bin doch ein Mensch, der sich ehrlich bemüht, seinen Nächsten zu verstehn."

„Das glaubt' ich auch. Aber seit heute früh ... Nein, daß du ihn so verdächtigt hast ... Er wird es dir auch nie verzeihn. Ihm ist die Tage ganz andres durch den Kopf gegangen als solch ein Schulbubenunfug." Und nun brach's aus ihrem Mädelsherzen aus, ob sie wollte oder nicht. „Ich bin doch eine Waise, gelt, und er hat Vater und Mutter — aber er ist doch noch viel, viel einsamer als ich, weil er — weil er ... Ach, das kann man ja gar nicht alles vor andern Menschen wiedersagen."

Sie hatte meine Hände von sich gestoßen, sich von mir abgekehrt und den Arm mitsamt dem Gesicht und dem zerknüllten Taschentüchlein gegen den kalten Kachelofen gepreßt.

Kleines, armes Ding. Also waren es wirklich keine Frühlingsküsse, die ich in jener Nacht gehört habe, es war das leise Schluchzen eines mitleidigen Herzens?

„Lilo," sagt' ich, nun fast flehend, „hab' doch Vertrauen zu mir, siehst du, es wäre vielleicht gar nicht zu dem abscheulichen Auftritt heute morgen gekommen, wenn du gestern offen mit mir gesprochen hättest."

„Ach, Onkel Gustav, du hättest nur selbst deine eisige, spöttische Miene sehen sollen! Wie mit einem Panzer warst du umgeben. — Und es war ja doch ein Leid, das nicht mir gehörte. Und das ist heilig, weißt du."

Was hat das Kind für Worte.

Nun rang ich mit ihr um Offenheit. Und mit ein paar müden, stockenden, suchenden Sätzen sagte sie mir endlich das Wesentlichste.

Thaddäus hatte einen Brief von seinem Vater bekommen, mit der Abendpost am Sonnabend. Liselotte traf ihn ganz verstört im Fremdenzimmer. Sie hatte geglaubt, er sei unten bei seiner Mutter, und hatte ihm noch ein paar Rosen ins Glas stellen wollen, weil er doch nun von Stolp wegging und voraussichtlich nie zu uns zurückkehrte. „Ich wollte die Rosen verstecken, aber er sah sie und dankte mir. Zu seiner Mutter wollte er von jener Stunde nicht mehr hinunter. Nein, unmöglich. Der Brief seines Vaters habe ihm alles vergiftet. Ich war ratlos, blieb aber bei ihm und versuchte, gut zu ihm zu sein. Ich hab' ihn doch lieb, er weiß doch, ich würde ihm so gern helfen ... Da sah ich ihn endlich zum erstenmal weich werden. Wie ein großer Junge war er — und ich wie ein Mütterchen, sagt er noch — und legt seinen Kopf auf meine Schulter und weint sich aus. Ich hatte ja nie geahnt, daß Thaddäus weinen konnte. Ich las dann den Brief von seinem Vater. Ach, Onkel Gustav, wie entsetzlich. Gewiß hat sein Vater davon gehört, daß seine Mutter ihn mit auf Reisen nehmen will, ins Ausland, für Jahre. ‚Mit Gewalt kann ich's nicht hindern,' schrieb er, so ungefähr, ‚aber warnen muß ich Dich, einer Lockung zu folgen, die Dich jetzt vielleicht betört, später einmal aber in Deinem Stolz schwer verletzen muß. Denn Deine Mutter ist die Geliebte eines Mannes geworden, den Du verachten wirst. Und die Verachtung wird den Schoß treffen, der Dich geboren hat.'"

„‚Erbarme dich!'" stieß ich aus. ‚Das hat dieser — dieser Mensch — seinem Sohn geschrieben?"

Liselotte erfaßte meine Hände, preßte sie. „Sag's niemand, Onkel Gustav, ich bitte dich, laß es Thaddäus nicht merken ... Du ahnst nicht, wie es in ihm kämpft ... Er liebt seine Mutter. Ach, weißt du, es ist keine blinde Liebe, dafür ist er zu klug. Er lächelt über manche Schwäche von ihr. Aber diese Liebe — ja, wie soll ich dir's schildern, Onkel Gustav — weißt du, es ist der einzige Altar, vor dem er noch knien kann. Und der soll ihm nun zerstört werden."

Kleine Liselotte, kleines Weib du, großes Herz du!

... Ja, und so begab sich nun das Seltsame, daß auch in meiner Dachkammer nächtens unter heimlichem Geflüster ein junges Menschenherz sich offenbarte, eine junge, schmerzliche Liebe! ...

Es ist spät geworden. Liselotte hat sich noch einmal heimlich hinuntergetraut, hat leise an Thaddäus' Tür geklinkt. Sie war wie immer abgeriegelt. Also ist er zur Nacht heimgekehrt. Gottlob. Mit strahlendem, wenn auch todblassem Gesicht hat sie mir's zugeflüstert, als sie an meiner Stube vorbeikam. Nun liegt sie wieder, körperlich abgerackert, seelisch tief erschöpft, und schläft, ohne sich zu rühren, ihren Kinderschlaf.

Und ich grüble noch über das Rätsel meiner Feindschaft mit Thaddäus nach.

Wie armselig erscheint mir jetzt mein Verdacht. Wenn ich die kleinliche Anklage gegen ihn doch ungeschehn machen könnte. Wie er mich in meinem schulmeisterlichen Verfolgungseifer erbärmlich und lächerlich finden muß.

Warum hat er aber nicht mit einem einzigen Wort der Entrüstung den Verdacht von sich gewiesen?

Ach, er hat es wohl gesprochen, das Wort, das ich hören wollte. Sein Auge sprach es. Aber ich war verblendet und vernahm es nicht.

Jetzt reut mich's tief. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

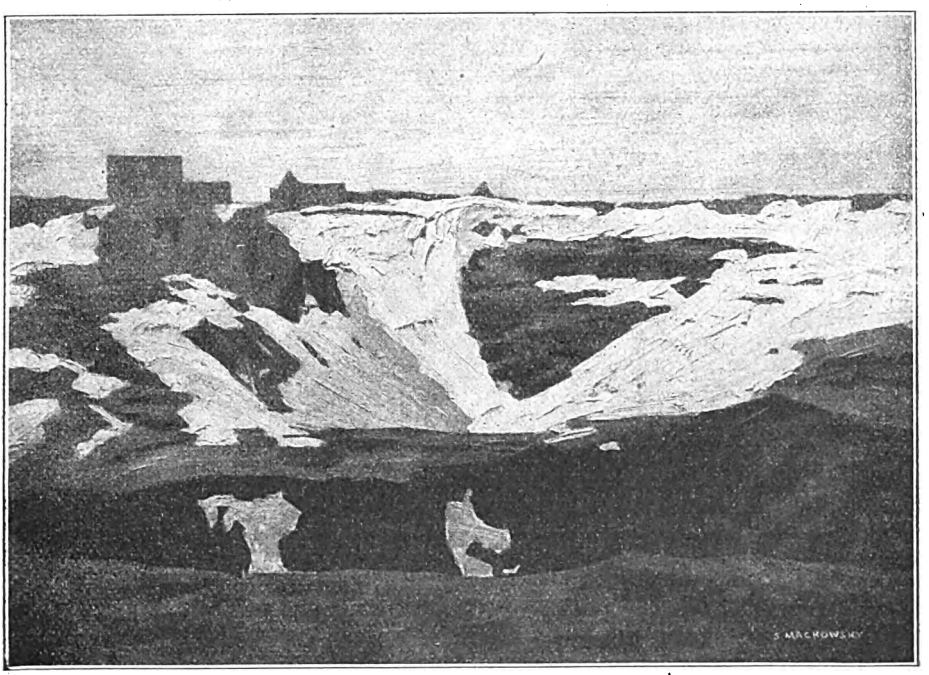
Das sächsische Erzgebirge im Schaffen Siegfried Mackowskys

Von Dr. Felix Zimmermann/Dresden

Das Angesicht der Erde haben die Maler uns so nach und nach entschleiert. Es war ein langwieriger Vorgang, dessen Spuren wir heute in der Geschichte der Landschaftsmalerei verfolgen können. Man ging vom Großen ins Kleine, vom Erhabenen ins Intime. Die Ebene, das Meer, das Hochgebirge überwältigten das Naturgefühl der Maler eher als das sanfte Hügelland, See und Fluß, Tal und Feld oder das stille Eckchen eines Dorfgartens. Die heroische Landschaft war früher da als die idyllische. Die romantischen Maler am Beginn des 19. Jahrhunderts entdeckten die „Stimmung" in der Natur, also eigentlich etwas Musikalisches: die Melodie der Linien, die Zusammenklänge der Farben, die Tonarten der Beleuchtung, die seelischen Schwingungen zwischen den Naturdingen.

Mit der Verfeinerung der malerischen Mittel und der Verinnerlichung des Naturgefühls war die Möglichkeit erschlossen, jeden, auch den unscheinbarsten Teil der Erde künstlerisch zu erfassen. Aus der Fremde kam man in die Heimat und entdeckte in der nächsten Nähe Wunder der irdischen Schönheit. Das Wäldchen von Barbizon bei Paris und die nebelzitternde Luft des Seinetals gaben den französischen Malern niegesehene Eindrücke, und in Deutschland offenbarten sich Moor und Heide, unbeachtete Flußtäler und unwegsame Mittelgebirge als Quellen neuer Kunst. Die Dachauer im Süden wie die Worpsweder im Norden erweiterten und vertieften unser Naturgefühl und unseren Sinn für die Schönheit der Heimat. Merkwürdig, aber wahr: der Reiz der deutschen Mittelgebirgslandschaft ist erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in der Malerei dem genießenden Auge unterbreitet worden. So zeigte uns Thoma seinen Schwarzwald, Ubbelohde die hessischen Berge, Schultze-Naumburg das Thüringer Land, Eugen Bracht in seiner Dresdner Wirkenszeit die Flußtäler Sachsens mit Schlössern und Städten.

Das sind nur ein paar Namen von vielen. Scharen von Malern haben sich in den letzten Jahren der Entdeckung der Heimat zu-



Schneeschmelze an der Pinge in Altenberg. Gemälde

Digitized by Google

gewandt. Die heute so umschwärmte „Sächsische Schweiz" war vor anderthalb Jahrhunderten ein unwegsames Felsenland, das niemand ohne Not durchquerte, und erst am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde es „dem Verkehr erschlossen". Seinen Maler hat es noch nicht gefunden, sooft auch Einzelschönheiten und Motive daraus verwertet wurden.

Das nach Westen unmittelbar an die Sächsische Schweiz anschließende Erzgebirge kann schon aus dem Grunde nicht das Gebiet eines einzelnen Malers sein, weil es eine gewaltige Ausdehnung und große Mannigfaltigkeit der Naturbilder hat. Denn es nimmt die ganze südwestliche Hälfte Sachsens links der Elbe mit seinen Ausläufern ein und steigt zu einem Kamm empor, der sich weit über 100 Kilometer in westöstlicher Linie hinzieht. Nach Norden verläuft es in breiter Abdachung ins sächsische Flachland, nach Süden stürzt es mit einer mittleren Kammhöhe von 900 Metern ziemlich jäh in wenigen Kilometern Breitenerstreckung in den böhmischen Kessel hinab. So bietet es vom Süden her den Anblick einer steilen, bewaldeten Mauer, die auf gewundenen Straßen erklommen wird, und nach Norden hinab ein welliges Hochland mit überragenden Kuppel- und Tafelbergen, zwischen denen zahlreiche Flüsse ins Flachland hinunterströmen, oft tief eingewühlt in Schluchten, reich an Windungen und Steilwänden, nach wildem Gefäll hier und da in Flußbecken gestaut, zuletzt in friedliche Flächen verlaufend. Seine Erschließung begann mit dem Vordringen des Erzbergbaues, der von den nördlichen Städten wie der Silberstadt Freiberg in jahrhundertelangem Gang ins Gebirge vordrang und seine Schätze aus den Tiefen hob. Nun erst war es das „Erzgebirge", im 16. und 17. Jahrhundert, und die Namen seiner Ansiedlungen künden vielfach seine Ergiebigkeit: Kupferberg, Zinnwald, Schmiedeberg. An den Flüssen entstanden Eisenhämmer und Schmelzhütten, in den Wäldern Kohlenmeiler und Brennereien, und die Holzverwertung als zweite Reichtumsquelle schuf Flößereien auf den Flüssen und auf künstlichen Gräben. Der Bergbau durchzog das Gebirge überall mit Stollen und Pingen, und als auch noch die Kohle in den nördlicheren Becken erschlossen war, wurde der Boden des Erzgebirges an vielen Stellen weithin ausgehöhlt. Daraus ergab sich wieder jene große Industrie der Spinnereien und Webereien in all den Flußtälern, die nach Versiegen des Bergbaues die Rettung der Erzgebirgler wurde. Die Holzindustrie spezialisierte sich in der berühmten Spielwarenanfertigung, die den größten Teil der eigentlichen Gebirgsbewohner in Nahrung setzt, und im Musikinstrumentenbau, der im südwestlichen Teil des großen Gebirges seine bekannten Stätten hat. Ein fleißiges, dennoch armes Völkchen fristet so sein Dasein.

Das landschaftliche Bild des Erzgebirges ist von Bergbau und Industrie nicht allzusehr beeinträchtigt worden. Noch immer überwiegt für das schweifende Auge der Wald im Landschaftsbilde, wenigstens im oberen Gebirge: Heideflächen und Moore liegen dazwischen; der Nadelwald der Höhen geht nach dem Fuße des Gebirges zu in gemischten und in Laubwald über. „Eine Kulturlandschaft, die voll ist von den Zeichen der Arbeit, die ein Volk in seinen Boden hineinrodet, hineingräbt und hineinpflanzt," so hat Ratzel treffend den Gesamtcharakter gekennzeichnet.

Die Schönheitswelt des sächsischen Erzgebirges ist unglaublich lange unentdeckt geblieben. Es hieß um der Unwirtlichkeit höher gelegener Gebiete und der Armut seiner Bewohner willen „das sächsische Sibirien". Noch um 1860 war es das am wenigsten von Lustreisenden besuchte Gebirge Deutschlands. Die Poeten und die Maler oder auch das neue Geschlecht der „Malerpoeten" war noch nicht ins Land gedrungen. Denn die Schönheit der Natur entsteht erst aus zwei Teilen: aus ihrem Formenschatz und aus dem Auge derer, die ihn aufnehmen. Keine Romantik ohne romantisches Gemüt, kein Bild ohne Malerauge! Was anderen Gegenden Deutschlands im Laufe der Entwicklung der Malerei zum Ausdruck neuen Heimatgefühles widerfuhr, ist schließlich auch, obwohl in bescheidenerem Maße, dem sächsischen Erzgebirge zuteil geworden. In Uhdes Gemälden erkennt man zwar nicht die Landschaft, aber die Menschen des Erzgebirges, mit deren Armut und Frömmigkeit er als Sohn der gleichen Scholle so vertraut war. In einer Dorfschule sah er den jungen Pfarrer von Kindern umringt und empfing aus dem Erlebnis den Anstoß zum religiösen Armeleutebild. Künstler wie Palmié, der das Zschopautal als Maler verherrlichte, die Chemnitzer Künstlergruppe mit Gustav Schaffer und Martha Schrag wären hier im Vorübergehen zu nennen. Alfred Hofmann-Stollberg und Erich Buchwald-Zinnwald haben sich künstlerisch im östlichen Teil des Erzgebirges angesiedelt, und hier liegt auch das Gebiet, dem Siegfried Mackowsky seine besondere Anteilnahme als Maler gewidmet hat. Es ist die Gegend von Geising und Altenberg.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn man von Dresden durch das Tal der Roten Weißeritz über den Kurort Kipsdorf ins Gebirge hinauffährt, erreicht man in wenigen Stunden Altenberg auf 750 Meter Höhe, die zweithöchste Stadt Sachsens. Hier dehnt sich ein herrliches Stück der so übersichtlichen Erzgebirgslandschaft hin, Hochland zwischen mäßigen Bergen, beherrscht vom 822 Meter hohen Geisingberg. Man hat da einen der schönsten der gerühmten Rundblicke. Eine friedlich-bescheidene Landschaft breitet sich aus, von mildem Ernst, karg in ihren Reizen, aber wechselvoll in ihren malerischen Werten. Die Kuppe des Geising ist die letzte deutlich abgehobene

Digitized by Google

Gelbe Häuser. Gemälde. (Kunstausstellung Arnold, Dresden)

Bergform des Ostausläufers des Gebirges, das unmerkbar ins Elbsandsteingebirge übergeht. Porphyrdurchbrüche bezeugen vulkanische Kräfte und bestimmen den Linienzug der Berge. Wohlbebaute Felder grenzen an Waldstreifen, und die Häuser und Hütten der Städtchen Altenberg und Geising ziehen sich wie von der Herde vereinzelte Schäfchen die Hänge hinan. Das erzgebirgische Bauernhaus nimmt hier eine ganz besonders gekennzeichnete Form an. Schindel und Schiefer haben das Strohdach verdrängt, und Holzverschalung der Giebelwände bildet eine wärmende Hülle des Häuschens. Die Reihendörfer, von den Franken als typische germanische Form entwickelt, ziehen sich durch die Talsohle und versprengen einzelne Bauernwirtschaften auf den Hängen. Da stehen sie weit voneinander, je höher hinauf um so tiefer in den Boden gesunken, um sich vor dem rauhen Höhenwind zu schützen. Über das aus Bruchsteinen gemauerte Erdgeschoß ist das schindelgedeckte Dach tief herabgezogen; nur wenige Fensteröffnungen sind vorhanden; die Tür ist meist durch einen hölzernen Vorbau geschützt; am Giebel läuft, wie der Trinknapf am Vogelbauer, das unvermeidliche „Häusel". So liegen die Bauernhütten huschlig und kuschlig an die Erde geschmiegt, in Streulage nicht allzuweit voneinander, so daß immer noch ein Gemeingefühl aufkommen kann. Das Grau der Schindeln, das Braun des Holzes, die Farbigkeit der Steine, das gibt im Grün des Sommers und im Weiß des Winters augenreizende Wohlklänge der Farben. Besonders aber im Winter! Und der währt da oben, im Gebiet der meisten Niederschläge innerhalb Sachsens, vom September bis in den Mai hinein. Die Schneedecke liegt monatelang ausgebreitet, und wenn die Sonne sie zu schmelzen beginnt, oder auch wenn im Herbst erste Schneefälle hier und da den Boden bedecken, ergeben sich mit den dunklen Tönen des Geländes malerische Wirkungen. Denn die Beimischung des Porphyrs macht die Erde rötlich und gibt ihr oft eigene Leuchtkraft. An einer Stelle schaut man „tief in der Erde Bauch". Bei Altenberg befindet sich nämlich das größte Zinnbergwerk Deutschlands, das früher bedeutende Ausbeute ergab. Am 24. Januar 1624 geschah einer der schwersten Grubenzusammenstürze, Folgen des Raubbaus im Tagebruch, und diese „Pinge", die sich dabei bildete, ist ein kraterartiger Schlund von 160 Meter Tiefe und einem oberen Randumfang von einer halben Stunde Wegs. Dieses Loch in der Natur hat natürlich seine malerischen Reize und hat denn auch zahlreichen Landschaftern ein willkommenes Motiv gegeben.

Siegfried Mackowsky hat diesen Blick und dieses Naturgefühl. Er gehört in die Reihe jener Landschafter, die als Malerpoeten neue Werte und neue Motive zu finden wissen. Sie treten bescheiden und ehrfürchtig an die Natur heran und nehmen entgegen, was sie ihnen gibt. Nicht das „Porträt ihres Gemütes" wollen sie gestalten in der

Digitized by Google

Landschaft, sondern die Landschaft selbst in Auslese und Ausschnitt, die ihr Auge aus der Fülle und dem Wechsel der Naturbilder herausgreift und die Hand getreulich wiederzugeben sucht. Diese Art ist gleichweit entfernt von der bloßen Nachbildung des Gegenstandes wie von der freischaltenden Auflösung der Dinge in lauter Eindrucksteile. Sie steht, in der Schulsprache ausgedrückt, zwischen Naturalismus und Impressionismus und läßt sich am ehesten mit dem sogenannten „poetischen Realismus" in der deutschen Dichtung vergleichen, der ebenfalls die Wirklichkeit durchs Gemüt gefühl für alle Zartheiten des malerischen Gehaltes. All diese Eigenschaften und Vorzüge besitzt die Kunst Mackowskys.

Ehe er zum Maler des Erzgebirges wurde, hat Mackowsky sich fleißig in der Welt umgetan. In Dresden am 23. November 1878 geboren, trat er nach Gymnasialstudien 21 jährig in die Dresdner Kunstakademie ein und war Schüler von Karl Bantzer, Gotthard Kuehl und Eugen Bracht. Bayern, die Schweiz, Südtirol und Belgien waren die Gegenden, wo er seine Begabung als Landschafter vor der Natur übte und entfaltete. Dresden blieb der Mittelpunkt seines Schaffens. Den

Verschneiter Bach. Gemälde

läutert, ohne sie nachzubilden oder zu entstellen. Künstler dieser Art hat man wohl „Impressionisten der mittleren Linie" genannt, womit man sagen will, daß sie den optischen Eindruck nicht zum Nachteil der festen Form im fließenden Licht auflösen wollen. Das Gesicht der Landschaft behält bei ihnen seine Züge, so sehr es auch im Zauber der Beleuchtungen strahlen mag. Dadurch bleiben sie der Scholle treu und schöpfen die Kraft ihrer Bilder aus dem Stückchen Heimat, das sie sich erlesen haben. Dennoch sind sie weit entfernt von der berüchtigten „photographischen Treue" der Ansichtenmaler. Ihre Künstlerschaft beweisen sie schon im Erfassen des richtigen, brauchbaren Naturausschnittes und im Feinweg vom Großen zum Kleinen, von der Fremde zur Heimat, den wir als den der neuen Landschaftsmalerei erkannt haben, ist auch er gegangen. Mächtige Hochgebirgszüge hat er auf Riesenflächen zu bannen gesucht, fremde Städte in ihrem architektonischen Reiz erfaßt, viel gesehen und gelernt dabei, aber sein Bestes doch in der Vaterstadt und den heimischen Bergen gefunden. Kuehl und Bracht bestimmten seine Anschauung, jener die vom Städtebild, dieser die von der freien Landschaft. Der Impressionismus der neunziger Jahre war der Ausgangspunkt seiner Technik. Von Kuehl lernte er jenen Blick von oben über einen beliebigen Ausschnitt des Stadtbildes, der über die Architektur hinweg in die Ferne

Digitized by Google

schweift und das Gewirr der Häuser und Dächer hintereinander aufsteigend darstellt. Ein prächtiges Beispiel unter vielen ist da der „Blick vom Regimentshaus in Dresden", der vom Jüdenhof aus zwischen Dinglingerhaus und Johanneum hindurch zu Schloßturm und Hofkirche schräg hinweggeht. Leichte Schneebedeckung der Mansardendächer und der Gegensatz gelben Sonnenlichts im Vordergrund zum Schiefergrau des Himmels, blaue Schlagschatten und Rot und Grün der Dächer geben dem scharf erfaßten Bilde eine Fülle malerischer Werte. Noch in den Bahnen des Meisters erwies so Mackowsky seine Meisterschaft, die er auch im Städtebild immer freier betätigte. Aus Brügge brachte er Bilder mit, die sich dem Charakter französischer Architektur und örtlicher Stimmung feinfühlig stilistisch anpaßten. Er malte Prag im Schnee und das dächerreiche Passau an der Donau. Am innigsten klingen aber doch seine Dresdner Bilder, und es will gewiß viel heißen, daß sie nach Kuehl und neben ihm mit eigenen Werten bestehen können.

An der Binge. Gemälde

Als Mackowsky Schüler Brachts war, hatte dieser schon die Wendung vom Heroischen und Exotischen seiner Malerei zum Intimen und Heimatlichen vollzogen. Er malte so liebreizende Bilder wie „Rochlitz

Digitized by Google

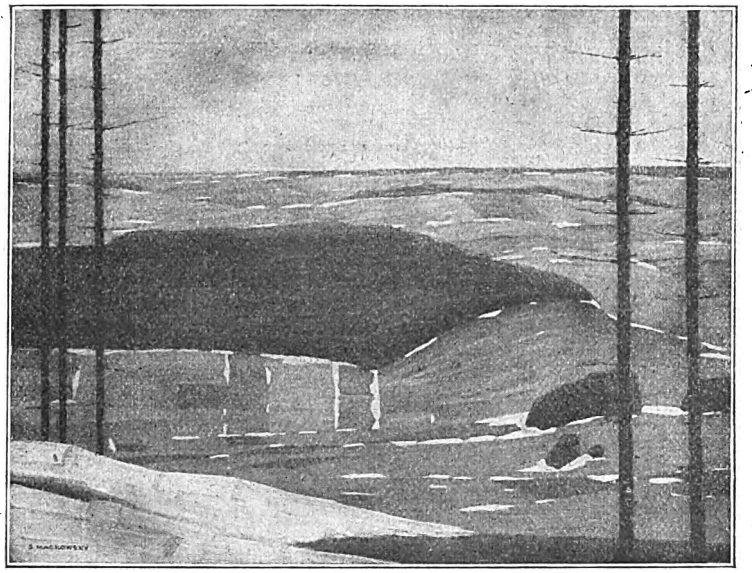
an der Mulde“ und „Colditz mit dem Wehr“, idyllische Landschaftsschilderungen, in denen Gegenstandstreue und künstlerische Freiheit harmonierten. Auch Bracht legte den Blickpunkt gern an den oberen oder unteren Rand des Bildes, sah das Motiv von erhöhtem Standpunkt oder türmte die Fläche hinauf zum hochliegenden Horizont. Diese Einstellung findet sich auch in vielen Gemälden Mackowskys und sie erleichterte ihm die Erfassung weiter, horizontaler Naturausschnitte und ihre Bewältigung im Bilde. Das war eine gute Vorschulung für den Gebirgsmaler, der immer große Erstreckungen bildgemäß erfassen soll. Schon ein Bild wie der „Verschneite Bach“ aus der Frühzeit Mackowskys wirkt durch diese Hineinführung des Blickes ins Bild mit Hilfe der im Winkel aufsteigenden Parallelen. Das Bild zeigt zugleich, wo die malerische Vorliebe Mackowskys liegt: man kann ihn einen Schneemaler nennen. Der Schnee ergötzt sein Malerauge am meisten. Auch darin zeigt sich sein modernes Naturgefühl. Denn erst der Impressionismus hat den malerischen Wert des Schnees ganz erkannt. Die Romantiker sahen in der beschneiten Landschaft nur eine gesteigerte Öde und Leere, Melancholie und Einsamkeit. Erst unser Empfinden hebt das Festliche und Funkelnde, das Frische und Zarte, das Nuancenreiche und Schillernde an der Schnee- und Eisdecke der Natur malerisch hervor. Unser verfeinertes Auge sieht eine Fülle von Farben auf dem weißen Gebreite, erzeugt vom Spiel des Lichtes und der Schatten. Makowsky gehört zu denen, die des Winters Gewand sehen, lieben und malen.

Nach solchen Vorbereitungen des Künstlers erscheint seine Entdeckung des Altenberger Erzgebirgsgebietes wie eine natürliche Erfüllung seiner besten Gaben und Neigungen. Nachdem er einmal in Begleitung des vor Ausbruch des Krieges jung in Paris verstorbenen Wilhelm Claus, den es zum französischen Impressionismus hinzog, das Gelände des Geisingberges mit Pinsel und Malkasten durchwandert hatte, kehrte er immer wieder dahin zurück. Sein schlichtes Heimat- und Naturgefühl ward hier heimisch. Zahlreiche Gemälde entstanden, die mit bewundernswerter Wandlungsfähigkeit der an sich kargen Natur ihre Seele abgewannen. In der Beschränkung zeigte sich der Meister. „Variationen über ein Originalthema“ sind die Altenberger Bilder Mackowskys. Der Kreislauf der Natur half dem Maler musizieren. „Erstes Grün“ und „Letzter Schnee“, Vorfrühling und Sommerglanz, Schneefall und Schneeschmelze boten unendlichen Wechsel der Melodien

Wintersonne. Gemälde

Digitized by Google

und der braunrote Boden hielt den tiefen Orgelton fest. Immer feiner und reizvoller wurden die Farbenharmonien, immer klarer und geschlossener die Satzform. Mackowsky gelangte vom Natureindruck zum Stil. Zu einer Stilisierung der Farbe jedoch, nicht des Formalen wie etwa Leistikow in seinen Grunewaldbildern. Sein Weg ist an unseren Bildern deutlich zu erkennen. „Gelbe Häuser" stehen noch naturgetreu vor dem braunen Hintergrund der Bodenwelle, überschneiden sich mit ihren spitzen Dächern, wie die zufällige Blickeinstellung es ergab; der Maler übersieht nicht die Einzelheiten der Zäune und Geländer. Der schneedrohende Himmel lastet und verdunkelt die Stimmung: es ist festgehaltener Augenblickseindruck. Freier, einfacher, typischer wirken die beiden „Häuser im Schnee"; ihre Stellung teilt das Bild harmonisch, ihre Umrisse sprechen klar das Wesentliche der Bedachung aus, der besonnte Schnee übertönt als malerischer Hauptsinn des Bildes alle gegenständlichen Einzelheiten. Und dann das Bild „An der Pinge". Bis auf die Pfähle ist alles Zufällige aus dem Bilde verschwunden: die Farbe siegt, der breite, gliedernde Strich, der Aufbau der Fläche, der köstliche Klang gesteigerter Farbmischungen von seltenem Wohlgeschmack, die ruhige Weite einer in sich reichen Natur — das ist mit gereiftem Stilgefühl und Können edel und beseelt vorgetragen. Der Künstler steht an einem Zielpunkt seiner Entwicklung.



Vorfrühling am Vorwerk in Seiging. Gemälde

Die letzten Altenberger Bilder Mackowskys weisen alle diese farbige Stilisierung auf und erfreuen durch ganz moderne Farbenakkorde von klaren Zwischentönen wie Brauviolett oder Blaugrün. Dabei hat man immer das Gefühl, daß hier keine Willkür waltet, sondern ein ungemein empfindlich gewordenes Auge nur die Schwebungen der natürlichen Farben herausliest. Gleichzeitig hat sich sein Gefühl für den sprechenden Ausschnitt verfeinert, so daß die Natur immer ungezwungener zum Bilde wird. Wenn auf diesem Wege zum Stil das Ansichtenmäßige der Landschaft sich verringert, so verlieren Mackowskys Erzgebirgsbilder doch nichts von ihrem Werte als künstlerische Urkunden einer bestimmten Landschaft. Denn es ist von hoher Bedeutung, daß die Seele eines Erdenfleckes, die in Form und Farbe lebt, durch die Kunst gebannt wird. Das wird für das Altenberger Gebiet um so bedeutsamer, als sein Naturfriede neuerdings schwer bedroht ist. Der Wintersport, in dieser schneereichen Gegend gewiß eine erfreuliche und begreifliche Erscheinung, führt doch zur Entwertung der künstlerischen Fruchtbarkeit des Landstriches. Großstädtische Bauten entstehen und ein „Sporthotel" will grausige Wirklichkeit werden. Schon entäußern sich manche Bauern ihres bescheidenen, aber malerischen Hausbesitzes, dulden An- und Umbauten; auch haben Brände Häusergruppen zerstört. Gott Mammon geht auch hier siegreich gegen die ländliche Einfachheit vor. Einst, als der Zinnbergbau sich noch lohnte, blieben Wismut, Kobalt, Molybdän ziemlich unausgenutzt in den Abfällen. Die Kriegsnot zwang zur Ausnutzung. Nicht nur die Halden, der Straßenschotter, der Bachgrund wurden jetzt nach den wertvoll gewordenen Schätzen ausgebaggert, selbst die Dielen der Stuben, unter denen der wärmehaltige Stoff gebettet war, wurden aufgerissen. Der Bauer wurde reicher, der Unternehmer natürlich noch viel reicher. Der alte Geist des Geisingberges floh in die Wälder; die Naturhaftigkeit einer stillen Gegend scheint verloren. Da zeigt sich ein neuer Wert der heimatlichen Landschaftskunst: sie war Entdeckerin und wird nun Bewahrerin der Erinnerung an unverfälschte Natur. Künstler aber von der Art Mackowskys werden wir dereinst noch mehr als jetzt wegen ihres Gottesdienstes an der reinen Natur preisen und lieben.

Digitized by Google

Sind wir eine Nation?

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Über Wiederaufbauprobleme pflegen die wenigsten unsrer Jugend sich viele Gedanken zu machen. Es hat keinen Zweck, sagen die einen und leben unbekümmert in den Tag hinein, mit Liedern und Laute und einigen kümmerlichen ästhetischen Philosophiesetzen, um die Blöße ihrer Oberflächlichkeit zu decken. Mit ihnen sich auseinanderzusetzen ist zwecklos. (Ich habe dies in der „Westmark" bereits ausgesprochen.) Andere — und das sind die wertvolleren — leben dahin mit dem siegreichen Glauben an eine bessere Zukunft unsres Vaterlandes, die einmal kommen wird, wie der Dieb in der Nacht, die sie ersehnen mit der Glut religiöser Begeisterung, an die sie glauben mit der Kraft, die Berge versetzt. Mit ihnen zu reden lohnt es sich denn auf ihnen ruht unsre Hoffnung. Aber sie dürfen ihre Kraft nicht verpuffen in nationalem Schwärmertum. Mit Stimmungen allein ist noch nie eine große Tat geschaffen worden. Man muß etwas wollen, und man muß wissen, ob es möglich ist, in welchen Grenzen es möglich ist. Man muß Probleme sehen und eine Ahnung davon haben, ob und wie sie lösbar sind.

Für die meisten von uns ist die politische Wiedergeburt eine Selbstverständlichkeit. Sie weisen hin auf Preußen nach 1806, auf Polen nach 1795, auf Frankreich nach 1870, auf das schließlich doch geeinte Italien, auf die schließlich doch vom Türken befreiten Balkanvölker und meinen auf Regen muß Sonnenschein folgen, auf den Winter der Sommer. Die so sprechen ahnen nichts von dem ganzen furchtbaren Ernst des Problems. Als Epaminondas gefallen war, war es mit Thebens Macht zu Ende. Scipio hat Karthago für alle Zeiten zerstört. Schweden war eine Großmacht von Gustav Adolf bis zu Karl XII., Spanien war die erste Weltmacht unter Karl V. und Philipp II. Aber nach der Zerstörung der spanischen Armada und der Schlacht bei Pultawa war es aus mit der Großmachtstellung Schwedens und der Weltherrschaft Spaniens, und das damals von der Weltgeschichte gefällte Urteil war endgültig.

Und wir haben eine Niederlage erlitten deren politische Auswirkung uns derartig die Hände gebunden hat, wie dies in der Geschichte nahezu beispiellos ist. Gewiß kann ein Volk seine Niederlage überleben, aber eine Selbstverständlichkeit ist dies keineswegs. Es wird den Schlag überstehen, wenn die Wurzeln seiner politischen Kraft ungebrochen sind. Ist dies bei uns der Fall? Ich glaube, nur der Leichtfertige kann diese Frage ohne weiteres bejahen. Wer gewöhnt ist den Dingen auf den Grund zu gehen, dem lastet sie auf dem Gewissen wie ein Alp.

Sind wir überhaupt eine Nation? Was eine Nation ausmacht, ist ein gemeinsamer Volkscharakter, Gemeinsamkeit des Fühlens und Wollens, Gemeinsamkeit einer großen Geschichte, gemeinsame große nationale Zukunftsziele — haben wir das überhaupt? Wir sprechen von deutschem Wesen und suchen es zu definieren — und jeder Versuch, es in eine Formel zu fassen, zeigt, daß sie nur für einen Teil der Volksschichten und Volksstämme paßt, die wir herkömmlicherweise die deutsche Nation nennen. Sprechen wir vom deutschen tiefsinnigen Grübler von der Art von Meister Eckart oder Martin Luther oder Jakob Böhme, so paßt das Wort wohl für die meisten deutschen Stämme, aber von Köln rheinaufwärts habe ich der Grübler noch nicht viel getroffen, und in Oberbayern auch nicht. Sprechen wir von dem faustischen Drange des deutschen Tatmenschen — wohl ist er zu Hause im Industriegebiet und in manchen deutschen Offizierskorps des Ostens — aber an Rhein und Mosel sehnt man sich mehr nach frohem Lebensgenuß. Oder suchen wir das Gemeinsame in Naturgefühl, Poesie und Lied, in den Dingen, die vor hundert Jahren das Ausland als das spezifisch Deutsche empfand, da rebelliert dagegen sofort das „Frisia non cantat", da zeigen uns die Literaturgeschichten die starken Zentren literarischen Lebens in Süd- und Mitteldeutschland, im Norden jedoch nur sporadische Auswirkungen, freilich gelegentlich von starker Kraft, und in der bildenden Kunst ist es nicht viel anders; dem kunstfrohen Schwaben- und Frankenland steht das — vom Import des deutschen Ordens abgesehen — fast völlig kunstlose Nordostelbien gegenüber. Das sind Unterschiede des Volkscharakters, unendlich viel schroffer als alles, was Schotten und Südengländer, Wallonen und Provenzalen voneinander scheidet. Haben wir neben dem Negativen noch genug Positives, was hier die Brücke schlägt?

Aber wir haben auch keine gemeinsame Geschichte. Da wo das Gedächtnis der lebenden Völker beginnt — um 1500 —, da steht die Reformation aber nicht als gemeinsamer Besitz, sondern als Wegweiser der Trennung. Trotz alles guten Willens sind wir bis heute noch nicht über diese Schranke hinweggekommen. Bezeichnend genug: Hier um 1500 sieht die eine, die protestantische Schicht, den eigentlichen Anfang aller deutschen Geschichte, alles jenseits Liegende ist ihr eine Vorzeit, die man mit einiger Mühe sich lebendig machen muß. Aber die andre, die katholische, strebt bewußt danach, über diese Grenzmark hinwegzukommen, und erblickt darin geradezu die Mission des deutschen Katholizismus, über die vielfach undeutschen Renaissanceeinschläge jener Zeit die deutsche Gegenwart mit der deutschen Vergangenheit des Mittelalters

Digitized by Google

zu verknüpfen. Wo ist die Synthese, die über diese beiden Antithesen hinweghilft? Hat die Geschichte seit 1500 sie uns beschert? Nur ein blinder Optimist kann diese Frage mit Ja beantworten. Wir haben keine gemeinsamen großen Erinnerungen, keine allen Deutschen gemeinsamen großen Männer. Goethe und Schiller, Beethoven und Mozart, Kant, Wagner, — nur oberhalb einer gewissen Bildungsgrenze empfindet man deutlich ihren Wert. Bismarck und Kaiser Wilhelm I. — wir können ihr Gedächtnis nicht in allen Kreisen des Volkes feiern, ohne daß Rücksichten genommen werden müssen — hier wesentlich konfessionelle, dort wesentlich soziale; wo man aber Rücksichten nimmt, ist kein gemeinsames Erlebnis da. Wir freuen uns, wenn wir aus katholischem Munde hören, daß auch der konfessionelle Gegner das Deutsche in einem Bismarck zu schätzen weiß — aber wir sind dankbar dafür, daß trennende Momente zurückgedrängt werden — daß sie da sind, ist selbstverständlich. In unsern Arbeiterwohnungen hängen nicht Bismarck und Kaiser Wilhelm, sondern Lassalle, Marx und Bebel, und diese lehnt unsre Oberschicht aufs nachdrücklichste ab. Wir sind die einzige Nation der Welt, die weder gemeinsame große Feste kennt, noch gemeinsame große Männer — hissen wir die schwarzweißrote Flagge, singen wir Deutschland über alles: ein Teil der Nation empfindet das als Aufreizung. Es war dafür für alle, die den August 1914 erlebt haben, geradezu etwas Einziges und Elementares, zu sehen, daß das Bewußtsein der Bedrohung des Reiches damals wirklich einmal alle Stämme, beide Konfessionen, alle Stände zu gemeinsamer Abwehr einte, daß alle konfessionelle Polemik von selbst verstummte, daß Gewerkschaftsführer und Fabrikanten gemeinsam in den Ausschüssen der Kriegshilfe saßen, daß Hochschulprofessoren von Arbeitervereinen zu Vorträgen aufgefordert wurden, daß damals Deutschland zum ersten Male einig war, zum erstenmal einig seit 400 Jahren — und nach drei Jahren war die alte Zerklüftung wieder da. Wie soll man auch einig sein, wenn man keine gemeinsame Vergangenheit hat und noch weniger ein gemeinsames Ziel für die Zukunft? Jedem Franzosen schwebt mehr oder minder deutlich vor die Idee der France civilisatrice mit der Kulturmission für alle Völker, jedem Engländer ist britische Expansion gleichbedeutend mit Weltglück. Niemals war etwas derartiges selbstverständlich für Deutschland. Wir empfinden es direkt als eine Geschichtsfälschung, wenn andere Nationen dies von uns behauptet haben. Den Krieg als Mittel der auswärtigen Politik haben weite Kreise des deutschen Volkes stets verabscheut und 1914 in ihm nur ein Mittel der Verteidigung gesehen, das sofort anfing, ihnen unmoralisch zu erscheinen, als der Krieg begann, außerhalb der Reichsgrenze geführt zu werden. Die Heeresneuordnung von 1862 ist von Bismarck dem preußischen Volke aufgezwungen worden. Die Schaffung der deutschen Kriegsflotte durch Kaiser Wilhelm II. und Tirpitz ist nur unter schwersten Widerständen ganz langsam vorwärts gegangen. Jede Art von auswärtigen Zielen ist stets auf den leidenschaftlichen Widerspruch der weitesten Kreise unsres Volkes gestoßen. Nur eine kleine Minderheit rechtsstehender Kreise hat den Gedanken des Anschlusses Österreichs verfochten. Die deutsche Ostmarkenpolitik hat die Rechte gemacht, fast die gesamte Linke und fast alle Katholiken waren ihre Gegner. Sogar eine völlig friedliche Kolonialpolitik, wie sie für alle andern Nationen eine Selbstverständlichkeit war, hat sich erst ganz langsam durchgesetzt und bis zuletzt die Gegnerschaft der äußersten Linken zu bestehen gehabt. Wenn während des Weltkrieges unsre Reichsleitung sich nie dazu entschließen konnte, klare deutsche Kriegsziele und ein klares deutsches Kriegsprogramm zu verkünden, so spiegelte sich darin nicht nur Unklarheit des Wollens der leitenden Personen — sondern die nationale Zerrissenheit des ganzen Volkes: es gab keine Ziele, für die das deutsche Volk kämpfte über den Gedanken der bloßen Erhaltung des Bestehenden hinaus. Es gab kein deutsches Elsaß-Lothringen, kein deutsches Triest. Politiker, Strategen, Wirtschaftsführer, Zeitungsschreiber, Professoren konnten Kriegsziele aufstellen — oft wild ausschweifende, unmöglich phantastische, aber es gab kein einziges unter ihnen, hinter dem die Öffentlichkeit als Ganzes gestanden hätte. Und nicht nur 1914 war das so, sondern in allen Phasen unsrer Geschichte. Richelieu und Napoleon, Cromwell, Wellington, Peter der Große waren Nationalhelden ihres ganzen Volkes, Friedrich der Große und Bismarck nicht. Das Volk, das keine gemeinsamen großen Männer besitzt, hat auch keine gemeinsamen Ziele für die Zukunft.

Was haben wir schließlich gemeinsam? Ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet, aus dem man kein Glied herausreißen kann, ohne das Ganze zu verstümmeln. Das genügt aber nicht. Vor wirtschaftlichen Notwendigkeiten macht die Geschichte nicht halt. Österreich ist zersprengt, wenn auch seine Glieder der Trennung nicht froh werden und Wien trostlos dahinsiecht. Die Länder um die Weichsel herum sind eine wirtschaftliche Einheit, aber seit dem 14. Jahrhundert sind sie zu ihrem Schaden politisch auseinandergesprengt. Wirtschaftliche Zweckmäßigkeit ist in der Geschichte immer nur eine Kraft zweiten Ranges; sie schafft starke Tendenzen, aber weder unüberwindlichen Zwang noch unübersteigliche Schranken und Bollwerke. Wirklich geschichtliche Kraft strömt nur aus dem Wollen handelnder Menschen. Rheinische Spinnerei wird nicht deshalb allein bei Deutschland bleiben, weil sie sonst verkümmern müßte. Die erbarmungslose Logik der Geschichte kennt nur den entgegengesetzten Schluß: Vielleicht verkümmert die

Digitized by Google

rheinische Wirtschaft, wenn nicht Stärkeres sie bei Deutschland hält.

⁂ ⁂ ⁂

Aber wenn das Wirtschaftliche nicht genügt, wenn gemeinsamer Geschichtsbesitz, wenn gemeinsame Ziele fehlen, was hält uns schließlich zusammen? Was bleibt da noch übrig als das Wandern und das Turnen, der Verein, der Stammtisch, die Bier- und Weinfröhlichkeit? Fast alles Dinge, die ich schätze und liebe; wenn ich die Wandervögel sehe, dann klingt es in mir „wie gerne wär' ich mitgewallt!", und ein Volk, das keinen Militärdienst mehr hat, das geht in Großstadtstickigkeit zugrunde, wenn Turnen und Sport ihm nicht die Glieder stählen. Aber genügen sie, um eine Nation zu schaffen, ein Reich zu halten, ihm Leben zu spenden, Entwicklungsziele zu weisen? Als Grundpfeiler deutscher Kultur scheinen mir Singsang und Klingklang, Bauchwelle und Bierjunge wenig tragkräftig zu sein. Wir haben gemeinsam gewisse Gemütswerte, den Sinn für die Natur, für das Familienleben, für das Einfache, für das Zarte und Echte. Das sind Urinstinkte, die zu unserm edelsten Besitz gehören. Wir haben darüber hinaus den Sinn für die einfachsten Formen menschlicher Gemeinschaft, die wir dann mit allem Gemüt erfüllen, dessen wir fähig sind. Keine Nation versteht es, auf eine solche Kleinigkeit, wie das Zusammensitzen von ein paar Studenten des Abends beim Bier eine Romantik aufzubauen, die bis ins hohe Alter dem, der sie genossen hat, unvergänglicher Besitz bleibt. Aber überall, wo sie über den kleinsten Kreis hinaustritt, versagt unsre gemeinschaftbildende Kraft. England kommt mit zwei bis drei politischen Parteien aus, wir haben ein Dutzend. Und wir haben es noch nicht gelernt, einen großen Volkskörper, einen der machtvollsten von Europa, mit gemeinsamem Streben und Wollen zu erfüllen. Wir sind keine Nation, höchstens Nationalität. Nur dann paßt der Begriff der Nation auf uns, wenn man darunter versteht die bloße Gemeinsamkeit einer gewissen geographisch begrenzten, in einer gemeinsamen Sprache ausgedrückten Kultur. Aber alle andern Nationen sind mehr. Es sind Gemeinschaften mit gemeinsamem Wollen, Brüder gemeinsamen Lebens und Strebens. Zu diesem höheren Begriff von Nation haben wir es in einer zweitausendjährigen Geschichte noch nicht gebracht. Es ist zwecklos, die harten Tatsachen zu leugnen. Sie zeigen uns, wie rückständig wir noch sind. Sie zeigen uns, daß der Versuch Wilhelms II., mit einem solchen unfertigen Volk Weltpolitik zu treiben, zur Katastrophe führen mußte. Die schwedische Großmacht Gustav Adolfs und Karl Gustavs ist zerbrochen, weil der Unterbau nicht tragkräftig genug war. Von der deutschen Großmacht gilt das gleiche. Nur liegt der Mangel an Tragkraft nicht in der allzu geringen Volkszahl, sondern im allzu geringen Volkskaliber. Wir hatten versucht, den zweiten Schritt zu tun, bevor der erste geglückt war.

⁂ ⁂ ⁂

Und damit noch nicht genug. Es sieht so aus, als ob wir auch keine Aussicht hätten, jemals das Versäumte nachzuholen. Bei keinem Volke ist der politische Trieb so kümmerlich entwickelt wie bei uns. Die wenigsten von uns wissen überhaupt, was Politik ist. Die meisten sind so individualistisch gerichtet, daß sie die Politik glatt ablehnen. „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" — „Politik verdirbt den Charakter", das sind Worte, bei jeder andern Nation unerhört und unmöglich, für uns offenbaren sie letzte Tiefen deutschen Wesens. Wirklich politischen Instinkt, wirkliche Begabung für großangelegtes Handeln nach weiten Gesichtspunkten besitzt von allen deutschen Stämmen nur der kolonialdeutsche östlich der Elbe, der in langsamem Aufsaugungsprozeß bis weit über die Weichsel vordrang und dann ohne wesentliche Rückschläge allmählich auch die leitende Stellung im ganzen Reichsgefüge sich eroberte. Was die meisten von uns Politik nennen, das ist entweder nackter materialistischer Interessenkampf: höhere Zölle für die Industrie oder die Landwirtschaft, höhere Löhne oder Streikrecht für die Eisenbahnarbeiter — Dinge, gegen die der höher empfindende Mensch eine tiefe und völlig begreifliche Abneigung hat. Oder bei den höherstehenden Menschen ist es irgendein Religionsersatz: die Radikalen der Linken kämpfen mit religiöser Glut für den Zukunftsstaat oder die Arbeiterdiktatur, die irgendwie, wann und wo alle Übel der Menschheit tilgen soll. Die Radikalen der Rechten glauben mit gleicher Inbrunst, daß alle Schäden des Lebens irgendwie von den Juden stammen und mit einem Schlage dahin sein werden, wenn es gelingt, die Juden — schon die Vollendung des Satzes macht Schwierigkeiten: die einen meinen, von der politischen Macht in Deutschland fernzuhalten, die andern: aus Deutschland herauszudrängen. Und mit gleicher Inbrunst zetern die Sonderbündler am Rhein, in Hannover, in Bayern gegen die bösen Preußen — wie man aber die Preußen oder die Juden beseitigen oder die Arbeiter zur Herrschaft bringen, und vor allem, was dann geschehen soll, wenn das Ziel erreicht ist, das weiß niemand, darüber denkt man ebensowenig nach wie über die Methode des Jüngsten Gerichts. Das alles ist nicht Politik, sondern Religionsersatz, und zwar Ersatz kümmerlichster Art. Politik dagegen ist die Freude am Spiel großer Kräfte im öffentlichen Leben. Es ist die rein menschliche Freude an dem Mann, der mehr ist als andere, an der Führernatur, die etwas durchzusetzen weiß. Es ist darüber hinaus die Begeisterung für den Mann, der klar zu sagen weiß, was die Volksgemeinschaft instinktiv ahnt und ersehnt und das Ersehnte der Verwirklichung näher bringt. Es ist nicht die Freude an einem schön klingenden Partei-

Digitized by Google

programm, das ja doch immer nur Aushängeschild sein kann, weil es sich den Umständen anpassen muß, sondern die Freude an dem Mann, der andere begeistern und an sich ketten kann, der kühn ist und klug zugleich, der einen großen Apparat von Mithandelnden um sich aufbaut und den Stoßtrupp zum Siege führt, der nicht nur befehlen kann, sondern auch imstande ist, eigene Kräfte aus den Menschen herauszuholen. Sinn für Politik ist im letzten Grunde altgermanische Waffen- und Kriegsbegeisterung, Lehens- und Mannentreue in andern Formen. Sie ist bei uns allmählich eingeschlafen unter dem Druck des Absolutismus; der moderne Sport scheint sie ein wenig — allerdings unter Beschränkung auf ein unendlich enges Gebiet und mit nicht immer erfreulichen Begleiterscheinungen — wieder zu erwecken. Daß das Gefühl dafür nicht gänzlich ausgestorben ist, zeigt die ungeheure Begeisterung, welche die Nation dem Schöpfer ihrer Einheit, Bismarck, entgegengebracht hat. Aber auch das ist noch nicht politischer Sinn. Es muß zu der Begeisterung für den Führer hinzukommen der Wille, selbst etwas in der Gemeinschaft zu leisten, nicht nur Befehle auszuführen, sondern den Karren selbst vorwärtszuschieben. Wir sind im Kriege stolz gewesen auf unsre organisatorischen Gaben. Ich habe den Stolz darauf sehr bald verlernt. Gut war unsre Organisation im Heere, aber nur da. Im bürgerlichen Leben, in der Wirtschaft, in der Behandlung der politischen Parteien und der öffentlichen Meinung, auf den Gebieten, wo englische Organisation das Glänzendste leistet, haben wir völlig versagt; da hat sich bei uns nur die Fähigkeit gezeigt, uns schweigend und hilflos organisieren zu lassen — aber bitter gefehlt hat es uns an den politischen Köpfen, die da wußten, verborgene Kräfte aus Unbekannten herauszuholen, große, letzte Richtlinien anzugeben und die Mitarbeiter innerhalb gewisser Grenzen auf eigene Gefahr und eigene Verantwortlichkeit arbeiten zu lassen. Und in den letzten großen politischen Fragen, die der Krieg aufgerollt hat, waren wir unverständig wie die Kinder. Wir haben den Krieg lange kommen sehen, aber für die großen letzten Fragen waren wir nicht gerüstet. Daß der Krieg auch ein Ernährungs- und Rohstoffproblem ist, haben wir erst gesehen, als es zu spät war. Daß die Zeit gegen uns arbeitete, daß es darauf ankam, nicht nur militärisch zu siegen, sondern die Siege auch politisch auszunutzen, das haben wir erst gewußt, als der Zusammenbruch da war. Und in diesem Sinne ist der Weltkrieg für uns ein Weltgericht gewesen. Alle unsre Stände, Offiziere sowohl wie Arbeiter, alle Konfessionen, alle Schichten haben Unendliches geleistet an Opfern, aber nirgendwo war ein klares Wollen zu finden, niemand wußte, wofür er starb über das bloße Ziel der Erhaltung des Bestehenden hinaus. Keine Nation der Welt hat aber jemals bloß die Erhaltung gewollt. Irgend etwas Politisches, etwas Geistiges, irgendeine Art Signatur will sie dem Ganzen der Welt aufprägen; dafür lebt und stirbt sie. Eine Nation in diesem höhern Sinne sind wir nie gewesen, darum hatten wir kein höheres Recht, uns mit den wirklichen Nationen der Welt zu messen.

⁂ ⁂ ⁂

Werden wir jemals von der bloßen Nationalität zur Nation vordringen können? Manche unter uns sagen nein und rühmen sich noch dieses traurigen Mutes. Aus dem Bankrott unsres politischen Strebens ziehen sie den Schluß, daß wir die Politik gänzlich an den Nagel hängen sollen. Mögen wir uns dafür den Dingen widmen, die wir wirklich können, dem Geldverdienen und Maschinenbauen, so sagen die einen, der Kunst und Philosophie, der Dichtung und Musik, sagen die andern. Potsdam ist unmodern geworden; diese Neunmalweisen haben ihre Tempel in Essen und Weimar.

Wenn wir auf diese Stimmen hören wollen, so heißt das, aus der Tragikomödie unsrer Kleinbürgerpolitik eine vollendete Tragödie machen. Es hieße den Jammer unsrer Politik mit nationalem Selbstmord enden lassen. Ein Leben, das für die Volksgemeinschaft keine Ziele kennt, ist kein Leben mehr. Es wäre die Rückkehr zur stumpfen Apathie des Dreißigjährigen Krieges, wo Schweden und Franzosen in Deutschland ihre Schlachten schlugen und an dem corpus vile des Deutschen Reiches europäische Politik zu treiben lernten. Es wäre Wahnsinn — und zum Glück nicht einmal möglich! Denn wodurch ist Essen in hundert Jahren vom Dorf zur Weltstadt geworden? Dadurch, daß Essen aus allen Ländern der Erde alle Materialien holen konnte, nach allen Ländern bequem und billig zu liefern imstande war, und daß es sicher war, für das Gelieferte seine Zahlungen zu erhalten. Und wer hat das zuwege gebracht? Das Deutsche Reich. Wenn es aber kein angesehenes Deutsches Reich mehr gibt, dann ist es sehr zweifelhaft, ob schwedisches Erz, amerikanisches Kupfer in der nötigen Menge nach Deutschland gelangen kann. Dann ist es sehr wohl möglich, daß auch die stärksten Hirne und kräftigsten Arme von Essen nichts mehr herstellen können, weil ein unerhörter Steuerdruck unter fremdem Diktat auch die beste Arbeit unproduktiv macht. Dann ist es sehr zweifelhaft, ob bei der Aufschließung von China oder Innerafrika Essen berücksichtigt wird und dann noch sich gegen den weltbeherrschenden Wettbewerb der andern wird behaupten können, dann ist es sehr zweifelhaft, ob die Eintreibung von Auslandforderungen, auf denen der Wohlstand der Industrie beruht, in genügendem Maße gelingen wird. Wirtschaftlicher Wohlstand ohne politische Macht pflegt nie von Dauer zu sein — das Schicksal Spaniens ist ein warnendes Beispiel.

Und kann Weimar wirklich unser Ideal

Digitized by Google

sein? Weimar war ja gar nicht das deutsche Athen, zu dem die Legende es stempelt. Es war ein elendes Krähwinkel an der Ilm, sein großer Dichter hieß nicht Goethe, sondern Kotzebue, seine interessanteste Persönlichkeit war zweifellos die Madame Vulpius. In diesem armseligen Nest lebten ein Weltgenie und ein bis zwei Dutzend bedeutende Männer, Persönlichkeiten, die wahrhaftig nicht der Ruf Weimars gelockt hatte, sondern die zwei Kulturpolitiker ersten Ranges, Anna Amalia und Karl August an sich gefesselt hatten und auch gefesselt haben würden, wenn sie in Benrath oder Ludwigsburg oder Potsdam gewohnt und gewirkt hätten. Und die Einfachheit, die Innerlichkeit, die innere Unabhängigkeit, die jene Männer trotz ärmlichster Verhältnisse besaßen, die soll uns gewiß zur Stütze und zum Trost dienen, zur Stärke und zum Sporn, uns nicht an Äußerlichkeiten zu verlieren. Aber wir können diese Atmosphäre nicht wieder schaffen, denn wir können die Postkutsche nicht wieder aufleben lassen, können die Weltabgeschiedenheit jener Tage nicht mehr erneuern, seitdem der Telegraph auch das Dorf erreicht hat. Das alles ist weltabgewandte Romantik, kein Gegenwartswert. Und Singsang und Klingklang in allen Ehren, und Oberammergau und Haaß-Berkow auch — aber ein nationales Leben, das keine andern Werte kennt, ist doch arm.

⁂ ⁂ ⁂

Es hilft nichts, der Mensch wird nicht mit Lautenbändern geboren — er ist nun einmal ein *Ζωον πολιτικον*, und er ist kein ganzer Mensch, wenn er die eine stärkste Seite seines Wesens verkümmern läßt. Wir müssen den Neubau anfangen unter den Trümmern des Alten, ganz wie im Interregnum, wie 1648, wie 1806. Ob das möglich ist, ist die große Frage, die das Schicksal an uns alle hat; denn einer der größten historischen Faktoren ist der innere Wert des Geschlechts, das eine Niederlage erlebt. Unsere Geschichte ist bisher in Wellentälern und Wellengipfeln auf und ab gegangen — das darf keinen faulen Optimismus erzeugen, aber das kann doch helfen, den lähmenden Pessimismus zu bannen, den die Betrachtung unsrer ewigen politischen Fehlschläge in uns erzeugen muß. Wir sind noch keine volle Nation geworden, sondern erst auf dem Wege dazu. Ist es ein Wunder bei einem Volke, das von keinem Weltmeer und keinem Gebirge behütet wird, das irgendwo westlich vom Rhein seine — historisch, nicht natürlich festgelegte — Grenze findet und nach Osten und Südosten ganz unmerklich sich im slawischen Meere verliert, das überall sich tief hineinschiebt in feindliches Land, überall als Nachbar- und Durchgangsland feindlichen Einflüssen offensteht, mehr Nachbarn hat als jedes andre und daher mehr Konflikte als jedes andre, fast ständig in der Klammer von Militärmächten gelebt hat und dadurch immer wieder selbst zur Militärmacht gepreßt wurde, so sehr auch einzelne seiner Stämme dem widerstreben mochten? So ist die Entwicklung zur nationalen Einheit unendlich viel später in Fluß gekommen als bei andern Mächten. Auch in anderen Staaten haben z. B. im 16. Jahrhundert nationale und internationale Strömungen gegeneinander gekämpft. In Frankreich wurde die evangelische Opposition der Hugenotten von England begünstigt und in England die katholische Opposition von Spanien, beiden hat dieser Gegensatz nichts geschadet. Nur Deutschland wurde der Schauplatz eines 30jährigen Krieges, der all seine Flußmündungen in fremde Hände brachte und seine Außenländer völlig von ihm trennte. Und der Absolutismus, in Ländern mit gefestigten inneren Verhältnissen eine segensreiche Übergangsform, ist Deutschland zum Fluch geworden, indem er überall die sinnlose Duodezherrschaft der Serenissimi befestigte. Es ist kein Wunder, daß unter dieser Ungunst der geographischen und historischen Konstellation so wenig einheitliches Wollen sich durchgerungen hat, es ist vielmehr ein Wunder, daß schließlich noch so viel erreicht worden ist. Wenn wir rückschauend 1900 mit 1800 vergleichen, so ist doch der Fortschritt ganz unverkennbar. Wie weit liegt hinter der gegenwärtigen Generation doch noch der anhalt-köthensche Patriotismus, der den Anhalt-Dessauer als Ausländer wertete, der den Abschluß eines Zollvereinsvertrages mit Preußen als Verrat an den heiligsten Gütern der anhalt-köthenschen Nation empfand, wie unverständlich ist uns heute die kühle Gelassenheit der Weimarer Großen, die Jena und Leipzig als ziemlich gleichgültige Dinge empfanden, wie ist im Kriege der Russeneinfall in Ostpreußen als gemeinsame Angelegenheit der ganzen Nation empfunden worden, auch in Oberbayern und auch am Rhein! Und wenn wir sehen, wie gründlich in altpreußischen Kreisen die Kulturkampfstimmung früherer Zeiten abgeblaßt ist, so daß der Reichskanzler Hertling aus Zentrumskreisen und die Rückkehr der Jesuiten kaum noch grundsätzliche Gegnerschaft fanden, wie anderseits katholische Historiker sich mit warmen Worten der Bewunderung zum Altreichskanzler bekennen, wenn wir es erlebt haben, wie Sozialdemokraten, einst die grundsätzlichen Gegner des preußischen Adlers, jetzt energische Vorkämpfer des preußischen Staates geworden sind — so darf man die Hoffnung doch wohl hegen, daß nun endlich unter dem Druck schwerster politischer Erlebnisse sich die Geburt einer deutschen Nation vollzieht, daß endlich auch für Deutschland das Jahrhundert heraufzieht, in dem ihm zuteil wird, was andre Nationen längst als Selbstverständlichkeiten besaßen.

⁂ ⁂ ⁂

Freilich, das wird nicht abgehen ohne Krisen und Rückfälle; aber diese dürfen uns nicht schrecken. Wir werden nicht hinwegkommen über einen gewissen internationalen Einschlag in unserm Volkscharakter. Ich halte

Digitized by Google

ihn an sich wohl für eine Belastung für die dringendste Aufgabe der Gegenwart, aber nicht für eine Gefahr. Ich halte den katholischen Internationalismus, auch den liberal-sozialistischen Pazifismus für ein notwendiges Gegengewicht gegen die Überspannung des rationalistischen Staatsgedankens, der im alten Preußen zu Hause ist. Wir Deutsche treiben aber alles mit der unheimlichen Gründlichkeit, die schließlich das Edelste zum Wahnsinn macht. Wir haben die Objektivität dem Gegner gegenüber derart übertrieben, daß wir nicht nur all ihren Kriegsberichten, all ihrer Propaganda fast drei Jahre lang die Spalten unsrer Zeitungen öffneten, sondern daß wir sogar uns selbst des gewollten und bewußten Friedensbruchs anklagten, und da die Tatsachen dazu nicht ausreichten, das zu beweisen, hat der Deutsche Eisner dazu die Akten gefälscht. Das ist Wahnsinn gewordene Objektivität. Und auf der Gegenseite haben wir mit dem Nationalismus in einer Weise Ernst gemacht, die ihn ebenfalls zur Narrheit verzerrte. Daß die Macht eine der unumgänglichen Voraussetzungen alles Rechtes ist, daß sie die Rechtsanschauungen beeinflußt und bilden hilft, daß ein Recht, dem die Macht fehlt, seiner selbst spottet, das ist eine der folgenschwersten Entdeckungen der deutschen Rechtsphilosophie des letzten Jahrhunderts. Aber es ist eine groteske Verzerrung, wenn viele unter uns mit der hemmungslosen Gründlichkeit aller kleinen deutschen Geister nun auch die andern Faktoren des Rechtsgefühls, das Bewußtsein der unveränderlichen Dauer des Rechts, das Bewußtsein der Gleichheit aller Rechtsgenossen, das Bewußtsein der Angemessenheit von Anspruch und Leistung gänzlich in den Wind schlagen und nun mit der Gründlichkeit des Selbstmörders in die Welt hinausschreien: „Wo Macht ist, da ist Recht," „Right or wrong, my country" und sich dann wundern, wenn die übrige Welt diese nationalistische Phrasendrescherei ernst nimmt und in uns die Bedroher der Kultur Europas zu sehen vermeint. Wir haben uns in den vierziger Jahren — hauptsächlich im Süden und Westen — bis zur Würdelosigkeit begeistert für Ungarn und Polen, wir waren bereit, alles was an Rechten nur halbwegs strittig sein konnte, alle Ansprüche auf wohlverdiente Kulturhegemonie in unsern östlichen Landesteilen blindlings preiszugeben. Und als Gegenbewegung haben wir dann erhalten — hauptsächlich im deutschen Osten — einen überspannten Nationalismus der andern, der überall mit der Faust auf den Tisch schlug, überall annektieren wollte, der im Weltkrieg mit dem grotesken Vorschlag herauskam, an der Westgrenze ein Glacis für deutsche Ansiedler zu schaffen, und zu diesem Zwecke eine Massenausweisung von vielen Hunderttausenden langangesessener Einwohner vornehmen wollte, gleich als lebten wir noch in den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft. Gewiß kommt solch überspannter Nationalismus auch bei andern Völkern vor, aber auch er wird überall außerhalb seines Ursprungslandes als eine Kulturgefahr empfunden. Und das national energischste und national erfolgreichste Volk der Erde, das englische, ist von dieser Art Nationalismus völlig frei. Es weiß sehr wohl, daß jeder Nationalismus irgendeine Art von internationalem Gegengewicht braucht. Noch niemand hat den Engländern Zimperlichkeit in der Vertretung ihrer nationalen Interessen vorgeworfen. Aber überall wo England aufs rücksichtsloseste sich durchsetzt, ist es darauf bedacht, Zustände zu schaffen, mit denen auch der Unterworfene sich abfinden kann, es bietet ihm — wie z. B. den Buren, den französischen Kanadiern — irgendwelche greifbaren Vorteile, durch die es dann hofft, sie an das britische Interesse zu ketten. Wir haben in unserer Ostmark entweder den Polen alle Zugeständnisse gemacht, die sie haben wollten, oder einfach gegen sie regiert und uns wenig überlegt, was dann aus ihnen wurde. Wir haben immer Zuckerbrot oder Peitsche gereicht, während das Geheimnis aller Regierung darin besteht, beides zu reichen und mit souveräner Menschenkenntnis die Dosis von beiden zu bestimmen. Auch darin hat sich die unpolitische Anlage unsers Volkes auf das verhängnisvollste gezeigt, daß immer die eine deutsche Partei nicht genug Zuckerbrot geben konnte und die andre nicht genug Peitsche. Unsre Sozialdemokratie lehnte alle Militärvorlagen ab und erwartete alles Heil der Welt von Haager Konferenzen. Unsre Rechte schlug mit der gepanzerten Faust drein und hatte für alle pazifistischen Ideen nur Spott und Hohn. Und in der Zwischenzeit war England der Vorkämpfer des Weltfriedensgedankens — nicht nur zum Schein, sondern mit dem Entschlusse, ihn soweit zu fördern, als Englands Interessen nicht gebieterisch dagegen arbeiteten. Aber es hielt seine Flotte in Bereitschaft für den Fall, daß ein England günstiger Weltfriede nicht möglich sein würde.

⁂ ⁂ ⁂

Wir pflegen in Deutschland alles gründlich zu treiben. Wir haben den Nationalismus getrieben bis zur Barbarei, und den Internationalismus bis zur schamlosen Selbstentmannung. Können wir es nicht lernen die mittlere Linie zu finden, auf der der Fortschritt der Menschheit ruht? Freilich, das Hemd ist uns näher als der Rock, und ein Volk, dem ein grausamer und undurchführbarer Vertrag jede Möglichkeit der Existenz abgeschnitten hat, hat wohl das Recht und die Pflicht, in diesem Augenblick in allen Zweifelsfällen an sich selbst zuerst zu denken. Aber große Politik ist niemals nur Augenblickspolitik. Sie führt den notwendigen Kampf hart und schneidig, aber wittert im Gegner von heute oft schon den Bundesgenossen von morgen. So hat Bismarck 1866 die Süddeutschen behandelt, England 1902 die Buren, 1921 die Iren. Und wenn wir

Digitized by Google

jemals ein Weltvolk werden wollen, müssen wir auch dessen eingedenk sein, daß es letzte Ziele gibt, die über das Nationale hinausgehen. Unser Volk hat nach den bittern Erfahrungen der letzten Zeit wahrhaftig das Recht, zu prüfen, ob die Gedanken von Weltfrieden, Völkerverbrüderung und kirchlichen Einheitsbestrebungen nicht einfach Kulissen sein sollen für die Weiterführung des Kriegs mit andern Mitteln, aber es hat kein Recht, mit den Mitteln auch die Ziele in Bausch und Bogen abzulehnen. Wir können eine Nation werden, auch wenn wir wissen, daß es auch jenseits des Nationalismus noch eine Welt gibt.

In diesem Sinne ist auch der Nationalismus immer von den Besten unsrer Nation gefaßt worden, nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck. Als Selbstzweck ist er eine Kulturgefahr, ein Wiederaufleben des Egoismus in höherer Sphäre, da sagt er: hier bin ich, hier ist meine Sippe, meine Volksgemeinschaft, die andern mögen sehen, wo sie bleiben. Ein solcher Nationalismus ist unduldsam nach außen und unduldsam nach innen. Er fühlt die Seinen als privilegierte Menschheitskaste und ist groß im Heraustüfteln von Unterschieden, er fragt behutsam, wer gehört eigentlich zu mir, und weist jeden von sich, auf den seine oft recht willkürlichen Merkmale nicht passen. Das ist negativer Nationalismus, Nationalismus als Selbstzweck, Nationalismus ohne Zukunft. Aber es gibt daneben einen positiven Nationalismus, den Nationalismus der Kulturgemeinschaft. Der rechnet nicht und grübelt nicht, der läßt jeden zu, der sich zur Kulturgemeinschaft bekennt und sich ihrer nicht unwürdig erweist, er ist nicht von Hause aus auf das Angreifen bedacht, sondern nur auf die Abwehr. Er nimmt für sich das Recht in Anspruch, das andre Nationen auch haben, er verlangt seinen Platz an der Sonne und ist nötigenfalls bereit, alles dafür zu opfern, daß er diesen Platz erringt oder behält. Dieses Recht hat er, weil er weiß, daß er einen bestimmten Kulturtypus vertritt, der sicher nicht der einzig mögliche ist, aber so hohe Werte in sich birgt, daß sein Verschwinden eine Katastrophe für die Menschheit sein würde. Das ist der deutsche Nationalismus, zu dem wir uns bekennen. Wir bekennen uns zu einer Nation, die noch nicht fertig ist, die in sich selbst Brüche und Sprünge hat, weil immer das Unmögliche, Höchste mit unfertigen Menschen zu erstreben, ihr geschichtliches Verhängnis sein mußte, zu einer Nation, die, was auch ihre Fehler sein mögen, doch auch ihr eigenes Charisma hat, die gewohnt ist, auch für andrer Nationen Wohl und Wehe, Streben und Notwendigkeiten Blick und Verständnis zu haben, die gewohnt ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, die gewohnt ist, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, die gewohnt ist auszudauern und zu opfern, die gewohnt ist, auch in langen Zeiträumen des Unglücks das Vertrauen nicht zu verlieren. Und dies Bekenntnis hat auch einen Sinn, wenn längst nicht alle Stämme und erst recht nicht alle Einzelpersonen dieser Nation ganz zu diesem Bilde passen. Nicht das, was im Einzelfalle existiert, ist das Entscheidende, sondern der Typus, zu dem der einzelne selbst vielleicht nur einen winzigen Teil beiträgt, der aber dem Ganzen doch vorschwebt als das Ziel, dem sich die Entwicklung annähert, als ein Ziel, das auch die Kraft hat, auf die empirische Wirklichkeit gestaltend und Richtung gebend einzuwirken. Niemals ist das Bild, das eine Nation sich von sich selbst entwirft, Wirklichkeit; immer hat der kritische Beobachter Anlaß genug, auf Unvollkommenheiten und Widersprüche hinzuweisen. Aber auch von jeder kirchlichen Gemeinschaft gilt dasselbe, sie ist gewöhnlich nur ein recht unvollkommenes Abbild von dem, was sie zu sein vorgibt. Und doch ist dies Idealbild nicht wesenloser Schein. Christentum, Katholizismus, Protestantismus sind nicht die Summe elender Menschlichkeiten, die sich in den unvollkommenen Menschen finden, die sich zu dieser Glaubensform bekennen, sondern sie sind wirklich das, was ihren Bekennern vorschwebt, was sie in den Momenten ihrer höchsten Erhebung, ihres reinsten Wollens wirklich sind. Nicht die empirische Religion begeistert, nicht sie ist eine Kraft, sondern die ideelle, nur von ihr geht die Kraft aus, die auch die unvollkommene elende Empirie allmählich dem Ideal annähert. Und so können wir auch von unsrer Nation sagen: wenn sie auch in der Wirklichkeit noch nicht fertig ist, so ist sie doch in der höhern Realität der Idee, die uns vorschwebt. Wenn auch von den obengenannten Eigenschaften bei Licht besehen keine einzige für alle deutschen Stämme, geschweige denn für alle Schichten und Individuen zutrifft, sie charakterisieren dennoch das deutsche Wesen, denn das sind die Eigenschaften, die alle Deutschgesinnten in ihrer Nation erkennen — nicht in sinnloser Phantastik, sondern weil sie tatsächlich in weitem Maße in ihr verbreitet sind, weil die Wirklichkeit stärkste Annäherungswerte an sie enthält, und weil das Bild vom seltsam tiefen, das Größte wagenden, sich opfernden und um das Unmögliche ringenden Deutschen als ein gewaltiger Imperativ wirkt, der die oft so unvollkommene Wirklichkeit nach sich gestaltet. Und wenn dies so ist, wenn ein Sechzig-Millionenvolk in heißem Ringen daran arbeitet, einen solchen Typus in sich zu schaffen, dann ist es auch wahrhaftig keine Überhebung, daß es verlangt, daß auch dieser Summe von Menschenwerten ein Platz in der Wirklichkeit bereitet werde, dann ist es nicht nur im Namen der Nation, sondern auch im Namen der Menschheit eine Pflicht, diesem Volk Luft zum Wachsen zu gönnen, dann sind Nationalismus und Internationalismus keine Gegensätze mehr, sondern über ihnen wölbt sich eine große Synthese — und es ist die große deutsche Zukunftsaufgabe,

Digitized by Google

Junge Mutter. Bildwerk von J. v. Jackimow

(Ausstellung der Berliner Akademie 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

diese Synthese zur Wirklichkeit zu machen. — Wie gelangen wir zu dieser Synthese? Franzosen, Engländer, Russen haben sie instinktiv. Wir Deutsche, denen das Schicksal noch nie etwas geschenkt hat, müssen auch diese Grundlage nationaler Kultur uns erst erarbeiten. Und als die Grübler, die wir nun einmal sind, können wir sie nur finden durch Gedankenarbeit. Die Revolution hat uns eine Verfassung von fremder Machart beschert, zu der wir kein inneres Verhältnis haben. Gibt es überhaupt eine andere, läßt sich etwa auf deutschen Grundlagen — vielleicht mit Hilfe unsrer immer tadellos arbeitenden berufsständigen Interessenvertretungen — etwas Neues aufbauen, das deutsch ist und modern zugleich, zu dem wir uns hingezogen fühlen und das doch die Reste des überwundenen Absolutismus rücksichtslos auskehrt, die bis 1918 bei uns noch immer zu spüren waren? Wir brauchen eine stärkere Betonung des Geistigen — läßt sich der Kirche, der evangelischen wie der katholischen, als den verordneten Hütern geistiger Mächte, eine freiere Verfassung geben, ohne daß die politische Machtorganisation daran zugrunde geht? Unser Staat muß zur Volksgemeinschaft werden; können wir dem landschaftlichen Element, an dem nun einmal der Deutsche hängt, eine stärkere Betätigungsmöglichkeit geben, ohne daß der Staat dadurch aufs neue gesprengt wird, wie einst im heiligen römischen Reich? Strebt nicht unsre Kultur gebieterisch dazu, den Gegensatz von Kapital und Arbeit zu einer Synthese umzuwandeln? Ist es nicht geradezu eine elementare Notwendigkeit für uns alle, herauszukommen aus der Skylla allmächtiger Trusts und der Charybdis gewissenloser Demagogen, die alle vier Wochen der Reichshauptstadt Licht, Wasser und Verkehrsmittel abschneiden? Gibt es Formen einer solchen Zusammenarbeit, die besser sind als die halbsozialistischen Versuche einiger angelsächsischer Länder? Sind nicht in Deutschland, das von alters her für den Wert der Arbeit ganz anderes Verständnis hat als irgendein Volk mit offenem oder verstecktem Rentnerideal, die Bedingungen für eine solche Lösung weit günstiger als irgendwo anders? Gibt es Möglichkeiten, die Kriege seltener zu machen oder vielleicht ganz auszuschalten, indem an die Stelle des periodischen Appells an die Waffen irgendeine Form schiedsrichterlicher Lösung tritt? Ist das möglich, ohne das Bestehende mit seiner ungerechten Verteilung der Machtverhältnisse zu versteinern? Gibt es Möglichkeiten, dem Rechtsgefühl von ganzen Nationen auch gegen den Willen von Militärs und Diplomaten zum Durchbruch zu verhelfen? Das sind nur einige wenige der Rätsel, die eine grausame Sphinx drohend den heute Lebenden vorlegt, die sie lösen müssen, wenn Deutschland nicht in den Abgrund geschleudert werden will, in dem die Gebeine der toten Nationen modern — aber auch Rätsel, die dem, der ihre Lösung kennt, die Führerrolle der modernen Kultur versprechen. Die Welt will den sozialen Frieden, vielleicht auch schon jetzt den Weltfrieden — dem, der ihr bietet, was sie ersehnt, ist sie bereit, den Preis zu zahlen. Wenn wir den Mut haben, die Arbeit für höhere Entwicklungsstufen der Kultur noch einmal aufzunehmen, dann gibt es einen Appell an die Weltgeschichte, der schließlich doch sich Gehör verschafft. Das sehr viel kleinere Polen hat ihn in hundert Jahren des Neuaufbaues schließlich durchgefochten — sogar ohne Krieg. Für den, der da will, hat die Weltgeschichte noch immer Möglichkeiten, auch solche, die nicht im Katechismus der Militärs und der Diplomaten stehen.

Das sind Zukunftsaufgaben, über denen man die Gegenwart nicht vergessen soll. Die Gegenwart verlangt zunächst festzuhalten, was man hat, und das ist die deutsche Einheit. Und es gibt in dieser Zeit keinen Weg, die deutsche Einheit zu wahren, als innerhalb Deutschlands auch Preußen zu erhalten. Nur Kinder und Toren können glauben, daß eine rheinische Republik oder ein rheinischer Pufferstaat mehr sein könnte als eine Filiale des Auslands, und zwar eine Filiale von recht kurzer Lebensdauer. Es mag sein, daß manchem unter uns der Name Preußen nicht sympathisch ist. Als es geschaffen wurde, da haben ihm die Grazien nicht gelächelt und von den Musen höchstens zwei, die philosophische und die historische. Und die Periode des Kulturkampfes war ein schlimmer Irrweg — das wird jeder Verfechter Preußens restlos und bedingungslos zugeben. Aber es ist nicht vornehm gehandelt und nicht würdevoll, wenn man immer nur dem preußischen Staat seine Sünden vorhält und dabei niemals daran erinnert, daß in andern Ländern, auch in vollständig katholischen, die katholische Kirche gleich schwere, ja sogar weit schwerere Zeiten erlebt hat. Nicht in Preußen, sondern in England war der Katholik bis 1829 von allen staatlichen Rechten ausgeschlossen; nicht unter preußischer, sondern unter französischer Herrschaft sind im Rheinland Klöster niedergerissen und Kirchen geschlossen worden. Und wenn der ostelbische Stamm wahrlich nicht fehlerfrei ist, eins besitzt er, gerade was den meisten Deutschen fehlt und was sie doch brauchen wie das täglich Brot: den Sinn für Politik, den Sinn für die Macht, für die harten Realitäten des Seins. Es ist kein bloßer Zufall, es ist die Spiegelung der realen Kräfteverteilung im deutschen Volksganzen, wenn die Reichseinheit ersehnt worden ist von allen Stämmen mit heißer Glut des Herzens, besungen in wundervollen Liedern und Gedichten von allen, die der Töne Meister waren — aber zur Wirklichkeit geworden unter preußischer Führung. Wie wir uns in Zukunft im deutschen Hause einrichten, muß die Zukunft lehren; aber man baut das Haus nicht um, wenn der eine Flügel vom Feuer bedroht ist.

Halt faß am Rich!

Digitized by Google

Alfred Lichtwarks Reisebriefe

Ein Bericht von Erich Marcks

Es werden jetzt gerade zehn Jahre, daß Alfred Lichtwark starb; ich habe ihm damals in diesen Blättern den Nachruf gehalten. Seitdem sind in einem hübschen Bändchen seine hamburgischen Aufsätze, in einer stattlichen Auswahl, die Scheffler eingeleitet hat, seine Schriften (bei Bruno Cassirer, 1917, 2 Bände) neugedruckt worden. Ich höre, die Nachfrage nach diesen Büchern sei geringer geworden, als sich zugunsten unsrer deutschen Leserschaft wünschen läßt. Freilich, wer bei uns heute Bücher kaufen kann und kauft, das ist ja ein Problem für sich. Wie Unendliches ist in diesem Jahrzehnte über uns dahingegangen! Hat Lichtwark diesen Wechsel überlebt? Ich hoffe es für unser Volk. Er selber aber spricht heute von neuem ganz persönlich in diese verwandelte Gegenwart hinein. Sein Amtsnachfolger Gustav Pauli hat in der einst von Lichtwark mitbegründeten Hamburgischen Hausbibliothek mit einer feinen und klugen, liebevollen und lebensvollen Charakteristik dessen „Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle" in reicher Auswahl (Braunschweig, Georg Westermann, 1923, zwei starke Bände) herausgegeben.

Wer ist Alfred Lichtwark gewesen? Vielleicht ist es doch nicht ganz überflüssig, in zusammendrängenden Sätzen an den Inhalt und Umfang seines Wesens und seiner Wirkung zu erinnern. Er war der erste Gründer und Leiter eines modernen Kunstmuseums in Deutschland; er hat, von 1886—1913, seine Hamburger Kunsthalle zu dessen Musterbilde, zu einer unvergleichlich reichen und unvergleichlich persönlichen Sammlung einmal der hamburgischen Kunst und daneben der zeitgenössischen Kunst gemacht. Der hamburgischen durch alle Jahrhunderte hin: er entdeckte ihre mittelalterlichen Meister neu und fügte die des frühen 19. Jahrhunderts, die er, wie jene, ausgrub und erwarb, unserer Entwicklung erfolgreich ein; der zeitgenössischen: d. h. der deutschen Kunst des ganzen 19. Jahrhunderts, von Graff über Friedrich und Menzel bis zu Thoma, Leibl, Böcklin, Klinger und Liebermann. Er setzte sie in der Gegenwartssammlung der „Bilder aus Hamburg" fort, die er den deutschen Malern seiner Tage selber in Auftrag gab: seine ganze Generation von 1890 rief er da zur Mitarbeit herbei. Und er wollte durch diese Doppelreihe mehr leisten als ein Sammelwerk. Er wollte — ich habe in einem Schriftchen von 1914 „Alfred Lichtwark und sein Lebenswerk" in der merkwürdigen Einheit, die diesen Feind der Systeme kennzeichnete, zu schildern versucht — er wollte durch die hamburgische Kunst aller Zeitalter die Eigenart seiner Vaterstadt und ihres Volkstums veranschaulichen und sie zugleich zu neuem, an der Überlieferung genährtem Schaffen anregen und leiten, Hamburg in sich und in Deutschland „zum Sprechen bringen". Und er wünschte nicht nur die Kunst, sondern durch sie die Gesamtkultur seiner Heimat zu erziehen, zu beleben, zu entfesseln, das Menschentum der neuen Großstadt zu befruchten und zu geschmeidigen. So hat er daheim, in Stadtanlage und Gartenkunst, in Hausbau und Wohnungsausstattung, Flachheit und Gebundenheit mit leidenschaftlichem Drange bekämpft und ein neues, lebendigeres Kulturideal verfochten, das vom Geschmacke aus alle Lebenskräfte seiner Stadt und seines Gesamtvolkes zu erneuern hülfe — des deutschen Großstadtbürgertums im ganzen, des Standes, der seine Gegenwart beherrschte. Seine Kunst sollte da wirken als persönlichkeitbildende und gesellschaftbildende Kraft. Er holte sich Vorbilder, Bildungsmittel dazu auch aus dem Auslande, das er kannte und würdigte: aber freilich, der deutschen Kunst und dem deutschen Menschen wünschte er vor allem deutsche Wurzeln und deutsche Form: dieses Deutsche verfolgte er in seinen Lieblingen unter den Malern in Vergangenheit und Gegenwart, den „Deutschen der Zukunft" wollte er aufbauen am Lehrer, am Professor, aber auch am Offizier, einen neuen deutschen Typus, der es mit dem englischen aufzunehmen vermöchte: es war, so hat man mit Recht gesagt, der beste Deutsche seiner Gegenwart, es war sein eigenes verallgemeinertes Bild, ein hanseatisch-bürgerlicher Deutscher, feingebildet und kraftvoll weltläufig zugleich, von freierer und vornehmerer Beweglichkeit aller Fähigkeiten. Dafür hat er daheim und im Reiche geworben, als Organisator und als Agitator, als Lehrer, Redner und Schriftsteller. Er brachte die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst, als ein Lehrmittel, er brachte Kunsterziehungstage zustande, als Praeceptor Germaniae hat ihn Liebermanns Nachruf gefeiert. Mit Justus Moeser hat man ihn verglichen an Bodenständigkeit und Wirkungslust. Zuletzt trat dieser geistige Agitator in ihm hinter den Museumsleiter wieder zurück: er hatte seine werbende Arbeit getan, nun mochte sie in einem neuen Geschlechte weiterwirken wie sie konnte. Er wurde zuletzt als Schriftsteller stummer. Er hinterließ das Vorbild seiner hamburgischen Kulturpolitik und seiner Kunsthalle und hinterließ seine Schriften: Kampfschriften, scharf, graziös, nüchtern und anschaulich, gesinnungsstark und unpathetisch, von niedersächsischer Art, in ihrer Form an französisch-englischer Prosa, besonders der Aufklärungszeit, geschult, über allen anderen doch wohl gemahnend an Lessing; neidenswert an Schlichtheit und Durchsichtigkeit, absichtsvoll im Willen, leicht und ab-

Digitized by Google

sichtslos in der Form. Es sind kunstgeschichtliche und kunstpolitische Bücher, Reise- und Wanderbücher von See und Land und Städten, Bekenntnisbücher, Erziehungsbücher, Streit- und Lehrschriften über Städtebau, Garten und Hausrat, alles in fester seelischer Einheit, locker gefügt aber tief durchatmet, die Ernte eines aufbauenden Lebens. Wir haben sie damals bewundert und gerühmt: möchten sie immer neue Leser finden! Aber als ihre Blüte erschien uns allen, die wir Lichtwarks Werk ganz übersahen, seine Briefkunst. Begreiflich genug bei diesem Manne zwangloser Äußerungskraft, dem Schüler des Zeitalters, dessen Seele sich im Briefe am freiesten ergoß. —

Wir kannten seine Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle, die er seit dem Beginn der neunziger Jahre — wie so viele seiner Erzeugnisse — in Privatdrucken, in kleiner Auflage vervielfältigt hatte. An die Verwaltung der Kunsthalle! Das klingt nach Amtlichkeit und Staub. Aber der Inhalt ist völlig menschlich, ist überraschend persönlich.

Jene Kommission, nach hamburgischer Art aus Stadtregierung und Stadtparlament, aus Bürgertum und Künstlerschaft zusammengesetzt, von einem Senator geleitet, konnte ein Hemmnis für den Verwalter eines geistigen Institutes sein; er hat sie, ihr wertvolles Material erzieherisch gestaltelnd, zu einem Werkzeuge geistiger Mitarbeit und bereitwilliger Hilfsleistung erhoben. Er zog sie, durch seine Berichte, in sein Empfinden und Schaffen herein. Er breitete in seinen Briefen den ganzen Inhalt seiner Erlebnisse und Gedanken vor ihr aus; bald hielt er dann diese Briefe zugleich im Drucke fest. Sie reden nicht zu bestimmten Einzelnen, sie drücken in immer gleicher Weise stets nur ihn selber aus; es sind in der Tat Tagebücher, Eindrücke, Ergüsse, Entschließungen der zwangslosesten Art, Selbstgespräche von unvergleichlicher Natürlichkeit — und dennoch sehr klug, bewußt auf Wirkung, auf Beeinflussung eingestellt, stets berechnet auf hamburgische Regenten. Über ihnen steht, wie in seinen Büchern, die festeste Absicht, aber im einzelnen lassen sie vollends sich absichtslos gehen. Wie oft entschuldigt er mit abendlicher Müdigkeit ihre Breiten — die uns entzücken. Erstaunlich ihre Entstehung, im Augenblick, zwischen den Geboten einer Auktion, in den Pausen jagender Geschäfte; er schreibt auf dem runden Tisch im Kaffee, auf den Knien im Eisenbahnabteil und klagt, wie der Wagen werfe; dazwischen dann wieder, in längeren Ruhepausen, in Nachtstunden, strömende Schilderungen von einheitlicher Pracht. Aber Briefe blieben es stets: die unwillkürlichen Lebensäußerungen des geistreichen Mannes, Kinder der Minute, durch die die Bildung und die Reife seines ganzen Wesens hindurchblickt. Die Kunsthalle bewahrt ihre ganze Reihe in zwanzig schöngedruckten Bänden; die bleiben ein Dokument wie für seine Arbeit und Person, so für den kunstgeschichtlichen Inhalt seiner Generation. Die Auswahl, die Pauli getroffen hat, läßt natürlich manches Stück aus, das man ungern entbehrt; aber wo ich nachvergleichen konnte, ist sie mit hohem Geschick gemacht. Sie mußte kürzen: die Töne wiederholen sich, auf einem Wege von zweiundzwanzig Jahren, der stets verwandte Ziele aufsucht, naturgemäß ohnehin; alle diese Töne kommen, in diesen zwei schönen Bänden, zu vollem Gehör. Und unsere Literatur ist um ein Meisterwerk reicher geworden. Es sind echte Briefe: das macht ihren literarischen Wert aus, und wir wissen, wie wenig unser neueres Schrifttum an solchen Briefen besitzt. Man denkt an Th. Fontane; bei Lichtwark ist, dem Zwecke dieser Briefe gemäß, der Stoff einheitlicher und bedeutender. Hundert graziöse Bilder, weite Lebenskreise, ein fester Mittelpunkt: ein ganzer Mensch, atmend, plaudernd, in freier Selbstdarstellung, scherzend und kämpfend wie in seinen Büchern. Der Kern ist tiefer Ernst, wie in Leopold Kalckreuths leider erst spät (1912) ihm gestatteten Bildnisse seines Freundes, das in der Kunsthalle hängt und das der Maler im Kupferstiche wiederholt hat: es stammt von der Schwelle zu Lichtwarks Todeskrankheit, aber auch aus diesem Bildnisse blüht, sobald man ein paar Schritte zurücktritt, in merkwürdiger Lebendigkeit das Spiel seines sarkastisch-heiteren, warmen und geistreichen Lächelns hervor. Das grüßt aus den Briefen erst recht. Aller Witz und aller Zorn, alle Liebe und alle Sachlichkeit kommen heraus, eine Welt von immer neu einströmenden Inhalten, von allseitiger Bildung, beherrscht durch die klare Geschlossenheit der eigenen Natur. Es geht dem Leser, der ihn zu kennen glaubt, wie es ihm selber mit seinem Münchener Sinnesverwandten Adolf Bayersdorfer ging (I, 343): „er ist ein faszinierender Mensch von unendlichem Reichtum: jedesmal macht man neue Entdeckungen darin." Auch Lichtwark lebte, wie jener, in Shakespeare, und ließ sich daneben willig durch Äschylos und Sophokles erschüttern. Den eigentlichen Inhalt aber gibt das Werk seines Lebens. Er denkt, wo er auch ist, an Hamburg; in Paris, in Wien, in München macht er stets wieder die Nutzanwendung auf die Heimat, und selten eine schmeichelhafte; er liebt sie, deshalb will er sie verbessern. Der hamburgische Großbesitz (1892, I 117, 126) tut zu wenig zur Hebung der Vaterstadt; vor sorgen müßte die Wohltätigkeit. „Wir müßten einmal für zehn Jahre einen Diktator haben, meinetwegen, wenn es ein ganz großer Mensch wäre, auf Lebenszeit. Der könnte aus Hamburg etwas machen. Aber mit den Hamburgern müßte er anfangen." Das blieb seine Klage; wenigstens das Seine hat er in solchem Sinne selber getan. — Man sieht in den Briefen alle seine Tendenzen, seine Bücher entstehen; ein Spiegelbild der Bildungsgeschichte seiner Epoche er-

Digitized by Google

wächst, so wie Lichtwarks Geist es auffing. Wer diese Briefe genießen will, muß sie natürlich stückweise lesen: dann werden sie ihn auf das reichste erfreuen. Er wird Leben genießen, in hundertfältiger Schilderung, beobachtetes wie persönliches, er wird umspült werden von einem Strom von Frische und Anmut, von Farbigkeit und Geist. Hier aber soll der Versuch noch gemacht werden, eine Übersicht des Ganzen darzubieten.

1891—1913: das ist ein weiter Weg. Die grundlegenden Jahre von Lichtwarks Schaffen, der Durchbruch der ersten, entscheidenden Programme lagen vorher. Lichtwark kannte sein Ziel, wie ich es vorhin umrissen habe, und seine Adressaten kannten ihn auch. Der erste Schritt führt uns schon mitten in seine Praxis hinein. Er sammelte damals die zeitgenössische französische Medaillenkunst, die er für Deutschland entdeckte: es war ein Stück jugendlicher Liebe, die später zurücktrat, und er gab sich ihr mit einer beinahe einseitig feurigen Frische der Werbung hin. Er ging von 1891 ab zunächst fast alljährlich nach Paris; dieser französische Klang ist der früheste, den die Briefe anschlagen. Sehr reizvoll, wie er da Künstler aufsucht, aufschließt, sie schildert, sich mit ihnen befreundet. Dahinter die Eindrücke des französischen Daseins, seiner sonderbaren bürgerlichen Stetigkeit (im Restaurant Jahr um Jahr im selben Rayon derselbe Kellner, genau orientiert über die Bedürfnisse des fremden Gastes), und ihr entspricht in Kunst und Kunstgewerbe eine ungeheure Macht der Tradition, mit ihren Stärken und Schwächen. Er sieht neben Paris die historischen Städte in der Provinz, Chartres, Amiens, Dijon mit ihren Schätzen und ihrer Langeweile. Er vergleicht Frankreich und Deutschland, er durchreist die deutschen Städte mit französischen Gästen, dem Künstler, dem Museumsdirektor, und verzeichnet mit Spannung ihre Beobachtungen; sie erfassen das, was in unserer Kunst stets gleich geblieben sei, das sie als fremdartig frappiert, und finden, Deutschland habe in großen Zeiten immer wieder unvergleichlich hochstehende Einzelne gehabt, der französische Durchschnitt aber sei dem deutschen überlegen. Nichts belehrender als diese Künstlerbesuche; später verfliegt die Frische dieses Austausches, Lichtwark sieht Paris bis 1900 oft wieder, dann seltener, 1904, 1912: und da kommt er nur als Museumsdirektor, zu Besichtigungen und Käufen, die persönlichen Besuche gibt er auf — er hat wohl auf die innere Annäherung mehr und mehr verzichtet. Er stellt zuletzt fest, daß die französische Baukunst rückständiger geblieben sei als die unsere, und nur die Einladung zweier Pariser Meister zur Mitarbeit an den Bildern aus Hamburg belebt zu allerletzt noch einmal die alte Anteilnahme: ein Vorgang der Entfremdung, in dem doch wohl etwas Typisches liegt. Den Blick für Frankreich hatte Lichtwark nicht verloren, eine engherzige Abwehr französischer Kunst begriff er nie. Aber ihm war doch zur Hauptsache geworden, daß der Deutsche sich ohne fremde Überschwemmung in sich selber schaffend entwickeln müsse; und an die Stelle der frohen Empfänglichkeit für den westlichen Nachbarn war längst eine immer bewußtere Versenkung in das deutsche Wesen und dessen Wachstum gerückt.

Hinter Frankreich steht in seinen Reisen England zurück. Von Italien ist nie die Rede: er hatte es einmal, 1888, besucht; es blieb ihm fremd und fast feindlich; der südromanische Einfluß sei für alle nordische Kunst der Einbruch einer fremden Sprache. „Man kann sie vollständig beherrschen lernen, man kann dahin kommen sich originell in ihr auszudrücken, aber an dem organischen Leben hat man keinen Teil“ (I 338). Ihm war der europäische Norden wesensverwandt — England zwar suchte er nicht seiner Kunst halber auf, die bot ihm wenig, und die Ausstellung der großen englischen Porträtisten in Berlin 1908 begleitete er mit sehr interessanter, aber ablehnender Kritik: sie kommen nicht aus der Oberflächlichkeit van Dyckscher Nachahmungen heraus, sie ringen nicht um Treue und Tiefe wie die Deutschen es jetzt tun. In England (1901. 7. 10.) prüfte er die Architektur, die Museumsbauten, besah er die Städte von London bis Glasgow, historische wie Chester und Oxford, moderne wie Manchester. Er sah mit weitgeöffneten Augen Gärten und Stadtbau, Land und Leute, er sagte über englische Uniformität und deutsche Individualität neben deutschem Bürokratismus, über die englische Bauernnation feine, scharfe und wohlmeinende Worte, er war begeistert von Oxford: „wenn mir zugesichert würde, daß ich drei Jahre in Oxford studieren sollte, ich wäre imstande, noch einmal leben zu wollen“ (I 439). Seine bürgerlich-aristokratischen Lebensformen standen den englischen nahe und das englische Volk, in seinen Versammlungen, seinen Reden betrachtete er mit staunender Sympathie. Er hat kein Stadtbild umfassender und treuer geschaut und strahlender wiedergegeben als 1907 das von Edinburgh: ein Meisterwerk an Analyse und Vergegenwärtigung. Aber gegeben hat ihm England wohl nicht viel. Auch Belgien nicht, Brügge liebte er, weniger Brüssel, dessen prahlerisches Großmannstum er im Justizpalast glänzend charakterisiert; wohl aber die eigentlich germanischen Länder: Holland, Schweden, Dänemark. Von Amsterdam entwirft er 1898 eine unvergeßliche Schilderung; hier und in Skandinavien fühlte er sich zu Hause, die Verwandtschaft skandinavischer und norddeutscher Kunst bestätigten ihm zu seiner Freude die Schweden, mit Prinz Eugen von Schweden, dem Maler, verbanden ihn Besuche hier und dort. Auch in Wien drang er bei zwei Aufenthalten lebhaft ein: zuerst mehr fragend, Probleme findend und sammelnd; dann lud man ihn 1900 ein, er lernte Gesellschaft und Künstler kennen und eroberte sich innerlich das neue Wien. Zuletzt auch die

Digitized by Google

Schweizer Städte: Bern, Basel, Zürich — er machte überall seine Entdeckungen, ergriff die Eigenart, behauptete sich selber, lernte für Hamburg und schilderte doch die Fremde scharf und warm. Man begleitet ihn gern und mit Förderung — vollends heute, wo der Deutsche abgedrängt ist von der auswärtigen Welt. Lichtwark hat sie überall gefühlt, Natur und Kunst, Leben und Geschichte. Er fühlt in dem verödeten Roeskilde „den Schauer des Historischen", so stark wie sonst nur in Torcello. Er ist dort überall, um aufzunehmen, für sein Museum und für sich selbst: das begreift man gut.

Aber daneben reihen sich nun seine deutschen Reisen. Er war in diesen zwei Jahrzehnten, leider vom eigentlichen Osten abgesehen, fast überall; es ist, als sei er immer unterwegs gewesen: in den norddeutschen Städten, Oldenburg, Bremen, Lüneburg, im Nordwesten, Düsseldorf, Köln, Kassel, in den fränkischen, Frankfurt, Darmstadt, Aschaffenburg, Gelnhausen, in Nürnberg und Bamberg, am Oberrhein (in Colmar!), in Württemberg und Bayern — neben Stuttgart und München in Ludwigsburg und Eichstädt und Burghausen; München, Dresden, Leipzig, Berlin erheben sich über allem. Ich habe nur die wichtigsten genannt; man ist in Verlegenheit, auszuwählen, und möchte Seite um Seite ausschreiben dürfen. Was wollte er nun hier? Wiederum lernen, anschauen, seine Freunde aus alter und neuer Zeit in ihrer Heimat besuchen, Schongauer, Runge, Friedrich, Klinger; für seine althamburger Meister suchte er erläuternde Parallelen; er suchte das Mittelalter seiner selbst wegen, in Gelnhausen, in Bamberg, in Naumburg; er suchte Ausstellungen, Auktionen, Künstler in den großen Kunstorten, Kunstpolitik in Darmstadt oder Weimar, in München, Dresden, Berlin. Seit 1907 wanderte er mit einem architektonischen Mitarbeiter durch Ausland und Inland, um für seinen Kunsthallenneubau Erfahrungen zu sammeln — kurzum, praktische Aufgaben und historische Versenkung gingen stets durcheinander, und überall packte er, hier vollends, Leben und Vergangenheit, Bild und Lehre gleichermaßen. Dieser Reichtum entlädt sich ihm in hundert sprühenden Briefen: sie stehen uns noch näher als die Auslandsbriefe, sie sind intimer und reicher. Nie hat er Schöneres geschrieben als seine Schilderung Bambergs vom Jahre 1895: wie er es sich im Mondschein entdeckt und bei Tageslicht nachprüft, Rausch und Erkenntnis dicht miteinander gepaart. Er saugt sich voll von Gesichten und teilt sie mit; und ob er in ein kleines hessisches Bergnest, in einen niederelbischen Flecken wie Otterndorf eindringt — er findet nach Anlage und Formen „dies bescheidene Landstädtchen in seiner Art ebenso monumental wie Rom oder Florenz" (1908, II 225) —, in die historische Großbürgerstadt Nürnberg oder in die historische Fürstenstadt wie Potsdam oder Berlin: immer ist es die gleiche Verbindung von williger Phantasie und klarer Fragestellung, von gedankenreicher Forschung und von wacher Gegenwartskritik. Er kommt, den Stadtplan im Kopfe; dann sucht er sich in dem Straßennetze selber seinen Weg und baut sich tastend aus der Anlage die Entwicklung der Stadt auf — bürgerlichen Stadtkern, fürstliche Schloßanlage mit deren Ausstrahlungen in der Erweiterung des Orts, nach dem Urvorbilde von Paris. So greift er überall die Geschichte mit Händen; er erlebt sich eine Städtekunde, die er in Vorlesungen zu pflegen plant, er wirft historische Probleme auf, für jede Stadtsorte besondere — wie er denn überhaupt in seinen Briefen eine Fülle wissenschaftlicher Aufgaben im Vorübergehen formuliert hat. Er dachte ihnen nach und war an Anregungen fruchtbar; sie selber auszubauen lag nicht in seiner Art, er war kein Gelehrter und wollte keiner sein, obwohl ein ideenreicher und echter Historiker von den gesundesten Instinkten in ihm steckte. Er aber blieb sich treu, er blieb bei seiner Kunst. Im Genusse des Schönen und des Charakteristischen und in dessen Wiedergabe betätigte sich sein persönlichster, der ästhetische Drang; und in dem, was er vor allem an diesem Tatsachenmateriale, das er sich erreiste, zu lernen trachtete, betätigte sich sein kunstkriegerischer Wille. Uns ergreift an seinen Städtebildern — er hat einige in seinem wundervollen Bändchen „Deutsche Königsstädte" ausgeführt, das in der Cassirerschen Auswahl abgedruckt ist, ein Reisebegleiter ohnegleichen — vor allem der quellende Reichtum des deutschen Landes und Lebens; wir haben heute mehr Ursache als je zuvor, diesen Reichtum aufzusuchen, zu genießen, uns an ihm zu trösten, wo wir nur können, und es ist ein besonderer Jammer, daß uns selbst das erschwert worden ist, bis an die Grenze der Unmöglichkeit heran. Ihm freilich war nicht jener Genuß das letzte, sondern der Aufruf zur Reform, den er daraus schöpfte.

Das Augenfälligste ist da sein Kampf um den Städtebau, sein Kampf gegen die Architektur der achtziger, neunziger Jahre; die schlimmste allerdings, die unser 19. Jahrhundert gesehen hat. Er hat diesen Kampf auch in den Briefen unablässig geführt, in unvermeidlicher, aber — wäre sein Ausdruck nicht immer wieder originell und stachelnd — doch fast ermüdender Wiederholung. Er haßte die öde hannöverische Gotik und das Berliner architektonische Protzentum, den unrühmlichen Nachfolger der vornehmen altberlinischen Schinkelschule, er haßte alle italisierende, alle akademische Baukunst, die Baukunst der Fassade und der Vorschrift, des südlichen Palastfensters und des sinnlosen Ornaments. Er griff sie mit fast fanatischem Zorne an; er setzte ihr die ältere Überlieferung jedweder Gegend und das praktische Bedürfnis, die Aufrichtigkeit und Einfachheit entgegen. Er hat Münchens Seidlscher Dekorationskunst manchen Tadel angeklebt, aber er findet sie, in den neunziger Jahren, erheblich besser als

Digitized by Google

die Entartung Berlins. Auch hier beobachtet er, fragend und abwartend, den Wallotschen Reichstagsbau mit zweifelnder Achtung; aber daneben die Blüten der wilhelmischen Bausünden, die Kaiserbank im Tiergarten und später den Floraplatz und den Rosengarten, die Marmorschranken am Brandenburger Tor, das Kaiserdenkmal und den Dom! Das herrliche Schloß überschrieen durch die Kolonnaden und Gruppen, und der Dom? „er steht jetzt (1900, I 423) ganz frei. Eine bösartige Architektur. Wo man sie anpackt, Augenblendung. Nichts Gewachsenes, kein Organismus, eine Parodie, eine Karikatur der Baukunst ...“ „Im Dom war ich auch (1905, II 137). Lieber Gott! Ich dachte, schlimmer als außen ginge es nicht. Aber es geht doch, wie der Augenschein lehrt. Alles auf Ornamentchen und Förmchen verzettelt ... Genug.“ Er stand in der Reihe derer, die mitgeholfen haben, eine neue deutsche Baukunst heraufzuführen, Messel war sein Freund, die Entwicklung des Warenhauses, des Stadtplanes begleitete er mit steigender Freude, und daß ihm 1909 (II 295) ein schwedischer Baumeister sagte, heute schicke er seine Schüler nach Deutschland, wie einst nach Paris und Italien, erfüllte ihn mit tiefer Genugtuung; denn er wünschte, loben und stolz sein zu dürfen. Er hat den gleichen Kampf gegen die anglisierende Parkkunst unserer Gärtner gekämpft und da für einen Umschwung wohl noch mehr getan. Er hat, in diesen Briefen, das Auftauchen einer neuen Wohnungskunst, eines neuen Kunstgewerbes, schrittweise verfolgt und, in Darmstadt, kritisch aber freudig begrüßt; van de Velde war ihm zu unpraktisch und zu linear, Riemerschmid lobte er von Anbeginn. Er folgte der Entwicklung der Plastik, der Denkmäler, er beriet die Bremer, deren Stadt zum edelsten Tempel deutscher Denkmalschönheit geworden ist, er freute sich Hildebrands; er erlebte und durchkämpfte freilich auch, Schulter an Schulter mit Walter Rathenau, die Tragödie des rheinischen Bismarckdenkmals 1911. Die Briefe reden fast öfter vom Bauwesen, das sein Schmerzenskind war, als von seinem eigensten Pfleglinge, der Malerei.

Und doch stammen die wertvollsten Beiträge seiner Tagebuchbriefe zur Kunstgeschichte seiner Tage aus deren Gebiete. Was er da für Hamburg schuf, habe ich oben berichtet; es spiegelt sich alles hier, die Jagd nach den alten Bildern, das Aufsuchen der neuen, und ihrer Meister. Da erscheinen sie alle leibhaft: Lenbach, Menzel, Thoma. Liebermann, und oft genug bereits die Werke, die seine Kunsthalle dann erwarb. Lenbach — der Kunsttyrann, der Dekorator und der Maler, mit immer wachsender Kritik, bis zu einem betrübten Nekrologe von 1905: hoffnungsvolle eigene Anfänge, dann die Selbstvergiftung an den Kopien für Schack, nachher neben einigem Echten und Großen (der Bismarck der Kunsthalle!) das triste Resultat: ganze Wände falscher Rubens, falscher Rembrandts, falscher Velazquez (II 144). Lichtwarks Herz geht zu Menzel; drollig und packend, wie er bei der schwierigen alten Exzellenz geduldig und hartnäckig, durch alle Stacheldrähte hindurch, eindringt, wie er Menzels sonderbare Umgebung beschreibt, seine Äußerungen über die Entstehung seiner hamburgischen Gemälde aufzeichnet, seine knurrig-liebenswürdige Art in Momentbildern aufnimmt, wie er 1902 von dem Siebenundachtzigjährigen scheidet. „Er hat mir (II 33) viele Grüße für die Herren aus Hamburg aufgetragen, die er gekannt hat. Er nannte sie einzeln, sie waren längst verstorben. Aber ich sagte nichts davon.“ Früh (1893, I 137) findet er zu Thoma hin und beschreibt ihn genau, in seiner alemannisch-bäuerlichen Naivität, seiner Herzensfreude „an der Natur, an sich selbst und an seinen Werken“. Immer von neuem ist er bei Klinger gewesen; er blickt auf die Mutter des Genius und hält ihr Wesen fest, er erfährt von dem werdenden Beethoven und versenkt sich (1902, II 20) andächtig in den vollendeten: ich sagte schon, er umfaßt das Lebendigste an seiner ganzen Generation, auch da wo es ihm selber ferner lag. Die Zahl der Maler, die bei ihm auftritt und sich charakteristisch äußert, ist groß. Am nächsten haben ihm menschlich und sachlich Max Liebermann und Graf Leopold Kalckreuth gestanden; von Kalckreuth, der ihm der Inbegriff des Norddeutschen in der Kunst war, spricht er hier niemals ausführlich, vielleicht weil er ihm seelisch und dann auch räumlich, in seinem Heidehause bei Hittfeld, als Nachbar und Freund so stetig nahe war. Für Liebermann aber sind seine Schilderungen kostbarer Quellenstoff. Lichtwark hat zu den Ersten gehört, die ihn würdigten, er hat ihn wohl als Erster in ein Museum aufgenommen und ihn dann zu einem der wesenbestimmenden Träger seiner Sammlung gemacht, die eine Liebermann- (und Kalckreuth-) Sammlung geworden ist wie keine sonst, er hat ihm Bildnisaufträge gegeben und damit seine Entwicklung bedeutsam befruchtet, er ist sein Vorkämpfer und Freund geblieben und hat sich an dem inneren Aufstiege des großen Malers wahrhaft erbaut. Als sich Liebermann seinen Garten am Wannsee anlegte, hat Lichtwark ihm die Pläne gezeichnet; sie waren engverbunden bis an den Tod des Jüngeren, dem der Ältere damals den schönsten Nachruf sprach. Immer wieder hat Lichtwark von Gesprächen zu berichten, in denen der Maler ihm von seiner Entwicklung, seinem Schaffen, von Leibls Freundschaft, von München und Paris erzählt; biographisch wertvolle Angaben über Liebermanns Bilder für die Kunsthalle kommen dazu. Und es ist eine Freude, diesen Gesprächen beizuwohnen, wie es für Lichtwark eine Freude war, sie zu halten und aufzuzeichnen. Sie gehen in Amsterdam 1898 miteinander zu Rembrandts Haus und Liebermann führt den anderen in die noch immer fast unveränderte Umwelt des

Digitized by Google

Gewaltigen ein, den er liebt, der ihm „etwas ist wie das lebendige Gewissen des Künstlers“ — wenn er Gegenstände malt, die Rembrandt verschmäht hat, so beunruhigt ihn das: „Es kommt mir vor, als wenn ich eine sichere Fährte verließe“ (II 10). Sie plaudern und streiten bis tief in die Nacht hinein in Liebermanns Berliner Werkstatt: die Funken stieben, wenn die beiden geistreichen und lebhaften Männer, der Hamburger und der Altberliner, beides Unterredner von unvergleichlicher Virtuosität, eigen, witzig und schlagfertig, die Fragen der Kunst umkämpfen, die sie vereinen. „Wir waren, wie immer, mit einem Sprung im Ringkampf — es ist ein Genuß, mit Liebermann ein Problem anzupacken“; „wir hakten sofort ineinander.“ Man sieht Bilder wie den Dehmel, wie den Naumann (II 303, 307) entstehen, hört von dem Ringen des Künstlers mit der Aufgabe, von seiner Vergleichung der eigenen Kunst mit der Manets, den er so hoch bewundert. Er hängt einmal (1906, II 171, 303) seine Bilder zwischen die von Manet, um mit sich abzurechnen, und wird sich bewußt, wie anders er selber sei — er, der doch im Westen gelernt hatte: er erscheint sich barbarischer, aber seelischer. „Ich muß beim Ausdruck anfangen und muß auf den Ausdruck hinaus, der Vortrag steht bei mir an zweiter Stelle.“ Lichtwark fügt hinzu: „Es liegt darin die Offenbarung des deutschen Wesens in ihm.“ Das eben sah er an den spätern Bildnissen Liebermanns immer stärker bestätigt: der Ausdruck wachse; aber freilich auch der „Vortrag“ komme ganz nach. So begrüßte er das mächtige Selbstbildnis, das Liebermann 1909 für die Kunsthalle malte, mit tiefer ergriffener Freude — wie würde ihm das spätere, das Bremen jetzt besitzt, wie würden ihn die neuesten Landschaften des sechsundsiebzigjährigen Meisters, Alterswerke mit aller Vertiefung und aller Vergeistigung der höchsten Reife, erschüttert haben! Er hätte ihn daneben immer wieder „jung und sprudelnd“ gefunden wie 1912 (II 460); er hätte von seinen Epigrammen berichten können wie einst. Wenigstens die zwei berühmten, deren Echtheit Lichtwark bestätigt, wiederhole ich: die Antwort, die Liebermann auf Dehmels Ergänzungswünsche nach der ersten Porträtsitzung vergnügt erteilte: „Hören Sie mal, Sie können nicht von einem Bildnis verlangen, daß es auch Papa und Mama sagen kann“ („das ist mehr als ein guter Schnack,“ merkt Lichtwark an, „es fegt viele unberechtigte Ansprüche weg“), und das für Liebermann unendlich bezeichnende Diktum über Hildebrand (308): „Es wäre gut, daß Hildebrand ein halber Semit wäre, sonst wäre er ein ganzer Akademiker.“

Genug der Anführungen. Man sieht, was die Künstlergeschichte aus diesen zwei Bänden schöpfen kann — und aus den zwanzig erst recht! Ich weise nur hin auf ähnliche Gewinne für die Geschichte der *Kunstpolitik*, der Museenpolitik: Tschudis Kämpfe, in der Berliner Nationalgalerie und der Münchener Pinakothek, werden immer wieder mit Anteil und mit Kritik beleuchtet, die jüngeren unter den Amtsgenossen, Justi, Braune, Wichert, tauchen auf: daß Kaiser Wilhelm II. durch die Auswahl ziemlich im Schatten belassen worden ist, muß man billigen. Die Kunstpolitik selber war natürlich Lichtwarks eigenstes Anliegen. Wir hören von den Organisationen der Künstler, von Sezession und Künstlerbund, denen er befreundet war; wir spüren den seltsamen Widerspruch zwischen dem Berufe und dem Sammeleifer des Museumsleiters und der stillen Abneigung des Kunstfreundes gegen die Ausstellungen, ja gegen die Museen selbst. Daß der Künstler für Ausstellungen schaffe, statt für sich oder für den greifbaren, verständnisvollen Besteller, daß das Museum, die „Überfütterungsanstalt“ (I 446), alle Kunst barbarisch häuft und so erdrückt, sie aus ihrer natürlichen Umgebung und Stimmung herausreißt und mechanisiert, beides legte er, der nach dem Organischen strebte, dem bürgerlich verflachenden 19. Jahrhundert zornig zur Last. Es habe die Kunst „zwecklos“ gemacht und somit entwurzelt. „Könnte man,“ ruft er 1904 (II 94), „auf zwanzig Jahre alle Ausstellungen und Akademien schließen! Nächst der Unterdrükkung sämtlicher Zeitungen wäre es der größte Segen für die Menschheit.“ Er wünschte der Zukunft Dezentralisation des Museums, auch des seinigen: so würde es intimer werden und wirken. Solange er lebte, mußte er und wollte er doch auch, als Praktiker, für das genaue Gegenteil arbeiten. Er mußte seine Kunsthalle neubauen, er suchte dafür, auf jenen weiten deutschen und europäischen Reisen mit seinem Architekten, brauchbare Muster für Einfachheit, Nützlichkeit, Beleuchtung, er hat in dem Neubau, dessen Vollendung er nicht mehr erlebte, wenigstens Teile seines Programmes verwirklicht. Ideal und Wirklichkeit ließen sich auch da nicht völlig versöhnen. Und seine Sammlung vermehrte er selber, trotz allem, rastlos. Gerade zuletzt haben auch die Briefe von immer mehr Auktionen, von der Diplomatie und Technik des Kaufens, des Handelns, Ergötzliches zu melden; und den Kreis seiner eigenen Bestellungen erweiterte er ständig, mit den Künstlern, deren Produktion er anregte, lebte und empfand er auf das innigste. Sein Herzblut durchströmte alle seine Berufsarbeit. An spitzer Feinheit der Kennerschaft — ebenso wie an eigentlicher Gelehrsamkeit — mochten ihn andere unter den Fachgenossen übertreffen, an Größe der Gesamtwirksamkeit und an Wärme des Mitlebens stand er allen voran. Er hatte seine Grenzen; die Monumental- und die Idealmalerei seiner Generation, wir sahen es, blieb ihm ferner; seine eigenste Liebe galt, in ganz persönlicher Vereinigung, der Romantik des Jahrhundertbeginnes und der Realistik seiner Tage. Er stellte diese, wie Liebermann, unter Rembrandts Zeichen. „Für unser Geschlecht,“ so schrieb er 1898 in

Digitized by Google

Amsterdam (I 353), „ist Rembrandt der Künstler an sich geworden. Er steht unserem Herzen näher als alle anderen. Neben ihm scheint allen etwas zu fehlen. Sie haben die Liebe nicht ... Seine Signatur ist die Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit. Sein Inhalt die Welt. Es gilt von ihm, was man auf Shakespeare gemünzt hat: er besaß the most comprehensive soul." Er rühmte in Rembrandt neben der Bildnerkraft der Phantasie „die unerhörte Kraft des Mitgefühls" — Sätze, die Carl Neumann geschrieben haben könnte, innerlich und weit, sehr menschlich, sehr klar.

⁂ ⁂ ⁂

Pauli hebt diese Einfachheit des Schriftstellers Lichtwark hervor und stellt sie zu der gewollten Dunkelheit, zu der hochtrabenden Mystik, zu dem grauenhaften Kauderwelsch heutiger Kunstapostel in befreienden Gegensatz. Ich habe Lichtwark — weit seltener als ich gewünscht hätte, aber doch so manches Mal — selber reden lassen; ich habe von der Kunst des Schriftstellers gesprochen. Sie betätigt sich in diesen Reisebriefen in der Vollendung. Er malt in ihnen selten aus, er beschreibt nicht lehrhaft in die Einzelheiten hinein, er erzählt, und der Leser erlebt seine Eindrücke, mitwandernd, mit ihm, als eigene Erfahrung. Wir sahen, er urteilt und kämpft; aber vor allem, er blickt um sich und er gibt wieder; er hat die begnadeten Augen für alle Höhen und Tiefen und die Leichtigkeit der gestaltenden Hand. Er sieht alles; besucht er (I 89) im neuen, äußersten Berlin einen Künstler, so wächst sofort das Bild „der werdenden Stadt" in rasch beobachteten, rasch hingeworfenen Strichen aus seiner Erzählung heraus — sein Brief sprüht von momentanem Leben. Und gesunder Blick, gesunder Menschenverstand: das ist seine höchste Besonderheit, die sich immer wieder aufdrängt; er strahlt Gesundheit aus. Die Theorie liegt ihm nicht. Was ist Kunst? Lichtwark wiederholt eine griechische Definition (I 182): Kunst ist, was die großen Künstler machen. Es gibt keine Kunst, es gibt nur Künstler und Kunstwerke. Auf die lebendigen Menschen kam es ihm, dem Praktiker, an; er sah sie in ihren sachlichen Zusammenhängen, aber sie selber blieben ihm die Hauptsache, das eigentlich Erfaßbare. Deshalb will er sie beeinflussen und, wo es not tut, bekämpfen. In diesen Briefen ist er, noch unmittelbarer als überall sonst, der Praktiker — schneidend in seinen Gegnerschaften, natürlich einseitig, gelegentlich grimmig: er zeichnet die Feinde und Zusammenstöße (II 55, 464) mit ätzender Schärfe, seine Epigramme sind kriegerisch wie die Liebermanns. Lieber freilich übt er den harmlosen Witz: er ruht sich im Scherze aus, er erzählt seinen Lesern oder besser sich selber Anekdoten, hinter deren Spitzen die Weisheit lächelt, und freut sich ihrer geschliffenen Form.

Der ganze Mann und sein ganzer Lebenskampf, das bleibt die Summe, spricht auch aus diesem Briefbuch. Wer es liest, lebt sein Dasein nach und gewinnt den Menschen zum Freunde. Wer ihn kannte und liebte, der hört mit Ergriffenheit seine Stimme und fühlt den Druck seiner Hand, die verstehende männliche Güte, zurückhaltend und warm, bei all seiner Kampflust so freundschaftlich reich und so eifrig, anzuerkennen und zu überschätzen. Er war für alle, die ihm nahetreten durften, ein Quell des Lebens.

⁂ ⁂ ⁂

Vermag er das noch heute zu sein? ich habe die Frage eingangs gestellt. Ist Alfred Lichtwark heute noch lebendig? Er lebte völlig mit seiner Generation. 1912 besah er die Kölner Ausstellung der Jüngsten — sein Eindruck war lebhaft, sein Wille gut, aber dies Neue blieb ihm doch fremd. Er sah, daß „in ganz Europa die Jugend von einem Willen erfüllt sei und in einer Richtung marschiere; wohin die Reise geht, kann sie selber nicht wissen." Er ging über Hodler hinaus nicht mehr innerlich mit. „Jenseit einer gewissen Altersgrenze wird man sich bescheiden müssen, von solchen neuen Dingen nur die Anfänge noch begreifen zu können" (II 423). Er war mit den Männern von 1890 geschritten und hatte ihnen die Bahnen mit gebrochen; er war zu sehr er selbst, um sich umzudenken. Er hätte, auf seinen Wegen, noch vieles schaffen können: aber auf seinen Tod folgte ohnehin der Weltkrieg, und seine Zeit versank. Seine Kunsthalle ist auch dann noch weitergewachsen. Sie hat sich wandeln müssen, sie hat ihre Tore auch dem Neuesten geöffnet, und Lichtwark, der dem modernen Museum die Pflege der lebendigen Kunst als Erster erobert hatte, hätte das gebilligt. Sie hat, in ihren neuen Räumen, in neuer Anordnung, bei aller Treue, von seinem Stempel doch manches eingebüßt; manches, das er hochhielt und zusammenhielt, ist zurückgeschoben und auseinandergerissen worden. Sein Denkmal bleibt seine Sammlung doch: um ihn herum ist sie entstanden, seine Arbeit und sein Wesen sprechen noch heute aus ihr, und keine ihrer deutschen Genossinnen übertrifft sie, kaum eine erreicht sie an Eigenart und an Wirkungskraft. Seine Wünsche zum Städtebau hat für Hamburg Fritz Schumachers feste und feine Künstlerhand schaffend weitergetragen. Aber natürlich, Hamburg hat sich gewandelt, Deutschland hat sich gewandelt. Wo sind die Tage von 1900 hin, die Tage von Deutschlands Reichtum, seiner politischen Sicherung, seiner Entfaltung ins Breite? Wo ist dieses Zeitalter der schwellenden großbürgerlichen Kräfte geblieben? Lichtwark, der Bauernsproß, der ehemalige Lehrer, der stets der Lehrer seiner alten Berufsgenossen blieb, hat auch für die Mengen des großstädtischen Volkes wirken wollen, er zog sie heran und herauf. Aber er selber war der geborene Aristokrat: aus niedersächsischem Bauernblute, d. h. aus aristokratischem Blute! Er lebte mit dem Großbürgertum zusammen, erzog es in seinem Sinne, stachelte es, rüt-

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

telte es auf, aber er lebte in betonter Würde. Er war der Mensch der durchgebildeten Form, weil der durchgebildeten Persönlichkeit; seine Lebenskreise führten ihn Fürsten zu und er verkehrte gern und frei mit ihnen, die Briefe spiegeln auch das; und sie selber sprechen ja zum großbürgerlichen Hamburg, dem er seine kulturelle Pflichtlehre ins Blut treiben wollte.

Viele seiner Lieblingsgedanken haben sich durchgesetzt und er hat dazu gewichtig geholfen. Aber wie vieles hat sich seither verkehrt. Hat das Deutschland von 1923 noch Raum für diese künstlerische Kultur? In Lichtwarks Buche blüht und schafft sie. Den Anblick sollten wir festhalten und durchempfinden. Wer über dieses Deutschland der Vorkriegszeiten zu urteilen strebt, der vergesse ihn nicht. Bestand es wirklich nur aus einem groben Drange nach Macht und Geld und üppigem Genuß, wie wir heute alle Tage hören? war es die Zeit des derben Materialismus? Lichtwark selber hat oft so geklagt und angeklagt. Aber waren er und seinesgleichen, war der starke Strom, den seine Bestrebungen bedeuteten, nicht auch ein Teil jenes Deutschlands? Greifen wir nicht die Werte, die Leistungen, die Erfolge dieser Kräfte hier mit Händen? Auch sie wurzelten im materiellen Reichtum des Neuen Reiches, aber sie arbeiteten an dessen Durchgeistigung. Eine Fülle persönlicher Kräfte war es, lebendiger Einzelkreise in Nord und Süd, ein Reichtum in sich selber, eine Atmosphäre voll Wärme und Licht, auf deren Dasein wir heute zurückschauen, mit Sehnsucht, mit einer Art von neidischer Ungläubigkeit. Auch dies war unser; es atmete in Lichtwarks Erscheinung. Dies alles war wirklich ein Teil unserer Welt, und bleibt, als Ausblick, eine Welt in sich. Die würdelose und ungerechte Gewöhnung, diese Zeiten heute nur zu schelten, ist zugleich recht eigentlich unfruchtbar. Der Kämpfer Lichtwark hält ihr dieses Bild voll lebendiger Weiterwirkung entgegen. Oder vermöchte es in Wahrheit doch nicht weiterzuwirken? Auch unser Kunstleben hat seine Züge verändert; zu dem, was Lichtwark liebte, steht es heute in allzu deutlichem Gegensatze, und die überlebenden Führer der Generation, an die er glaubte, möchte es, wie ihn selber, gerne zu den Toten werfen. Freilich schaffen sie dennoch; und was er wollte, ist das wirklich tot? Ist die Gesinnung des Ernstes und der Liebe, der Wahrhaftigkeit und der Pflicht, die der Kern seines Wollens war, veraltet oder überflüssiger geworden? Ist nicht auch der sachliche Inhalt seines Wollens uns noch unentbehrlich und heute erst recht? Die Hinführung zur Heimat im Engen und Weiten, in seinem großen Sinne, die Erziehung zur Kunst und durch die Kunst, die Ausbildung der eingeborenen, der persönlichen Kräfte auch durch sie? Und die Erziehung zur natürlichen und aufrichtigen Kraft, die Lichtwark seinem Volke ersehnte? Brauchen in dürren und armen Tagen voll unendlichen Druckes die Seelen nicht erst recht auch diese Reinigung und diese Erfrischung? Können wir irgendeine Hilfe geistiger Art entbehren, heute da wir ringen um jeden Rest unseres menschlichen Daseins? Auch hier sprudelt ein lebendiges Erbe. An eine ästhetische Verzärtelung hat schon Lichtwark nicht gedacht; er ging auf die Entfesselung der persönlichen Aktivität aus. Die deutscheste all unserer Hilfen wird doch diese Pflege des Deutschesten bleiben, das wir besitzen, des persönlichen Lebens! Wir klammern uns daran, mit stärkerem Rechte als je; dieser Quell hier aber will Wasser geben für diese klammernden, durstenden Wurzeln unseres besten Wesens. Möglichkeiten, Aufgaben, Muster — das alles verschiebt sich, und die Lichtwarksche Form gehört einer bestimmten Zeit an, die Vergangenheit geworden ist. Aber eine jede Vergangenheit, die voll Lebens war, bleibt lebendig. Aus diesen Briefen redet ein unvergänglicher Trieb in unvergänglicher Sprache. Ist es wirklich nur die Selbsttäuschung des Genossen seiner Kreise, seines Geschlechtes, des Freundes, der sich dankbar als Lichtwarks Schüler empfand und dem alles, was er von jenem empfing, ein Lebenswert blieb, wenn ich in diesem Lebensquell auch heute noch einen kostbaren Besitz meines Volkes rühme und ihm ersehne, daß es daraus schöpfe? Gebildete Menschen im tieferen Sinne brauchen wir heute nötiger denn je. Man greife nur in diese kristallene Flut hinein: „Wasser wird sich ballen".

Schreck im Moor. Von Wilhelm Schussen

Ringsum kein Laut,
Kaum noch ein Säuseln in dem Rohr,
So weit man schaut
Nur rote Heide, braunes Moor
Und grüne Büsche da und dort.
Auf weichen Pfaden stundenweit
Über dunkle Wasser fort
Hinschlendern hier ist Seligkeit.

An einer Hütte mach' ich halt,
Im Schrecken fast, und lupf den Hut
Vor einem Weibsbild runzlig, alt,
Mit einem Kopftuch kurz und gut
Grad wie die Haut von einem Hecht
Aus tausendjährigem Geschlecht.

Digitized by Google

Der Verjüngungstrank

Eine Novelle von Werner Bergengruen

Die Akten der Kommandantur haben keine Angabe über seinen Tod aufbewahrt. Sicher überliefert ist einzig die Tatsache, daß die Truppen der französischen Republik, die ihm hätten zu Befreiern werden können, ihn bei der Besetzung des Forts nicht mehr unter den Lebenden antrafen.

⁂ ⁂ ⁂

Alles war alt im Fort San Leone, Menschen und Dinge. Über allem lag es wie ein Hauch von Greisentum, Verwitterung, Vergänglichkeit. Schadhaft war der Mauerbewurf, verblichen die Ölfarbe der Gebäude, ausgetreten das Steinpflaster des Hofes, aus dessen Ritzen schwächliches Gras emporwuchs. Dicke Rostschichten umgaben die Eisenstäbe der vergitterten Fenster, die auf den verwahrlosten, mauerumgebenen Hof starrten. Aber niemand sorgte sich darum, denn die Fenster waren hoch und klein und die Felsenquadern des Kastells unzerstörbar, für ewigen Bestand geschaffen und von unüberwindlicher Höhe. Mochte Alter, Verwitterung, Verwahrlosung über San Leone hingehen: die Felsen hielten stand und noch nie war einem der Gefangenen ein Fluchtplan geglückt.

Grünspan deckte die alten Kanonen, Rost die Musketen der Besatzung. Fast nie kam einer der höheren militärischen Würdenträger des Kirchenstaates hierher. Mochte San Leone schlafen, zeitlos, grau, eingesponnen in ewigen Altersschlummer: die wenigen Häftlinge, die hinter solchen Mauern saßen, konnten keinen Nutzen daraus ziehen. Am Felsen selbst, in den das Fort hineingebaut war, ging Alter und Verwitterung vorüber.

Ein uralter Mann war der Kommandant, ein stelzbeiniger Marchese mit gichtgekrümmtem Rücken, zitternden Händen und halb erloschenen Augen, in denen es nur noch selten aufglomm wie halbes Verstehen eines neuen Geschehnisses. Aber neue Geschehnisse waren selten auf San Leone. Ab und zu kam eine Ordonnanz aus Urbino oder es kam der Wagen, der Löhnung und Verpflegung für die kleine Besatzung altgedienter Invaliden heranführte, die dort oben der Zeit vergessen hatte. Oder eine Eskorte brachte einen neuen Gefangenen, der Kommandant ließ ihn sich vorführen, starrte ihn eine gute Weile aus trüben Augen schweigend an und hieß ihn in eine der Zellen bringen. Der Schreiber trug ihn mit zitternden Fingern in die Verpflegungsliste ein, und grau und zeitlos schleppte sich die Kette der Tage weiter, durch nichts voneinander unterschieden als durch den langsamen Wechsel der Jahreszeit. Oder es starb einer der wenigen Gefangenen, einer der Besatzung. Dann betrachtete der Arzt, Doktor Spazzoli, einige Augenblicke hindurch die Leiche, trug den Todesfall ins Journal ein und schickte nach dem Geistlichen. Und auf dem engen und verfallenen Friedhof hinter dem Wohnhause des Kommandanten fand die Beerdigung statt: ein paar Gesänge, ein paar Gebete und wenn der Tote zur Besatzung gehört hatte, ein paar Flintensalven. Dünn genug klangen sie, denn jedesmal versagten einige der schlecht gehaltenen und gleichgültig behandelten Musketen.

Nie war einer der Gefangenen entflohen, nie einer in Freiheit gesetzt worden. Denn nach San Leone schickte der Rat der Heiligen Inquisition oder der Heilige Vater selbst nur solche Gefangene, deren Urteil auf ewige Gefangenschaft bei strenger Verwahrung und ohne jegliche Hoffnung auf Begnadigung lautete.

Und ein solches Urteil war im März 1791 auch Giuseppe Balsamo gesprochen worden, dem Grafen von Cagliostro, dem Europa zwanzig Jahre lang zu Füßen gelegen hatte.

Die Greise da oben im Fort San Leone wußten wenig von ihm. Bis zu ihnen war der Ruhm des ägyptischen Magiers nicht gedrungen, des Mannes, der Tote lebendig, Kranke gesund machen konnte, dem Fürsten und Könige wie ihresgleichen begegneten, dem die Herzen der vornehmsten Frauen zuflogen und dessen Schätze niemand ermessen konnte. Ihre Welt endigte mit den Mauern und Bastionen des Kastells, und hatte einer der Alten einmal vor Jahren den Namen nennen hören, der den Zeitgenossen ein Symbol war für alle geheime Erkenntnis, für Ruhm, Glück, Erfolg und die Beherrschung der Geisterwelt, so hatte er ihn längst wieder vergessen. Und als Giuseppe Balsamo ins Fort eingeliefert wurde, da war er für sie nichts anderes als einer der Namenlosen, der nur mit einer Nummer Bezeichneten, die man aus der Welt zu ihnen schickte und die sie gleichgültig und neugierfrei bewachten, bis der Tod sie fortnahm. Was er in der Welt gewesen, was er begangen hatte, ging sie nichts an.

Cagliostro war an Jahren der jüngste unter all den Bewohnern des Forts, den Freien

Digitized by Google

wie den Unfreien, aber seine Gestalt und sein Aussehen waren wie die eines Greises. Dieser Mann hatte rascher und mehr gelebt als andere seines Alters, hatte einen tiefen Fall getan und zwei Jahre als Gefangener der Inquisition in der Engelsburg verbracht. Niemand in San Leone kannte sein Alter, aber niemand hätte geglaubt, daß er noch vor wenigen Jahren ein rüstiger Mann von jugendlichem Aussehen, von elastischen Bewegungen und strahlender Eleganz gewesen war.

Das unfrisierte und verwahrloste Haar hing in langen und schmutzigen Strähnen herunter, die Haut, aller gewohnten kosmetischen Mittel und sorgsamer Pflege entbehrend, war welk und schlaff, das einst so volle Gesicht eingefallen. Nur die großen, schwarzen Augen, deren eindringliche und beherrschende Leuchtkraft so viele Damen und Kavaliere in allen Residenzen Europas gespürt hatten, loderten noch manchmal in ihrem alten Glanze auf. Aber es war nicht mehr der Siegerblick von einst, es war ein düsteres und wildes Feuer, das in den Augen des Gefangenen brannte, wenn er sie einmal voll aufschlug. Das geschah aber selten genug. Meist lag oder hockte Cagliostro auf seiner Pritsche und würdigte den Schließer Ciro, der ihm sein Essen brachte, keines Blickes. Er stierte auf die Seiten eines der wenigen Bücher der Gefängnisbibliothek, die man ihm zugänglich zu machen für gut hielt — die Bekenntnisse des Heiligen Augustinus oder das vollständige Lese- und Gebetbuch für katholische Christen. Aber meist glitten die Blicke des Gefangenen schon nach wenigen Zeilen von den fleckigen und zerlesenen Seiten ab, bohrten sich in die Wand oder richteten sich finster zu Boden.

Und niemand auf San Leone suchte in ihn zu dringen, niemand lag etwas daran zu wissen, wer der schweigsame und verschlossene Häftling war, in dessen Wesen ein abwehrender und strenger Stolz gleichsam durch die Schicht von Alter, Gebrochenheit und Gefangenschaftselend hindurchschimmerte wie die leuchtenden Farben eines verwahrlosten Porträts durch den auf ihm lagernden Staub. Niemand fragte danach, wer er war und was er begangen hatte. Niemand versuchte in Erfahrung zu bringen, was für Gedanken es waren, die sich hinter der Undurchdringlichkeit dieser Züge verbargen.

Sie waren alle alt, abgenutzt und gleichgültig, die Leute von San Leone. Erfüllten ruhig und stumpf die kleinen und leichten Pflichten, die von ihnen gefordert wurden und auf deren Geringfügigkeit jahrzehntelange Dienste ihnen ein Anrecht erworben hatten. Ihr Dasein war ausgefüllt, ihr Anteil am Leben der Welt auf ein Winziges zusammengeschrumpft. Ihre Wünsche gingen nicht weiter als behaglich in der Sonne zu hocken, Tabak zu rauchen oder an saftigen Melonenschnitten zu nagen und die Kerne in trägem Bogen auszuspucken. Oder Sonntags ein Glas besseren Weines zu trinken und miteinander zu schwatzen: „Als ich noch in Pistoja war — — —“ oder „Erinnert ihr euch noch an den fetten Girolamo, der später auf die Galeere kam — — —?“

Nur einmal zuckte in diesen verschlafenen und vertrockneten Hirnen etwas auf wie das Flämmchen einer lebendigeren und noch immer von Wünschen schwangeren Erinnerung an vergangene Tage, die nichts gemein hatte mit dem beschaulichen Zurückgleiten in kleine Vorfälle früherer Zeiten. Dann sprang bei dem einen oder anderen plötzlich ein Begehren auf nach dem lauteren und volleren Pulsschlag des Lebens, wie sie ihn einstmals hatten schlagen hören, nach Spannung, Weite, Erlebnissen, Aufregungen und Genüssen. Meist geschah das im Frühling, wenn die warmen Winde ungestüm zerfetzte Wolken über das Kastell hinjagten und das Gras in den Mauerritzen grün zu werden begann. Dann packte manchen dieserStillgewordenen irgendein jäher Trieb, der über den Genuß ruhigen und stumpfen Greisenbehagens hinausging, der die Gedanken in die Welt des Lärmes, der Ereignisse und Möglichkeiten hinausschweifen ließ und für einige Tage die Köpfe heißer, die Gebärden lebhafter, die Unterhaltungen lauter und aufgeregter machte, und wenn er auch nur als eine lüsterne, kindisch-greisenhafte Neugier zum Ausdruck kam, die den Geschehnissen außerhalb der grauen Kastellmauern galt. Aber meist ging dieser Zustand in wenigen Tagen wieder vorüber, und die alte, schläfrige, träge und stumpfe Ruhe hüllte die Invaliden wieder in sattes und doch dürftiges Greisenbehagen ein.

Nur zwei Männer waren unter der Besatzung, bei denen solche Zeiten des Erwachens, solche Ausbrüche eines lange unterdrückten Anteilnehmens am Leben der Welt häufiger auftraten und nachhaltiger wirkten. Diese beiden waren der Doktor Spazzoli und der Schließer Ciro. Es war seltsam zu sehen, wie der gelblich-ausgedörrte Arzt seine spindeldürre und lange Gestalt wieder straff in die Höhe zu recken suchte, sich plötzlich nach verjährten Moden zierte und putzte und gesprächig wurde, gesprächig gegen den Marchese und seine drei Offiziere, gesprächig gegen die Mannschaften und gesprächig gegen die Häftlinge. Dann erwähnte er irgendwelcher vermutlich längst begra-

Digitized by Google

bener, gelehrter Freunde in Bologna und Padua, sprach von einem hochgestellten geistlichen Oheim in Rom und machte geheimnisvolle Andeutungen, daß er durch dessen Vermittlung und Fürsprache bald eine ehrenvolle und gewinnbringende Stelle erhalten wolle, in Rom selbst oder in Pesaro, in Mailand, Mantua, Madrid, Paris — — —

Der Marchese pflegte ihn während solcher Zeiten nur mißbilligend anzusehen und ab und zu eine beschwichtigende und träge Handbewegung zu machen. Die übrigen hörten ihm gleichmütig zu, ohne eine Miene zu verziehen. Und nur diejenigen Häftlinge, die noch nicht lange in San Leone saßen, fingen gierig seine Worte auf, froh eine Aussprache und Unterhaltung gefunden zu haben, phantastischen und sinnlosen Hoffnungen Raum gebend, bis sie eines Tages gewahren mußten, daß das Wechselfieber vorüber und der Doktor wieder schweigsam und verdrossen war wie vorher.

Wenn aber Ciro, den Schließer, das Frühlingsfieber packte — und es war bei ihm an keine Jahreszeit gebunden — dann saß es tiefer und fester und ging nicht so rasch wieder vorüber. Im Gegensatz zu seinen Kameraden war Ciro schon als junger Mensch auf das Fort gekommen und niemand, er selbst am wenigsten, wußte so recht, wie viele Jahrzehnte er schon hier oben zugebracht hatte. Ein heißblütiger und lebenskräftiger Bursche war er gewesen, bis ihn in der Romagna die Kugel eines Banditen ins Bein getroffen hatte. Zum Dienst taugte er nicht mehr, und ein Versuch seines ihm wohlgesinnten Kapitäns, ihn in der Regimentskanzlei unterzubringen, scheiterte an seinem beschränkten Geist, seiner Unfähigkeit, noch nachträglich die Kunst des Lesens und Schreibens zu erlernen und sich überhaupt in einer Lebensart zurechtzufinden, die etwas anderes erforderte, als körperliches Zugreifen, Raufluft, Entschlossenheit und Gehorsam. So hatte man ihn denn schon in jungen Jahren unter die Invaliden von San Leone gesteckt, wo er einen leichten Dienst hatte, dem selbst sein lahmes Bein gewachsen war, und wo er, von den Alten gutmütig als Wickelkind verspottet, allmählich einen nach dem anderen seiner Kameraden hinsterben sah und endlich selbst zum Greise wurde. Anfangs hatte er noch an Feiertagen gelegentlich Urlaub genommen, hatte in diesem oder jenem Dorf der Umgegend einem Mädchen nachgestellt oder mit Bauern und Handwerkern in ländlichen Osterias gezecht oder in Urbino ein Sonntagsvergnügen gesucht. Aber beim Tanz konnte er nicht mithalten und in Raufhändeln mit Nebenbuhlern seinen Mann nicht mehr stehen. So wurden ihm solche Wege bald genug verleidet, dazu zwang ihn sein lahmes Bein allmählich weite Ausflüge zu meiden, sie wurden seltner und seltner, bis er sie endlich ganz einstellte und oben auf dem verwitterten Felsennest hockte, wie es seine Kameraden taten. Aber wie ein steter Vorwurf lastete auf ihm alles, was er an Jugend, an Leben, an Abenteuern und Freuden versäumt hatte, und so ging es zu, daß ihm die stumpfe Greisenruhe der anderen Invaliden fremd blieb, auch als er schon längst nicht mehr zu den Jüngsten der Besatzung zählte.

Ihm war es jedesmal ein Ereignis, wenn ein neuer Gefangener eingeliefert wurde, eine Anknüpfung an das Leben, ein Gruß aus der Weite, der Welt, dem Wirbel der Geschehnisse. So hatte sich auch seine Gier nach dem Leben, diesem immer mehr ihm unter den Händen langsam, aber unaufhaltbar entgleitenden Leben, an die Person Cagliostros gehängt, hatte nach Aussprache, Bekanntschaft, Vertrautwerden mit den Schicksalen dieses Schweigsamsten unter den Häftlingen gedrängt, bis sie endlich an des Gefangenen ewig gleicher Ablehnung abprallte und verdrossen von ihm abließ. Ciro versuchte nun nicht mehr ein Gespräch anzuknüpfen, wenn er Cagliostro sein Brot und Wasser, seine stinkende, trübe Bohnenbrühe oder die dicke, stockige Polenta brachte. Aber dennoch glitten seine großen und ein wenig ausdruckslos-erstaunten Augen jedesmal über das verfallene, von Leidenschaften und Erlebnissen durchfurchte Gesicht des Gefangenen, und es war, als verspüre er dumpf durch alle Hemmungen seines beschränkten, dabei aber tierhaft instinktsicheren Geistes, daß in diesem Manne ein Übermaß an Lebenskraft und Lebensdrang gesteckt habe, von dem immer noch Spuren zurückgeblieben waren und ihn geheimnisvoll zu dem Fremden hinzogen.

Es geschah im fünften Jahre seiner Gefangenschaft auf San Leone, daß Cagliostro erkrankte, und ein Zufall fügte es, daß diese Erkrankung in eine Zeit fiel, da das Frühlingsfieber wieder einmal von Doktor Spazzoli Besitz ergriffen hatte. Zu solchen Zeiten hatten es die Kranken gut bei ihm. Gewohnt, die Ausübung seiner ärztlichen Kunst während des übrigen Jahres auf das Ausstellen von Totenscheinen zu beschränken und die Kranken in träger Gleichgültigkeit der Fürsorge der Natur zu überlassen, pflegte er jetzt in jeder leichten Unpäßlichkeit eines Soldaten oder Gefangenen eine willkommene Gelegenheit zu töricht ausschweifenden Träumen von wissenschaftlichem Ruhm, interessanten Fällen und kühnen medizinischen Neuerungen zu sehen und seinen Patienten alle

Digitized by Google

erdenkliche Sorgfalt zu widmen. Machte ihm einer der Gefangenenwärter von einer Erkrankung Meldung, so leuchteten seine grauen Augen auf, er ließ den Kranken sofort vor sich führen und untersuchte mit Gier und Leidenschaft an ihm herum.

Ciro empfand es fast wie ein Ereignis, als Cagliostro, dem er trotz aller Bemühungen bisher kaum ein Wort hatte entlocken können, ihm kurz und fast in herrischem Tone mitteilte, er möge ihn dem Arzt als erkrankt melden. Des Schließers Frage, was ihm fehle, beantwortete der Gefangene nicht, und Ciro zog sich verdrossen zurück, um bald darauf wiederzukommen und Cagliostro zum Arzt zu führen. Doktor Spazzoli saß in seiner Kammer vor einem ungeheuren, mit Büchern, Flaschen und Salbentöpfen besetzten Tisch, putzte sorgfältig seine unförmige Brille und richtete sich steil und würdevoll auf, als Cagliostro vor ihm stand. Er überschüttete den Patienten mit einem Schwall wirrer und aufgeregter Fragen, ließ ihm kaum Zeit zur Antwort, fühlte seinen Puls und horchte auf den Schlag seines Herzens. Ließ sich dann gravitätisch wieder in seinen abgeschabten Sessel fallen und trug langsam und genußreich den Befund in sein Journal ein.

„Stiche auf der Brust, Reißen in den Gliedern — — — Wie war früher die Gesundheit, die Lebensweise, die Umstände überhaupt? Was für Speisen bevorzugt? Wie oft zur Ader gelassen? Womit und wie oft purgiert? Häufig gefiebert? Antwort! Antwort! Ich habe noch mehr zu tun!"

Cagliostro gab kurz Auskunft und flocht geschickt einige Wendungen in seine Erwiderung ein, die deutlich zeigten, daß er nicht nur Latein verstand, sondern auch Kenntnisse auf dem Gebiet der Heilkunst, der Chemie und des Apothekerwesens besaß.

Spazzoli sah ihn erstaunt an. „Wer seid Ihr? Was hat Euch hierher gebracht?" fragte er, zitternd vor Neugier und Aufregung.

Cagliostro schwieg und blickte zu Boden. Dann schlug er seine Augen voll auf und sagte langsam: „Mancher dankt mir Leben und Gesundheit. Mancher hat meinen Namen mit Ehrfurcht und Rührung genannt."

Beide, der Arzt und der Schließer, fühlten sich seltsam betroffen von dem feierlichen und dunkeln Klang dieser Worte.

„Ich begreife, Sie sprechen nicht gern davon," sagte der Doktor. „Nun, vielleicht ein andermal. Sie können Vertrauen zu mir fassen. Ich will nicht in Sie dringen. Ciro, führe ihn zurück. Morgen will ich ihn wieder sehen. Mein Herr, ich versichere Ihnen, daß Sie an mir einen Gönner gewonnen haben. Ich weiß Wissen und Gelehrsamkeit zu schätzen, einerlei, in welcher Hülle sie sich bergen. Ich bin Arzt, verstehen Sie, Arzt, Helfer, Menschenfreund. Heilen ist mein Werk, heilen, nicht richten. Sie werden Medikamente erhalten. Meine Kunst — — —"

Er verstummte und ließ seine Blicke in träumerisch-eitlem Wohlgefallen über seine gelblichen, mageren Hände, seine Skripturen. Fläschchen, Arzneigefäße und Instrumente gleiten, bis sie endlich zum Fenster gelangten und auf den ziehenden Wolken haften blieben.

Zwei-, dreimal wurde Cagliostro in den nächsten Tagen noch zu Doktor Spazzoli geführt, jedesmal eifrig untersucht, beklopft, betastet, mit Fragen überschüttet. Seine Antworten waren halbe Mitteilungen, zweifelhafte und schwer verständliche Andeutungen, scheinbar leicht hingeworfene Bemerkungen über ärztliche und wissenschaftliche Dinge, immer ausweichend, hinhaltend, nichts enthüllend, den Wert seines Geheimnisses geschickt steigernd.

„Verschweigen Sie nicht länger Ihren Namen und Ihre Schicksale. Haben Sie Vertrauen. Wer sind Sie?"

Cagliostro schloß die Augen und antwortete nach einer bedeutungsvollen Pause langsam, mit halblauter Stimme und wie aus tiefem Traume erwachend: „Ich bin, der ich bin."

Mit großen Augen stierte ihm der Doktor nach, als er mit Ciro den Raum verlassen hatte.

Dann, ganz plötzlich und anscheinend ohne jeden äußeren Grund, war eines Tages Doktor Spazzolis Anteilnahme an seinem Patienten erschöpft. Was ging ihn der Gefangene Numero Sieben an? Arzt? Lieber Gott, es gab mehr Ärzte. Sein Interesse war ebenso schnell erloschen, wie es aufgeflammt war. Wie kam er dazu, ihn jeden Tag zu untersuchen, sich mit ihm zu beschäftigen? Ach, geh zum Teufel!

„Er ist gesund, Ciro. Du brauchst ihn mir nicht mehr vorzuführen. Ich bin ein alter Mann, Ciro, ich will nicht ewig gestört werden."

Das Wechselfieber war wieder vorbei. Doktor Spazzoli wußte kaum mehr, daß er einige Tage lang ein aufgeregter, um seine Kranken besorgter, vor Neugier zitternder Mann gewesen war. Stumm saß er wieder bei Tisch neben dem Marchese und den Offizieren, blinzelte in den Sonnenschein hinaus und ließ langsam in kleinen Schlucken den roten Landwein hinuntergleiten. Sah stundenlang den Tauben zu, die sich auf dem Hofe ihr Futter zusammensuchten, und versank wiederum in die träge und stumpfe

Digitized by Google

Gleichgültigkeit, die das Gesetz des Lebens auf San Leone war. Cagliostro war vergessen.

Dennoch blieb dessen Erkrankung nicht ohne Folgen. Die Art, in der Doktor Spazzoli mit Cagliostro umgegangen war, hatte bei Ciro einen ungeheuren Eindruck hinterlassen. Hatte Cagliostros Wesen, sein ablehnender Stolz, ihn von vorneherein mit Ahnungen seltsamer Zusammenhänge, außergewöhnlicher Schicksale und Eigenschaften erfüllt, so gesellte sich jetzt dazu die Beobachtung, daß der Doktor mit dem Gefangenen fast wie mit einem Gleichstehenden, einem gelehrten Manne und kenntnisreichen Arzt gesprochen hatte, und daß Cagliostro sich aber auch dem Doktor gegenüber mit einem hartnäckigen Schweigen umgab, das ein bedeutungsreiches Rätsel zu umhüllen schien. Fast jeder der Gefangenen, mit denen Ciro im Laufe der Jahre zu tun gehabt, hatte es sich angelegen sein lassen, ihn zu umwerben, ihm zu schmeicheln, nach geringen Freundlichkeiten zu gieren und nach seinem Wohlwollen zu trachten, um so vielleicht kleine Verbesserungen seiner Lage, kleine alltägliche Annehmlichkeiten und Vergünstigungen zu gewinnen. Cagliostro war der erste, der ihm völlige Gleichgültigkeit, ja souveräne und überlegene Verachtung zeigte, der nicht als Gefangener dem Aufseher, sondern als Herr dem Diener entgegenzutreten schien. Das Außerordentliche und Seltene eines derartigen Betragens beschäftigte Ciros Phantasie mehr, als daß es seine Eigenliebe verletzt hätte. Mit einer scheuen und dunklen Hochachtung begegnete er dem Gefangenen und nichts lag ihm ferner, als etwa durch kleine Schikanen, die ihm wohl zur Verfügung gestanden hätten, den außerordentlichen und geheimnisvollen Mann sich unterwerfen oder ihn seiner Neugier gefügig machen zu wollen.

Einige Tage vergingen, seit Doktor Spazzoli seine Behandlung für abgeschlossen und den Gefangenen für gesundet und weiterer Pflege nicht mehr bedürftig erklärt hatte. Cagliostro war wie früher abweisend und unwirsch, so oft Ciro das Wort an ihn zu richten versuchte. Dann aber geschah es eines Tages plötzlich, daß seine Ausdauer belohnt und eine seiner teilnehmenden Fragen nach der Gesundheit des Häftlings beantwortet wurde.

„Krankheit! Gesundheit!“ sagte Cagliostro plötzlich verächtlich. „Alter! Jugend! Glaubst du, der die Urkräfte der Schöpfung kennt und meistert, sei nicht frei von den Unvollkommenheiten des Leibes, es sei denn, er wünsche sich ihrer zu seinen Zwecken zu bedienen? Meinst du, es koste mich mehr als ein geringes Aufgebot meines Willens und ...“ er verstummte geheimnisvoll.

Ciro starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. Er begriff nicht, was Cagliostro meinte, spürte nur triebhaft und dumpf, daß die Worte des Gefangenen irgendeinen verborgenen und außerordentlichen Sinn haben mußten.

„Ich habe mir gedacht,“ sagte er dann, fast ehrerbietig und unterwürfig in Tonfall und Gebärde, „wenn Ihr einen Wunsch habt — Ihr seid doch krank gewesen — vielleicht ein Stück Fleisch — ein wenig Wein —“

Ein Ausdruck von Gier flog über Cagliostros Züge, seine Lippen preßten sich aufeinander, dann aber sagte er ruhig und mit leutseliger Freundlichkeit: „Laß das, Ciro, ich weiß, es ist dir verboten. Ich danke dir für deinen guten Willen. Doch ich bedarf deiner Dienste nicht. Aber vielleicht vergelte ich dir deine Hilfsbereitschaft noch einmal.“

Cagliostro hatte die letzten Worte in palermitanischer Mundart gesprochen. „Oh, Ew. Herrlichkeit,“ sagte Ciro mit schüchterner Freude, „sind wir Landsleute? Stammt Exzellenza aus Sizilien?“

„Ich habe keine Heimat, Ciro. An manchen Orten bin ich geboren. Auch in Sizilien. Aber vor langen Jahren, Ciro. Deinen Urgroßvater habe ich noch gekannt. Er war ein hübscher Bursche, Ciro. Niemand brachte so reiche Beute vom Lampretenfang heim wie er. Rudern konnte er, Ciro, rudern und tauchen! Und alle Mädchen liefen ihm nach. Ja, jung war er damals, Ciro, jung und kräftig und bildhübsch. Ach, die Jugend, Ciro! Die Jugend! Nun, gräme dich nicht. Ich weiß, du bist an manchem zu kurz gekommen. Mein Freund, es kann geschehen, daß du ihm noch einmal gleich wirst — jung, liebeskräftig, raufluſtig — ah, Ciro, denke — Tanz und Wein und Zitherspiel und in der Grotte von Locca ein Stelldichein mit dem schönsten Mädchen des Königreichs!“

Der Schließer starrte ihn ungläubig an, verständnislos und voll lüsterner Neugier. „Herr,“ sagte er dann, „ich bin ein einfacher Mensch, ein armer Teufel — wie meint Ihr das — ich verstehe Euch nicht —“

„Ach geh, Ciro,“ antwortete Cagliostro mit gutmütigem Lächeln, „du vergißt, daß es dir verboten ist, mit den Gefangenen zu schwatzen. Geh an deinen Dienst, mein Freund. Ich möchte nicht, daß du meinetwegen gestraft würdest.“

Cagliostro winkte ihm entlassend mit der Hand, legte sich auf die Pritsche und drehte das Gesicht zur Wand. Ciro sah ihn an, zweifelnd und kopfschüttelnd, und schlurfte endlich davon.

Digitized by Google

„Ich weiß," fing er anderen Tages an, „Ew. Herrlichkeit ist ein Arzt, ein großer und berühmter Arzt. Doktor Spazzoli will mich nicht anhören. Ich habe das Reißen im Bein, da wo die Kugel drinsteckt. Selbst im Schlafe spüre ich die Schmerzen."

„So nimm heiße Polenta, Ciro, aber glühheiß muß sie sein, tu zwölf Tropfen Öl hinein, aber verzähle dich nicht, keinen mehr und keinen weniger, lege drei Wegewartenblätter darauf, sprich zwei Vaterunser und drei Avemaria und mache dir einen Umschlag. Lasse ihn über Nacht wirken und komm morgen früh und sage mir, daß du keine Schmerzen mehr gespürt hast. Hörst du, keine Schmerzen. Nichts von Dank, Ciro, ich werde dir vielleicht noch Größeres tun, wenn die Zeit gekommen ist."

Freudestrahlend verkündete Ciro am nächsten Morgen den Erfolg der Kur und erschöpfte sich in Dankesworten.

„Ach, Ciro," sagte Cagliostro, „was ist dabei? Das ist doch das Los der Alten: ein Schmerz vergeht, hundert andere Krankheiten stellen sich dafür ein. Aller Schmerzen ledig ist nur, wer jung ist. Solange du alt bleibst, Ciro —"

Ciros langsam arbeitender, aber zäh an einmal gewonnenen Ergebnissen haftender Geist merkte auf. Alter? Jugend? Was hatte die Herrlichkeit doch vorgestern gesagt? Jung, kräftig, blühend wie einst der Urgroßvater. „Solange du alt bleibst, Ciro —" Gab es denn ein anderes? Nicht alt bleiben? Was dann? Märchen fielen ihm ein, wie man sie sich abends erzählt hatte, damals als er noch zu Hause war, beim Netzeflicken, von einem Vogel, der sich im Feuer verjüngte, von alten Frauen, die in der heiligen Quelle gebadet und Jugend und Schönheit wiedergewonnen hatten.

„Wie alt seid Ihr, Herr?" fragte er aufgeregt.

„Was kümmert's dich? Mehr als einmal bin ich jung gewesen, mehr als einmal alt geworden. Wer ein rechter Arzt ist, kein Pfuscher wie Euer Doktor, der muß das Geheimnis der erneuerten Jugend kennen. Wie oft ich es nutzte, was geht es dich an?"

Ciros Blick hing an Cagliostros Gesicht. Glitt über die welken Züge hin, die gebeugte Gestalt, das wirre, graugewordene Haar — Sah so aus, wer das Geheimnis der ewigen Jugend wußte? Bäuerliches Mißtrauen stritt mit bäuerlicher Glaubenseinfalt, mit auflodernder Hoffnung, Verheißung herrlichster Wunscherfüllung. Plötzlich fühlte er den vollen Blick der großen, schwarzen Augen auf sich ruhen und schlug die seinen nieder.

„Sieh mich an, Ciro. Sieh mich an. So. Höre: ich weiß die Kunst. Ich kenne das Geheimnis. Nein, Ciro, schaue nicht wieder zur Seite. Sieh mir in die Augen. Ich weiß das Geheimnis. Ich — weiß — das — Geheimnis. Glaubst du daran?"

Ciro spürte Willen und Mißtrauen und Abwehrkraft schwinden. Es gab nur eins. In diese Augen sehen — in diese Augen sehen — glauben — glauben — gehorchen.

„Ja," sagte er demütig.

„Es ist ein Trank, Ciro. Wenige kennen ihn. Ich weiß ihn zu bereiten. Der Trank der Jugend, Ciro, der Trank der Verjüngung. Wer ihn trinkt, von dem fallen die Jahre ab. Und wenn er blind ist vor Alter oder taub oder lahm, er wird ein Jüngling, wie er war. Mehr als das, er wird aller Gebrechen und Krankheiten ledig. So wunderbar ist dieses königlichen Trankes Wirkung."

Immer noch fühlte Ciro den gewaltigen Blick dieser Augen, vor dem es nichts gab als Demut, Glauben, Hingabe, Gehorsam. Wie aus weiter Ferne hörte er die Worte: „Willst du ihn trinken, Ciro? Jung werden? Stark und gelenkig werden? Gesund werden? Nicht mehr hinken? Tanzen und laufen können?"

„Ja, Herr. Ja."

Cagliostro wandte den Blick von dem Alten ab. Ciro fiel auf die Knie, schluchzte, stammelte, ergriff die Hände des Meisters, küßte sie. „Herr! Herr! Ist es denn wirklich? Kann es denn sein? Ich soll jung werden? Kann es denn sein?" wiederholte er unaufhörlich.

„Es wird sein, Ciro." —

Danach zeigte sich Cagliostro einige Tage hindurch wortkarg und abweisend. Ciros bis ins Tiefste aufgeregter und erschütterter Geist taumelte hin und her zwischen Verzweiflung, Hoffnung, Furcht. Er fühlte sich unsicher, elend, preisgegeben und beraubt. Machte zitternd schüchterne und demütige Annäherungsversuche, ohne daß es ihm gelang, jenen Dunstkreis gemeinsamen Vorhabens, gemeinsamen Geheimnisses wiederherzustellen, der ihn vor wenigen Tagen sinnverwirrend beglückt und mit ungeheuren und alles Gewohnte niederreißenden Hoffnungen beschwingt hatte.

„Ist Exzellenza krank?" fragte er mit ängstlicher Unterwürfigkeit. „Habe ich es an etwas fehlen lassen? Zürnt Eure Herrlichkeit mir?"

„Ja," sagte Cagliostro schroff. „Du hast gezweifelt. Dein Vergehen ist offenbar. Ich habe keine Lust mehr, mich mit dir zu befassen, du Narr."

Ciro erbleichte und schlug die Augen nieder.

Digitized by Google

„Ich verlange Glauben und Gehorsam," sagte der Meister streng. „Wem Herz und Verstand dazu zu eng und klein sind, mit dem habe ich nichts zu schaffen. Ich habe dich prüfen wollen, und du hast nicht bestanden. Geh deiner Wege. Du hast es gewagt, an mir zu zweifeln."

„Herr," stammelte der Alte erschrocken, „Herr, es ist wahr — vergebt mir — stoßt mich nicht von Euch — es wird nicht wieder geschehen. Aber woher wißt Ihr das?"

„Was kümmert's dich? Ich sage dir, Ciro, mir bleibt keiner deiner Gedanken verborgen. Verlasse mich jetzt. Ich werde erwägen, ob ich dir verzeihen kann."

Ciro wankte hinaus, zerbrochen, reuig, in Schrecken, Verzweiflung und Furcht. Verbrachte eine gequälte Nacht und betrat zagend am nächsten Morgen die Zelle.

„Es ist gut, Ciro," sagte Cagliostro. „Ich will nicht mehr an deine Verfehlung denken. Höre: du sollst den Trank haben. Aber ich verlange einen Gegendienst."

Der Alte sah ihn bestürzt an. „Herr," sagte er unsicher, „ich verstehe — Ihr wollt fliehen —"

Mit geheimer Furcht hatte er bereits darauf gewartet, daß der Meister eine Gegenleistung von ihm verlangen würde, die zu gewähren nicht in seiner Macht stünde. Sein Bauerngehirn konnte es nicht anders fassen, als daß eine solche Gabe mit einem ungeheuren Preis würde bezahlt werden müssen, den er nicht kannte, und vor dessen Höhe ihm graute.

„Tor," entgegnete Cagliostro, „meinst du, dazu bedürfte ich deiner? Mein Leben läuft nach anderen Gesetzen als das der Falschmünzer, Kuppler und kläglichen kleinen Betrüger, deren Zellenschlüssel dir anvertraut sind. Das verstehst du nicht. Nur das eine sage ich dir: der Freiheit bedarf ich nicht. Bedürfte ich ihrer, so könnten mich weder Mauern noch Wachen halten. Was ich jetzt brauche, ist Stille, Einsamkeit, ungestörte Ruhe des Geistes. Nein, Ciro," hier nahm er wieder sein vertrauliches Lächeln an, „du brauchst mir nicht zur Flucht zu verhelfen. Was ich von dir will, ist dieses. Sieh her" — er zog einen blitzenden Ring aus dem Stroh seines Lagers — „du sollst nach Pesaro gehen und dort nach dem Gürtler Lorenzo Ascogni fragen. Jedes Kind zeigt dir seine Werkstatt. Er hat eine Tochter, Angela mit Namen. Sie ist schön wie ein Engel und mein natürliches Kind. Lorenzo weiß nichts davon. Sieh darum zu, daß du sie allein sprichst, und bringe ihr diesen Ring, den ich dir geben werde, wenn unser Werk getan ist. Sage ihr, er sei ein Vermächtnis ihres Vaters und habe die Gabe, zu seinem Besitzer zurückzukehren, sooft er verkauft wird. Er wird sie reich machen. Ich bedarf keines Reichtums."

Ciro legte beteuernd die Hand aufs Herz. Oh, alles wollte er tun, um dem Meister zu danken. Er war beglückt. Dienst stand gegen Dienst. Alles war in Ordnung, Fußangeln und Fallstricke waren nicht mehr zu fürchten.

Cagliostro sah den aufgeregten Alten bedeutungsvoll an.

„Schwöre mir, Ciro! Schwöre mir auf das Kruzifix!"

Ciro ließ die Augen über die kahle Zelle hinschweifen, erstaunt und verwirrt.

„Es ist keins da, Ew. Herrlichkeit."

„Ciro! Wie? Es ist keins da? Sieh her. Was habe ich in der Hand?"

„Das — das — Ew. Herrlichkeit — es ist doch der Löffel —"

„Ein Löffel, Ciro? Du scherzest. Besinne dich, Ciro. Sieh genauer hin. Es ist ein Kruzifix, Ciro, nicht wahr? Ein Kruzifix, Ciro. Ein Kruzifix ist es."

Ciro fühlte den Blick der großen, schwarzen Augen auf sich ruhen, spürte ihr Bohren, Brennen und Durchdringen. Wie hatte er sich so täuschen können? Natürlich, jetzt erkannte er es deutlich.

„Gewiß, Ew. Herrlichkeit, ein Kruzifix." Und aufgeregt, gleichsam in der Furcht, der Meister könne seiner Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe mißtrauen, fuhr er fort: „Es ist ein Kruzifix, Ew. Herrlichkeit, bei der Madonna, Herr, bei allen Heiligen, Herr, es ist ein Kruzifix."

„Knie nieder und schwöre."

Der Alte gehorchte, den Blick starr auf den zinnernen Löffel gerichtet, den Cagliostro ihm hinhielt.

„Was soll ich schwören? Sprecht mir die Worte vor," stammelte er verschüchtert.

Cagliostro sah ihn scharf an, nickte dann befriedigt, lächelte und sagte freundlich: „Es braucht keines Schwures, mein Freund. Der in deiner Seele liest wie in einem Buche, bedarf deines Eides nicht. Ich sehe, daß du es ehrlich meinst. Es ist gut. Ich vertraue dir. Stehe auf. Du wirst gehorchen, glauben und schweigen.

„Und nun höre zu. Ich will dir sagen, was geschehen muß. Ein Sonntag muß es sein. Denn es ist ein heiliges Werk und Gott wohlgefällig. Und früh am Morgen, denn Morgen und Jugend sind eins. Du wirst mir Wein bringen, guten und klaren Wein, und ich werde den Trank mischen, hier vor deinen Augen, werde alle Vorschriften beobachten und alle die mächtigen Worte darüber sprechen, die zum Gelingen nötig sind. Ich werde mit dir beten. Dann wirst du kniend den

Digitized by Google

Trank der Verjüngung trinken. Brausend wie Feuer wird er durch deinen alten Leib hindurchgehen, es wird dich anpacken und schütteln wie das Ungestüm des Scirocco, dann fallen alle Jahre, alle Schwächen des Alters, alle Gebrechen von dir ab, und plötzlich wirst du dich finden wie Adam am ersten Morgen im Paradiese. Aber das Werk ist damit noch nicht vollendet. Die Vorschrift erheischt, daß ein Bad in fließendem Wasser, und zwar in einem Wasser, das geradeswegs zum Meere strömt, die letzten Schlacken des Alters von dem erneuerten Leibe hinwegnehme. Dem Bade hat sofort eine reichliche Mahlzeit zu folgen. Dann sind andächtigen Herzens drei Vaterunser und ebenso viele Avemaria zu sprechen und Gott Lob und Dank für das Wunder der Wiedergeburt zu sagen. Bis dahin aber darf kein Wort über deine Lippen kommen, seit du den Trank zu dir nahmst. Du wirst also folgendes tun. Merke wohl auf, Ciro, was ich dir jetzt sage. Ich habe alles weislich für dich bedacht. Du wirst für den künftigen Sonntag um Urlaub bitten, den man dir nicht verweigern wird, wenn du sagst du habest ein Gelübde getan, in San Domenico in Urbino zu beten und der Madonna eine Kerze zu opfern. Du wirst es aber so einrichten daß du den Gefangenen, die dir anvertraut sind, noch die Morgenmahlzeit selbst bringst bevor du dich auf den Weg machst. Als letztem kommst du zu mir. Und zwar mußt du schon bereit sein, von mir aus den Gang zum Bade anzutreten, ohne noch einmal in deine Kammer zurückzukehren. Denn du mußt trachten, von niemand gesehen zu werden, nachdem die Verjüngung geschehen ist. Es könnte dich sonst jemand anreden und zum Sprechen verlocken, und alles würde verloren sein. Niemand darf beim Weggehen dein verändertes Aussehen gewahren. Daher wirst du dir deine Feiertagsperücke und deinen Hut aufsetzen und dich in deinen Mantel hüllen. Dann gehst du zum Metauro als dem nächsten Flusse, der sich ins Meer ergießt und klares und kühles Wasser führt, wie es die Vorschrift erheischt. Du wirst reichliche Vorräte mitnehmen, Brot, Wein, Fleisch, Käse und Früchte, damit du die Mahlzeit halten kannst, zu der dich ein unwiderstehlicher Heißhunger treiben wird. Weitere Ratschläge will ich dir nicht geben, Ciro. Ist das Werk der Verjüngung vollendet, und hast du dich mit Speise und Trank gestärkt und Gott gedankt, so mag dein erneuerter und frisch und jung gewordener Geist darüber entscheiden, was du weiter zu tun gedenkst. Die Welt steht dir offen. Als Deserteur verfolgen wird dich niemand, denn niemand wird dich erkennen. Gehe, wohin du willst. Nur vergiß nicht, dein Versprechen zu erfüllen und meiner Tochter Angela ihres Vaters Ring zu bringen."

Ciro lag am Boden. Tränen rannen über sein braunes und faltiges Gesicht. „Meister! Meister!" stöhnte er. „Womit verdiene ich deine Gnade? Womit kann ich dir danken? Was treibt dich so viel für mich zu tun?"

Cagliostros Gesicht zeigte Rührung und Güte. „Ich tue es um meines Kindes willen, Ciro," sagte er weich.

Je näher der Sonntag kam, um so mehr wich Ciros fiebernde Erregung der entschlossenen Ruhe des Eigensinnigen und Beschränkten. Triumphierend wies er am Sonnabend abend dem Meister seinen Urlaubsschein. Seine Ergebenheit für Cagliostro war ohne Grenzen, seine Zuversicht unerschütterlich. Er sah in ihm den großen Arzt, dem man vertrauensvoll ein Glied überläßt, wohl wissend, man werde es nach geschehener Operation genesen und gebrauchsfähiger aus seinen Händen zurückerhalten. Unzählige Geschlechter von Fischern und Bauern, deren Blut in ihm rollte, waren gewohnt gewesen, hartnäckig und aus Grundsatz zu mißtrauen, wenn es den Verkauf eines Kalbes, den Erwerb eines Fischnetzes galt. Aber blind zu glauben, mit aller Kraft tausendjährigen, von allen Zweifeln freien Bauerntumes, wenn es um Dinge ging, die anderen Reichen angehörten. Glauben von der Härte ihrer Uferfelsen hatten sie die Priester des Jupiter, des Mavors und des Divus Augustus gelehrt, Glauben die Kirche Christi und seiner Heiligen. Glauben hatte jeder Feiertag mit seiner Legende und seinem Wunder von ihnen verlangt und nie war er ihm versagt geblieben. Glauben hatten sie durch die Jahrhunderte der Kraft der Beschwörungen, der Gewalt der Amulette, der Wirkung des Segens wie der des Fluches entgegengebracht. Glauben jedem Manne, den geistliches Gewand und Wesen als Angehörigen der Art auswies, die Glauben zu fordern hatte, Glauben aber auch jedem, um dessen Gestalt volkstümliche Erzählungen und scheues Geflüster den farbig-düsteren Schimmer des Wundertätertums gewoben hatten. Und einen solchen Glauben mußte der Schließer Ciro, der ein Sizilianer war, ein Fischer, Soldat und Christ, auch dem seltsamen und gewaltigen Manne entgegenbringen, der das Wunder der Verjüngung an ihm zu vollziehen willens war, ohne eine andere Lohnforderung zu stellen, als die ihm das Herz eines Vaters eingab.

Kindlich vertrauensvoll, heiter, ruhig und ergeben war sein altes Gesicht, als er am nächsten Morgen Cagliostros Zelle betrat.

Digitized by Google

Nichts war in seinen Zügen zurückgeblieben von der Heftigkeit und Leidenschaft seiner wilden Lebensbegierde, nichts von dem machtlosen Groll und vom Hader mit seinem Schicksal, nichts von Angst, Zweifel und Ungewißheit. Unaussprechlich sicher, leicht und getrost war ihm ums Herz, als er Cagliostro mit treuherzigem Händedruck begrüßte, auf Mantel, Dreispitz, Perücke und Bündel wies und mit einem freundlichen und bescheidenen Lächeln erklärte, er habe alles nach des Meisters Anordnungen vorbereitet und sei des Kommenden in Zuversicht gewärtig.

Cagliostro betrachtete prüfend ihn und seine Habseligkeiten, nickte zufrieden und sprach einige Worte von dunkler Feierlichkeit. Ciro war in einer stillen und glücklichen Versunkenheit befangen und hörte kaum hin, etwa wie ein Kind die freundlich ermahnenden Reden seiner Eltern nur halb in sich aufnimmt, wenn es weiß, daß sie nur die pflichtgemäß-feierliche Vorbereitung für die Übergabe der Festgeschenke darstellen, die ihm nach wenigen Augenblicken in all ihrer Herrlichkeit entgegenleuchten sollen.

Cagliostro nahm aus des Alten Händen Weinflasche und Glas entgegen und goß langsam und feierlich das Trinkgefäß voll. Dann schlug er das Zeichen des Kreuzes, zog eine kleine gläserne Phiole aus seinem Busen, ließ unter halblautem und unverständlichem Murmeln eine farblose Flüssigkeit in den Wein tropfen und verrührte die Mischung mit dem Zeigefinger.

„Laß uns beten, Ciro."

Ciro verstand nichts von den fremdländisch klingenden Worten des Meisters. Langsam und andächtig sprach er ein Vaterunser und ein Avemaria und seine Gedanken glitten zurück bis in die ferne Zeit, da man ihn diese Gebete gelehrt hatte. Seltsam nahegerückt erschien ihm jetzt alles Frühere, seines Vaters Haus am Strande, die Gestalten seiner Eltern und Geschwister, seine Soldatenzeit, brausenden Lebensgefühles voll, Märsche, Gelage, verschwiegene Liebkosungen, Nachtwachen, Lagerfeuer und pfeifende Kugeln. Alles war gegenwärtig, farbenfrisch und von der ganzen Unmittelbarkeit augenblicklichen Erlebens erfüllt. Und nun — nun sollte das alles von neuem wieder sein werden, sicherer Besitz, mit Händen zu greifen, unersättlich einzusaugen in gierige und durstende Sinne.

„Knie nieder, mein Freund. Nimm ihn hin und trinke ihn, den Trank der Weisen Ägyptenlands, den Trank des Phönix, den Trank der Wiedergeburt, den Trank der Jugend."

Ciro spürte das Glas an seinen Lippen und sah Cagliostros große Augen unbeweglich und ernst auf sich gerichtet. Ein plötzlicher Schauer ließ seinen Kopf zurückfahren, ein paar Tropfen rannen auf seine Weste, dann fühlte er von neuem den kühlen Rand des Gefäßes, seine Lippen öffneten sich, er wollte etwas sagen, da brauste schon fressendes Feuer seine Kehle entlang, brannte durch seine Eingeweide und er ächzte vor Schmerzen.

„Ich beschwöre dich, Ciro, sprich nicht. Ein Wort könnte alles verderben."

Ciro sah wieder die Augen Cagliostros auf sich gerichtet, sah den warnend erhobenen Zeigefinger und biß sich stöhnend in die Lippe. Es schwindelte ihm vor den Augen, ein Strom packte ihn und trug ihn in rasendem Wirbel davon, dann waren alle Schmerzen ausgelöscht, er hatte das Gefühl eines langsamen und linden Gleitens, jugendlich-vertraute Bilder wuchsen vor ihm auf, es war ihm, als würde er immer kleiner und kleiner, immer stiller und stiller, bis er im Schoße seiner Mutter lag und eine wundermilde Ruhe ihn lösend und sänftigend in ihre dunklen Tiefen aufnahm.

Cagliostro stürzte sich auf die Leiche und riß ihr hastig die Uniformstücke vom Leibe, entledigte sich seiner Gefangenenkleidung und stak in wenigen Augenblicken in Ciros Montur. Er fuhr in die Taschen, spürte einige kleine Habseligkeiten, fand den Urlaubsschein und eine Handvoll Münzen, zwei Scudi und einige Bajocchi. Er holte tief Atem, setzte Perücke und Dreispitz auf, hing den Mantel um, ergriff das Bündel und verließ die Zelle. Halb nackt blieb der noch warme Körper des Schließers zurück, neben ihm lagen in wirrem Durcheinander die Häftlingskleider, das Trinkglas und die nun leere Phiole, um derentwillen Cagliostro den Zutritt zum Doktor Spazzoli gesucht hatte.

Das Herz pochte ihm wie ein Hammerwerk, während er durch den hallenden, düsteren Gang schritt, nachdem er die Zelle von außen verschlossen hatte. Er atmete erleichtert auf, als er auf den Hof hinaustrat und gewahrte, daß es regnete. So konnte er hoffen, das Freie zu gewinnen, ohne einem der müßigen Invaliden zu begegnen, auch konnte es so nicht auffallen, daß er das Gesicht im Mantel zu bergen trachtete. Ein Schwindel kam ihn an, als er die Frische der Luft spürte, er zwang ihn nieder und ging weiter. Ein rasendes Verlangen fiel über ihn her, davon zu stürzen, zu laufen, was in seinen Kräften stand, der blinde Trieb, die schleichende Qual des Ganges abzukürzen. Er widerstand und ging langsam über den Hof, mühsam hinkend, wie es der Schließer getan hatte. Aus einem Fenster rief ihm jemand ein Scherzwort nach,

Digitized by Google

er tat, als habe er es nicht gehört, und setzte seinen Weg fort. Vor ihm lag das Tor.

Der Posten hatte die Muskete neben sich an die Wand gestellt und beugte sich mit dem Oberkörper in das offenstehende Wachtstubenfenster hinein, hinter dem schwatzend eine Schar von Invaliden beisammensaß. Der einäugige Luigi erzählte soeben zum hundertsten Male mit seiner weinerlichen und gekränkten Stimme: „Als ich noch in Pistoja war —"

Die Schildwache wandte ein wenig den Kopf, als die näherkommenden Schritte des Flüchtlings unter dem Torbogen widerhallten. Cagliostro winkte mit dem Urlaubsschein, der Posten nickte träge und kehrte sich wieder den Kameraden in der Wachtstube zu, Cagliostro stand im Freien.

Er empfand eine ungeheure Schwäche. Jetzt sich niedersetzen und ausruhen können oder wenigstens laufen und rennen, ohne zum widerwärtigen Nachziehen des linken Beines gezwungen zu sein! Aber noch konnte er vom Fort aus gesehen werden. Er riß mit äußerster Willensanstrengung zusammen, was noch an Kräften in diesem verbrauchten und abgenutzten Körper steckte, und ging langsam und hinkend weiter. Ewigkeiten hindurch glaubte er die Qual dieses lahmenden Ganges erdulden zu müssen. Dann war er am Waldrande. Buschwerk nahm ihn auf. Er lehnte sich ermattet an einen Baum, um nicht umzusinken, tat einen Zug aus der Weinflasche und schritt weiter. Jetzt ging es leichter, da ihn kein natürlicher Gebrauch seiner Glieder mehr verraten konnte. Aber er war der frischen Luft, war der Bewegung entwöhnt und immer häufiger mußte er rasten, ein Stück Fleisch, einen Bissen Brot, einen Schluck Wein zu sich nehmen. Vorwärts! Vorwärts!

In Hunderten von Stunden hatte er sich diesen Tag ausgemalt, unablässig seine Gedanken um diesen Pol kreisen lassen. Oh, er wußte, was er wollte! Das schützende Innere des Waldes gewinnen, tags sich verborgen halten, nachts marschieren. An irgendeiner sicheren Stelle die Kleidungsstücke Ciros verstecken, die ihm zu Verrätern werden konnten. In einigen Tagen mußte er Ancona erreichen, bis dahin durfte er niemand begegnen, mußte alle Dörfer und menschlichen Behausungen meiden und sich von den Vorräten in Ciros Bündel nähren. Gelang es ihm, Ancona zu erreichen, so war er gerettet. Dort hatte er einen Anhänger, einen wohlhabenden Notar, der ägyptischen Maurerei zugetan und ihrem Großkophta in blindem Gehorsam ergeben. Dann zu Schiff, und nach Frankreich mußte die Fahrt gehen. Richter und Ankläger hatte der Sturm der Geschehnisse weggefegt, dort war er willkommen, dort war er der Mann, den die Willkür des ancien régime in die Bastille gebracht hatte, der Feind der Tyrannen, der Wohltäter der Armen, der Freund des Volkes. Oh, er wußte, wie man sich in Frankreich insgeheim das L. P. D. seiner Chiffre gedeutet hatte: Lilium pedibus destrue! Zertritt mit den Füßen die Lilien des Königtums! Ah, Leben, Freiheit, brausender Strom der Dinge, Paris, Paris! Und gab es keine Hofgesellschaft mehr, keinen Herzog von Chartres, keinen Prinzen von Rohan, keine Herzoginnen und Gräfinnen, was lag daran? Namen wechseln, das Wesen bleibt und Menschenart ist ewig. Nun, so würden es die Frauen der Volkstribunen sein, die Männer der neuen Zeit, Emporkömmlinge, Schwätzer, Narren, und die Weide der Republik würde nicht weniger fett sein, als die des Königreichs gewesen war. Wie würde er dastehen? Hatte er nicht von London aus in heiligem Prophetenzorn den Sturz der Tyrannenherrschaft geweissagt?

Freie Bahn lag wieder vor ihm, tausend Möglichkeiten, lockende Ziele, noch in beglückende Ungewißheit gehüllt. Nur jetzt nicht nachlassen, jetzt nicht matt werden, nur jetzt nicht dem siechen und geschwächten Körper die Herrschaft über den stählernen Willen, über die Erkenntnis des Notwendigen einräumen! Ancona mußte erreicht werden.

Der Wald wurde dichter. Dem Flüchtigen zitterten die Beine vor Schwäche und Ermüdung. Er ließ sich zu Boden gleiten, atmete heiß und keuchend, krallte die Hände in das sonnenverbrannte Gras. Der Regen hatte längst nachgelassen, aber die drückende Schwüle war nicht gewichen. In großen Tropfen lief ihm der Schweiß über das Gesicht. Plötzlich fuhr er auf. In seinen fieberwirren Halbschlummer hatte ein Kanonenschuß gedröhnt. Ein zweiter folgte, ein dritter. Jetzt war seine Flucht entdeckt. Die Verfolgung wurde aufgenommen. Bah, wie sollten sie ihn fangen, die hinfälligen Männer von San Leone mit ihren spatlahmen Gäulen!

Trotzdem trieb es ihn weiter. In einer Felsenspalte barg er Mantel, Hut, Perücke und Waffenrock. Erleichtert setzte er seinen Weg fort, am Stande der Sonne die Richtung nach Südosten verfolgend.

Aber sein Schritt wurde immer langsamer, immer häufiger die Ruhepausen. Unbarmherzig brannte die Mittagsglut, und der Waldesschatten gab nur geringe Kühlung. Glühender Durst begann ihn zu quälen, der sich während der letzten Jahre daran gewöhnt hatte, nach Art vieler Gefangener aus langer Weile immer wieder zum Wasserkruge zu greifen.

Digitized by Google

Endlich stand er auf dem Gipfel des Höhenzuges, zu dessen Füßen das Metauro-Tal sich hinzieht. Er hielt Umschau. In der Ferne, auf dem Wege von Urbino, erkannte er galoppierende Reiter. Er erschrak. Das waren nicht die Invaliden von San Leone, das mußten die Häscher des Delegaten von Urbino sein, die man zu seiner Verfolgung aufgeboten hatte. Einerlei, hierher konnten sie ihm zu Pferde nicht folgen. Sie konnten keine Anhaltspunkte haben, wohin er sich gewandt hatte. Planlos und von Zufall und Laune abhängig mochten sie das Land kreuz und quer nach dem Flüchtigen durchstreifen.

Cagliostro fühlte seine Kräfte schwinden. Er beschloß, nicht weiter zu gehen als bis zu einem sicheren Unterschlupf, wo er in Ruhe die Nacht abwarten konnte. Scheu, vorsichtig um sich spähend, begann er den bewaldeten Abhang zum Flußtal hinabzusteigen. Seine Zunge fühlte sich hart und trocken an, der ungewohnte Wein, den er zur Belebung getrunken hatte, ermüdete ihn und ließ den Durst nur noch grimmiger aufflammen.

Unten am Flußufer war Rettung. Frisches, klares Wasser, willkommene Kühlung im feuchten Schatten des Gestrüpps, das ihn vor jedem Blick schützen konnte.

Aber noch war der Weg weit. In seinen Ohren brauste es, das Herz hämmerte immer wilder und flatternder, rote und schwarze Schleier verhingen vor seinen Augen das Bild der Landschaft, seine Füße brannten und bluteten, seine Knie zitterten wie die des Marchese, wenn er an seinem Stock über den Hof trottete.

Ancona — Paris — was lag ihm an Paris? Was an allen den lockenden Bildern und Hoffnungen, die ihn während der Zeit seiner Gefangenschaft erfüllt und belebt hatten? Wie gut war sie gewesen, die kühle, stille Zelle auf San Leone. Zweimal des Tages brachte ihm der treue Ciro den mit frischem Wasser gefüllten Krug. Nie hatte er Durst gelitten, nie war er den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt gewesen, nie hatte er solche Schmerzen an den Füßen und im Kopf, solch ein unerträgliches Brausen und Summen in den Ohren ertragen müssen. Ruhe war da gewesen, Kühle, Stille, Wasser —

Plötzlich hörte er die Flut murmeln. Er gewahrte mit freudigem Erschrecken, daß er fast schon das Flußufer erreicht hatte.

Jäh riß er sich zusammen, spannte alle Kräfte an und stürzte vorwärts. Stolperte über eine Baumwurzel und schlug zu Boden. Er wollte sich aufraffen, aber kaum konnte er vor Schmerzen den Fuß bewegen. Kroch einige Manneslängen weit und blieb wieder liegen. Immer deutlicher schlug das Murmeln der Wellen an sein Ohr. War das wirklich das Rauschen des Flusses? Er glaubte Pferdegetrappel zu hören, Waffenklirren, halblaute Kommandorufe. Nein, es war der Fluß. Das Brausen in den Ohren nahm zu, er konnte keinen Ton mehr unterscheiden. Da — war das nicht ein Hufschlag? Nichts. Es war wieder still. Wie ein harter, spitziger, glühender Gegenstand lag ihm die Zunge im Gaumen. Noch eine letzte Anstrengung und er mußte das Ufer gewinnen. Er kroch weiter. Richtete sich auf und versuchte zu gehen. Mit einem Schmerzenslaut sank er wieder zusammen und setzte mühsam seinen Weg auf allen vieren fort. Er erbebte. Irgendwo fiel ein Schuß. Oder hatte sich ein Steinblock gelockert und war zu Tal gerollt?

Cagliostro schleppte sich weiter. Ewigkeiten schienen ihm verronnen zu sein, seit er den Fall über die Wurzel getan.

Endlich wurde es kühler, das Gras schien üppiger und feuchter. Gierig sog er die frischere Luft ein. Dann sah er vor sich das Wasser des Metauro, das Wasser des Flusses, in dem Ciro hatte baden und seine Jugendkraft wiedergewinnen wollen.

Er kroch heran. Letzte Kräfte forderte der Wegrest. Dann lähmte ihn das Entsetzen. Denn steil und übermannshoch lag die Uferwand vor ihm, an der unten das klare, kühle, gute, rieselnde Wasser vorbeizog.

Mit dem Oberkörper hing er über der steilen Böschung und starrte entsetzt auf das Bild im Wasser: das Bild eines hinfälligen, siechen, zerstörten Greises.

Er beugte sich vor und sog den Geruch des Wassers mit zitternden Nüstern ein. Das Blut schoß ihm ungestüm zu Kopf, das Brausen wurde immer gewaltiger, es war wie das Getöse von hundert Gewittern, es flutete über ihn hin wie ein roter Springquell heißen, dampfenden, kochenden Blutes, wie ein Wirbelsturm trug es ihn in die kühle Erlösung der Wellen. Hunderte von Frauen neigten sich ihm, Geschmeide und Perlenhalsbänder, Gold und Diamanten blitzten auf, Seide knisterte, tausend Düfte umwogten ihn, Gesichter glitten an ihm vorüber, Schwanenpelz und entblößte Schultern, Elisa, Lorenza, Marie Antoinette, Könige, Fürsten, Kardinäle, huldigende Menschenmengen schrien ihr ekstatisch begeistertes „Cagliostro! Cagliostro! Il Divo! Il Divo!", ein Strom von brausender Jugend, von Machtfülle und schöpferischem Tatendrang ergoß sich durch seine Adern, dann schlugen die Fluten der Verjüngung über ihm zusammen.

Digitized by Google

Ernst Oppler · Von Fritz Stahl

Es ist das Wesen der Jugend, zu glauben, daß sie berufen ist, der Welt ein Neues zu bringen. Aller Fortschritt der Menschheit beruht auf diesem Glauben, der mit jeder Generation geboren wird. Mit solchem Glauben muß sich notwendig ein Anspruch verbinden; jede Jugend will ihr besonderes Gefühl in der Gestaltung des Lebens und also auch in der Kunst zur Geltung bringen. Das ist immer so gewesen, und wenn nur die Quellen reichten und unser Blick in fern liegenden Zeiten scharf genug unterscheiden könnte, so würde sich uns alle geschichtliche Entwicklung deutlich nach Generationen gliedern.

Ist die Jugend darin immer gleich, so ist sie dagegen sehr verschieden in der Art, wie sie ihren Anspruch geltend macht. Es gibt eine Fülle von Möglichkeiten von der fast unmerklichen Änderung und Umwandlung der Tradition bis zum gewaltsamen Bruch, und alle diese Möglichkeiten sind in der Kunstgeschichte nachweisbar. Solange die Kunst wie jedes Handwerk vom Meister auf den

Bückeburgerinnen. Gemälde. 1897

Digitized by Google

Digitized by Google

Tennis-Turnier in den Dünen. Ausschnitt aus einem Gemälde von 1909

einer Pflicht, die mit dem natürlichen Recht der Selbstbehauptung zusammenfällt. Gegenseitiger Einfluß und in seiner Folge Wandlungen werden dabei immer stattfinden. Aber vollkommenes Sichfügen ist nicht nur Fahnenflucht, es ist auch im Innersten unehrlich, wo überhaupt einmal aus eigenem Gefühl Stellung genommen war. Daß es trotzdem Tatsache geworden ist, beweist, wie wurzellos viele Menschen dieser Zeit, wie nur redensartlich ihre sogenannten Kunstanschauungen sind.

Niemand wird leugnen, daß in dem Programm dieser Jugend viel Richtiges und Befreiendes war, und daß dem leicht dösenden Zustand von Künstlern und Kunstpublikum mit Recht ein Ende mit Schrecken bereitet worden ist. Und ebensowenig, daß manche künstlerische Kraft hervorgetreten ist, die ein kühneres Welt- und Formgefühl zum Schaffen treibt als das der letzten Generationen vor dieser. Dessen muß sich jeder Lebendige freuen, weil es auch ihn bereichert, und weil es eine Zukunft vorbereitet. Selbst daß es manchem Guten der Tradition zeitweise die verdiente Geltung nahm, ist erträglich. Unerträglich aber ist es, daß man es zur ausschließlichen Mode gemacht hat, der nur ein paar große Namen standhalten konnten, und daß ein ganzer Troß von Talentlosen das ausnutzen durfte, um sich vor Bessere vorzudrängen, daß Richtung mehr bedeutete als Verdienst, moderner Kitsch — denn leichtfertige Herstellung schafft Kitsch, mag die Form sein, welche sie wolle — mehr als gewissenhaftes Werk.

Dieser Terror der Jugend hat nicht nur alle überlieferte Form in Mißkredit gebracht, sondern die ganze Wirklichkeit, Welt und Leben, und ganz besondes alles darin, was Anmut hat. Das ließ sich nun einmal in die vorgefaßte Form nicht fügen, die man, die ganze Entwicklung verwerfend, von der Kunst der Kinder und der Naturvölker abgeleitet hatte. Damit war eine tiefe Kluft zwischen Kunst und Leben aufgerissen, die man angeblich vereinen wollte. Unsere ganze Welt versagte sich den Mitteln, die von einer anderen genommen waren, versagte sich in noch ganz anderem Maße, als sie sich früher den aus fernen Perioden der Geschichte und aus fremden Landschaften genommenen ver-

Digitized by Google

Badestrand. Gemälde. 1910.

sagt hatte. Vielleicht die Landschaft in besonderen Stimmungen, aber kein Raum, in dem wir leben, kein Mensch unserer Zeit läßt sich in dieser gewaltsamen Art in seinem Wesen ausdrücken. Aller Charakter wird genotzüchtigt: ein Park zum Urwald, Kulturmenschen zu Wilden. Man lieh einer schönen Frau ein Hottentottenmaul, wie ihr van Dyck elegante Hände geliehen hat. Kunst wurde ein schrecklicher Zerrspiegel alles Seienden. Mit lautem, überlautem Bekenntnis zu Gott zog man die Ausgeburten einer schlecht ernährten Phantasie seiner Kreatur vor. — Es gehört viel innere Kraft dazu, einer solchen Mode zu widerstehen. Wir haben gesehen, wie selbst reife Künstler, die schon einen gefesteten Ruf besaßen, ihr nachgaben und ihre Figur entstellten und verzwergten oder wenigstens die schönen Kurven und Schwingungen der natürlichen Linie durch Ecken und Kanten zerstörten, wie sie die Ruhe der Arbeit und des gefühlten Striches zugunsten eines fahrigen Ungefähr aufgaben. Ganz wenige sind sich selbst treu geblieben und haben sich

Morgensonne. Gemälde. 1911

Digitized by Google

Digitized by Google

Strandleben. Gemälde. 1909

mus und Expressionismus, ausgeschlossen haben.

Eine solche organische Entwicklung ist recht selten geworden. Deshalb ist jede lehrreich. Und es ist gerade im Falle Opplers interessant zu sehen, wie einem Künstler, der still daran arbeitet, seine Kraft zu entwickeln, in dem Moment seines stärksten Erlebnisses auch die Ausdrucksmittel dafür zur Verfügung stehen. Dieses Erlebnis war für ihn das russische Ballett. Ein solches Zusammentreffen ist keineswegs ein glücklicher Zufall. Es hat in ähnlicher Art immer wieder stattgefunden, bei einzelnen und bei ganzen Schulen. In den modernen Darstellungen erscheinen Künstler und Künstlerschaften immer, als ob sie einem vorgesetzten Ziele nachstrebten. Aber „solche Tiere gibt

Kurpark in Nauheim. Gemälde. 1911

Digitized by Google

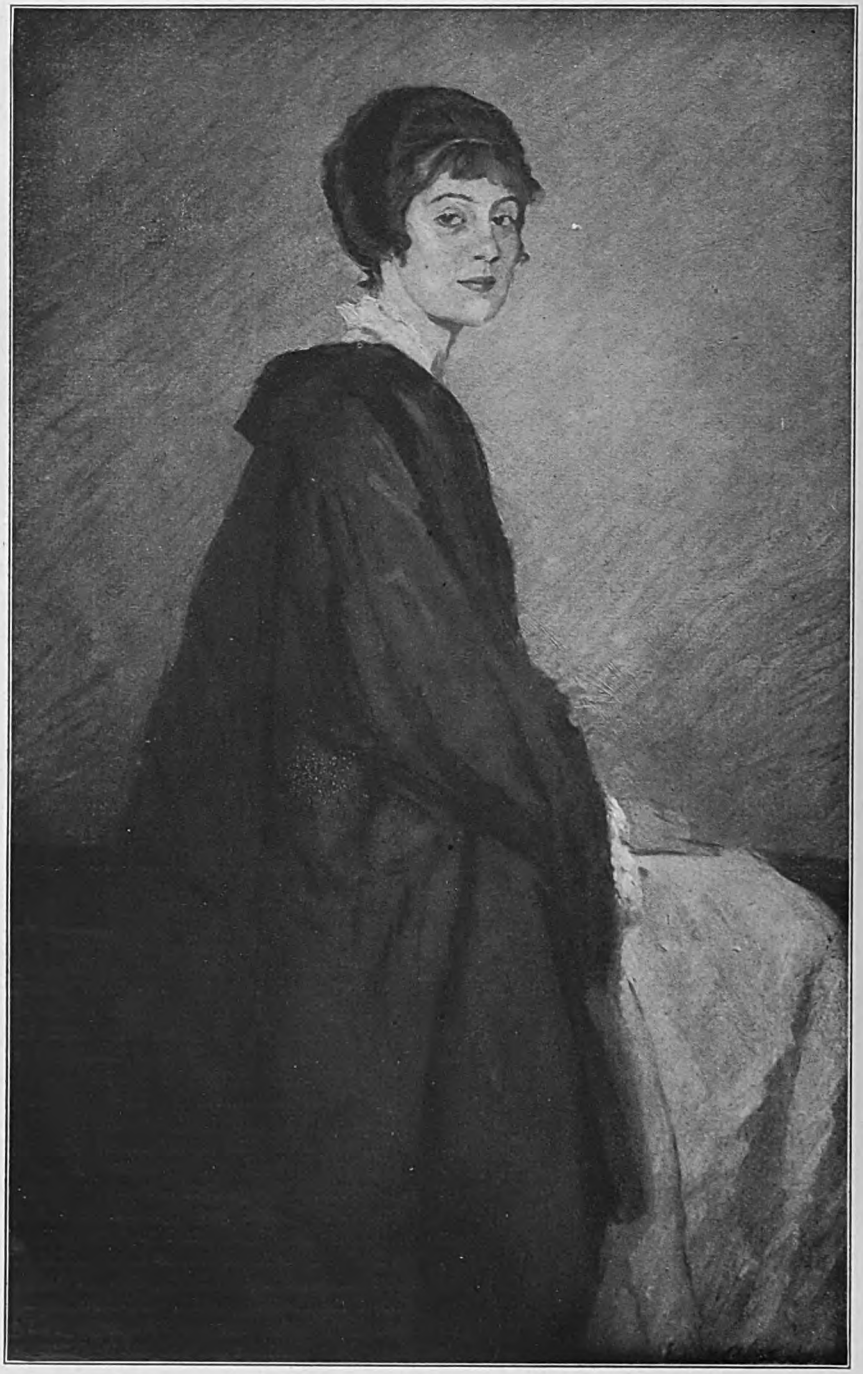
Aus einem Landhause. Ausschnitt aus einem Gemälde. 1912

es gar nicht". Niemals hat ein Rembrandt, niemals haben die Venezianer vorausgeahnt, zu welchen Resultaten sie kommen werden. Unbefangene Betrachtung lehrt etwas ganz anderes. Jedes Fortschreiten zeigt eine neue Möglichkeit, jede neue Möglichkeit regt wieder ein Fortschreiten an. So decken sich Mittel und Aufgabe, was den Historikern ein unlösbares Rätsel erscheint. Ein Grundirrtum der modernen Kunst ist die Folge: Man hält eine Folge von Experimenten für Entwicklung, während sie in Wahrheit eine Folge von Leistungen ist.

Ernst Oppler, der jetzt in der Mitte der Fünfziger steht, ist in Hannover geboren, wo immer noch ein Rest von englischem Einfluß herrscht. Sein Vater war ein angesehener Architekt und, lange vor der Zeit, wo Kunstsammeln im übrigen Deutschland Mode ward, ein erfolgreicher Sammler. Zu den Freunden des Hauses zählte auch jener Hermann Kestner, dem Hannover das schöne Museum verdankt, das seinen Namen führt. So wuchs er unter guten alten Kunstsachen auf, die ihm früh den Sinn für Maß und Harmonie gaben und so fest sicherten, daß er nicht beirrt werden konnte. Er ist auch heute von einer kleinen Sammlung auserlesener Dinge umgeben, von wertvollen Bildern, von alten Schränken mit Delfter Ware, die oft auf seinen Bildern wiederkehren. Aus solcher Umgebung kommen keine revolutionierenden Künstler, sondern Hüter der Kulturtradition und des Geschmacks, die ja auch ihr gutes Recht haben.

Das Handwerk seiner Kunst lernte er in München bei Löfftz, und er hat es schnell und gründlich gelernt, wie frühe Erfolge beweisen. Dann zog ihn die Bekanntschaft mit Whistlers Bildern nach England, während alle anderen damals nach Paris gingen. Von einem Einfluß Whistlers ist freilich zunächst nichts zu spüren. Es war wohl auch eher Sehnsucht nach einer Leichtigkeit gegenüber der Münchener Schwere gewesen, die ihn getrieben hat. Aber dafür war er noch nicht reif. Was in London auf ihn wirkte, war wohl überhaupt nicht so sehr ein einzelner Künstler als der ganze Ton, diese sanfte, dunkle Harmonie, die seinem Wesen entsprach, und der er lange treu geblieben ist. Zunächst, wie in dem Bilde der Bücke-

Digitized by Google



Im Domino. Gemälde. 1914

burger Spinnerinnen zu spüren ist, hat ihn auch das glatte englische Schönheitsideal beeinflußt, das eine Gefahr für ihn werden konnte, wenn er länger geblieben wäre.

Aber er kam nach einigen Umwegen bald nach dem Anfang des Jahrhunderts nach Berlin und in den Kreis der Sezession, wo man für Süßmalerei nichts übrig hatte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Redensart, die es in der Kunst so gut gibt wie in der Sprache. Daß ihn, wie vorher Millet und Israels, zunächst einfache Menschen, zumeist Bauern, interessierten, war natürlich, weil er an ihnen Bewegungen fand, die noch nicht gesehen waren, Bewegungen, die weder der moderne Städter mit seinem konventionellen Gehaben noch gar das gestellte Modell geben kann. Auch spielt sich ihr Leben im freien Licht ab, die Natur spricht mit ihren differenzierten Farben mit, die keine frühere Kunst gezeigt hatte, die deshalb ebenso unverbraucht waren wie die Bewegungen. Aber, wie sich später zeigte, war diese Wahl nebensächlich. Keiner der Maler, die sein Beispiel von der Akademie erlöst hat, ist ihm darin gefolgt. Zunächst blieb er bei der strengen Form. Aber immer stärker wirkte das Leben des Lichtes auf ihn, das die Form auflöst. Und jetzt erst entdeckte er die Tat der Impressionisten, die dasselbe früher erfahren hatten, und ging ein Stück mit ihnen. Die Folge war eine Lockerung der Fläche und ein hellerer Ton. Und für solche Bilder war das alte Format nicht mehr haltbar, dieses unglückliche Format des Ausstellungsbildes, das das 19. Jahrhundert von Zeiten der Paläste übernommen hatte.

Die Feinde Liebermanns haben behauptet, daß seine Kunst französisch sei. Der Unsinn dieser Behauptung liegt auf der Hand; es gibt keinen Pariser Maler, an den eines seiner Bilder erinnert. Wahr ist, daß er Berlin in Fühlung mit der besonderen Kunst der Zeit gebracht hat. Es war bis dahin unberührte Provinz. Der einzige Große, der lebte, Menzel war bei allem Ruhm so gut wie unbekannt; das Größte seiner unerhörten Leistung war in seinem Atelier oder in Privatbesitz verschollen. Was sonst billigen Ruhm hatte, bewegte sich in abgetanen Formen, in Formen, die ihrerseits aus Paris, aber aus dem Paris der sechziger Jahre stammten.

Nach London war die moderne Malerei damals noch nicht gedrungen. So kam Oppler hier zum ersten Male in Fühlung mit ihr. Jedem lebendigen Malerauge mußte die Bereicherung einleuchten, die sie brachte. Und damit wurde die alte Kunstübung mit ihrer Schwere und ihrer nicht aus der Natur, sondern aus früherer Kunst stammenden Schöntonigkeit unhaltbar. Die spätere Entwicklung zeigt, daß ein Trieb zu Freiheit, Leichtigkeit und Helle schon vorher in ihm gewesen sein muß. Es war wohl auch dieser Trieb gewesen, der ihn zu Whistler gezogen hatte. Aber jetzt erst wurde er wirksam. Und zugleich mußte in der Nachbarschaft der Liebermann, Slevogt und Corinth der Unterschied zwischen gestellten und beobachteten Menschen klar werden.

Sieht man oder vergegenwärtigt man sich das ganze Werk von Ernst Oppler, so ist gut zu erkennen, wie sich die Wandlung vollzogen hat, und daß sie, zum Unterschied von anderen, organisch gewesen ist. Es gibt bei ihm nicht die Phase, in der er gemalt hat wie Liebermann, eine Phase, über die dann so mancher nicht hinausgekommen ist, der während ihrer Dauer stattlich und erfolgreich war. Liebermann hat ihm wie allen den Weg ins Freie gewiesen, den jeder Maler der Zeit gehen mußte, und auf dem die Kunst die Welt für unsere Augen neu entdeckte und unser Lebensgefühl reicher und feiner machte. Man muß das stark betonen, weil die neue Jugend den sogenannten Impressionismus leer und seelenlos schilt. Jeder, der ihn innerlich mitgemacht hat, ohne ihn deshalb als höchste und letzte Kunst zu nehmen, hat erlebt, wie gut er uns getan, wie welt-, und das heißt doch am Ende, wie gottfreudig er uns gemacht hat. Wir brauchten nicht mehr Nachfühler zu sein, uns in irgend etwas Vergangenes zu verwandeln, um zu schaffen und zu genießen. Zum erstenmal stellte sich der moderne Mensch auf sich selbst und war mit sich und seiner Welt einig. Liebermann hat — es sei wiederholt — auch Oppler den Weg ins Freie gewiesen. Und dieser ging ihn selbständig, trotzdem er hier und da in Holland den Spuren des Meisters folgte. Es waren zumeist ganz andere Stimmungen, die ihn reizten. Er suchte den äußersten Gegensatz zu seinem dunklen Ton und seiner durch das Atelierlicht bestimmten festen Form. Er ging an den Strand und berauschte sich an der Fülle des Lichtes, an den bunten Farben der bewegten Menge, in der aller einzelne Umriß verschwand, und all der freien Bewegung des unbeobachteten Menschen.

Dazu bedurfte es einer ganz anderen Technik, sozusagen einer anderen Hand, als der, die sorgsam der ruhenden Form zu folgen gewohnt war. Und Oppler entdeckte, daß er diese Hand besaß, daß er mit einem schnellen Strich den Charakter der bewegten Erscheinung, eines Menschen, einer Welle, einer Wolke bannen konnte, und daß sich diese belebten Flecken, aus der Wirklichkeit gerissen, mit Wahl natürlich, auch zu einer Einheit, zu einer Bildform verbanden. Diese Entdeckung, die ihm jetzt nur neue Freude der Arbeit gab, und die Übung der entdeckten Fähigkeit sollten später noch eine ganz andere Bedeutung für ihn gewinnen.

Zu gleicher Zeit, als Winter- und Atelierarbeit, entstanden die Bilder, die oben als Interieur-Porträts bezeichnet wurden. Und in ihnen wurde allmählich der Einfluß der veränderten Einstellung zum Leben und jener Lichtstudien wirksam. Man kann in der lückenlosen Reihe die Wandlung fast von Jahr zu Jahr verfolgen, obgleich das Grundmotiv immer ähnlich ist. Oppler liebt dämmrige Räume — oft ist es sein Atelier mit schönen Dingen und Stoffen —, in denen Frauen träumen oder musizieren, und durch die auch dann Musik schwebt, wenn gerade im Augenblick keine gemacht wird. Diese

Digitized by Google

Digitized by Google

Schwedisches Ballett. Pastell. 1921

machen, in der dann die entdeckte tänzerische Freiheit der Hand eine neue Betätigung findet.

Und nun gibt ihm das Leben den Stoff, dessen Gestaltung alles das und gerade das fordert, was er an angeborenen Gaben besitzt, und was er an Fähigkeiten erworben hat. Wenn er sich bewußt vorbereitet hätte, er hätte nichts anderes tun können. Aber man kann sich eben nicht bewußt vorbereiten.

Er sieht das russische Ballett.

Das russische Ballett hat später Weltruhm erworben. Alle wissen heute, daß es etwas ganz Besonderes ist. Aber niemand mehr, der das nicht miterlebt hat, weiß, wie es auf uns gewirkt hat, als es zum erstenmal im Westen auftrat, in Berlin, bei Kroll, vor den Gästen der Sezession, Künstlern und Kunstkritikern. Keiner dagegen, der jenen Abend miterlebt, jenen Enthusiasmus geteilt und weiterverbreitet hat, wird das jemals vergessen können. Und, wenn er überhaupt lernfähig ist, wird er niemals wieder an ein theoretisches Kunstprogramm geglaubt haben. Aber es haben sich nur wenige als lernfähig erwiesen. Es war nämlich damals das Ballett überhaupt totgesagt worden. In letzter Konsequenz der naturalistischen, zu jener

Karsavina im „Geist der Rose". Radierung. 1915

Digitized by Google

Freundinnen. Gemälde. 1921

Zeit modernen Lehre, die ja auch vom Vers und von der Oper als unnatürlich nichts wissen wollte. Auf dem Gebiet des Tanzes war dem Ballett in Isadora Duncan ein erfolgreicher Feind erstanden. Sie war wohl der erste Fall eines Typus, den es später nur zu oft gegeben hat, des Künstlers, der mit einem richtigen Programm siegen will, nicht mit einer Leistung. Und auch wer der Tänzerin kritisch und ablehnend gegenüberstand, mußte vieles von ihrer Theorie gelten lassen und zugeben, daß (dies ist ein Selbstzitat) „die dell' Era besser tanzt, aber die Duncan recht hat". Gerade die Sezession mußte ihrer ganzen Tendenz nach der neuen Theorie beistimmen, und es ist nie recht verständlich geworden, warum sie das russische Ballett unter ihr Patronat genommen hat. Aber sie hat es getan und uns dazu geladen. Und nach einer Viertelstunde war die ganze moderne Theorie wirklich so tot, wie sie das Ballett gesagt hatte. Eine Kunst, aus einer ganz anderen, ganz entgegengesetzten Epoche, einer Zeit letzter Wirklichkeitsferne, übrig geblieben, errang durch die Qualität ihrer Leistung den glorreichsten Sieg. Menschen, die ganz davon durchdrungen waren, daß Kunst allerfeinste Belauschung der Wirklichkeit sein müsse, huldigten einer Künstlerschaft, deren voll erreichtes Ziel in der Stilisierung der Bewegung bestand, die auch jede Erinnerung an wirkliche verbannte. Diese Körper, die sich, als sei die Schwerkraft aufgehoben, mit höchster Anmut auf den Wogen der Musik wiegten, hatten mit dem Menschen dieser Zeit nichts mehr gemein.

Es war denn auch so, daß die Künstler,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hinter den Kulissen des russischen Balletts. Gemälde 1922

(Zum Aufsatz von Fritz Stahl über Ernst Oppler)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Parlamentarische Anekdoten

Aus den Erinnerungen von Dr. Otto Arendt

Am 30. Oktober 1885 — nur drei Wochen nach erlangter Wahlfähigkeit — wurde ich zum Landtagsabgeordneten für die Mansfelder Kreise gewählt. Ich habe dann dem preußischen Abgeordnetenhause ununterbrochen bis zur Revolution von 1918 angehört. Im Jahre 1898 wählten mich die Mansfelder Kreise auch in den Reichstag, dem ich gleichfalls bis zur Revolution angehört habe. Ich war demnach 33 Jahre im Landtag und 20 Jahre im Reichstag tätig. Aus dieser langen Zeit möchte ich eine Anzahl parlamentarischer Anekdoten aus meinen Erinnerungen niederschreiben.

⁂ ⁂ ⁂

Als ich eben gewählt war, unterhielt ich mich einmal mit dem Kreuzzeitungsredakteur von Hammerstein, der damals auf der Höhe seines parlamentarischen Einflusses stand. Er gab mir Lehren, die ich jedem jungen Parlamentarier zur besonderen Beachtung empfehle. Hammerstein sagte: „Sie sind natürlich voller Illusionen. Sie denken, Sie werden jede Vorlage eingehend und selbständig prüfen und ohne Rücksicht auf die Fraktion Stellung nehmen. Sie vertrauen auf das Gewicht der Gründe und die überzeugende Wirkung Ihrer Rede. Sie werden sich bald überzeugen, daß die meisten Abgeordneten nur für Einzelfragen Verständnis und Interesse haben. Auch Sie werden Ihre Illusionen ablegen. Nehmen Sie aber den Rat eines alten Praktikus an. Bearbeiten Sie eine Frage gründlich. Dann sind Sie bald zuerst in der Fraktion und dann im Plenum Sachverständiger für diese Frage. Beschränken Sie sich aber darauf, so verlieren Sie an Einfluß, denn man erklärt Sie als einseitig — deshalb nehmen Sie eine zweite Frage auf einem möglichst entgegengesetzten Gebiet ebenso energisch auf. Sobald Sie damit hervortreten, bekommen Sie das Prädikat ‚vielseitig'. Bearbeiten Sie aber mehr als zwei Fragen, treten Sie in vier, fünf oder noch mehr Fragen hervor, dann heißt es bald: ‚Der Mann weiß alles.'" Ich habe diese Lehre des Herrn von Hammerstein stets bestätigt gefunden.

⁂ ⁂ ⁂

Von den vielen Parlamentspräsidenten, die ich erlebte, stelle ich den langjährigen Präsidenten von Köller im preußischen Abgeordnetenhause am höchsten. Er war energisch, unparteiisch, voller Humor. Jeden Redner betrachtete er als Feind, der die Erledigung der Geschäfte mehr oder minder überflüssig aufhielt. Er teilte die Reden in vier Arten: 1. kurz und gut, 2. kurz und schlecht, 3. lang und gut, 4. lang und schlecht. Ich erlebte im alten Abgeordnetenhause am Dönhofsplatz einmal folgendes. Ein Antrag von Windthorst wurde dem Präsidenten gegeben, Köller brummte: „Der Alte ist wohl ganz verrückt geworden, der weiß wohl gar nicht mehr, was er will" — er sah nicht, daß Windthorst selbst hinter ihm stand. Dieser sagte ruhig: „Nein, Herr Präsident, der Alte ist noch gar nicht verrückt geworden, der weiß noch ganz genau, was er will." Windthorst hatte seinen Platz im Hause am Dönhofsplatz unmittelbar unter dem Präsidentensitz. Eines Tages gab es eine lebhafte Geschäftsordnungsdebatte. Windthorst nahm immer wieder das Wort und blieb dabei stehen. Plötzlich beugte sich der lange Köller über den Präsidententisch herunter und sagte: „Nun aber setzen Sie sich, Herr Abgeordneter Dr. Windthorst!" — und die kleine Exzellenz fuhr wirklich auf den Sitz hernieder.

Ein neugewählter Abgeordneter hatte einmal einen Kommissionsbericht zu erstatten. Er erschien mit einem umfangreichen Manuskript auf dem Berichterstatterplatz, der im alten Abgeordnetenhause neben dem Präsidentensitz war. Kein Mensch hörte dem langen, abgelesenen Bericht zu. Plötzlich griff Köller in das Manuskript hinein und schmiß den größten Teil der Blätter auf die Erde. Der Berichterstatter war sprachlos vor Schreck. Ruhig flüsterte ihm Köller zu: „Lesen Sie den Schluß vor, es hört doch keiner zu, nachher geben Sie das Ganze in Druck. Wir müssen fertig werden." — „Wir müssen fertig werden," war ein Hauptwort von Köller, namentlich war ihm ein Sitzen über 4 Uhr nachmittags zuwider. Grob konnte er werden, aber jeder schätzte und verehrte ihn. Als einmal ein konservativer Abgeordneter im letzten Augenblick noch einen Antrag stellen wollte, sagte er: „Herr Abgeordneter Graf von der Recke-Wolmarstein, Anträge auf einen —wisch geschrieben, werden nicht angenommen." Der Welfe Brühl sprach, Köller klingelte, Brühl sprach weiter. Da klingelte Köller so heftig, daß der Klöpfer der Glocke absprang. „Der hätte ihm auch gegen den Kopf fliegen und den verfluchten Kerl totschlagen können," sagte Köller.

⁂ ⁂ ⁂

Einer der hübschesten Scherze, die ich erlebte, spielte sich zwischen dem nationalliberalen Abgeordneten von Eynern und dem

Digitized by Google

freisinnigen Abgeordneten Alexander Meyer ab. Eynern hielt eine Rede und bekämpfte darin „das Lex Hühne". — Meyer, der zu den wenigen Humoristen des Parlaments zählte, entgegnete und bemerkte dabei, Herr von Eynern habe so wiederholt von „das Lex Hühne" gesprochen, während er, Meyer, immer angenommen habe, daß Lex, legis weiblichen Geschlechts sei, daß er irre geworden und sich deshalb das lateinische Lexikon habe holen lassen. Da habe er denn ersehen, daß seine Erinnerung doch richtig gewesen und daß Lex feminini generis sei. Aber Herr von Eynern könne sich vielleicht auf die Grammatik berufen und sagen: „Was ich nicht deklinieren kann, das sehe ich als Neutrum an." In einer persönlichen Bemerkung antwortete Eynern, daß lex ein Ersatzwort für Gesetz sei und daß der Geist der deutschen Sprache fordere, daß man ein Fremdwort mit dem Geschlecht ins Deutsche übernehme, den das entsprechende deutsche Wort habe. Da es „das Gesetz" heißt, müsse man auch „das Lex" sagen. Alexander Meyer erwiderte, im Rahmen einer persönlichen Bemerkung könne er darauf nicht antworten, denn durch die Worte des Herrn von Eynern sei nicht er verletzt, sondern verletzt sei der Geist der deutschen Sprache und der könne nach der Geschäftsordnung nicht zu Worte kommen. — Ich möchte hier ein weiteres Erlebnis mit Alexander Meyer anfügen. Zu einem Essen der Literarischen Gesellschaft hatte ich Dr. Karl Peters als Gast eingeführt. Ich stellte ihn Dr. Meyer vor. Sie kamen in eine lebhafte Unterhaltung über Kolonialpolitik. Dr. Peters entwickelte seine Ansichten. Meyer, der offenbar bei der Vorstellung den Namen von Dr. Peters nicht verstanden hatte, beendete die Unterhaltung mit den Worten: „Das Programm, das Sie entwickeln, hat meinen vollsten Beifall. Dafür werde ich gern eintreten. Aber wenn solche verrückte Kerle kommen, wie der Dr. Peters, mit denen will ich nichts zu tun haben." Peters stand so erstarrt, daß er nichts antwortete. — Noch eine andere Erinnerung an Alexander Meyer. Wir fuhren zusammen auf der Eisenbahn. Als Bier angeboten wurde, sagte ich: „Wollen wir nicht Ihren Wahrspruch ehren: ‚Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt?'" — Das Wort hatte Meyer in ganz Deutschland volkstümlich gemacht — er antwortete mir: „Das Wort verwünsche ich, man hält mich deshalb für einen Trinker, und ich bin der nüchternste Mensch. Was ich meinte, war etwas ganz anderes, als was man daraus machte. Ich sprach gegen die Branntweinseuche und nannte die Hebung des Bierkonsums ein Mittel zur Verminderung des Branntweintrinkens. Das Bier, das nicht Branntwein ersetzt, hat seinen Beruf verfehlt, das war mein Gedanke." — So entstehen Schlagworte.

⁂ ⁂ ⁂

Als der alte Fürst Hohenlohe Reichskanzler war, kam Graf Herbert Bismarck einmal in den Reichstag und sagte: „Haben Sie schon vom Reichskanzler gehört? Fürst Hohenlohe ist vor vier Wochen gestorben. Er weiß es aber selbst noch nicht, denn seine Umgebung will es ihm nicht mitteilen, aus Furcht, er könne sich darüber aufregen."

⁂ ⁂ ⁂

Ein eignes Erlebnis mit Fürst Hohenlohe. Wir hatten in Paris eine bimetallistische Konferenz abgehalten. Die Vertreter der Vereinigten Staaten und Frankreichs boten ein Wirtschaftsbündnis gegen England an, wenn Deutschland mit ihnen die Silberfrage lösen wollte. Ich berichtete dem Reichskanzler hierüber. Endlich sagte dieser: „Ihre Mitteilungen haben mich sehr interessiert. Ich bin bereit, diese Bestrebungen bestens zu unterstützen. Nur einen Wunsch habe ich. Lassen Sie die Silberfrage fort. Die macht zu große Schwierigkeiten."

⁂ ⁂ ⁂

Im Abgeordnetenhause sprach einmal der Abgeordnete von Schorlemer-Alst „im Namen aller deutschen Katholiken". Wir hatten damals in der freikonservativen Fraktion einen schlesischen Katholiken, den Abgeordneten Seidel, wir fragten ihn, ob er auch Herrn von Schorlemer zu seiner Erklärung beauftragt habe. Er habe jetzt Gelegenheit, sich berühmt zu machen. Er solle für seine Person Einspruch erheben. Aus dem Scherz wurde Ernst. Abgeordneter Seidel nahm das Wort und protestierte. Bald darauf kam Windthorst zu Wort. Er sprach im Namen aller Katholiken Deutschlands, „wobei ich selbstverständlich den Abgeordneten Seidel nicht mit einrechne".

⁂ ⁂ ⁂

Der Abgeordnete von Benda war ein ständiger Badegast in Helgoland und pflegte alljährlich beim Etat Helgoländer Wünsche zur Sprache zu bringen. Dabei pries er Helgoland und begann seine Sätze immer mit den Worten „Und Helgoland". Ich saß in seiner Nähe und warf einmal dazwischen „für das wir ganz Afrika hingegeben haben". Herr von Benda nahm das Wort ruhig auf und wiederholte es, offenbar um den Wert Helgolands besonders zu unterstreichen. Bei der Korrektur mußten ihm doch Bedenken aufgestoßen sein, denn im Stenogramm wurde gedruckt: „Und Helgoland, für das wir halb Afrika hingegeben haben."

⁂ ⁂ ⁂

Der Zentrumsabgeordnete Lingens, später Alterspräsident des Reichstags, ein trefflicher, allgemein beliebter Kollege von der Mosel, pflegte alljährlich beim Etat eine Rede zugunsten der Sonntagsruhe zu halten. Da er sehr leise sprach, verstand niemand etwas. Die Presse berichtete: „Abgeordneter Lingens sprach für die Sonntagsruhe." Einmal aber sprach Lingens über einen anderen Gegenstand. Die Presse berichtete: „Abgeordneter Lingens sprach wie üblich über die Sonntagsruhe." Der alte Herr war darüber sehr entrüstet und erreichte

Digitized by Google

vom Präsidenten die Erlaubnis, vor Eintritt in die Tagesordnung das Wort zu nehmen, um sich über die schlechte Presseberichterstattung zu beschweren. Die Zeitungen aber schrieben: „Vor Eintritt in die Tagesordnung nimmt Abgeordneter Lingens das Wort, um seine bekannten Ausführungen für die Sonntagsruhe zu wiederholen."

⁂ ⁂ ⁂

Als eine historische Merkwürdigkeit möchte ich anführen, daß der Kriegsplan zur Blockbildung Ende 1906, der zur Auflösung des Reichstags und zu den Kolonialwahlen führte, nach einem Diner beim Zentrumspräsidenten Graf Ballestrem, in dessen Wohnung, entstanden ist.

⁂ ⁂ ⁂

Zu meinen interessantesten Erinnerungen gehören Unterhaltungen mit Miquel. Miquel pflegte von den Diners früh nach Haus zu gehen und dann von 10 Uhr ab über Gegenstände, die ihm wichtig schienen, mit einzelnen, zu diesem Zweck bestellten Personen zu sprechen. Hierbei erzählte er auch gern aus seinen Lebenserinnerungen. Einmal kam die Rede auf 1848. „Daß ich nicht aktiver Revolutionär wurde," sagte der Minister, „beruht auf Zufall. In den ersten Septembertagen 48 beschlossen wir Heidelberger Studenten, nach Frankfurt zu fahren und die dortige Revolution zu unterstützen. Wir kamen aber nur bis Darmstadt. Dort ließ eine vorsichtige Eisenbahnverwaltung die Waggons mit den Studenten auf ein sonniges Nebengleis fahren, und dort warteten wir vergebens auf Weiterbeförderung. Alles Verhandeln half nichts. Außer unserm Ärger wurde auch unser Durst immer größer. Die Septembersonne brannte. Aber wir bekamen auch kein Bier. Endlich kam es zu einer Kapitulation. Gegen die Verpflichtung, nach Heidelberg zurückzukehren, wurde das Bier geliefert. So endete diese Revolutionsfahrt."

⁂ ⁂ ⁂

Ich möchte hier einige Bemerkungen wiedergeben, die ich aus dem Munde des Fürsten Bismarck gehört habe. „Wir haben in Deutschland die besten Unterstaatssekretäre, aber diese Männer können nichts dafür, wenn man sie zu Ministern macht — da müssen sie versagen." Bismarck würde das vielleicht heute auch auf die Parteisekretäre anwenden.

„Die Linke ist immer im Vorteil gegenüber der Rechten. Die Rechte ist im Besitz, die Linke strebt ihn an. Daher der größere Fleiß bei der Linken."

„Die Parteiführer sind die eigentlichen parlamentarischen Machthaber, der große Haufe der Abgeordneten sitzt im Frühstückszimmer. Wenn es zur Abstimmung läutet, wischen sie sich schnell den Mund ab, stürzen in den Sitzungssaal und fragen: Wie stimmen wir?"

„Das Reichstagswahlrecht wäre gar nicht so schlimm, es müßte nur öffentlich sein." (Stelle aus einem Briefe, den Fürst Bismarck mir anläßlich einer Rede über das Wahlrecht sandte.)

Ich fuhr mit dem Kanzler im Sachsenwald spazieren. Ein Rudel Wildschweine lag auf dem Wege und erhob sich kaum, als der Wagen herankam. „Sehen Sie," sagte Bismarck, „diese Bestien, sie wissen ganz genau, daß ich nicht mehr schießen kann, meine sonst so sicheren Augen versagen immer mehr" (es war dies im Sommer 1891). Ich erzählte ihm, daß Graf Mirbach-Sorquitten mich zur Jagd eingeladen und mir versichert hätte, er habe eine Flinte mit Vergrößerungsglas, damit würde ich treffen. „Das sieht meinem Freunde Mirbach ähnlich," antwortete der Fürst, „da ist er der liebenswürdige Gastgeber und seine Böcke behält er für sich, denn mit solcher Flinte kann kein Mensch treffen."

⁂ ⁂ ⁂

Der liebenswürdigste aller Reichskanzler war Fürst Bülow. Wir waren einmal zum Abendessen im kleinen Kreise eingeladen. Meine Parteifreunde von Zedlitz, von Tiedemann und ich. Herr von Zedlitz und ich erschienen pünktlich, auf Herrn von Tiedemann warteten wir vergeblich. Er war geladen und hatte zugesagt. Endlich gingen wir zu Tisch, Diedemanns Platz blieb leer. Bald darauf traf ich Tiedemann. „Aber Kollege, warum sind Sie nicht zu Bülow gekommen?" rief ich ihm entgegen. „Ich," antwortete er, „ich war doch bei Bülow!" „Zu Tisch?" fragte ich. „Gewiß" sagte er. — „Aber doch nicht mit Zedlitz und mir zusammen?" „Nein, ganz allein!" „Wann denn?" „Gestern abend." „Aber eingeladen waren Sie zu vorgestern abend!" „Ach," sagte Tiedemann, „als ich eintrat, machten mir die Diener einen etwas merkwürdigen Eindruck, aber sonst bemerkte ich nichts und sah es als besonderen Vorzug an, daß der Fürst mich allein zu sich bestellt hatte." Als Tiedemann sich dann bei Bülow entschuldigte, lachte dieser herzlich und sagte ihm, daß die Fürstin und er den Irrtum natürlich durchschaut und daß sie sich gefreut hätten, daß sie zufällig zu Haus gewesen und sie so doch auch das Vergnügen gehabt hätten, ihn bei sich zu sehn.

⁂ ⁂ ⁂

Mein alter Währungsfreund von Kardorff hatte als Heidelberger Saxoborusse auf der Mensur ein Stück der Nase eingebüßt. Sie war durch eine Silbernase ersetzt. Im Reichstag gab es deshalb die Scherzfrage: „Wie putzt sich Kardorff die Nase?" Antwort: „Mit Putzpulver." Als wir unter Kardorffs Vorsitz in Köln eine internationale bimetallistische Konferenz abhielten, benahmen sich die Engländer so auffallend zurückhaltend gegenüber Kardorff, daß wir sie nach dem Grund befragten — sie glaubten, daß die Nase auf eine böse Krankheit schließen ließe. Nach erfolgter Aufklärung waren sie hocherfreut.

⁂ ⁂ ⁂

In Rom wurde ich als Vertreter der katholischen Presse vom Papst empfangen!

Digitized by Google

Und das kam so. In Freiburg i. B. verkehrte ich viel in Zentrumskreisen. Dort lernte ich den damaligen Befehlshaber der päpstlichen Schweizer Oberst Schmidt kennen. Als ich in Rom war, besuchte ich ihn, und er fragte mich, ob ich vielleicht den Papst sehen wolle. Ich antwortete, daß ich es nicht für richtig halte, wenn ein Andersgläubiger sich den Zeremonien beim Papstempfang unterzöge. „Das haben Sie nicht nötig," sagte Oberst Schmidt, „ich kann Ihnen andere Gelegenheiten verschaffen, etwa bei einer Feier in der Sixtinischen Kapelle oder sonst." Das nahm ich natürlich gern an. Eines Tages teilte mir der Oberst mit, es finde ein Empfang der katholischen Presse statt, ein Schweizer bewerbe sich um Zutritt, obwohl sein Blatt nicht mehr bestehe. Er habe ihm Einlaß verschafft unter der Bedingung, daß er mich als seinen Mitarbeiter mitnehme. Ich solle ihn bei ihm treffen. Als ich etwas verspätet bei Oberst Schmidt eintrat, war der Schweizer schon zur Schweizer Wache im Vatikan voraus. Schmidt gab mir seine Karte mit. Auf der Wache aber war der Schweizer auch nicht mehr. Ein Offizier der Wache führte mich zum Audienzsaal. Der Diener, dem er den Fall vortrug, wandte sich an einen höheren Diensttuenden. Ich wurde befragt, wie der Redakteur hieße — das wußte ich nicht. Da entstand allgemeine Bewegung, der Papst kam und auf Grund der Schmidtschen Karte wurde ich eingelassen.

Ein anderes römisches Erlebnis. Als Student war ich in Rom einmal knapp bei Kasse — ich dachte, man muß doch auch einmal sehn, wie in Rom die Leihhausverhältnisse sind. Ich versetzte also meine Uhrkette und bekam dabei eine große Tüte mit zehn Lire in Bronze-Soldi ausgezahlt. Vergebens protestierte ich und verlangte anderes Geld. Es wurde mir bedeutet, daß es Vorschrift sei, bei jedem Pfand zehn Lire in Soldi zu zahlen, um diese Münzen im Umlauf zu erhalten. — Einige Jahre später war ich in Rom, um mit den Italienern über die Währungsfrage zu verhandeln. Ich hatte eine Unterredung mit dem Präsidenten der Nationalbank Grillo. Er schilderte die italienischen Münzverhältnisse als sehr gut. Ich kritisierte sie und bemerkte u. a., daß zuviel Scheidemünze künstlich dem Verkehr aufgezwungen würde. Grillo bestritt das. Ich fragte, warum dann Anordnungen nötig seien, wie die, daß die Leihhäuser bei jedem Pfand zehn Lire in Bronzemünzen auszahlen müssen. Er stand erstaunt auf: „Woher wissen Sie das, das beruht auf mündlicher Anordnung, darüber gibt es keine gedruckten Anweisungen." „Ja," antwortete ich lächelnd, „so etwas lernt man auf deutschen Hochschulen." — Der Römer, der natürlich den Sinn dieser Worte nicht verstehen konnte, nahm sie ernst und sagte: „O über diese deutsche Gründlichkeit." — Ich glaube, daß ihm nichts so an meinen Ausführungen imponierte, wie die Kenntnis des Leihhaus-Geheimerlasses.

⊠ ⊠ ⊠

Der langjährige Reichstagspräsident Graf Ballestrem war allgemein beliebt und erfreute sich besonders einer guten Presse — aber während der Obstruktionskämpfe hielten seine Nerven nicht durch. Bei der Obstruktion der Linken gegen die Lex Heinze kapitulierte er ganz gegen den Wunsch und Willen der zum Kampf entschlossenen Mehrheitsparteien und trug dadurch die Schuld, daß beim Zolltarif die Obstruktion von neuem einsetzte. Auch hier versagte Graf Ballestrem bedenklich und der Sieg über die Obstruktion war lange zweifelhaft, bis der erste Vizepräsident Graf Udo Stollberg, der spätere Präsident, die Entscheidung herbeiführte, indem er inmitten wüsten Lärmens eine Abstimmung vornahm, und da alles stand, den Antrag als angenommen erklärte. Übrigens war die berühmte Nachtsitzung, mit der der Kampf endete, weder beabsichtigt noch vorbereitet. Ein Vertagungsantrag lag bereits vor, als der Sozialdemokrat Antrick seine Rede begann, die er acht Stunden lang fortsetzte. Je länger er sprach, um so größer wurde die allgemeine Erbitterung. Als er endlich geendet, war jeder entschlossen, bis zum Ende durchzusitzen. So kam die Nachtsitzung zustande.

⊠ ⊠ ⊠

Am Todestage Kaiser Wilhelms I. war vormittags in der Sitzung des Abgeordnetenhauses von der bevorstehenden Katastrophe nichts bekannt. Gerüchte über die Erkrankung des großen Kaisers wurden vom Ministertisch als übertrieben bezeichnet, es sei keine Gefahr vorhanden. Ich bereitete einen Antrag vor, bei dem mir Windthorst seine Mitwirkung zugesagt hatte. Als ich ihn an jenem Tage deswegen ansprach, sagte er zu mir: „Lassen Sie den Antrag jetzt liegen. Der Tod des Kaisers drängt alles andere in den Hintergrund." Ich antwortete, daß die Minister uns beruhigt hätten, worauf mir Windhorst sagte: „Ich habe eben erfahren, daß der Tod des Kaisers unmittelbar bevorsteht." Ich ging an den Ministertisch, wo man aber entschieden abstritt. Kurze Zeit darauf leerte sich die Ministerbank. Der Kaiser war tot. Windthorst war der erste gewesen, der die Nachricht erhalten hatte — er bekam sie früher als das preußische Staatsministerium.

⊠ ⊠ ⊠

Windthorst war nach einer Sitzung der Schulgesetz-Kommission die Treppe hinabgefallen und hatte sich erheblich verletzt. Die Zeitungen meldeten, daß er seiner Frau den Unfall mit den Worten gemeldet habe: „Julie, meine Schönheit hat nicht gelitten." Ich sagte ihm, daß es bedauerlich sei, daß solche Scherze in die Zeitungen kämen, worauf er mir erklärte: „Das ist kein Scherz, ich habe die Depesche so abgeschickt und mit gutem Vorbedacht, denn ich wußte, daß meine Frau

Digitized by Google

einen großen Schreck bekäme. Sie würde dann aber sich sagen, wenn der Alte noch solche Witze macht, kann's nicht so schlimm sein." Als ich ihm bei derselben Gelegenheit sagte: „Exzellenz sehen mit den Pflastern aus, als ob Sie frisch von der Mensur kämen," antwortete er: „Nun, ich bin ja immer gegen euch auf der Mensur. Aber wenn einen der höchste Medizinalbeamte des Landes (der Kultusminister von Goßler hatte ihm bei dem Unfall die erste Hilfe geleistet) verarztet, dann wird's wohl bald besser werden." Wunderbar war das Gedächtnis von Windthorst. In den Kommissionssitzungen machte er oft den Eindruck, als ob er schliefe. Notizen konnte er sich nicht machen, weil er fast erblindet war, trotzdem pflegte er, wenn er das Wort nahm, in vollendeter Weise die gesamte Debatte zu rekapitulieren. Wenn er sprach, liebte er Zwischenrufe und Unterbrechungen. Einmal kam er nach einer Rede zu unseren Bänken und sagte: „Warum seid ihr so still gewesen, nicht ein einziger Zwischenruf, das ist ja langweilig." Windthorst war überaus freundlich und liebenswürdig. Einmal bat er mich, ihm eine Drucksache nach Hannover nachzuschicken. „Gern, Exzellenz, antwortete ich, „aber unter der Bedingung, daß Sie mir die Ankunft eigenhändig bestätigen." „Ist denn die Sache so wertvoll?" meinte er. „Das nicht, aber Ihre Handschrift ist für mich so wertvoll, da ich Autographensammler bin." Ich bekam die Bestätigung mit einigen liebenswürdigen Zeilen, selbst die Adresse war eigenhändig.

⁂ ⁂ ⁂

Als der Reichsbankpräsident Dr. Koch seinen Abschied nahm, ging Graf Mirbach-Sorquitten zum Reichskanzler Bülow, um ihm die Wünsche der Rechten vorzutragen, die hauptsächlich gegen eine bestimmte Persönlichkeit sich richteten. Graf Mirbach hatte vorher mit mir gesprochen, wen er wohl benennen solle, falls der Kanzler ihn fragen würde. Ich bezeichnete Dr. Heiligenstadt, den Präsidenten der Zentralgenossenschaftskasse. Wirklich fragte Fürst Bülow. Mirbach hatte den Namen im Augenblick vergessen, es sei ihm der Präsident eines großen Staatsinstituts genannt. „Ach," meinte Bülow, „vielleicht Havenstein, der Präsident der Seehandlung." „Ja," antwortete Mirbach, „das kann er wohl gewesen sein." „Das freut mich," fügte Bülow hinzu, „der Herr ist mir auch sonst warm empfohlen worden." Als Reichsbankpräsident schickte mir Exzellenz Havenstein den ersten wieder geprägten Silbertaler mit einer Karte, welche die Worte enthielt: „Reviviscentes patronam salutant."

⁂ ⁂ ⁂

Beim Justizetat im Abgeordnetenhause sprach ich einmal gegen die Zulässigkeit der Eintragung der Goldklausel bei Hypotheken ins Grundbuch. Nach mir kam der freisinnige Abgeordnete Munkel zu Wort. Er sagte, ich hätte mir den Dank aller Juristen verdient, weil beim Justizetat noch nie so viel vom Golde geredet sei. Ich traf ihn abends bei einem Empfang und sagte ihm, bei der Goldklausel der Hypotheken handle es sich nicht um eine Währungs- sondern um eine Rechtsfrage. Wenn er nicht als Parteimann sondern als Jurist die Frage prüfe, müsse er mir recht geben. Ich schickte ihm Informations-Material. Nach einiger Zeit nahm er mich beiseite und sagte, er habe mir etwas mitzuteilen, ich müsse ihm aber vorher unbedingteste Diskretion zusichern. Nachdem ich dies getan, sagte er: „Mit der Goldklausel haben Sie recht, ich darf Ihnen aber öffentlich nicht recht geben." Ein andres Erlebnis mit Munkel. Ich war als Zeuge in einem Prozeß, wo Munkel die Gegenseite vertrat. Er sprach ausgezeichnet und erzielte eine milde Bestrafung seiner Klienten. Später fuhren wir zusammen nach Berlin zurück. Ich sagte ihm: „Ihre Rede zu hören war für mich ein wirklicher Genuß. Wenn ich einmal auf der Anklagebank sitze, wünsche ich mir keinen anderen Verteidiger als Sie." „Das würde mir ein großes Vergnügen sein, lieber Kollege," antwortete Munkel schmunzelnd.

⁂ ⁂ ⁂

Kardorff war bald achtzig Jahre alt, als er uns eines Tages erzählte, seine Frau habe ihm geschrieben, sie habe in der Zeitung gelesen, ein russischer Bauer sei hundertacht Jahr alt geworden, seit seinem achtundachtzigsten Jahr habe er völlig abstinent gelebt. „Nun," sagte Kardorff, „ich habe meiner Frau geantwortet; ich verspreche ihr, wenn ich achtundachtzig Jahr alt geworden bin, werde ich mir auch überlegen, ob ich abstinent werde."

⁂ ⁂ ⁂

Kardorff war lange Vorsitzender der Budgetkommission. Er führte den Vorsitz gewissermaßen absolutistisch, an die Geschäftsordnung hielt er sich nicht allzu streng, aber bei seiner großen, allseitigen, persönlichen Beliebtheit, ließen sich die Mitglieder alles gefallen. Bebel meldete sich zum Wort. „Herr Kollege Bebel, ich gebe Ihnen das Wort nicht, sonst kommt wieder eine Debatte und wir müssen fertig werden." „Herr Kollege Richter, der Antrag wird ja doch abgelehnt, halten Sie uns nicht dadurch auf, wir müssen vor dem Plenum doch noch frühstücken." Einstmals hatte er mich besonders schlecht behandelt, ich hatte mich wiederholt zu Wort gemeldet, aber er nahm immer andere Redner voraus. Schließlich beschwerte ich mich bei ihm, da antwortete er: „Na, das ist ja noch schöner, wen soll ich denn hier schlecht behandeln, wenn ich nicht mal meine eigenen Freunde schlecht behandeln darf?"

⁂ ⁂ ⁂

Die Sitzungen der Budgetkommission strengten Kardorff sehr an. Nach Beginn des Plenums verschwand er dann. „Stören Sie mich nur im Notfall, ich gehe auf unser Zimmer und will an meinen Memoiren arbeiten" — wir wußten, daß dies eine Umschreibung für das Nachmittagsschläfchen war.

Digitized by Google

Kardorff schlief wunderbar gut, worauf wohl auch seine geistige Frische im hohen Alter beruhte. Eines Abends war er bei mir zu Gast. Er fühlte sich nicht ganz wohl und ging gegen seine Gewohnheit früh. Am andern Morgen wollte er in die Fraktionssitzung kommen, blieb aber aus, obwohl er ein Referat hatte. Ich ließ ins Hotel telephonieren und bekam die Antwort: „Herr von Kardorff schläft noch." — Das Plenum begann, Kardorff war immer noch nicht da. Auf telephonische Anfrage kam die gleiche Antwort. Meine Unruhe wuchs um so mehr, als Kardorff abends vorher sich nicht wohl gefühlt hatte. Nach zwei Uhr ließ ich wieder anfragen, jetzt kam der Bescheid: „Herr von Kardorff sitzt beim Frühstück und wird bald im Reichstag sein." — Ein andermal erwartete ich Kardorff zum Essen, er kam nicht, sagte auch nicht ab, gegen 11 Uhr kam telephonische Meldung, Herr von Kardorff bitte wegen seines Ausbleibens um Entschuldigung, er hätte noch ein wenig nach der Sitzung ruhen wollen und dabei sei er eingeschlafen und erst eben aufgewacht.

⁂ ⁂ ⁂

Es war im Winter 1887. Kaiser Wilhelm I. konnte die höfische Repräsentants nicht mehr leisten. An seiner Stelle lud der Kronprinz zu einem großen Hofball im Schloß ein. Niemand ahnte damals etwas von seiner Erkrankung. Er war in seiner kleidsamen Uniform der Ölser Dragoner unzweifelhaft der schönste Mann auf dem Ball. Ich nahm an dem Fest teil. Ein mir bekannter General unterhielt sich dicht neben mir mit dem Kronprinzen. „Merkwürdig," sagte der General nachher zu mir, „der Kronprinz hat mich nur gefragt, wie ich über Moorkultur denke, da ich nichts zu antworten wußte, sagte er: ‚Na ja, Sie mögen ein tüchtiger General sein, aber von Moorkultur verstehen Sie nichts' — und ging weiter." Es stellte sich dann heraus, daß der Kronprinz überall gefragt hatte: „wie denken Sie über Moorkultur?", kein Mensch wußte sich das Interesse des Kronprinzen für Moorkultur zu erklären. Einige Zeit später war bei der Eröffnung des naturwissenschaftlichen Museums der Kronprinz mit einem der Herren zusammen, die er auf dem Hofball nach der Moorkultur gefragt hatte. „Sie haben sich damals wohl über meine Frage wegen der Moorkultur gewundert," sagte er zu ihm, „wissen Sie, mir wurde das Sprechen so schwer. Als Gastgeber wollte ich doch mit jedem meiner Gäste sprechen — da fragte ich alle nach Moorkultur, darauf konnte Niemand antworten und so kam ich ohne lange Unterhaltung weiter." Bald darauf wurde dann die tragische Ursache der seltsamen Frage nach der Moorkultur allgemein bekannt.

⁂ ⁂ ⁂

In Friedrichsruh pflegten die Gäste des Fürsten Bismarck das erste Frühstück auf ihrem Zimmer einzunehmen. Der Kanzler ließ sie dann zu sich rufen, wenn er mit ihnen plaudern wollte. Ich saß an einem schönen Junimorgen auf dem Zimmer in Friedrichsruh und wartete und wartete auf die Benachrichtigung. Es war gegen Mittag, als es klopfte. In der Tür stand Bismarck mit seinen Hunden. Es ging mir wie ein Schreck durch die Glieder. Er entschuldigte sich, daß er die Zeit verschlafen habe. „Mein Arzt," sagte er, „wünscht, daß ich um halb acht aufstehe, ich will auch um halb neun aufstehn, oft wird's auch halb zehn und manchmal halb elf. Wenn es aber wie heut halb zwölf wird, das ist unrecht, das sehe ich selbst ein." Bezeichnend für Bismarcks vornehme Gastfreundschaft ist folgendes. Am unteren Ende des Frühstückstisches in Friedrichsruh saßen die Enkel des Kanzlers, die Grafen Rantzau. Bei ihnen saß ein Herr, den ich für ihren Hauslehrer hielt. Bei Tisch trank ihm der Fürst zu. „Sehen Sie," sagte er zu mir, „diesem Herrn danke ich es, daß ich meinen Gästen ein ordentliches Glas Wein vorsetzen kann. Er bemüht sich aus Hamburg hierher, um mir meinen Wein abzuziehn."

⁂ ⁂ ⁂

Regierungspräsident von Tiedemann gehörte zu den interessantesten Erzählern, namentlich wenn man ihn auf seine Bismarckzeit brachte. Bismarck hatte sich den Magen verdorben, er sollte diät leben, namentlich nichts Fettes essen. Es war in Varzin, abends spät kam die Gräfin Rantzau. Bismarck fragte, ob sie nicht noch etwas speisen wolle — sie lehnte ab. Er pries ihr die wundervollen Spickgänse an und befahl eine zu holen. Schließlich sagte er: „Ach, ein kleines Stückchen muß ich doch mal kosten" — und in nicht zu langer Zeit war die Spickgans aufgezehrt.

⁂ ⁂ ⁂

Der Dichter und Rechtsanwalt Albert Träger zählte zu den fortschrittlichen Führern. Persönlich war er bei allen Parteien gleich beliebt. Bei einer Beleidigungsklage, die ich einmal gegen die „Freisinnige Zeitung" anstrengen mußte, war er deren Anwalt. Es handelte sich dabei um die Währungsfrage. Träger kam zu mir und sagte mir, daß er unter keinen Umständen diese entsetzlichen Akten durchlesen würde. Der Prozeß müsse beigelegt werden. Nach mehrmaligen Vertagungen kam er wieder zu mir mit einer Erklärung, die mich völlig befriedigte. „Sehen Sie," sagte er, „ich hab's Ihnen gleich gesagt, die Akten lese ich niemals durch."

⁂ ⁂ ⁂

Die Budgetkommission wurde vom Marine-Amt zu Besichtigungen eingeladen. Es war 1907, als das erste U-Boot gezeigt wurde. Ich stand mit meinem Parteifreunde v. Gamp neben Admiral Tirpitz und sagte: „Exzellenz, lassen Sie uns mittauchen?" Tirpitz lehnte ab. Gamp meinte: „Arendt, ich stifte 100 Mark, wenn Sie ins U-Boot gehn." Tirpitz blieb aber ablehnend. Im nächsten Jahr fand die Fahrt statt, und Gamp zahlte 100 Mark an die Marine-Unterstützungskasse.

Digitized by Google

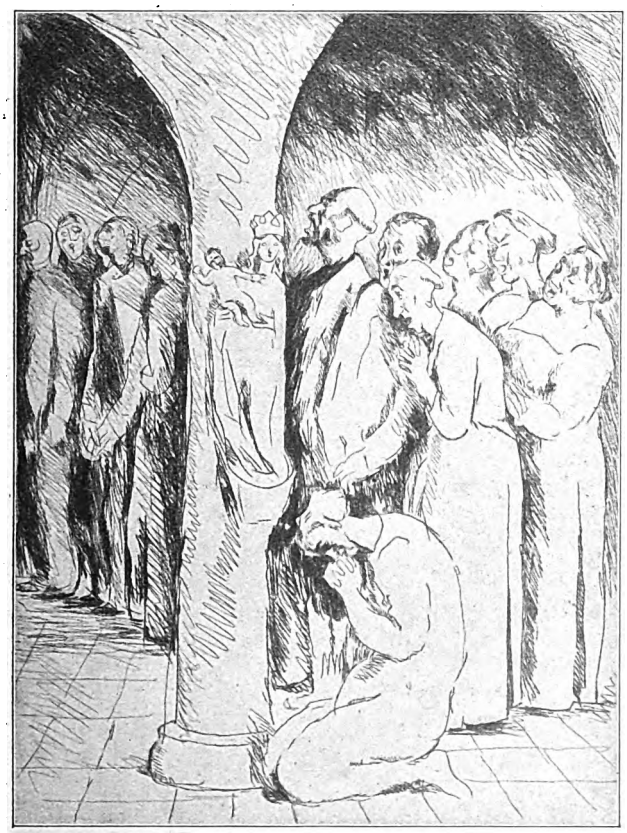
Goethes „Faust" in moderner Graphik

Von Dr. Paul Weiglin

* *

Über die Beigabe von Bildern zu seinem „Faust" hat sich Goethe zu verschiedenen Zeiten verschieden geäußert. Im Jahre 1798 schrieb er an Schiller, er hoffe, daß Freund Meyer, der „Kunstmeyer", „zu dieser barbarischen Produktion Zeichnungen" verfertigen werde. Die Umrisse sollten auf graubraunes Papier gedruckt, ausgetuscht und mit dem Pinsel aufgehöht werden. Der so deutlich entworfene Plan wurde nicht ausgeführt, und als der Dichter im Jahre 1805 mit seinem Verleger über die Ausstattung des der Vollendung entgegenreifenden ersten Teiles verhandelte, schrieb er an Cotta: „Den ‚Faust', dächt' ich, gäben wir ohne Holzschnitte und Bildwerk. Es ist so schwer, daß etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht paßt. Kupfer und Poesie parodieren sich gewöhnlich wechselsweise. Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen." Als eine solche Parodie empfinden wir den Stich, der die Ausgabe des Fragments von 1790 als Titelbild einleitet. Er stammt von Johann Heinrich Lips, dem römischen Freunde Goethes, und ist eine Umgestaltung der bekannten Rembrandtschen Radierung, die wir uns auf Faust zu deuten gewöhnt haben und die doch höchstens dem Helden des Volksbuches, dem alten Erzzauberer entspricht, nicht aber dem Gott- und Weltsucher Goethes.

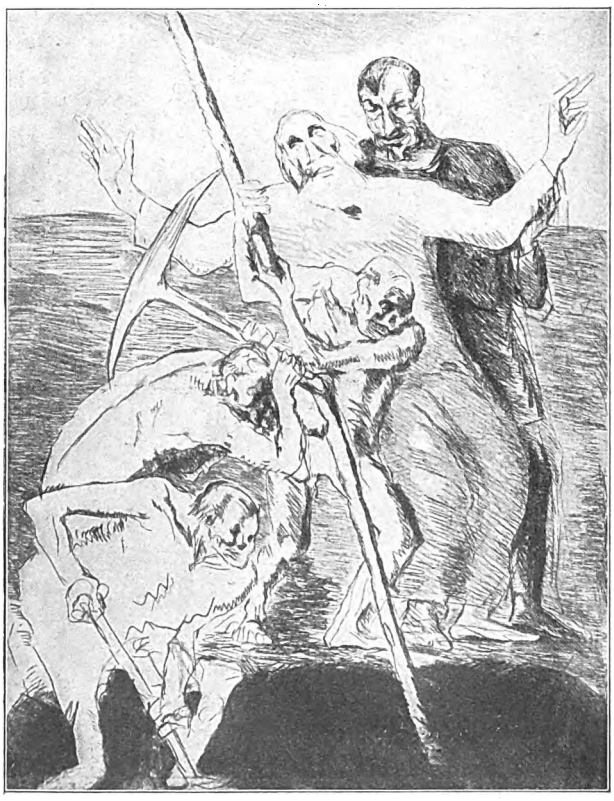
Der Dichter hat in der Folge selbst eine Anzahl Skizzen zum „Faust" entworfen. Es waren keine Illustrationen, sondern sie verfolgten praktische Bühnenzwecke. Pius Alexander Wolff und Riemer machten einen Plan für eine Aufführung, und Goethe



„Weh! Weh! Wär' ich den Gedanken los ..." Radierung von Felix Meseck

Digitized by Google

In Marthes Garten. Radierung von F. Meseck



Fausts Tod. Radierung von F. Meseck
(Verlag von J. B. Neumann, Berlin-Charlottenburg)

wurde dadurch, wie er in den Tag- und Jahresheften von 1812 berichtet, dazu verleitet, „mit diesem Gegenstand sich abermals zu beschäftigen, manche Zwischenszenen zu bedenken, ja sogar Dekorationen und sonstiges Erfordernis zu entwerfen". Aus diesem Anlaß haben wir von des Dichters Hand Skizzen zum Prolog im Himmel, zum Studierzimmer, zur Erscheinung des Erdgeistes, zur Beschwörung des Pudels, zur Hexenküche, zur Walpurgisnacht, und so flüchtig diese Entwürfe hingeschleudert sind: sie zeichnen sich vor anderen durch eine genialische Freiheit aus. Genauer ausgeführt ist das Blatt mit der Erscheinung des Erdgeistes, den sich Goethe damals als einen ins Riesenhafte gesteigerten Apollo vorstellte. Von besonders starker Stimmungsgewalt ist die Erscheinung Gretchens auf dem Blocksberg: Wildes Felsengetürm; ein vom Blitzschlag zerschmetterter Baumstamm in der Mitte des Vordergrundes; Faust und Mephisto rechts davon der Tiefe zustrebend, wo sich in einer Höhle die Umrisse Gretchens zeigen. Unter den Faustillu-

Digitized by Google

Hexensabbath
Radierung von G. Gelbke
(Verlag E. Richter, Dresden)

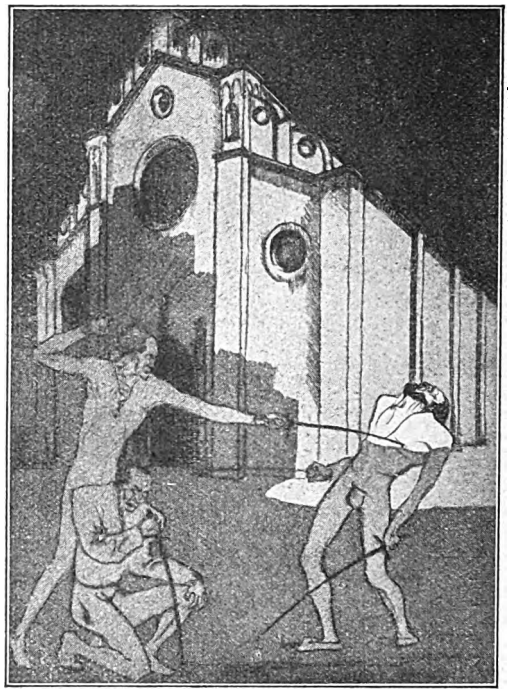
rechte Johann Heinrich Ramberg versuchten sich an dem gewaltigen Vorwurf. Auf den ungeschichtlichen Betrachter wirkt heute die große Mehrzahl dieser Blätter unfreiwillig humoristisch. Es sind Illustrationen im engsten Sinn, gezeichnete Umschreibungen des wortwörtlich aufgefaßten Textes, der Textstelle, ohne Gefühl für die umfassende Bedeutung des Gedichts. Die Menschen sind in die „altdeutschen“ Kostüme gesteckt, mit denen die Zeit eine höchst verschwommene Vorstellung deutschen Mittelalters verband. Die Kostüme sind lehrreich für den Bühnenkenner: So strationen der folgenden Jahrzehnte ist wenig zu finden, was so echt und so machtvoll zum Beschauer spräche wie dieses Blatt.

Noch zu Goethes Lebzeiten hat sich die bildende Kunst der Fausttragödie bemächtigt. Cornelius und Delacroix sind die klangvollsten Namen. Beide fanden nicht den vollen Beifall des Dichters. Wohl rühmte er an Cornelius die Reinlichkeit und Leichtigkeit der Feder und die große Gewandtheit im Technischen, aber der geniale Zeichner war ihm zu „altdeutsch“, die Richtung, die er vertrat, behagte ihm nicht. Weniger noch konnte er sich mit der „wilden Behandlungsart“ des Franzosen befreunden. Er erkannte auch hier das Talent, aber er stand dieser leidenschaftlichen Bewegtheit mit scheuer Bewunderung gegenüber. Trotzdem ragte jeder in seiner Art weit über das hinaus, was die Zeitgenossen leisteten. Mittlere Künstler und geschickte Handwerker wie der Göttinger Franz Riepenhausen, ein Schüler Wilhelm Tischbeins, die Dresdener Grassischüler Naeke und Retzsch, der Karlsruher Gustav Nehrlich, der Neustrelitzer Dilettant Ludwig Nauwerk oder der in allen Sätteln ge-

Faust. Radierung von Walther Rehn
(Mit Erlaubnis des Verlags von E. Richter, Dresden)

Digitized by Google

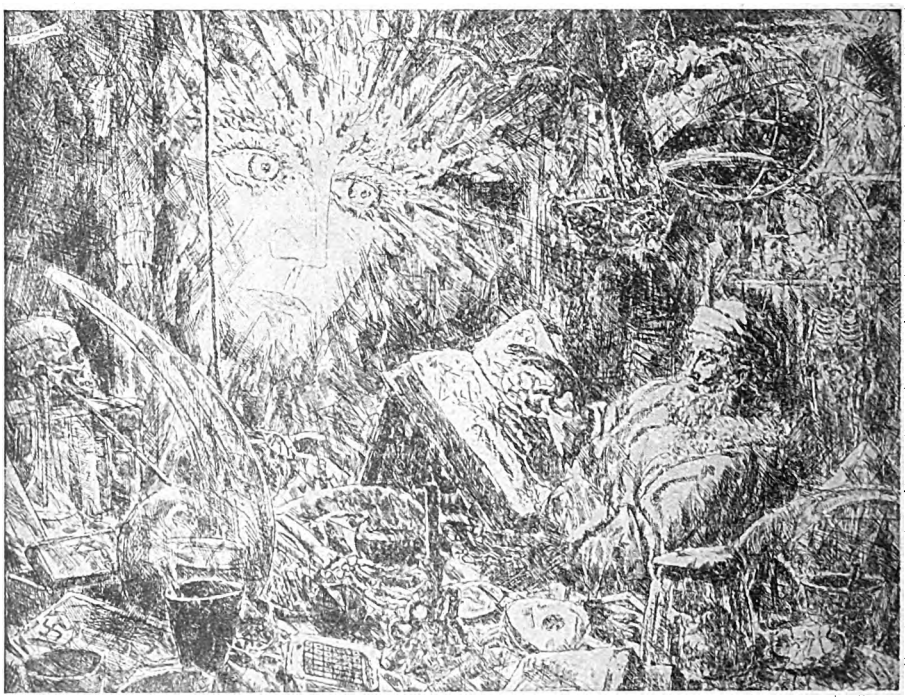
stellte man sich zu Goethes Zeiten Faust und Gretchen, Gott und Teufel vor, so erschienen sie noch jahrzehntelang nach Goethes Tode mit der Zähigkeit theatergeschichtlicher Überlieferung auf der Bühne. Die Auffassung dieser mäßigen Zeichner ist dieselbe, die der deutsche Durchschnittsphilister von der Vergangenheit seines Volkes und von der Fülle der Dichtung hatte. Mit den gleichen künstlerischen oder unkünstlerischen Mitteln wurden von denselben Zeichnern die unzähligen Almanache ausgestattet, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts den Markt



Nur zugestoßen! Radierung von Sepp Frank

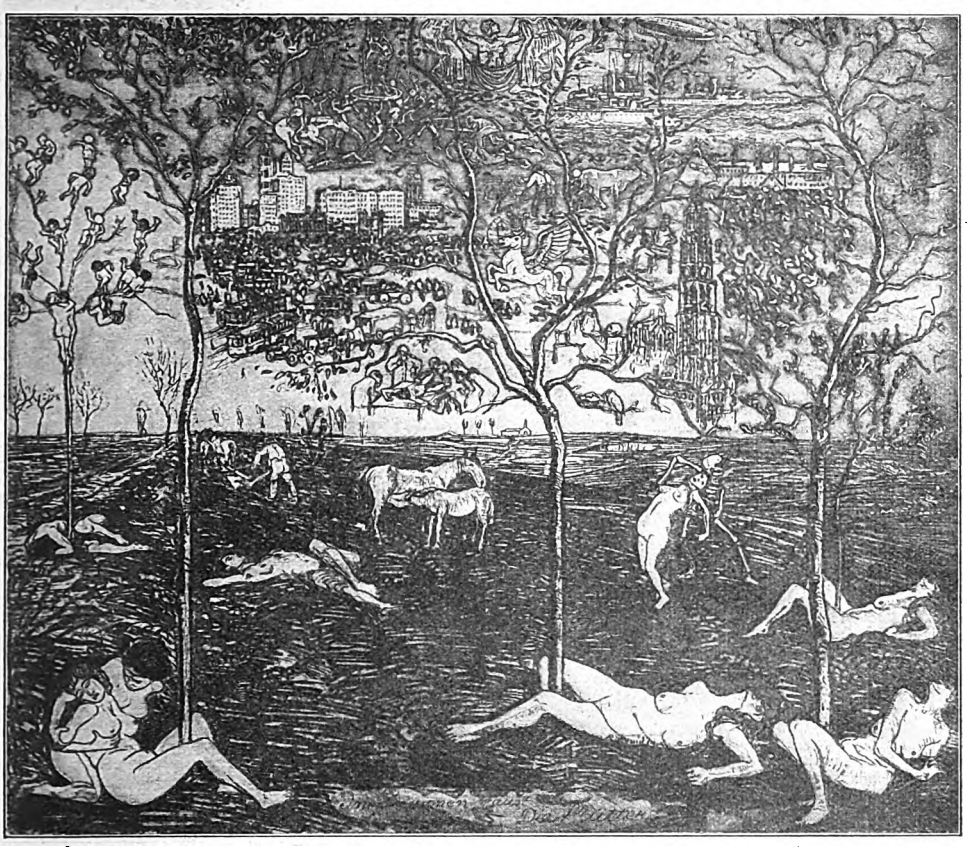
überschwemmten und in denen die blasse Romantik „altdeutscher" Rittergeschichten einen breiten Raum einnahm. Wie das Publikum das kostbarste Gut unseres Schrifttums nur langsam, ja widerwillig aufnahm und sich den Weg zu allseitigem Verständnis erst allmählich bahnte, so ging es auch den Künstlern: Sie hielten sich an das äußerlich Greifbare der Handlung, namentlich der Gretchentragödie, und fanden erst spät die Kraft und die Reife, aus den Tiefen der Dichtung sich zu eigenem Schaffen begeistern zu lassen.

Goethe hat fast alle diese uns oft



Die Erscheinung des Erdgeistes. Radierung von Erich Büttner

Digitized by Google



Die Mütter. Impressionen zu Faust von Oskar Laske

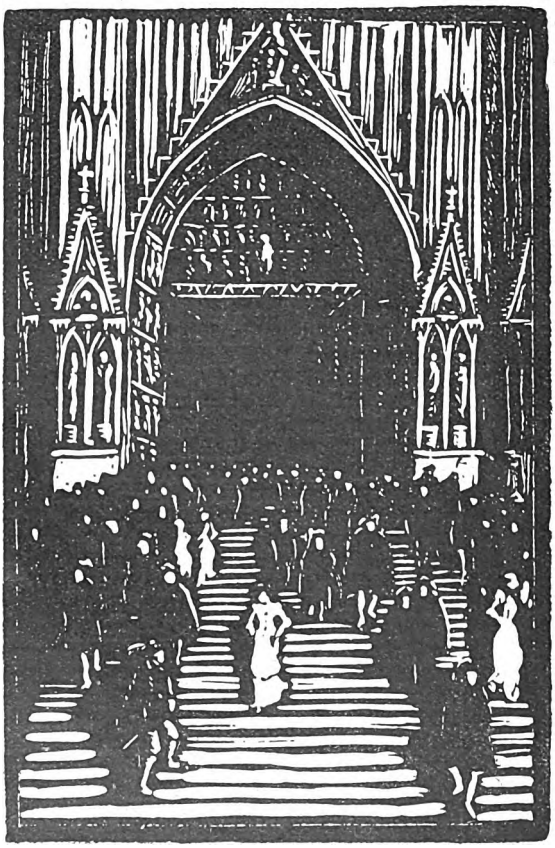
kindlich scheinenden Leistungen der Faust-Illustratoren mit mildem, ermunterndem Beifall ausgezeichnet. Er freute sich, wie die Einbildungskraft empfänglicher Genießer seiner Dichtung entgegenarbeitete, und es genügte ihm, wenn nur das Tatsächliche richtig und anschaulich wiedergegeben war. Er sah, wie wir das heute tun, in diesen mannigfachen unbeholfenen Entwürfen Vorarbeiten für die Darstellung des Werkes auf der Bühne, der sie ja auch wichtige Dienste geleistet haben. Aber im Innersten blieb Goethe von der Unmöglichkeit einer Illustrierung des Gedichtes überzeugt; wie er es einmal ausgesprochen hat: „Ich halte dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es zu poetisch ist.“ Er mochte vermissen, was wir auch bei späteren, geschickten, ja vortrefflichen Darstellungen wie denen Kaulbachs oder Stassens vermissen: Es gelang den Künstlern nicht, auch das zu gestalten, was zwischen den Zeilen lebt und webt. Die große Melodie, die das ganze Werk wie einen vielschiffigen gotischen Dom durchbraust, blieb ihnen stumm. Sie sahen das Mysterium als Rationalisten an. Ihr Verstand hielt sich an das Faßbare. Sie ahnten nicht den unabsehbaren Hintergrund, die gott- und weltumspannende Weite der Dichtung. Man darf ihnen keinen Vorwurf daraus machen. Sie haben in ihrer trockenen Treue, ihrer modischen Liebenswürdigkeit, ihrer gründlichen Gelehrsamkeit viel getan, um die Handlung des „Faust“ dem Publikum verständlich nahe zu bringen, und wenn sie nicht tiefer sahen als der Durchschnittsphilister, so haben wir dennoch keinen Grund zum Hochmut. Es gibt auch heute viele Deutsche, die ihre Kenntnis des „Faust“ zum größten Teil aus der Valhornisierung der Gounodschen Oper beziehen.

Ihnen gegenüber steht freilich die wachsende Schar derer, für die der „Faust“ als Ganzes, auch in seinem noch von dem streitbaren F. Th. Vischer mit so liebevoller Verständnislosigkeit verspotteten zweiten Teil, das Buch des Deutschen bedeutet. Die verlästerte Goethephilologie mit ihrer Unzahl von Ausgaben und Erläuterungen, Forschungen und Ergebnissen hat viel dazu beigetragen, mehr als das Theater, dem eine restlose Bewältigung der Doppelaufgabe noch nicht gelungen ist. Als ein Beweis dafür, mit wie eindringender Liebe sich auch die jungen Künstler unserer Zeit mit dem „Faust“ beschäftigen, können die hier vereinigten Bilder angesehen werden. So verschieden die Zeich-

Digitized by Google

ner die Aufgabe anpacken, ist ihnen doch eines gemeinsam: Im Gegensatz zu ihren Vorgängern bemühen sie sich nicht mehr bloß um die getreue Aufzeichnung des Darstellbaren. Sie wollen mehr. In ihren Linien soll die Melodie des Gedichtes schwingen.

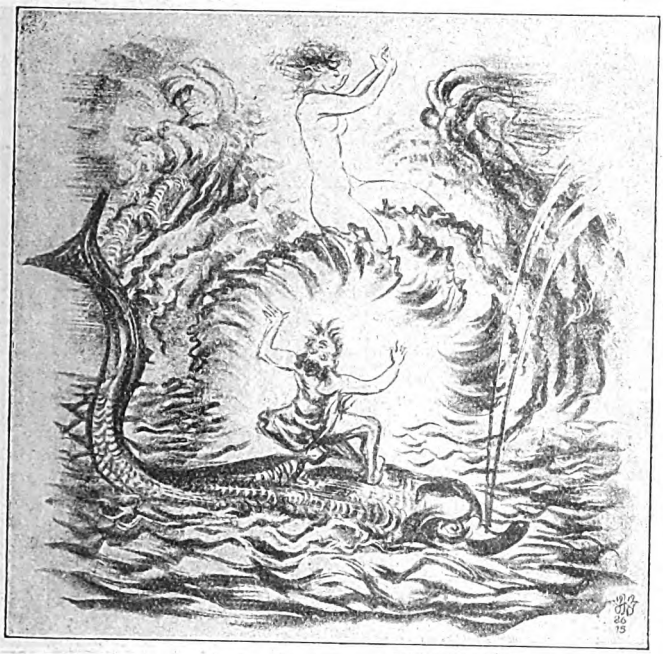
Goethes Dichtung ist an kein Kostüm gebunden, so wenig wie die heiligen Geschichten der Bibel. Man kann ihn nicht im Cut spielen, wie man es dem Molièreschen „Tartüffe" einmal und nicht ohne Erfolg in einer Karnevalslaune zugemutet hat. Aber zum mindesten die Gretchentragödie hat allgemein menschliche Gültigkeit, und so hat sie Franz Meseck aus dem altdeutschen Kostüm in die schlichte Tracht unseres Kleinbürgertums übertragen. Er



In Marthes Garten. Lithographie von Josef Weiß. (Mit Erlaubnis des Verlags von Hugo Schmidt, München)
Unten links: „Darf ich's wagen . . .?" Holzschnitt von Prof. Walther Klemm. (Mit Erlaubnis des Einhorn-Verlags, Dachau)

handelt ähnlich wie Uhde, der die Gestalten der Bibel demselben Wagnis ausgesetzt hat, und er erzielt den gleichen Erfolg: Wir werden nicht einen Augenblick durch den Reiz verschollener Gewänder von dem seelischen Gehalt der Darstellung abgezogen, ja, wir empfinden ihn mit besonderer Stärke, da die Menschen auch äußerlich genau so sind wie wir selbst. Auch Cornelius hat Gretchen im Dom gezeichnet. Sie sitzt in ihrem Gretchenkostüm mit Puffärmeln in einer reich geschnitzten Bank; um sie herum wohlgekleidete Bürgerschaft des 16. Jahrhunderts; hinter ihr der böse Geist in faltigem Talar. Auf der Meseckschen Zeichnung sehen wir eine Gemeinde armseliger Sünder; Gretchen tief gebeugt die Ärmste der Armen. Alles Menschen unserer Zeit und Menschen unseres eigenen Schicksals. Von besonderer Kühnheit der Auffassung ist der Faust in der Zeichnung aus Marthes Garten: Weder Philosoph noch Weltmann, ein verliebter Mann, nichts weiter. Daß diese Einfachheit der Darstellung nicht eine Folge von Phantasiearmut ist, beweist Mesecks

Digitized by Google



Aus der Klassischen Walpurgisnacht. Lithographie von Josef Weiß. (Mit Erlaubnis von Hugo Schmidt, München)

drittes Blatt: Fausts Tod. Hier steigert er sich zu wahrhaft tragischer Höhe.

Der Dresdener Georg Gelbcke ist eigentlich ein zarter Lyriker. Der schöne Mensch bildet einen Hauptvorwurf seiner geschmackvollen Kunst. Aber daneben neigt er auch zu einer sarkastischen Betrachtung der Dinge, und so bewahrt er in seinem Hexensabbat einen grausigen Humor, der dem Goethes durchaus entspricht. In diesen besenreitenden Unholden lebt etwas von der herzhaften Unanständigkeit der Walpurgisnacht, deren groteskes Teufelszeremoniell man am besten in den Goetheschen Paralipomena zum „Faust“ nachliest. Keiner von den Älteren hat den tollen Spuk so kräftig nachempfunden und dargestellt. Und wie sparsam ist Gelbcke in der Wahl der Mittel.

Die Radierung von Walther Rehn hält sich nicht streng an den Goetheschen Text. Sie stellt den Auftritt dar, wo Mephisto seinen neuen Freund mit süßen Traumgestalten umgaukeln läßt, und erinnert gleichzeitig an das Bild, das Faust im Zauberspiegel der Hexenküche erblickt. Eigentümlich wie die Szene ist die Auffassung des Faust selber, eines glatzköpfigen Alten, dessen Züge an Sokrates erinnern. Skeptisch blickt er auf die Erscheinung des Weibes im Strahlenglanz. Auch ohne die Kenntnis der Dichtung würde man ahnen: Dieser Mann ersehnt mehr, als der arme Teufel geben kann.

Der 1889 in München geborene Sepp Frank ist ein Phantast und ein Mystiker. Seine Zeichnung von Valentins Tod ist außerordentlich knapp gestellt. Die drei Menschen sind einfach übersichtlich gruppiert. Der Dom im Hintergrund ist ein schlichtes Gebäude. Aber der Mond, der auf die weißen Wände fällt und in dessen Schein der Sterbende sich wirft, übergießt das Blatt mit den Schaudern des Ungemeinen und Unge-

Auf schwarzen Pferden. Holzschnitt von Prof. Walther Klemm (Mit Erlaubnis des Einhorn-Verlags, Dachau)

Digitized by Google

heuren. Wie von Frank ist auch von Erich Büttner in diesen Heften bereits mehrfach die Rede gewesen, namentlich bei Gelegenheit seiner Entwürfe für die Stickereien von Elsa Hoffmann. Sein Faust vor dem Erdgeist erzählt von der Wendung Büttners zum Expressionismus. Man sieht, daß diese Richtung nicht jedem Künstler schädlich gewesen ist. Büttner, der von Menzel und Leistikow herkam, hatte viel zu viel gelernt, um in einer neuen Richtung formlos zu werden. Er ist ein Handwerkersohn und hat nur Volksschulbildung genossen, was ihn nicht hemmte, starke literarische Interessen zu pflegen. Auch sein „Faust" verrät eine mehr als oberflächliche Kenntnis der Dichtung. Der Zeichner hat sich tief in die Seele des vor der Offenbarung der Natur erschauernden Stubengelehrten versenkt. Büttner erzählt gern. Er liebt das Spintisieren und hat in seiner Kunst oft etwas Knorrig-Altdeutsches — alles Eigenschaften, die ihm Goethes Dichtung nahebrachten.

Der phantasievollste unter den hier vereinigten Faust-Darstellern ist zweifellos Josef Weiß. Der 1894 in München geborene Künstler hat bei seinem Vater als Lehrling und Geselle in der Schneiderwerkstatt gearbeitet, bevor er in die Kunstgewerbeschule kam. Er hat in seinen Mußestunden viel gelesen, auch den „Faust", doch hat er ihn nie auf der Bühne gesehen, auch sind ihm nie Illustrationen vorgekommen. Weiß gehört zu den Künstlern, die durch die Erlebnisse des Krieges gereift sind. Er wendet sich den mächtigsten Stoffen zu: der Bibel, von der Schöpfung bis zur Apokalypse, dem „Faust". Er ist ein Träumer. In seinen Landschaften und Menschen lebt Weltgefühl. Er schaut in dem Einfachen den Abglanz der Ewigkeit. So wird ihm der Spaziergang von Faust und Gretchen zu dem symbolischen Ereignis des Sichfindens von Mann und Weib, und er läßt die Bäume, die sich zueinander neigen, daran teilnehmen. Mit besonderer Liebe wendet sich Weiß dem zweiten Teil zu und beweist damit, daß es keiner unerreichbaren Gelehrsamkeit bedarf, um sich seiner zu freuen. Unser Bild zeigt eine Szene aus der klassischen Walpurgisnacht. Galatea nähert sich auf ihrem Muschelwagen. Ihr Vater Nereus blickt ihr sehnsüchtig nach. Welche Zartheit und welch ein Humor beherrschen dieses Blatt!

Unter den jüngern Faust-Illustratoren sind die kraftvollen Holzschnitte des Weimarer Professors Walther Klemm fast volkstümlich geworden. Klemm hat seine Kunst vielen Werken der Weltliteratur zugewandt: dem „Don Quixote", dem „Eulenspiegel", dem „Simplizissimus". Aber seine schönsten Ruhmestitelbilder stellen doch die schweren Träume dar, die seine Faustgesichte geboren haben.

Eine der schwierigsten und dunkelsten Szenen des „Faust" berühren die Impressionen von O. Laske: Die Mütter. Zu ihnen steigt Faust hinab, um Helena heraufzuholen. Das Reich der Mütter ist in Goethes Vorstellung das Reich der Ideen, in dem die Bilder aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Wesen aufbewahrt werden. Laske baut diesen Gedanken weiter aus. Wir sehen nicht nur die Mütter, in Dumpfheit hingestreckt, wir sehen die Kinder auf den Bäumen, wimmelnde Städte, „Ideen" von Domen und Wolkenkratzern. Dieses Blatt ist eins der nachdenklichsten der kleinen Sammlung und mag die Betrachtung schließen. Sein Künstler gehört zu jenen, von denen der alte Goethe bei Betrachtung eigner Zeichnungen sagte, daß sie, die Jüngeren, unverzagt Unausgesprochenes auszusprechen wagten. Es ist der Sinn unserer jungen Kunst, daß sie sich dessen unterfängt und zu der Poesie des „Faust" keine Parodien mehr liefert, sondern ihn gleichsam musikalisch deutet.

Die Nonne. Von Hugo Salus

Kam wie eine Glocke geschritten,
Groß, schwarz im Sonnenschein.
In mir hat's ein Veilchen gestritten:
Soll's ein Mönch, eine Nonne sein?

Eine Nonne; doch nicht wie Gespenster.
Aus dem weißen Schwarzhaubenrand
Sah wie aus des Klosters Fenster
Ein blühend Gesicht in das Land.

Weiß rosig die Wangen, die Augen
Gesenkt, doch ein Wunder schier,
Der Lippen Rot, kann das taugen
Zu küssen ein altes Brevier?

Ich sprach ganz berauscht und geblendet:
Du darfst keine Nonne sein,
Die nur Totem die Inbrunst verschwendet!
Sollst ein Mensch in der Sonne sein.

Digitized by Google

Zwischen Dunkel und Tag

Novelle von Heinrich Lilienfein

Willst du nicht ins Freie gehen, Edith?... In den Garten oder auf die Veranda? ... Du hältst das doch nicht aus, immer ohne Luft und Sonne!" Es klang abgerissen, rauh vom Schreibtisch zur Ecke hin, in der sie saß. Er wandte nur halb den Kopf, während seine Finger die Papiere zerknitterten, mit denen er sich zu schaffen machte.

Sie war fast erschrocken aus ihrer Versunkenheit aufgefahren. Bereitwillig legte sie die Stickerei, an der sie arbeitete, aus der Hand und erhob sich. Ohne daß sie wußte, was sie tat, strich sie das rötlich blonde, üppige Haar aus den Schläfen, glättete die Falten des schwarzen Kleides und ging.

Albrecht hörte sie kaum, so leise verschwand sie aus dem dunkeln Zimmer mit seinen gediegenen, altväterischen Möbeln und steifen Übervorhängen. Aber er fühlte ihr Fortsein. Es schien ihm mit ihr etwas von dem Dumpfen, Drückenden gewichen, das dies traurige Haus ohnedem erfüllte. Er fuhr mit neuem Eifer fort, die Briefe und Rechnungen durchzusehen, die vor ihm lagen. Sein Vater hatte mit der peinlichen Genauigkeit, die ihm eigen war, alles geordnet, bis auf den kleinen Rest, den der erlösende Schlaganfall ihn nicht mehr hatte aufarbeiten lassen. Dafür war es nicht nötig gewesen, zu kommen! Hatte es überhaupt sein müssen?... Er schob die Blätter weg, lehnte sich im Stuhl zurück und schloß die Augen. Wenn er schon wegen der Jahreszeit, die ihn auf seinem Gut unentbehrlich machte, der weiten Entfernung und der Paßschwierigkeiten nicht rechtzeitig zum Begräbnis hatte eintreffen können — warum war er nicht überhaupt fortgeblieben oder hatte die Reise noch verschoben? Hier gab es ja nur bittere Erinnerungen. Der Tote brauchte ihn nicht mehr; auch der Lebende hatte ihn nicht gebraucht — ihn, dem es nie gelungen war, dem alten Herrn ans Herz zu wachsen wie Waldemar. Waldemar, das Hätschelkind der frühverstorbenen Mutter und der erklärte Liebling des Vaters! Seit Waldemar im Frühjahr 1918, bei der letzten Offensive, gefallen war, war ja auch das Dasein des bis dahin rüstigen Greises nur noch ein müdes Sehnen nach dem Ende gewesen ... Die breite, eckige Stirn über den geschlossenen Augen lag in Falten und der knappe Mund unter dem schwarzen Schnurrbart war eingekniffen. Wenn es ihn draußen im Feld weggeputzt hätte, wär' es zu verschmerzen gewesen. Niemand brauchte ihn. Auch jetzt, auch sie nicht ...

Er zuckte wie unter einer körperhaften Berührung und schlug die Augen auf. Sie glitten durchs Fenster. Die mächtigen Ahorne, dicht am Haus, schatteten mit hangenden Zweigen. Unter ihnen vor führte der bekieste Weg ins grelle Licht des Augustnachmittags: späte, rotdunkle Rosen flammten herüber; zwischen ihnen — langsam, zaghaft, als scheute sie, in die noch sengende Sonne zu treten — ging Edith. Ihr schwarzes Kleid war ein wehtuender, gespenstischer Fleck in der flirrenden Fülle des Lichts, aber in ihren Haaren stob es von Funken und der leicht vornübergeneigte Nacken trat weiß und zart hervor ... Mit schroffem Ruck stand Albrecht auf und wandte dem Fenster den Rücken. Doch ihr Bild blieb vor ihm; ja es war, als würde es noch schärfer und zwingender ... Er hatte sie hinausgeschickt, weil ihre stumme Nähe ihm unerträglich wurde. Und nun war sie erst recht gegenwärtig! Mit ihr die Vergangenheit. Auch das, was längst abgetan und nicht wert war, wieder aufzustehen, noch weniger als das übrige. Seine Hände griffen gegen die Brust, wie um jede da drinnen aufbegehrende Regung niederzuhalten. Er hatte Edith früher gekannt und früher geliebt. Vor Waldemar. Aber ehe er selbst recht das Gefühl für sie begriffen; ehe er sich zu einem Geständnis durchgerungen hatte durch all die Bedenklichkeiten und Hemmnisse seines Wesens, war Waldemar da und gewann mit seinem lachenden Frohmut, seiner vertrauenweckenden Offenheit, seiner anmutigen Überredungskunst das kaum flügge gewordene junge Mädchen. Noch sah er die beiden, wie sie dort im Garten ihn als ersten zum Mitwisser ihres Glückes machten. Arm in Arm, in übermütiger Ahnungslosigkeit sich neckend und küssend ... Schweißtropfen perlten auf Albrechts Stirn. Es war damals gekommen wie immer. Der glücklichere Bruder. — — Glücklicher? Deckte nicht ferne, fremde Erde schon seit Jahren den Gefallenen? Und wie grausam war ihr das Schicksal gefallen! Nach dem geliebten Mann verlor sie das Kind, den kleinen Jungen, ihr einziges Vermächtnis, und vertrauerte neben dem alten Herrn in dessen freudlosem Haus ihre Jugend ...

Rastlos schritt er in der düstern Stube

Digitized by Google

auf und ab, die Hände im Rücken verschränkt. O, es war schon so; er mußte es sich eingestehen, so hart er sich dagegen sträubte: er liebte sie noch immer! Die Jahre des Fernseins, der bewußten Abkehr von Heimat und Vergangenheit, hatten nichts über diese Liebe vermocht. Mit dem Augenblick, wo sie ihm wieder begegnete, drüben unter der Tür des Eßzimmers — aufgeblüht trotz ihres Leids, gereift und verschönt durch ihr schmerzvolles Erleben — war mit den alten Wunden die Leidenschaft wieder in ihm aufgebrochen! Daher das Unbehagen, die Enge, der Druck, den er im Beisammensein mit ihr empfand ... Sie ahnte nichts. Er war ihr gleichgültig, wenn nicht lästig und widerwärtig. Frevel an ihrer trauernden Insichgekehrtheit jedes Wort, jede unbeherrschte Gefühlsäußerung, mit denen er sich verriete! Lieber reisen! Auf der Stelle und ohne Abschied. Irgendwohin, noch am Abend ...

Er hielt an in seinem aufgeregten Schreiten. Sein Blick suchte wieder den Garten. Hinter den Bäumen, der rosenumblühte Kiespfad lag in der Sonne wie zuvor. Die junge, schwarzgekleidete Frau war nicht mehr dort. Spuk und Einbildung alles ... Seine gedrungene Gestalt reckte sich. Dafür hatte er denn doch nicht in unbeugsamer Pflichterfüllung sein Wesen ins Gleiche gesetzt, daß eine törichte Augenblicksstimmung ihn umstieß! Selbst wenn er außer Achtung und Mitleid noch etwas für sie fühlte — sein Geheimnis blieb bei ihm, doppelt und dreifach versiegelt. Er war ganz wieder der besonnene, langsam überlegende und handelnde Grundherr, der drüben in der Ostmark auf mäßigem Boden gegen jedes Ungemach der Zeit seinen Mann stellte. Morgen früh, wie er es sich vorgenommen hatte, würde er reisen. Vorher mußte er noch mit Edith reden — sachlich, gelassen, verwandtschaftlich, wie er es den Toten und ihr schuldete: über ihre Zukunft. Das war das letzte, was ihm hier noch zu tun blieb. Am besten geschah es ohne Aufschub ...

⁂ ⁂ ⁂

Dem nicht sehr großen und überalterten Mechelreuterschen Hause gab der Garten Reiz und Wert. In früheren Jahren, ja bis an die Schwelle des Greisenalters hatte der Justizrat jeden freien Augenblick zur Gartenarbeit verwendet; dann, mit zunehmender Teilnahmlosigkeit, hatte er auch das ausgedehnte Grundstück liebloser und unkundiger fremder Pflege überlassen: Die betagten Ahorne zunächst am Haus durften den Zimmern Luft und Licht wegnehmen; die Rund- und Randbeete der Blumen, einst der Stolz des alten Herrn, verwilderten, und höher hinauf, wo der Garten sich in sachtem Hang dem Laubwald entgegendehnte, waren die Beerensträuche und Obstbäume verwahrlost, Bänke und Lauben verfallen.

Auf halber Höhe, in einer Rundung brüchiger Tuffsteine, über die der wuchernde Teppich von noch blühendem Mauerpfeffer niederfiel, hatte eine Bank auf eisernem Gestell sich leidlich heil erhalten. Die immer noch kräftige Nachmittagssonne erreichte sie nicht. Dorthin war Edith aus der Grellheit des unteren Gartens geflüchtet.

Nur manchmal und zufällig huschte ihr Blick hinaus in die lichttrunkene Weite, die jenseits der unter ihr liegenden Stadt, hinter den Dächern und Kirchtürmen sich aufschloß — mit ährengelben Hocken, kleinen, in Obstgärten versteckten Dörfern und sanften Tannwaldhügeln. Gleich wieder barg sie die schmerzenden Augen im Schatten, in dem sie sich heimischer fühlten.

Ein wenig verwundert über die fast barsche Aufforderung ihres Schwagers, aber nicht ungern hatte sie sich hinausschicken lassen. Sein Kommen gestern, plötzlich und nicht mehr erwartet, hatte sie einen Augenblick aufgestört: Der Tod des Schwiegervaters mit dem notwendigen Geleit von Anordnungen und Besuchen fernstehender Menschen war seltsam unwirklich und, so sehr sie sich an die Pflege und trübe Gesellschaft des alten Mannes gewöhnt, ohne rechtes Erschüttern an ihr vorübergezogen; seit ihr auch ihr Junge genommen worden war, war sie mehr und mehr erstarrt in ihrem erbarmungslosen Leid, und als der Geistliche am Grabe mit schonenden Worten des immer neuen Schmerzes gedachte, der sie heimsuchte, empfand sie dies Leid stolz, fast trotzig, wie einen schützenden Panzer, gegen den kein neuer Schlag etwas vermochte. Albrechts Erscheinen brachte einen ungewohnten Ton in ihr schon wieder einförmiges Hindämmern. Fremder noch als all die andern, die in diesen Tagen sich ins Haus gedrängt hatten, kam er ihr vor; seine knappe, wortkarge Männlichkeit beunruhigte sie; sie erinnerte sich, wie sie schon früher ihm gegenüber eine gewisse Befangenheit nie hatte loswerden können, und jetzt, nachdem sie sich so lange nicht gesehen hatten, fanden sie sich beide erst recht nicht ineinander ... Es war gut, daß er nicht lange blieb. Nun sie allein war, so gut wie ganz allein in der Welt, wollte sie noch ausschließlicher und inniger nur mit ihren geliebten Toten verbunden sein. Das äußere Leben — wenn ihre Gedanken dorthin streiften, flohen sie

Digitized by Google

Auszug zur Jagd
Von Prof. Walter Klemm

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

davon zurück, wie ihre Augen aus der heißen, überhellen Landschaft da draußen. Sie mochte nicht daran denken. Es war ja auch so gleichgültig, wie es morgen wurde und übermorgen. Wirklich und ihr eigen war nur das innere, entrückte, leidverklärte Sein. Es lag in ihrem Ohr wie ein schwermütig-süßes Orgelklingen, das sie betäubte; auf das sie immer lauschte, und das in sich zu trinken sie nicht satt wurde. Einmal mußte der Klang aufschwellen zum Brausen und ihre Seele mitnehmen, in sich auflösen, im Tod mit den Toten wiedervereinigen.

Auch jetzt, auf der Bank im Garten, horchte sie wieder nur in sich hinein. Sie duckte sich zusammen, um nichts Störendes, Fremdes außer sich zu hören und zu sehen. Erst als Albrecht schon fast vor ihr stand, schaute sie betroffen auf.

„Verzeih, wenn ich störe, Edith! Es soll nicht lange sein. Aber es bleibt noch einiges zu bereden." Es kam steif und stockend, so rücksichtsvoll es gemeint war.

Ihre blauen Augen blickten ihn mit leerem, nur beinahe vorwurfsvollem Staunen an.

„Ich weiß nicht, wie weit du dir selbst schon Gedanken über deine nächste Zukunft gemacht hast," fuhr er fort, entschlossen, gleich aufs Ziel loszugehen.

Edith schüttelte kaum merklich den Kopf. Ihr Gesicht drückte halb müde Gleichgültigkeit, halb peinliche Abwehr aus.

Albrecht setzte sich zu ihr auf die Bank. Ohne sie anzusehen, mit gelassener Sachlichkeit setzte er ihr ihre Lage auseinander, wie er sie sah. Soviel auf ihn ankam, blieb natürlich das Haus ihr Heim, solange es ihr darin gefiel. Aber unter den heutigen Verhältnissen war es gewiß, daß die Stadt sie nicht ungestört wohnen ließ. Man würde ihr Räume wegnehmen und Mieter aufnötigen. Auch wenn sie sich mit all dem abfand, blieb die Sorge für ihren Lebensunterhalt. Es war bloß im Sinne des alten Herrn, daß er ihr die Einkünfte aus dem bescheidenen hinterlassenen Vermögen überließ. Doch was bedeutete das noch? „Du wirst dich nach irgendeiner Tätigkeit umsehen müssen und wollen. Was ich tun kann, dir zu raten und zu helfen, soll geschehen." Er tat der Wärme, die mit den letzten Worten aufströmen wollte, gewaltsam Einhalt, indem er abbrach.

Nur halb und widerwillig hatte sie ihm anfangs zugehört. Seine nüchterne Art stieß sie ab. Warum überfiel er sie mit diesen gemeinen Dingen, die im Grund so unwichtig waren und immer noch früh genug herantraten? Je länger er redete, um so unruhiger wurde sie. Ihr ganzes Wesen sträubte sich gegen die unwillkommene Klarheit, mit der er sie ihre einsame Lage zu sehen zwang. Sie hatte seine Meinung und Hilfe nicht erbeten, wollte sie nicht. „Müssen wir denn davon reden, Albrecht? Ich danke dir ja —"

„Wie du willst," fiel er kurz ein. Aufdrängen wollte er sich nicht. Er stand auf.

Zum erstenmal blickte Edith voll und bewußt auf ihn. Er schien ihr noch fremder als sonst. Das gebräunte Gesicht unter dem buschig zurückgeworfenen Haar, seine kräftige Gestalt in dem einfachen, dunklen Reiseanzug, die Hände, denen man ansah, daß sie keine Arbeit scheuten — alles wirkte herb, wenn nicht brutal auf sie. Nicht ein Zug erinnerte sie an Waldemar. Fast fröstelnd zog sie sich mehr noch in sich zurück. „Ich finde schon meinen Weg," murmelte sie. „Du weißt, ich habe Krankenpflege gelernt —"

Er hatte sich schon fortgewandt. Jetzt ging es wie ein elektrischer Schlag durch seine Glieder. „Du bist noch jung, Edith. Du hast noch ein ganzes Leben vor dir. Du kannst es nicht so hinopfern wollen!" Heiser sprach er es vor sich hinaus. „Es ist unmöglich, daß du weiter und immer nur mit Toten und Sterbenden umgehst!"

„Wieso — unmöglich?" gab sie erstaunt zurück. „Ich brauche nichts, als was ich schon habe. Meine Erinnerungen, mein Leid. Das Leben kann mir nichts mehr geben, aber auch nichts tun ... Verstehst du das nicht?" Nun hatte sie sie wieder, ihre erdferne, schirmende Überlegenheit, und ein schmerzlich-selbstgewisses Lächeln lag auf ihren Lippen.

„Ob ich dich verstehe! Aber ich will nicht! Ich darf nicht!" Eine unwiderstehliche Macht riß ihn herum, wieder ihr zu. „Du täuschest dich über deine Kraft! Und wenn auch nicht — wir überleben die Toten nicht, um ihnen nachzusterben. Das Dasein hat ein Recht an dich, eine lebendige Aufgabe für dich!" Unaufhaltsam, beschwörend, warm stürzten die Worte aus ihm hervor, während er sie so vor sich sitzen sah — außerirdisch, mit ihrem seltsamen Lächeln, schwarz und bleich, und doch jung und voll aufgeblüht inmitten des sommerlichen Gartens, der weiten, sonnengesättigten, lebenstrotzenden Landschaft.

Wer war denn das, der da eben noch kühl und verschlossen neben ihr stand und nun mit fliegenden Worten, mit beinahe heftigen Gebärden auf sie einredete — das sonst so trockene Gesicht aufgewühlt, die Augen in tiefem, leidenschaftlichem Feuer? Was wollte er von ihr? Warum erregte er sich so? „Waldemar selber würde das nicht

Digitized by Google

wollen, Edith! Weil es unnatürlich ist! Unrecht, Raub an dir und deiner Jugend!"

Waldemar — der Name traf sie verletzend, aufscheuchend. Eine feine Röte überlief ihre Wangen und ihre Stirn bis unter das schwere, lichte Haar. „Weißt du, was Waldemar wollen würde?" griff sie es auf, mit abweisendem Vorwurf, so leis und bebend sie sprach.

Albrecht kam jäh zu sich. Er faßte sich an den Kopf, ließ ebenso schnell die Hand sinken und erblaßte, wie aus einem traumhaften Zustand hart aufgeschreckt. Was hatte er gesagt, was getan, wozu sich hinreißen lassen? Seine Lippen bewegten sich. Er fand kein Wort weiter. Schwerfällig wurzelte er noch einen Augenblick, wo er stand. Schwerfällig ging er ...

Als Edith wieder aufblickte, war sie allein. Sie sah ihn drunten, auf dem Kiesweg zwischen den Rosen, dem Haus zuschreiten. Während sie ihm nachschaute, schoß ihr das Blut zum Herzen. Die ganze Unterredung, die sie trotz ihrer steigenden Befremdung doch nur mit halbem Anteil begleitet hatte, stand plötzlich anders, neu, aufregend vor ihr ... Er selber, Albrecht — wie war es denn möglich? Es konnte nicht wahr sein! — und doch begriff sie es mit einer instinktmäßigen Sicherheit, die jedes Widersprechen niederschlug — seine Veränderung, seine Heftigkeit, seine Leidenschaftlichkeit ... er liebte sie ... Sie mußte sich mit beiden Händen festklammern an der Bank, auf der sie saß. So verstörte und überwältigte sie diese Erkenntnis. Es war, als stürzte die heiße, gleißende Wirklichkeit des Augusttages gegen ihre stille, wehrhafte, eben noch weltüberlegen lächelnde Traurigkeit ...

⁂ ⁂ ⁂

Allein, wie die Tage vor Albrechts Ankunft, saß Edith wieder im Eßzimmer, am Tisch unter der Hängelampe, deren rötlichwarmes Licht der alte Herr beharrlich gegen alle Neuerungen verteidigt hatte. Nur gewohnheitsmäßig nahm sie sich etwas von den Speisen, die vor ihr standen, und führte kaum ein paar Bissen zum Mund. Der Stuhl an ihrer Linken war leer, das dort aufgelegte Gedeck unberührt. Die Standuhr mit dem bemalten Zifferblatt bewegte in der Ecke ihren langen Pendel mit brüchigem Geräusch. Die zwei Familienporträts über dem breitgeschweiften Plüschsofa verkrochen sich bis auf die weißen Ringkragen im Dunkel. Nur über die Zinnteller auf dem Bordbrett lief ein halbes, kühles Glänzen.

Wieder griff sie nach dem Brief, den ihr das Mädchen mit dem Abendbrot hereingebracht hatte, und las zum drittenmal die wenigen Zeilen in Albrechts zähflüssiger, fester Handschrift.

„Liebe Edith!

Ein unbeherrschter Augenblick hat mich am Nachmittag im Garten Dir gegenüber zu einer Sprache verleitet, die Dich, wie ich an der Wirkung nur zu deutlich wahrnahm, erschreckte und verletzte. Dir erspare ich wahrscheinlich eine erneute Kränkung, mir jedenfalls — auf die Gefahr, unhöflich zu erscheinen — eine beschämende Demütigung, wenn ich den Abend vollends auf meinem Zimmer zubringe. Entschuldige mich also, und da ich überdies morgen schon mit dem Sechsuhrzug abreise, erlaube mir, daß ich mich mit diesen Zeilen von Dir verabschiede!

Dein Dir ergebener Schwager
Albrecht."

— Ja, es war gut so! Beide konnten sie nicht den Wunsch haben, sich noch einmal zu sehen oder gar zu sprechen ...

Edith schob endgültig den Teller zurück und starrte, das Briefblatt zwischen ihren Fingern zerknickend, über den Tisch. Hätte sie an der Bedeutung jener Szene im Garten zweifeln können — die Folgerung, die Albrecht daraus zog, sein Fernbleiben und Abschiednehmen, bestätigte ihr über jeden Irrtum sein Empfinden für sie ... Eine Kränkung nannte er es selber. Es war wohl noch viel mehr, als er darunter verstand! Mit dem schlecht verhehlten Eingeständnis seiner Liebe hatte er sie und das Andenken Waldemars grausam beleidigt. Sie hätte ihn hassen mögen für das, was er ihr getan hatte. Ihr Atem ging schnell und laut, und zürnende Tränen glitten ihr unversehens über die Wangen ...

Sie suchte sich zu beruhigen. Es war ja doch nun vorüber. Wenn er auch erst morgen früh reiste — er war schon so gut wie fort. Sie hatte ihre Einsamkeit wieder, die bergende Stille ihres Leids und ihrer Erinnerungen. Wie um sich auch im Äußeren der vertrauten Umgebung zu versichern, schaute sie um sich. Das Zimmer schien ihr spärlicher erleuchtet als sonst. Unwirtlich war das Dunkel außerhalb des engen Lichtkreises der Lampe. Das mächtige Sofa, das verschnörkelte Büfett, die Stühle lauerten fremd daraus hervor. Das rostige Ticken der Standuhr fiel ihr auf die Nerven und das halbe, kühle Glänzen der Zinnteller auf dem Bordbrett war wie spukhaftes Grinsen ... Das war nicht, was ihr heute guttat. In ihrer Schlafstube oben war es heimeliger. Dort war sie ganz bei sich ...

Digitized by Google

Ohne Licht zu machen, stellte sie sich droben, wie sie es Abend für Abend in diesen Sommernächten tat, ans offene Fenster, das nach dem Garten ging. Zwischen den finster-massigen Baumkronen durch tat sich der sternrieselnde Himmel auf: so oft ihre Augen hinauftauchten in das stumme, silberne Gefunkel der überirdischen Lichtwelten, glitt ihre Seele in Sehnsucht fort, schwebte empor — nah und näher denen, die der Tod ihr genommen hatte. Verlangend neigte sie sich hinaus und blickte über sich. Doch das beseligende Wunder blieb aus. Die Sterne blieben kalt, abweisend unnahbar fern ... Aus dem Garten und herunter vom Wald glotzte die reglose Dunkelheit ... Nicht die Einsamkeit, auch hier nicht die befreundete, wehmütig-süße Einsamkeit war bei ihr, sondern ein Alleinsein, ungekannt, mitleidslos, nahm ihr den Atem und machte sie erschauern ...

Hastig schloß sie das Fenster, zog den Vorhang zu und machte Licht. Dann kuschelte sie sich in die Kissen ihres kleinen Diwans, gegenüber dem Bett, und nahm den Kopf in die Hände. Was war ihr geschehen? ... Da unter ihr, ging da nicht ein langsamer, schwerer Schritt hin und her? Albrecht ... Wieder Albrecht! ... Er mit seinem unerbetenen, unzarten Reden von ihrer Zukunft, mit seinem verräterischen Ungestüm hatte sie herausgerissen, herausgestürzt aus ihrer starken Geborgenheit ... Als ob das irgendwer auf Erden noch vermöchte! Sie griff auf den Tisch, nach einem ihrer Lieblingsbücher, die dort immer aufgeschlagen lagen. Es waren Novalis' Gedichte, seine „Hymnen an die Nacht", in deren jenseitiger Schwermut ihre eigene sich wiederfand. Heute begriff sie nicht, was sie las ... Vor ihr stand Waldemars Bild. Sie selbst hatte ihn aufgenommen, den Jungen auf dem Arm, im Garten, bei seinem letzten Urlaub. Inbrünstig versenkte sie sich hinein, zwang den Geliebten und das Kind zu sich her. Wie hatte Albrecht gemeint? „Wir überleben die Toten nicht, um ihnen nachzusterben! ... Waldemar selber würde das nicht wollen! Weil es unnatürlich ist! Raub und Sünde an dir und deiner Jugend!" ... Lüge! Lüge! ... Nur die unselige Liebe zu ihr hatte ihm das eingegeben. Woher kam ihm diese Liebe? Seit wann liebte er sie? ... Sie grübelte sich in die Vergangenheit zurück. Vor Jahren — ja, damals, ehe Waldemars zwingendes Werben all ihr Sein an sich nahm — da schien ihr's vielleicht einmal, als ob der verständige, zugeschlossene Albrecht sich in seiner schwerfälligen Art um sie mühte. Seither, all die Zeit, hätte diese Liebe in ihm fortgelebt? Wäre jetzt erst, wider seinen Willen, aus ihm hervorgebrochen, drüben im Garten? ... Wie er so vor ihr gestanden — das Gesicht aufgewühlt, die Augen in niegesehenem Feuer —: eine herrische Männlichkeit ging von ihm aus. Bei aller Verschiedenheit trat aus den erregten Zügen eine zuvor nie wahrgenommene Ähnlichkeit mit dem Bruder, mit — — Sie bebte zusammen. Noch immer hielt sie Waldemars Bild in den Händen. Sie mußte es auf den Tisch setzen — es wäre ihr sonst entfallen. Stöhnend warf sie die Hände vor ihre Augen. Wohin geriet sie? Was war mit ihr? ... Sie horchte in sich hinein: kein schwermütig-süßes Klingen, nur das wilde Pochen ihres Herzens; sie tastete nach ihrer Seele, ihrem Selbst —: es entglitt, entwich ihr, wie wesenlose Leere. Nur eine verzweifelte Schwäche fühlte sie, eine grenzenlose Verlassenheit. Wo war ihre Stille, ihr schmerzverklärtes Erhobensein? Wo blieben ihre Toten, die helfenden Kräfte ihrer Trauer? Wo der sichere Panzer ihres Leids, der sie all die Jahre gedeckt und aufrechterhalten hatte? Zerstückt und zerbrochen lag er um sie her. Das Leben mit barschem Fordern; der nächste, der übernächste Tag, eine endlose Kette von Tagen und Jahren fand sie hilflos und ohnmächtig ...

Todmüd schleppte sie sich — es war lange hinter Mitternacht — nach ihrem Bett und sank angekleidet darüber. Schlafen. Nicht mehr Bangen und Denken. Schlafen ...

Als sie nach dem kurzen, bleischweren Schlummer der Erschöpfung die Augen aufschlug, schlich hinter dem Fenstervorhang vor die blaßgraue Dämmerung. Ein Geräusch, das sie unter sich, im Erdgeschoß zu hören glaubte, machte sie aufhorchen. Eine Tür wurde leise auf- und zugemacht. Sie sah nach der Uhr. Doch die war stehen geblieben. Die ganze, abgründige Angst der Nacht fieberte wieder in ihr. War er schon fort? War sie schon allein, so allein, wie sie jetzt wußte, daß sie war und bleiben sollte? ... Ohne Überlegung, in mechanischer Eile kühlte sie am Waschtisch Gesicht und Hände. Wie übernächtig-bleich sie aussah, und wie ihre Augen ihr scheu und furchtsam entgegenbrannten! Sie steckte noch ihr Haar zurecht. Immer wie von einer Gewalt außer ihr getrieben, ging sie aus dem Zimmer, über die Treppe hinunter. Als sie unten im Flur ankam, trat Albrecht reisefertig aus seiner Tür.

Er stutzte, als er sie sah und schien seinen Augen nicht zu trauen. In beklommenem Schweigen standen sie sich gegenüber. „Ich wollte dir doch Lebewohl sagen," murmelte sie verlegen, beinahe unverständlich.

Digitized by Google

Er trat näher. In seinem Gesicht arbeitete es von widerstrebenden Empfindungen. Er ließ kein Wort über die Lippen. Nur seine Hand machte eine unschlüssige Bewegung. Zögernd kam Edith ihr entgegen Sie zitterte. Alle ringenden Schatten und Schrecken der Nacht waren in ihre Züge geprägt. „Auf Wiedersehen!“ preßte sie mit unendlicher Anstrengung hervor, und dann, nach einer Pause, wie ein qualvolles, der Scham und dem Stolz abgerungenes, weiches, hilfloses Gestehen: „Ich — bin — so allein —.“

Seine Hand drückte die ihrige. Zarter, als es ihm zuzutrauen war, und doch fest. Sein Gesicht erschloß sich in einem verstehenden, tiefbeglückten Leuchten. „Auf Wiedersehen!“ Damit riß er sich los und ging den Flur hinunter. Als er die Haustür öffnete und hinaustrat, drang von draußen das helle Scheinen der ersten Sonne herein und der goldene Schimmer fiel bis vor ihre Füße...

Akkord. Von E. G. Kolbenheyer

Ihr Freundlichen, in Liebe mir geneigt,
Ein Lächeln wahrt mir, wie die milden Sterne
Mich grüßen unerreicht aus Weltenferne,
Und bleibt mir hold und licht und fern, o schweigt!

Die Sehnsucht weckt. Kühl zwingt die Einsamkeit
Den traumgetriebnen Mann ans Werk zurück.
Nichts schläfert mehr als Ruhm und Zufallsglück,
Und nichts verpraßt so leicht die enge Zeit.

Doch wenn sechs Tage, hoch bis an den Rand
Gefüllt aus meinem tiefsten Brunnen, schäumen
Und roten Trankes schwer von Bechern träumen,

Dann kommt, die goldnen Schalen in der Hand,
Dann laßt sie füllen, bis die Herzen klingen,
Daß meine Sehnsucht falte ihre Schwingen.

◆

Und ihr, die freier Neigung sollt entsagen,
Nicht weil ihr wollt, weil ihr entsagen müßt,
Kommt täglich, kommt in trefflichem Gerüst
Und helft mir meine eignen Wunden schlagen.

Ein glattes Herz ist Gottes bittrer Hohn,
Wo Narben glühen, schweigt die Gottesreue,
Aus heißen Wunden wächst die heilig neue,
Erlöste Welt, der eingeborne Sohn.

Ihr Brunnenschläger, kommt, übt eure Not!
Ihr werdet den gestauten Quell nicht kränken,
Bereiter nur trifft den bereiten Schänken

Nach eurem Kampf sein dienliches Gebot.
Wo wär' mein Leben ohne euch geblieben!
Wer keinen Haß erlitten, kann nicht lieben.

◆

Durch uns und über uns in weiten Zügen,
Vom kühnsten Geiste träumend nur gewahrt,
Selbsteigen wirkt auf gottgewähnten Flügen
Ein Leben seine grenzenlose Fahrt.

Auch du und ich, von Ewigkeit durchklungen,
In Haß und Liebe, Freudenrausch und Not,
Wir alle, alle in den Klang gezwungen,
Verschweben endlich über Drang und Tod.

Und du, dein Werk! Du Erbe, laß vererben,
Was dir zu reifen wuchs in dunkler Brust:
Versunkener Geschlechter Qual und Lust.

Wie du — so trieben sie aus ihren Kerben.
Gib weiter! Grüne deiner Frucht entgegen,
Die dich nicht kennen wird und deinen Segen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Rähmchen mit gepreßten Blumen. Von Cora Liezen-Mayer in München — Abend im Hühnerstall. Farbige Zeichnung von Eugen Oßwald — Else Eckertsberg. Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert — Zu unsern Bildern — Saisonbeginn an den Berliner Bühnen

Es ist ein kleiner Winterabendspaziergang ins Biedermeierliche, zu dem wir unsere Freunde einladen, indem wir ihnen hier die reizenden Arbeiten mit gepreßten Blumen zeigen, deren mehrfarbige Wiedergabe besonders naturgetreu ausgefallen ist. Gepreßte Blumen! Wir denken an altväterische Alben und Almanache, atmen Herbarienduft, hören die Stimmchen von lieben alten Leutchen, die aus ihren so viel schöneren Kindertagen erzählen: Ja, damals ...! Die kunstgewerbliche Wiederbelebung des schon fast verschollenen Brauchs ist Cora Liezen-Mayer zu verdanken. Sie ist die Tochter des Pilotyschülers Alexander von Liezen-Mayer, des Münchener Akademieprofessors, der zuerst als Faust- und Glocke-Illustrator und durch große dekorative Arbeiten wie die Vorhänge im Münchener Gärtnerplatz-Theater und in Hannover bekannt geworden ist. Mütterliches Erbe wies die heranwachsende Künstlertochter auf Stilllebenmalerei und Feinstickerei in kleinsten Formaten. Die Treue gegen das behutsam anzufassende Material der empfindlichen Blumen, die dekorative Gestaltungskraft, der erlesene Farbensinn vereinten sich in Cora Liezen-Mayer, um sie zu befähigen, die alte Liebhaberkunst des Pressens und Klebens zierlicher Pflänzchen zu einer Kunstgewerbearbeit von wirklichem Rang auszugestalten. Vorzugsweise bearbeitet sie zwei Typen: kleine runde oder ovale Rähmchen, die einen farbigen Strauß umschließen, oder Glasplatten verschiedener Formen, die auf einer Seidenfolie kranzartig oder bunt durchein-

Rähmchen mit gepreßten Blumen. Von Cora Liezen-Mayer in München

Digitized by Google

ander gelegte Blumengemälde zeigen. Auch zwischen zwei Glasplatten eingeschlossene, auf beiden Seiten sichtbare Arbeiten fertigt die Künstlerin, die sich jetzt schon in einer längeren Reihe von Jahren die Kenntnisse der für ihren Zweck geeigneten Flora erworben hat. Nicht jede Pflanze und Blume des Gartens oder des Feldes eignet sich nämlich für ihre Kleinarbeit. Ihre geradezu erstaunliche Technik im Pressen und Kleben ist das Ergebnis unermüdlicher Geduld. Und schließlich auch die Form der gefaßten Glasplatte, die Cora Liezen-Mayer den gepreßten Blumen zuletzt gegeben hat: eine vorsichtige Entwicklung, vom kleinen Kärtchen angefangen über Broschen und Briefbeschwerer bis zum selbständigen Schmuckstück an der Wand und auf dem Tisch galt's da durchzumachen. Aus den zahllosen Schachteln, in denen sie ihre sommerliche Ernte, sorgfältig gesichtet und geordnet, aufbewahrt, wählt sie einige Blümchen aus — ein kupferbraunes, ein hellrotes, hier ein enzianblaues, dort ein leuchtend gelbes — legt sie vor sich, und es ist geradezu verblüffend zu sehen, wie sie stets improvisierend, ohne jegliche Vorzeichnung, Blume um Blume, Blättchen um Blättchen faßt und sie in entzückender Anordnung zu einem Freudenfeld von mannigfachem Leben und vielfältigen ästhetischen Wirkungen an den gewählten Platz setzt, daß an kein Rücken und Wiederwegnehmen zu denken ist, und sogar das fast mikroskopisch kleine Leimtröpfchen unsichtbar bleibt. Sie verfällt keinem Schema, der Reichtum der Natur und ihr stets eigenes Entzücken an den gegebenen Möglichkeiten schützt sie davor. Ihre kleinen Schöpfungen sind sehr begehrt. Auch aus dem Ausland gelangen Aufträge an die Künstlerin in solcher Zahl, daß sie ihnen kaum mehr gerecht werden kann. — Unser nächstes Rundschaubild führt uns zu einem alten Freunde, dem unsere Hefte schon viel künstlerische Eindrücke verdanken: Eugen Oßwald. Seine farbige Zeichnung „Abend im Hühnerstall" zeigt ja nur einen kleinen Ausschnitt aus seinem großen Können. Aber der Meister verrät sich auch in der vollen Beherrschung des spröderen Farbstifts. Wie trefflich ist die satte Schwere der aufgeplustert auf der Stange hockenden Hühnerschar zum Ausdruck gebracht! — Den Übergang zu unserem kleinen Überblick über den Beginn des Berliner Theaterwinters bildet die charakteristische Porträtskizze nach dem Leben, die uns Marei Wetzel-Schubert von der immer munteren, etwas reschen, kecken und wohl auch kessen Else Eckertsberg darbietet.

Rähmchen mit gepreßten Blumen. Von Cora Liezen-Mayer in München

Unsere Kunstbeilagenreihe wird eröffnet durch den Blick ins Treibhaus, auf die in üppiger Dichtheit nebeneinander gestellten, alle Nuancen vom strahlenden Blau, durch violette und kupferne Töne bis zum saftigen Gelbrot aufweisenden Gloxinien. Anna Sofie Gasteiger ist die Künstlerin dieses unseres Titelbilds, das uns in dieser landschaftlich wie politisch und meteorologisch wenig gefälligen Winterzeit einen Gruß von sommerlichem Farbenglück ins Zimmer trägt und einen Hauch von Treibhausluft mitführt (was bei der so oft versagenden Zentralheizung ja einen besondern Dank verdient). Verehrte, seit vielen Jahren in unsern Heften heimische Künstler vereinigt unsere Januarauswahl mit neueren und neuesten Werken: da ist Prof. Philipp Franck mit seinem ganz auf starke Farbenwirkung gestellten Krippenspiel, der immer liebenswürdige, mit Andacht vor dem Leben stehende und es mit feiner Hand und liebevollem Auge erfassende Prof. H. E. Linde-

Digitized by Google

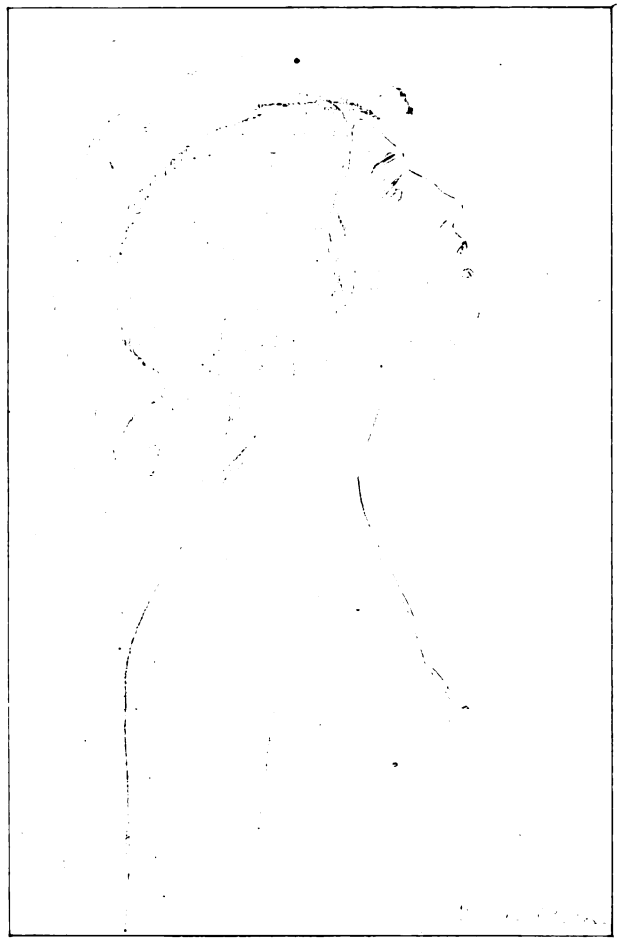
Abend im Hühnerstall. Farbige Zeichnung von Eugen Oßwald

Walther mit seinem in behaglicher Umwelt erfaßten Schulmädel, das sich ins neue Märchenbuch vertieft hat, Igor von Jackimow mit seiner Leben atmenden Plastik Junge Mutter, die eines der schönsten Stücke der letzten Berliner Akademie-Ausstellung bildete, und Prof. Walther Klemm, der vorzügliche Radierer und Graphiker, mit seinem Auszug zur Jagd, einem Blatt, das nicht nur den Kunstkenner lange festhalten wird, sondern auch den Freund und Kenner winterlicher Landschaftskunst und — vor allem — den Weidmann!

Über Julius Seyler, von dem wir das ganz wundervolle Gemälde Krevettenfischer in einem Zweifarbendruck wiedergeben, ist in unseren Heften noch nicht ausführlicher gesprochen worden. Die erste Gesamtausstellung seines Schaffens ist auch erst neuerdings — in der Galerie Helbig in München — zustandegekommen. Dort zum ersten Male ist das impressionistisch feingedämpfte und zeichnerisch großflächig schildernde Schaffen weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Ein ganzes Jahrzehnt hindurch war der Künstler für Deutschland überhaupt verschollen gewesen. Er hatte in Amerika schwere Zeiten durchlebt — seiner Kunst

Digitized by Google

war er in aller inneren und äußeren Not treu geblieben. Und es hat sich gelohnt. Ludwig Beck begrüßt in dem Katalog der Münchener Ausstellung den Künstler und seine geniale Art mit den Worten: Julius Seyler gehört zu den reinsten Impressionisten, dessen ätherhafte, geistige Malweise an Slevogt, Liebermann und durch die wellige, schmiegsame Art des Vortrages, den feinen Zauber des Farbenauftrages, an die modernen Tonpoeten Japans erinnert. Seyler ist 1873 geboren und Schüler von Wilhelm von Diez und Heinrich von Zügel. Seine ersten Studienfahrten führten ihn an die belgische Küste, in die Bretagne, eine Reise nach Nordamerika folgte, wo er sich mit der norwegischen Malerin Helga Boeck verheiratete. In Norwegen waren es dann die Eindrücke der gewaltigen Fjorde, zumal der malerisch gelegenen Inselgruppe „die Lofoten", die seine zweite Schaffensperiode bezeichneten.



Else Eckertsberg vom Berliner Wallnertheater
Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert

Nach einem kürzeren Aufenthalt in Paris und in kleinen französischen Seebädern folgte Seyler einer Einladung des Eisenbahnmagnaten und Multimillionärs James Hill nach St. Louis, um in dessen Auftrag in seinem Glacier National-Park Bilder zu malen. Da brach der Weltkrieg aus und vernichtete mit einem Schlag sämtliche Hoffnungen und Pläne. Sofort lockerten sich die Freundschaftsbande des amerikanischen Gönners, so daß sich Julius Seyler mit seiner Gattin mit wenig Geldmitteln dem Haß der Amerikaner ausgeliefert sah. Zum Glück befanden sich anstoßend an den Riesenpark des Amerikaners zwei Indianer-Reservatorien von dem Stamm „blok feet" (Schwarzfuß Indianer) und „flack-head" (Flachkopf-Indianer), wohin sich Julius Seyler flüchten konnte und wo er als Farmer seinen Unterhalt fand. Als er in Deutschland wieder eintraf, brachte er jene wundervollen Impressionen und Erlebnisse mit, die er als seltener Gast mitten unter seinen Indianerfreunden in freien Stunden malte. Die charakteristische große Note, womit Seyler die Rasseneigentümlichkeiten der Rothäute, jene königliche Gleichgültigkeit, stoische Haltung und vornehme Gebärde wiedergegeben hat, dieselbe zeichnerische Bravour, dieselben malerischen Reize finden wir auch in Bildern wie dem „Belgischen Krevettenfischer zu Pferd." H. G.

Der Beginn des Berliner Theaterwinters

„Zerging' in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst." Auch dieses frohgemute Wort des Hans Sachs, das die ewige Dauer der nationalen Einheit unseres Volks wenigstens auf geistigem Gebiet verheißt, ist zweifelhaft geworden. Auch unsre Kunst ist krank, und nirgend zeigen sich die Symptome der Er-

Digitized by Google

krankung deutlicher als auf dem Gebiet der dramatischen Dichtung und des Theaters. Erschlaffung und Ratlosigkeit scheinen auch die Kennzeichen des neuen Berliner Theaterwinters werden zu sollen. Den ruhmvollen Platz, den sich Berlin als Hauptstadt des Theaterlebens vor dem Kriege erobert hatte und den es auch in der Revolution wenigstens insofern innehielt, als man nirgend kühner mit dem Herkömmlichen brach und Aufsehen zu machen suchte, wird es so bald nicht zurückgewinnen. In den wirtschaftlichen Nöten der Zeit schreiten die Vertrustung der Bühnen und die Auflösung der Ensembles weiter fort. Hand in Hand damit geht die Zerrüttung des Spielplans: Die Kritik hat das den Berliner Direktoren und Schauspielern seit Jahren warnend vorgehalten. Aber in dem lärmenden Getöse des Films verhallte es ungehört, und es mußte erst so weit kommen, daß die Besten unter den Schauspielern selbst der Ekel an der zerfahrenen Wirtschaft überfiel, und da sich kein Führer fand, der sie kommandierte, beschlossen sie, sich selber in Zucht zu nehmen. Ein Schauspielertheater wurde gegründet und spielte unter dem Jubel einer begeisterten Jugend im Zentraltheater die „Räuber". Selbstverständlich, daß das unvergängliche Drama wirkte wie am ersten Tag, selbst in der launischen Bearbeitung, der sie Felix Bernstein und Rolf Nürnberg unterworfen hatten. Selbstverständlich daß starke schauspielerische Wirkungen erzielt wurden, wenn Künstler wie Heinrich George (Karl) und Alexander Granach (Franz), Twardowski (Spiegelberg) und Maria Leiko (Amalia) auftraten. Selbstverständlich war schon die Aufführung an sich ein Verdienst in einem Sommer, der sämtliche Berliner Bühnen der Herrschaft der Operette ausgeliefert hatte. Aber gleichzeitig bewies sie, daß eine Truppe ohne Führer dem Komödiantentum ausgeliefert ist, indem jeder in seinem Stil und auf eigne Wirkung hin spielte, ohne Rücksicht auf den Nebenmann und das Ganze. Geradezu grotesk war der Franz. Granach zappelte, schrie, gestikulierte, aber man verstand kaum ein Wort von dem, was dieser übernervöse Expressionist und unausgebildete Sprecher ins Publikum hineinsprudelte. — Das Schauspielertheater, dem auch Elisabeth Bergner, Ernst Deutsch, Conrad Veidt und andre Größen der Berliner Bühnen angehörten, ist nach einer eindrucksvollen „Elga"-Aufführung und einem Komödienabend des vortrefflichen Etlinger mit den früheren Reinhardt-Bühnen vereinigt worden. Inzwischen hat die „Truppe" unter Berthold Viertels Leitung zu spielen begonnen und zwar im Lustspielhaus mit einer Aufführung des „Kaufmanns von Venedig". Wie auf den Gedanken der „Truppe" das Vorbild des Moskauer Künstlerischen Theaters von Einfluß gewesen ist, so hatten sich die Bühnenbilder von Franz Singer und Frieda Dicker sowie die Kostüme die Russen zum Muster genommen, und es war ein wunderlich-buntes, östliches Venedig entstanden, das spielerisch wirkte, weil es einer kunstgewerblichen Mode gehorchte, das aber dennoch höchst reizvoll war. Kortner spielte den Shylock, Johanna Hofer die Porzia, Leistungen von Kraft und Anmut. Aber die Aufführung im ganzen hatte noch nicht das Gepräge einer einheitlichen Leitung und Leistung. Die verborgene Musik, die in der Komödie klingt, kam nicht zum Tönen. Eine „Truppe" läßt sich eben nicht werben; sie muß sich bilden, wachsen und gebildet werden, bevor sie erfüllt, was ihr Name verspricht, und es ist die Frage, ob sie Zeit

Dagny Servaes. Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert

Digitized by Google

haben würde, zu werden, wozu sie der Führer will und die Führerbegabung Viertels machen möchte. So war auch die Wiederaufnahme von Knut Hamsuns aus Kolportage und Mysterium gemischtem Schauspiel „Vom Teufel geholt" erst ein zweites Gesellen- und kein Meisterstück, zumal die Besetzung, nachdem das kaum gegründete Ensemble durch Austritte so namhafter Kräfte wie Kortners geschwächt war, nicht glücklich genannt werden konnte.

Die Hoffnungen, die man auf Theodor Taggers Renaissance-Theater gesetzt hatte, wurden im vorigen Winter nicht erfüllt. Damals begann die Spielzeit mit dem achtenswerten Versuch, Lessings „Miß Sarah Sampson" neu für die lebende Bühne zu gewinnen. In diesem Jahr kam man auf den Germanistengedanken, des Stürmers und Drängers Klinger „Zwillinge" aufzuführen. Heinz Goldberg zog das Drama in einen einzigen Aufzug zusammen, um die tragische Wirkung zu verdichten. Er peitschte die Schauspieler und die Handlung vorwärts, aber er konnte nicht hindern, daß die Zuschauer eine lähmende Langeweile, eine quälende Ungeduld überfiel, die auch durch eine weit bessere Darstellung nicht zu überwinden gewesen wären. Das lag daran, daß uns das Stück mit seiner Kernfrage nach der Erstgeburt doch eben nichts mehr angeht.

Die moderne deutsche Dramatik haben die Meinhard- und Bernauerschen Bühnen in diesem Winter bisher am eifrigsten gefördert. Nicht in ihrem Komödienhaus, wo ein harmloser Schwank des pseudonymen Fred Robs („Mein Vetter Eduard") dem liebenswürdigen Verfasser und Schauspieler Ralph Arthur Roberts Gelegenheit bot, seine Wandlungsfähigkeit als Schwerenöter, Onkel aus Amerika und Kaffeesachse in ein und derselben Rolle zu zeigen. Das Stück selbst ist nicht der Rede wert. Aber es erheitert auf anständige Weise das Publikum, und das ist heutzutage schon viel wert. Literarischen Aufgaben unterzog sich jedoch das Theater in der Königgrätzer Straße, nachdem es viele Monate von den Ausstattungskünsten der „Wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" und ihrer Fortsetzung gelebt hatte. Von dem bisher auf der Bühne kaum aufgetretenen Dramatiker Hugo Wolfgang Philipp wurde die groteske Tragödie aus dem Jahre 1919 „Der Clown Gottes" aufgeführt, ein Künstlerdrama, das mit der unvermeidlichen Hauptschwäche der Gattung behaftet ist: wir müssen in gutem Glauben hinnehmen, daß der Held ein bedeutender Mensch ist, denn er hat keine Gelegenheit, es uns auf den Brettern durch die Tat zu beweisen. Ein Maler, von Schulden bedrängt, beschließt, für die Welt zu sterben, indem er einem Selbstmörder seine Papiere zusteckt und unter fremdem Namen weiterlebt. Sobald er standesamtlich tot ist, reißt sich die bisher so spröde Menschheit um seine Bilder, doch als er nun auf seinen alten Namen Anspruch macht, wird er überall abgewiesen, ja er gerät sogar in den Verdacht, sein eigner Mörder zu sein. Schon hat ihn der Scharfrichter beim Kragen, und er müßte nach dem Willen des Dichters unfehlbar den Kopf verlieren, wenn er sich nicht aus der erdichteten Wirklichkeit durch den alten romantischen Sprung ins Publikum rettete: „Ich bin ja der Schauspieler Hans Herrmann! Was willst du denn von uns?" Schon aus der knappen Inhaltsangabe geht hervor, daß das Drama auf Voraussetzungen beruht, die aller Wahrscheinlichkeit spotten, weil sie mit dem bürgerlichen Leben zu fest verwurzelt sind, als daß sie dieser Dichter in die luftigen Höhen staubbefreiter Phantastik zu heben vermöchte. Aber von diesem Grundfehler abgesehen: das Stück spannt und wirkt; ist richtiges Theater, und wenn man sich während des Spiels ein dutzendmal sagt: „Das ist Unsinn", man wird gefesselt und geht mit bis zum Schluß.

Dessen konnte sich ein Dichter von Vollgehalt, Franz Werfel, mit seinem Schauspiel „Schweiger" nicht rühmen. Als der Vorhang aufging und die herzensinnige Frieda Richard als alte Nachbarin Strohschneider von den Geheimnissen des Übersinnlichen in rührender Einfalt und doch nicht ohne einen Schimmer der Erhabenheit auf Wienerisch plauschte, schlichte, alltägliche Worte und dennoch jedes mit Bedacht von einem weise wählenden Kunstverstand an den einzig rechten Platz gestellt, überkam einen das schöne Gefühl der Sicherheit: dieser Abend wird kein verlorener und vielleicht ein Erlebnis sein. Und gern ging man mit, als die Handlung sich in wunderlichen Rätseln bewegte: Schweiger, Uhrmacher seines Zeichens (Ernst Deutsch), lebt in glücklicher Ehe mit seinem Weib Anna (Dagny Servaes). Aber eine Trennungswand wie eine Glasscheibe steht zwischen ihnen und erfüllt die Frau oft mit Schauder. Schweiger ist ein seltsamer, fast heiligmäßiger Mann, der von seinen Nachbarn hochgeachtet und geliebt wird. Aber er leidet unter einem unbestimmten Druck, den Nachwehen einer Krankheit, an die er sich nicht mehr genau erinnern kann. Grade jetzt scheint sich dieser Druck zu lösen. Ein Kind will die Ehe beglücken. Schweiger wird aufgefordert, sich als guter Bürger in den Dienst der sozialistischen Partei zu stellen; man hofft, in ihm eine Art Messias gefunden zu haben. Da tritt das Unglück mit dem Arzt in das Haus, der ihn vor Jahren geheilt hat (Hermann Vallentin). Bis hierher ist alles gut mit Ausnahme der politischen Rolle, die dem zerbrechlichen Träumer zugemutet wird, und gerade die Politik ist es unglücklicherweise, die die Katastrophe des Dramas herbe führt. Schweiger hat in einem Anfall von Wahnsinn ein Kind erschossen und deswegen im Irrenhause gesteckt. Der Psychiater hat die Erinnerung an diesen Vorfall wie die ganze ehemalige Existenz

Digitized by Google

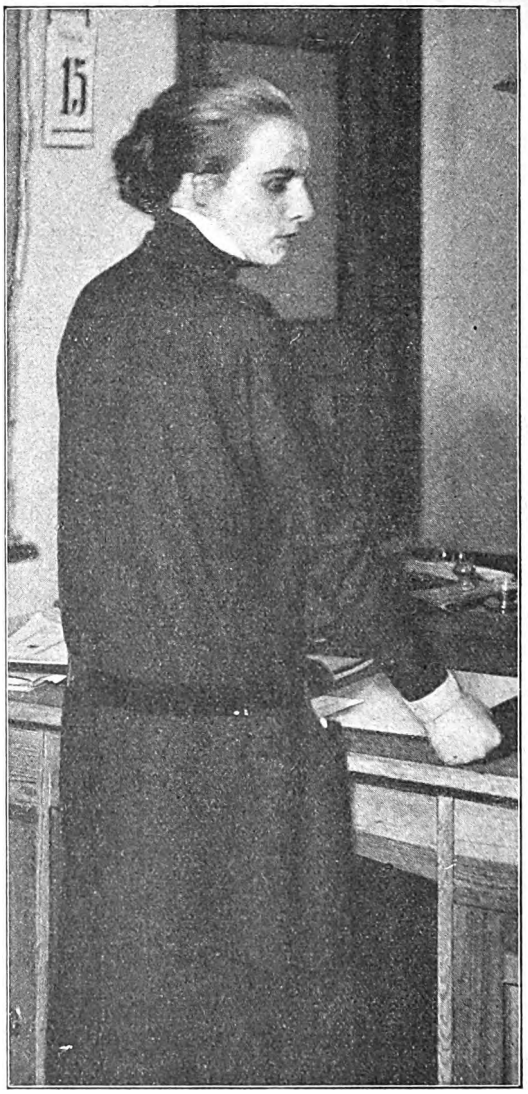
ausgelöscht. Jetzt gibt er ihm die Erinnerung wieder. Und warum? Weil er ein strammer Hakenkreuzler ist und Schweiger für die Sozialdemokratie kandidieren soll. Diese äußerliche und darum nicht erschütternde, sondern uns empörende Grausamkeit zerbricht die Ehe Schweigers. Seine Frau wendet sich von ihm und läßt ihr Kind töten. Er selbst glaubt zu sühnen, indem er sein Leben für eine Kinderschar einsetzt, die er aus einem brennenden Schiff rettet. Aber unter dem Eindruck des Abfalls seiner Frau bricht der Wahn wieder aus und nur der Selbstmord rettet ihn vor neuer Untat. Dieser zweiten Hälfte des Dramas fehlt trotz einem sputhaften Leidensgenossen Schweigers (Hans Hermann) die seelische Tiefe, der metaphysische Untergrund, und was sich darstellt, ist eine grobe Sensation, die nur die Werfelsche Sprache und die Darstellungskunst des freilich etwas weichen Ernst Deutsch erträglich machten.

Am Lessingtheater, das nur noch kurze Zeit unter des klugen und verantwortungsbewußten Barnowsky Leitung stehen wird — es geht an den Rottertrust über — gab es den „Unbestechlichen", ein Lustspiel Hugo von Hofmannsthal. Der Unbestechliche ist ein treuer Diener seines Herrn, ein Theodor, der seinem etwas leichtlebigen Baron die Reinheit des Gewissens und das Eheglück erhält, indem er mit lustigen und kunstvollen Mitteln zwei Damen zum Hause hinausmanövriert, die ihm gefährlich scheinen und es auch sind. Max Pallenberg spielt diesen Theodor in seinem drolligen Kauderwelsch von österreichisch-gebildetem Hochdeutsch und bäurischem Ruthenisch, denn er stammt aus der Ukraine. Viele behaupten, Pallenberg allein trage das Stück. Das ist, bei aller Anerkennung des Künstlers, ungerecht gegen Hofmannsthal, der in diesem Lustspiel altwienerische Überlieferung wiederaufgenommen hat, nicht so geschickt wie Bauernfeld, nicht so drastisch wie Nestroy, nicht so poetisch wie Raimund, aber von allem ein bißchen und in geschmackvoller Mischung. Dieser Abend atmet Behagen. Der alte Wurstl lebt immer noch, und vielleicht wäre es das Beste für die Bühne unsrer Zeit, sie finge wieder da an, wo das Kasperletheater aufhört: bei der alten deutschen Posse.

Mit der vielgepriesenen Problematik kommen wir nicht mehr weiter. Das merkten wir recht deutlich, als einige Wochen später

Szenenbild aus dem ‚Kaufmann von Venedig'
Vorn: Johanna Hofer als Porzia. Aufnahme Zander & Labisch

Digitized by Google



Fräulein Meingast als Tochter in Frau Warrens Gewerbe
Theater am Kürfürstendamm. Aufnahme Zander & Labisch

das Lessingtheater Strindbergs „Rausch“ neu aufnahm. Auch dieses noch im vorigen Winter verhältnismäßig feste Ensemble hat aus ganz Berlin sich Hilfen geholt. Man sah jetzt Kortner, in Rolle wie Stil gleich schlecht am Platz, die zarte Denera, die früher dem Deutschen Theater gehörte, Gerda Müller, die im Staatstheater zur Heroine gewachsen ist, und neben den Neulingen auf diesen Brettern die zuverlässige Kunst von Ilka Grüning und Theodor Loos. Aber selbst so bedeutende Kräfte vermochten das Stück nicht lebendig zu machen. Wie fern ist uns diese Kunst schon wieder gerückt und vor ein paar Jahren noch schien es die Kunst zu sein.

Von überraschend poetischer Wärme waren die Bühnenbilder César Kleins. Dieser Künstler, der sich oft so wild gebärdet hat, war hier zart und fast weich geworden. Er hatte das philiströse Drama in den silbergrauen Schleier romantischer Ferne gehüllt und so da weitergedichtet, wohin Strindberg zu gelangen hier nicht geglückt ist: am Märchen, das tragisch und heiter über dem Alltag schwebt und ihn verklärt.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Waldemar Bonsels: Narren und Helden. Aus den Notizen eines Vagabunden (Frankfurt a. M. 1923) — Hermann Hesse: Siddhartha. Eine indische Dichtung (Berlin 1923) — Ludwig Finckh: Der Vogel Rock (Stuttgart 1923) — Robert Hohlbaum: Zukunft (Leipzig 1923) — Herbert Eulenberg: Erscheinungen (Stuttgart 1923) — Ernst Heilborn: Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert (Wien 1922)

Ein neues Buch von Waldemar Bonsels bedeutet für mich immer ein kleines Fest, zumal wenn es seinen „Notizen eines Vagabunden" entstammt. Jetzt liegt der dritte Band dieser eigenartigen Erzählungen vor: Narren und Helden. Wie ich schon bei „Eros und die Evangelien", dem vorhergehenden Bande, betonte, ist unter dem Bonselschen Vagabunden kein abenteuernder Landstreicher oder gar Gauner zu verstehen. Vagabundus heißt bekanntlich in wörtlicher Übersetzung unstet; damit ist, zumal, wenn man dies Wort auf den inneren Menschen mitbezieht, der Bonselsche Stromer am einfachsten gekennzeichnet. Ein ruheloser Erdenfremdling ist sein Vagabund und doch so gar fremd nicht, denn er liebt diese Erde wie der Landstreicher seine Wanderstraße als seine eigentliche Heimat, auf der er doch immer — ein Fremdling bleibt. Ein Seelensucher ist der Bonselsche Vagabund. Nicht dort, wo er gute Unterkunft und Verpflegung findet, verweilt er mit Vorliebe, sondern wo er wesentliche Menschen entdeckt, mag auch ihr Kern unter Lumpen oder Narrenkappen verborgen sein.

Todkrank bricht der Vagabund in einem Winkel der Großstadt zusammen. Er wird von einem seltsamen Paar aufgelesen und in dessen kleines Heim gebracht; der Mann ist ein junger Verbrecher und sie, aus besseren Kreisen stammend, seine Geliebte. Jannot, so heißt der Bursche, wird bald darauf für einige Monate hinter Schloß und Riegel gesetzt, so hat der langsam Genesende Zeit und Gelegenheit, die „Els" kennen und lieben zu lernen. Es ist freilich nur eine platonische Liebe, denn Els bleibt ihrem Geliebten treu, aber was sie dem armen Vagabunden, der still zu Bett liegt, bedeutet, erfahren wir am besten aus seinen eigenen Worten: „Wie doch ihr Wesen das Zimmer und Herz mit Glück und Licht füllen konnte! Du Wohlgestalt, du teurer Schein, lieber Klang, jubelte es in mir und überströmte mich mit Jugend, Genesung und Glauben. Nein, ich werde dich nicht beschreiben, niemals und niemandem, Els! Sei wieder und immer bei mir, wie Wind und Lieder, du schöner Trost."

Man erkennt hieran, nach welchen Gesichtspunkten Bonsels seine Menschen einschätzt. Nicht die Etiketten landläufiger Sittenlehre und bürgerlicher Lebensanschauung gelten für ihn, er sucht, ohne sich dabei in einer Umstürzler- oder auch nur Reformator-Geste zu gefallen, das Wesen des Menschen, in seiner Wurzelechtheit, in seinem Gleichgewicht, seiner Gesundheit und sinnvollen Selbstsicherheit. Von diesem Standort aus hat auch Jannot seinen Wert in einer Kraft, Einheit und ruhigen Geschlossenheit, die freilich nicht mit den Maßstäben herkömmlicher Idealbilder gemessen werden dürfen, die aber seiner ganzen Erscheinung den Ausdruck vollkommener Unschuld und frohsinniger Bescheidung geben. „Das Lesen verdirbt mir die Laune," sagt er einmal, „ich beschäftige mich ja auch selbst." Womit er sich beschäftigt, erfahren wir nur andeutungsweise, wie denn eine eigentliche, abgerundete „Handlung" in dieser Erzählung ebensowenig zu finden ist, wie in der zweiten Geschichte des Buchs: „Gregor".

Hier kehrt der Vagabund, ganz im Gegensatz zu der ersten, in einem entlegenen Dörflein ein; aber aus der flüchtigen Wandererrast werden Tage und Wochen, denn eine wunderliche Gestalt ist es, die ihn mächtig anzieht und zurückhält: Gregor, ein alter kranker Lehrer außer Dienst, ein wenig närrisch und kindisch, aber von einer seltsam strahlenden und wärmenden Herzensgüte. Er paßt nicht in diese Welt, wo jeder seinen Erwerb und Vorteil sucht, er lebt still für sich, mit der Genügsamkeit und Selbstzufriedenheit Jean Paulscher Schulmeisterlein, nur mit anderen Augen gesehen und bestimmter umrissen. Auch den Gregor erhebt sein Herzensreichtum über alle Not der Erde, auch er ist ein Trost und Labsal für alle Menschen, die nicht der Oberfläche verhaftet sind. Die Frau seines Nachfolgers erzählt einmal, wie ihr Kind ihn im Wald getroffen, auf einem Baumstumpf sitzend. Als Gregor es ansieht, läuft das Kind „in den Schein seiner Augen hinein, als liefe es in die Sonne. Ich habe so etwas nicht für möglich gehalten und niemals im Leben wieder gesehen," setzt die Mutter hinzu.

Alles in dieser schönen Erzählung bedeutet inneres Erleben, gehoben durch Betrachtung und Gedanken. Die Form ist vollkommen locker, tatsächliche Vorgänge sind gleichsam nur eingestreut. Bonsels treibt diese Formlosigkeit jetzt weiter als in seinen

Digitized by Google

„Menschenwegen", die Art, wie er in der ersten der beiden Erzählungen die Hauptgestalten um- und beschreibt, wie er namentlich den Jannot, bevor er wirklich kommt, immer wieder, gleichsam als Schattenbild, auftauchen läßt, so daß der Leser ungeduldig wird, ist geradezu unkünstlerisch. Das muß Waldemar Bonsels einmal gesagt werden, bevor er sich weiter auf diesem Wege verirrt. Dazu kommt, daß er sich oft wiederholt; nicht wörtlich, aber dem Sinne nach. Dennoch sind „Narren und Helden" ein wundervolles Buch, blitzend von Kleinodien der Sprache, strahlend von Geist, Herz und tiefer Menschengüte, erhebend durch den Anblick eines ernsten Suchers nach dem, was nottut, nach Werten der Ewigkeit und der Vernunft, befreit von allen Vorurteilen des Alltags und der Menge.

Ein solcher Sucher ist auch Hermann Hesse geworden. Schon seine letzten Veröffentlichungen deuteten daraufhin, jetzt hat er in Siddhartha, einer indischen Dichtung, eine Frucht dieser großen inneren Reife geboten. Er hat den geschichtlichen Begründer des Buddhismus, Siddhartha, der Überlieferung ziemlich getreu nachgezeichnet, ohne daß er dabei die Unwahrscheinlichkeiten der Legende — die unbefleckte Empfängnis, die Verwandlung aus einem weißen Elefanten usw. berücksichtigt. Wir sehen ihn aufwachsen im Schatten des Salwaldes, in der Sonne des Flußufers, schön und weise, nach höchster innerer Vollendung dürstend. In solchem Streben wird er mit seinem Freunde Gorindo ein Samana, ein Asket, der in der Abtötung des Fleisches bis zur äußersten Grenze geht, voll tiefer Verachtung alles menschlichen Treibens, selbst der Arbeit und der Liebe. Alles log, und nur vom Ich hinweg wollte er gehen, den Weg der Entselbstung durch den Schmerz, durch das freiwillige Erleiden und Überwinden des Schmerzes, des Hungers, des Durstes, der Müdigkeit. Er ging den Weg der Entselbstung durch gedankliche Versenkung, durch das Leerdenken von allen Vorstellungen. Aber mag er dem Ich tausendmal entfliehen, unvermeidlich ist die Rückkehr, unentrinnbar die Stunde, in der er sich wiederfindet. Drei Jahre erträgt Siddhartha mit seinem Freunde diese quälende Ichflucht, dann gehen beide zu Gotama, einem Buddha, der vielen Anhang findet. Auch dessen Lehre genügt dem Sucher Siddhartha nicht, aber er sieht und erlebt in Gotama einen vollkommenen Menschen und tiefen Weisen, der ihn wieder zu sich selbst zurückführt, der ihm sein Ich als Geschenk bringt. Mit erwachten Sinnen geht er nun durch ein langes Leben, er lernt alles kennen: Genuß und Freude, Liebe, Haß und Schmerz, Armut, Reichtum, Elend und Macht. Aber alles äußere Geschehen ist ihm — und hier auch dem Dichter Hesse — Nebensache. Als Siddhartha in der Mitte seines Lebens über seinen Weg nachsinnt, spricht er: „Närrisch ist er, dieser Weg, er geht in Schleifen, er geht vielleicht im Kreise. Mag er gehen, wie er will, ich will ihn gehen." Und das ist der tiefste Sinn dieses Buchs, wenn er sich überhaupt auf eine so knappe Formel bringen läßt: Sei du. Lebe so wie du mußt, magst du auch oft dich wandeln und ein anderes Gewand tragen, lebe dein notwendiges eigenes Leben, und umfasse es zuletzt mit dem leisen, sanften Lächeln des Siddhartha, das der Dichter selber als Gewinn aus seiner tiefen Weltbetrachtung gezogen zu haben scheint, das Lächeln des Vollendeten. Mit bewundernswerter Schlichtheit, in dem weihevollen, gleichmäßig getragenen Ton der biblischen Legende, in einer abgeklärten klingenden Sprache — die mitunter an Nietzsches Zarathustra erinnert — gibt Hesse hier das Testament eines Überwinders und Lebenssiegers, ein Buch der Weisheit und der Schönheit, wie wir ihrer nicht viele haben im Schrifttum unserer Zeit.

Aus fernen Ländern kommt auch Der Vogel Rock geflogen; aus arabischen Märchen ist er aufgestiegen, dieser fabelhafte Vogel, der einen Elefanten durch die Lüfte zu tragen vermag. Aber da kein anderer als der schwäbische Dichter Ludwig Finckh der Verfasser dieses Buches ist, so ahnt man schon, wenn man es in die Hand nimmt, daß der Sagenvogel nicht gar weit von der deutschen Heimat, deren Schönheit nur wenige so zu preisen und zu lieben wissen, wie Finckh, seine Schwingen entfalten wird. Und wirklich: Vogel Rock ist nur ein Sinnbild für die deutsche Auslandsehnsucht, die doch wieder zur Heimatliebe wird und werden soll und „den treuen Deutschen im Ausland" ist das Buch gewidmet. Die hübsche Geschichte aber, die sich unter dem Schutz so starker Schwingen spinnt und löst, spielt im Herzen der Finckhschen Heimat, bei seinem Geburtsort, auf der Reutlinger Alb. Gar schön muß sich's da träumen, wenn man als Roßbub von Sankt Johann draußen auf der Weide unter der alten Heidenbuche liegt und, während seine Pfleglinge, die vielen Fohlen, wie Kinder in der Sonne spielen, dem Mäusebussard nachschaut, der seine Kreise höher und höher zieht, bis er noch ein bräunlicher Punkt im Äther ist.

Das Träumen besorgt Andreas Rockstroh, der Roßbub, denn auch gründlich. Und da er einen freundlich-gütigen Dichter hat, dem er sein Schicksal verdankt und dem er ans Herz gewachsen, nein dem er aus dem Herzen gewachsen ist, so hat er das Glück, diese Träume auch erfüllt zu sehen.

Nicht nur, daß er auf der schönen Vollblutstute Solenka als Vorreiter nach Reutlingen hineintraben und das schöne Neckarland mit liebenden Augen bestaunen darf — er trifft auch die nicht minder schöne Agnes dort, die später sein Weib wird. Aber bevor dies geschieht, hat sie der Vogel Rock übers große Meer getragen, sie geht nach Kolumbia in Südamerika. Und bald

Digitized by Google

ruft sie auch ihn hinüber; der deutsche Pflanzer, bei dem sie in Stellung ist, sucht einen Aufseher. Für ein rundes Dutzend Jahre muß er sich verpflichten, aber nicht umsonst hat Agnes den Vatersnamen „Glück“; als Gutsleiter findet er bald ein reiches Arbeitsfeld, ein eigenes Häuschen, ein behagliches Heim, in dem das Lachen gesunder Kinder schallt. Mitten in ihr junges Glück kommt die Nachricht vom Weltkrieg. Schwer wird jetzt auch die Zeit für diese Deutschen, aber sie überstehen sie in festem Zusammenschluß um ihren Landsmann, den Plantagenbesitzer. Als aber die Kunde vom Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet zu ihnen gelangt, da trägt der Vogel Rock sie noch einmal in die Heimat hinüber: auf der Reutlinger Alb bauen sie ein Haus, das die Deutschen von Kolumbia errichten, eine Herberge und Hochschule. Deutsche Jungen und Männer sollen dort erfahren und lernen, wie es in der Welt zugeht und dann hinüberfahren nach Südamerika, die deutschen Kinder von dort aber sollen nach der alten Heimat kommen und dort Deutsche werden. So muß ein Strom hin- und hergehen zwischen den Deutschen draußen und drinnen, anders als vorher. „Es sollte ein Volk zertreten werden durch Trug und Zwang. Und reckt das Haupt und schüttelt die Ketten ab.“

Ja — wenn es soweit erst wäre! seufzt man unwillkürlich, indem man das Buch aus der Hand legt. Aber ist es nicht schon erquickend, in diesen Tagen der Mutlosigkeit und Verzagtheit solch einen tapferen Ruf auch nur zu vernehmen? Sei bedankt, Ludwig Finckh, für deinen Vogel Rock, der uns auf starken Fittichen in ein Traumland entführt, wo die Hoffnung blüht und ein junger Baum der Zuversicht wächst! Ein wahrhaft erfrischendes Bekenntnis, eine Arznei und ein Heiltrunk in kranker Zeit! Es bedarf bei Finckh kaum der Erwähnung, daß der Roman vortrefflich geschrieben ist, namentlich das Naturleben auf der Reutlinger Alb ist köstlich dargestellt, Herzenswärme, Lebensfrische und Heimatfreude quellen hier aus tiefem Born.

Von der Not der Zeit will sich auch Robert Hohlbaum in seinem Roman Zukunft befreien, der uns in eine der vorigen polar entgegengesetzte Umwelt führt, in das Wien der Nachkriegszeit. Bekannte und weniger bekannte Typen tauchen auf, reden sehr viel und erörtern so ziemlich alle Fragen, die in jener bewegten Zeit an der Tagesordnung waren. Da sind die Gegensätze der Schule, die neue internationale und die alte, zäh an der Überlieferung und an der Volksgemeinschaft festhaltende Richtung, da stellt sich der proletarisierte Richter ein, der ehemalige Offizier, der nach dem Kriege ein Prophet des Weltfriedens geworden ist. Er führt große Worte von der neuen Zeit im Munde, muß aber erkennen, daß ein wirklich Neues, eine Wandlung des Ganzen zum Guten im einzelnen Menschen beginnen müsse, daß wertvoller als das große Wort die persönliche Entsagung und Menschenliebe sei. Eine ganze Reihe solcher Vertreter bestimmter Zeitgattungen — Kriegsgewinnler, zweifelhafte Literaten usw. — tauchen auf und führen ihr besonderes Dasein in diesem Roman des Nebeneinander, endlich eine mystische Persönlichkeit, Fridolin Parz, eine Art Inbegriff des Deutschtums. Dieser Alte, ein wenig Narr und sehr viel Prophet, glaubt fest an die Wiedergeburt deutschen Wesens, dazu dürfe man nicht das heilige Erbteil der Vergangenheit wegwerfen, sondern müsse es auf einer höheren Stufe wiedergewinnen. Alle diese Personen, deren Schicksale oft nur lose miteinander verknüpft sind, reden viel und gut, sie helfen alle, positiv und negativ, den Grundgedanken des Romans ausprägen, die brennende Frage: Wie kommen wir heraus aus den Nöten der Gegenwart zu einer gesunden Zukunft? In der Jugend schlummert auch Hohlbaums Hoffnung: „Lauscht, Jungen! Einmal wird eine Stimme euch rufen, die ihr heute nur leise hört im Rauschen des Stroms, im Wehen des Windes! Das soll euch immer als Erinnern begleiten, bis es einmal anschwillt zum Gebot der Stunde, die eure Tat will!“ Ein ehrlicher Ruf.

Abseits von den Nöten der Zeit geht Herbert Eulenberg, vielleicht um sich von ihrem lähmenden Druck zu befreien, seinen stillen Weg der Betrachtung, die ihn diesmal vor die Erscheinungen großer Menschen aller Völker führt: Dichter, Künstler, Staatsmänner und Reformatoren. Er beginnt mit Luther und Kant, macht dann einen Flug ins Ausland zu Swedenborg, Swift, verweilt lange bei den großen Malern und Tonschöpfern verschiedener Völker, kuschelt sich für eine Weile bei den deutschen Dichtern Eichendorff, Uhland, Freiligrath ein, um zu Walt Whitmann und zuletzt zu dem größten Lyriker Chinas Li Tai-Pe einen gewinnbringenden Gleitflug zu machen. Nicht als ob Eulenberg von diesen großen Erscheinungen der Menschensiedelung nun sorgfältige, wohlumrissene Bildnisse gäbe, es ist gerade der Reiz dieses Werkes, daß ein schauender Dichter es geschrieben hat, der eine Seite der großen Persönlichkeit, die ihm besonders fesselnd erscheint (vielleicht weil sie im Augenblick seine Gedanken auf Zeitliches lenkt, vielleicht, weil sie einen Klang in seinem Empfinden entbindet) beleuchtet, so zwar, daß wir die Umrisse der ganzen Gestalt wohl erkennen, aber sie doch eben von einer neuen Seite oder wenigstens in besonderer Lichteinstellung sehen. Eulenberg mißt hier mit den feinen Maßstäben eines Künstlers. Von Martin Luther scheint ihm nur ein Gesamtbild der ganzen Persönlichkeit die rechte Anschauung zu geben, von Kant hingegen greift er einen Sektor sozusagen aus dem Kreise seiner Lehre und seines Wirkens heraus, seine Stellung zur Frie-

Digitized by Google

densfrage, die der Philosoph bekanntlich in seiner Altersschrift „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf" niedergelegt hat. Eulenberg läßt ihn diese seine Anschauung gegenüber dem kriegseifrigen Rittmeister von Palzow entwickeln und widerlegt oder sucht zu widerlegen die Einwände, die gegen den Pazifismus gemacht worden sind, wobei die Beweise freilich nicht gerade den Eindruck hundertjährigen Alters machen. Kant betont ausdrücklich, daß er mit „unvorstellbar langen Zeiträumen rechnet", um so überraschender, daß Eulenberg die Spitze seiner Betrachtung zum Schluß gegen den heutigen Völkerbund wendet, indem er Kants Idee von einem solchen Bund als leuchtendes Vorbild hinstellt. Es führt freilich zum Nachdenken, wenn es bei Kant heißt: „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden ist." Man sieht: nicht immer wandert der Dichter abseits von den Nöten der Zeit, er geht ihnen auch einmal kräftig zu Leibe. Aber das ist nur eine Ausnahme. Im allgemeinen hat es Eulenberg wieder trefflich verstanden, in der anziehenden Form einer guten Erzählung die Erscheinungen großer Männer dem Leser plastisch vor Augen zu stellen und in Kürze ein Bild ihres Wesens und ihrer Bedeutung zu geben. Nur noch ein Beispiel: Wie weiß er uns gleich in die Umwelt und in den Anschauungskreis Ferdinand Freiligraths zu führen, wenn er bei einem Zechgelage des Gesangvereins „Arion" im alten Lindenhof zu Bielefeld zu Ehren Freiligraths, des Dichters bärtiges Löwenhaupt hinter einem Eiskübel auftauchen läßt. Nicht, um ihn als unverhohlenen Weinfreund darzustellen, der er ja war, sondern um die Gedanken und Gefühle zu schildern, die den aus der Verbannung zurückgekehrten achtundfünfzigjährigen Dichter aus diesem lauten Freundeskreise in die Einsamkeit führen und um daran eine bei aller Knappheit herzenswarme und verständnisvolle Würdigung des Mannes und Dichters Freiligrath zu knüpfen. Das 22 Kopf- und Brustbilder bedeutender Menschen umfassende Buch gehört zu den reifsten und farbigsten des Kulturmenschen Eulenberg.

Einen kürzeren Radius hat der Kreis, den Ernst Heilborn in seiner Schilderung der Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert unter dem Titel „Die gute Stube" umschreibt.

Heilborn ist als einer unserer besten Literaten und als eine feine Natur bekannt. Der Krieg hat auch ihm einen schwer erschütternden Verlust gebracht. Wir sahen in seinem nachdenklichen Buch „Vom Geist der Erde", wie er sich durch den Schmerz hindurchzuarbeiten, wie er Trost und Hilfe bei allen großen Glaubenskündern der Menschheit suchte, um endlich zur Arbeit des Tages, zur Erde zurückzukehren, mit dem Willen zum Guten. Wir sahen dann in seiner „Kupfernen Stadt", wie der geborene Berliner seine Vaterstadt mit beobachtender Liebe in wechselnder Beleuchtung skizziert, und nun legt er uns in dem hübsch ausgestatteten Werk Die gute Stube eine Sammlung von Erinnerungen an das Berlin im vorigen Jahrhundert auf den Tisch, der man die Liebe nachfühlt, mit der sie geschaffen ist. Wenn dies Erinnerungsbuch mitunter wehmütig stimmt, so ist es nicht Schuld des Verfassers, der sich von jeder Sentimentalität freihält. Es ist der unabweisbar sich aufdrängende Vergleich mit dem Berlin von heute, dem atemlosen, nach Gewinn und Genuß brutal gierenden, überlauten, geschmacklosen Berlin und seinen meist widrigen Gesichtern ...

Wie wunderbar anheimelnd und innerlich beruhigend wirkt, gleich wenn wir das Buch aufschlagen, das farbige Titelbild „Abendgesellschaft in Berlin 1825", nach dem bekannten Gemälde von Julius Schopper im Märkischen Museum. Wie behaglich sind da Männlein und Weiblein beim Kerzenschein gesellt: Die Frauen haben eine Handarbeit vorgenommen, das Spinett ist aufgeschlagen, die Männer, unter denen man Künstler und Schriftsteller erkennt, führen bei der Pfeife ernste Gespräche. Aus solchen Bildern traulicher Erinnerung ist auch der Inhalt des Buches zusammengesetzt, das in keinem Altberliner Hause fehlen sollte. Es bedeutet nicht etwa nur ein Schwelgen in Erinnerung, das hübsch ausgestattete Werk bringt auch fesselnde Dokumente: Tagebücher, Biographien, Memoiren, die durch viele gute Bildnisse (Liszt, Gentz, Chamisso, Unzelmann, Herz, Prinz Louis Ferdinand, Humboldt, Varnhagen, Mendelssohn, Heyse, Schleiermacher, Franz Elßler, Lassalle, Franz Duncker) gleichsam lebendig werden. Die „gute Stube" — das bescheidenere Wort für „Salon" — vereinigt die besten Kreise der damaligen Berliner Geselligkeit, sie pflegt einen guten Geist, den der Verfasser treffend so charakterisiert: „Von Geselligkeit im tieferen Sinn kann nur da die Rede sein, wo aus den einzelnen Geistigkeiten Gemeinsamkeitsgeist entsteht." — Heilborns „Gute Stube" ist nicht nur ein bedeutendes Kulturdokument, sie ist auch, namentlich für Berliner, ein Werk liebevoller Erinnerung, geistiger Anregung und Verinnerlichung.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
38. Jahrg. / Februar 1924 / 6. Heft

Thaddäus

Der Roman eines jungen Herzens

Nach Aufzeichnungen Gustav Danneggers, des Vikars

Von Paul Oskar Höcker

Fortsetzung

Dienstag den 15. Juli.

Thaddäus hat die Nacht über in seinem Zimmer gepackt, ist frühmorgens beim Direktorium angetreten und hat erklärt, er müsse bereits mit dem Einuhrzug nach Dresden abreisen; dort erwarte ihn seine Mutter.

Es ging darauf alles Hals über Kopf. Von Klasse zu Klasse lief er und nahm eilig Abschied. Ich hatte eine Stunde Pause, saß auf meiner Stube und korrigierte Aufsätze; so bekam ich ihn überhaupt nicht mehr zu sehn. Der Gärtner hat ein Auto aus Potsdam beschaffen müssen, um das Gepäck fortzubringen. Vetter Theo begleitete ihn nach Berlin. Nach elf Uhr entdeckte Liselotte, daß Thaddäus seine Brieftasche im Nachtkasten vergessen hatte. Da schwang sie sich also rasch aufs Rad, um in Neubabelsberg den Zug der Potsdamer Stammbahn zu erreichen. Meiner Schätzung nach ist sie zwanzig Minuten vor Abgang des Dresdner Zuges auf dem Anhalter Bahnhof eingetroffen. Da hat also Thaddäus seine Brieftasche doch noch erhalten — und Lilo ihren Abschiedskuß.

Sonnabend, den 19. Juli.

Die Untersuchung wider Unbekannt ist im Sande verlaufen. Die eigentlichen Übeltäter scheinen sich damit abgefunden zu haben, daß Thaddäus als der Schuldige gilt.

Aber ich bin mit Liselotte einig geworden, daß wir's dabei nicht bewenden lassen. Die Jungen sollen erfahren: es ist ganz gleichgültig, wer von ihnen es war. Wichtig ist nur, festzustellen: daß es Thaddäus nicht war.

Mittwoch, den 23. Juli.

Heute ist Kaspar Bruneck mitten in der Lateinstunde aufgestanden und hat sich als Täter gemeldet.

Ich wußt' es schon seit Beginn der Woche. Liselotte hat's herausgebracht. Aber sie beschwor mich, sie nicht zu verraten. Keine Angst, kleine Lilo!

Da Mödlin II als Gefangenschaftsrekonvaleszent vom Roten Kreuz ausersehen war, ein paar Dutzend unterernährter Mittelstandskinder von Nowawes nach Schweden zu begleiten, mußt' ich wieder den Unterricht in Sekunda übernehmen. Vetter Theo meinte, Thaddäus, der zumeist meine Crux gewesen, habe ja nun die Klasse verlassen, also würde mir's vielleicht nicht mehr so viel Schwierigkeiten bereiten, den rechten Ton zu finden. Den ‚rechten Ton'. Er wollte mich beileibe nicht kränken.

Nun, die Jungen haben sich auf einen Kampf gefaßt gemacht, der ihnen ein Fest sein sollte. Aber es kam zu keinem Kampf und zu keinem Fest. Liegt's an mir? Es wird wohl doch der ‚rechte Ton' sein, den ich jetzt angeschlagen habe. Aber der wackere Vetter Theo war es wahrlich nicht, der mir den beigebracht hat. Zwei stumme Lippen haben mich ihn gelehrt. Immer sehe ich den in trotzigem Stolz geschlossenen Mund von Thaddäus. Es ist viel Dünkel und Rechthaberei und Schulmeisterei in mir erstorben.

In den letzten beiden Wochen vor Ferienbeginn gilt es noch allerlei Versäumnisse des Lehrpensums nachzuholen. Ich zanke nicht, sondern appelliere ans Pflichtgefühl; ich er-

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

innere daran, daß doch selbst unser ehemaliger Kamerad Thaddäus, trotzdem er der beste Schwimmer, der beste Fußballspieler und der beste Turner war, mit seinen Lektionen für Latein und Geschichte nie im Rückstand geblieben ist. Selbst Thaddäus! Ich tue so, als hielt' ich ihn für eine gefallene Größe in ihren Augen, seitdem er Reißaus genommen hat.

Jeden Tag fiel ein Wort, das etwas in ihnen aufwiegelte.

Bis der Schülerrat dann endlich heute früh zusammentrat und Beschluß faßte: Kaspar Bruneck sollte sein Geständnis ablegen.

Es herrschte Schweigen in der Klasse, nachdem er gesprochen. Ich winkte Kaspar Bruneck gelassen zu, sich wieder zu setzen.

„Die Sache soll damit also abgetan und vergessen sein," sagt' ich. „Jedenfalls danke ich dir, Kaspar, daß du den Verdacht nicht auf Thaddäus ruhen lassen willst."

„Aber ich bin es wirklich gewesen, Onkel Gustav."

„Hm. Ja. Und wenn ich dir's nun nicht glaubte?"

„Du sollst Thaddäus so etwas nicht zutrauen. Ich war's. Ja, es war kindisch, ich weiß. Und Thaddäus hätte es gewiß nie getan. Das sagen alle. Frage nur einmal, Onkel Gustav."

Da sah ich nun die Reihen entlang, ernst und bewegt, und ich sah in offene gute Augen. Zum erstenmal sah ich, daß sie gar nicht so bösartig sind.

„Er muß doch wohl besser sein als wir alle," sagte ich nach einer Pause. „Daß er solch ein Andenken hinterlassen hat. — Und wenn künftig ein Zorn oder eine Grausamkeit eines von uns wieder einmal mit fortreißen will, Jungen, dann sollten wir uns insgeheim alle immer fragen: halt, würde Thaddäus dazu fähig sein?"

Sie saßen still und betroffen da. Endlich sagt Fritz Schulz mit seiner komisch mutierenden Stimme, die im Kinderdiskant anhebt und in Baßtönen endigt: „Das ist aber furchtbar nobel von dir, Onkel Gustav, daß du das jetzt sagst. Grade du."

„Warum gerade ich? Ich weiß, wie oft ich ihm unrecht getan habe, Jungen."

Keiner rührt sich. Es ist, als ob sie den Atem anhielten.

Weiter ging's dann im Unterricht. Es wurde übersetzt. Ich war mit Lust bei der Sache. Und ein neuer Eifer hob an.

Als es läutete, bildete sich im Mittelgang um Erich von Froben eine eifrig flüsternde Gruppe. Ich packte langsam meine Bücher zusammen und erhob mich.

„Onkel Gustav," sagte Erich von Froben und hielt mir die Hand hin, „sie meinen alle, wir sollten jetzt Frieden miteinander schließen. Willst du?"

Ich nickte ihm zu. „Ich kann euch ja nicht so Kamerad sein, wie ich möchte. Die Last, die ich auf dem Rücken mit mir herumschleppe, schließt mich von so vielem aus. Aber euer Freund möcht' ich gerne sein. Ich will es wenigstens immer wieder versuchen. Macht mir's nur nicht gar so schwer, es euch zu zeigen."

Da bekam ich nun Händedrücke von allen Seiten.

„Du bist im Grunde ein ganz famoser Kerl, weißt du das?" sagte Karl Taubert und strahlte mich mit seinem sommersprossigen Jungengesicht an.

Alle lachten und ich lachte mit.

Vielleicht geht's jetzt wieder aufwärts.

Heute abend fand ich einen Strauß bunter Phloxe auf meinem Tisch. Dank dir, kleine Liselotte!

Ferienbeginn.

Die große Stille ist da. Die Sommerstille, in die ich mich früher immer rettete und flüchtete nach einem unerträglich langen Semester. Jetzt ist mir das Haus fast zu weit und zu leer. Vetter Theo ist mit der Königin Elisabet zur Kur nach Bad Salzuflen abgereist. Die Schüler, die keine Heimat und keine Einladung haben und die Ferien hier in der Anstalt verleben müssen, sind im Seitenflügel zusammengerückt. Turnlehrer Kaller macht Turnfahrten und Sportspiele mit ihnen, um sie einigermaßen zu entschädigen. Liselotte hat natürlich wieder eine besondere Ferienfreude: Maurer und Anstreicher sind im Haus, um die notwendigsten Arbeiten auszuführen, und die Oberaufsicht liegt in ihren Händen. Täglich muß an neuer Stelle umgeräumt, gescheuert, geklopft, aufgewaschen und gefegt werden. Zwei Mädchen werden in den Ferien immer eingespart, Liselotte schuftet also für drei. Sie schläft im Vorderflügel, weil die Kleinsten sonst ohne erwachsene Aufsicht wären. Liselotte zählt in den Ferien notgedrungen unter die Erwachsenen. Schade, ich sehe sie nun so selten, und ihr Gutenachtgruß durch die Wand fehlt mir.

Die Stille und Leere benutze ich für meine Arbeit über Spinoza und Leibniz. Dem Superintendenten macht' ich neulich eine Andeutung darüber. Ich erwähnte Spinozas Wort: Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wiederliebe. So kam ich auf Goethes Dichtung und Wahrheit, die Wendung von der ‚grenzenlosen Uneigennützigkeit'. Er kniff die Augen zusammen,

Digitized by Google

ließ das Unterkinn vorkollern und verzog den Mund, als habe er in eine Zitrone gebissen. „Es gibt gewisse Materien, lieber Herr Vikar, von denen ein Theologe besser die Hände läßt. Man streift da gar zu leicht an Gedankengänge von Goethes Philine.“ Und flugs war er wieder in der Diözese. Ich lasse mich dadurch aber nicht abhalten, einer Wahrheit näherzurücken, die man fast drei Jahrhunderte lang unterdrückt hat.

In den See hab' ich mich nicht wieder getraut. Mein Schwimmanzug ist ja auch ganz ruiniert, seitdem er am Galgen gehangen hat. Liselotte schwimmt früh immer mit den Vorschülern. Am Tage ist der See stark belebt. Alle Villen beherbergen Sommergäste aus Berlin. Auch die kleinen Dampfer und Motorboote haben ihren Dienst aufgenommen. Wenn eine Zeitlang nicht gestreikt wird, glaubt man, es sei wieder alles wie vor dem Krieg. Nur die Unsicherheit ist groß, auf dem Lande wie in der Stadt. Auch drüben in der Kolonie wird häufig eingebrochen. Und alle Welt hat Angst vor einer neuen Revolution, bei der die schlimmsten Elemente die Herrschaft gewinnen könnten und bei der es dann zu Raub und Mord und Plünderung in noch viel ärgerem Maßstab kommen würde. Mir können sie nichts rauben; darum bin ich in der Hinsicht ganz seelenruhig. Bange ist mir nur um Liselotte.

Sonntag, den 2. September.

Liselotte hat schon mehrere Briefe von Thaddäus. Ich weiß, daß sie mir sie zeigen wird. Aber vorläufig will ich sie nicht beunruhigen in ihrem Alleinbesitz. Wenn die Post ihr früh ein Lebenszeichen von ihm gebracht hat, dann ist sie den ganzen Tag wie in einer anderen Welt: ihre Augen tragen eine seltsame Ferne in sich. Der kleine Otto Brüning, der ein flinker Markensammler ist, weiß über den Postempfang so gut Bescheid, daß ich Sorge habe, Frau Elisabet wird ihn, wenn sie aus Salzuflen zurückkehrt, als ihren Privatspitzel mißbrauchen, ohne daß er's merkt. Er selbst hat noch nie einen Brief bekommen. Wer sollte ihm auch schreiben? Verwandte hat er nicht. Seit dem Selbstmord seiner Eltern verwaltet irgendein Justizrat sein kleines Erbteil und rechnet mit dem Direktorium ab. Ich schrieb ihm darum neulich, als ich die Sternennacht im Observatorium auf dem Brauhausberg verlebte, eine Potsdamer Ansichtskarte; die bildet nun den Urstamm seiner künftigen Korrespondenz; er ist stolz darauf. Aus Mitleid schenken ihm die Kameraden ab und zu die Umschläge ihrer Briefe für seine Sammlung. Auch Liselotte hat ihm das Opfer gebracht, das ihr wohl nicht ganz leicht geworden ist. Er zeigte mir voller Glück die für ihn seltenen Briefmarken, die aus verschiedenen noch im Postchaos liegenden Staaten stammen. Und so konnt' ich dem krausen Reiseweg, den Thaddäus im Gefolge seiner schönen Mama zurücklegt, etappenweise folgen.

Morgen abend will mich Liselotte zum Observatorium begleiten. Der Turnlehrer Kaller nimmt ein Trüpplein von Jungen mit, die ebenso begierig sind, sich einmal eine halbe Nacht um die Ohren zu schlagen, wie einen ersten Blick ins Weltall durch das große Fernrohr zu tun. Da wird mir Liselotte wohl doch nicht länger die Briefe von Thaddäus vorenthalten. So eifersüchtig sie auf ihren Besitz auch sein mag, es drängt sie doch gewiß schon längst, mit mir darüber zu reden. Oder stehen Dinge darin, die sie glaubt, mir aus Schonung verschweigen zu müssen?

⁂ ⁂ ⁂

Thaddäus Printz der Jüngere an Liselotte Dannegger.

Dresden. Wenigstens ein paar Zeilen sollst Du von hier aus haben, kleine Lilo. Viel Zeit ist nicht mehr, es wird schon rund um mich herum gepackt. Um zwei Uhr fahren wir nach Prag ab. Dann geht's nach Wien und Budapest. Der Übergang über die verschiedenen Grenzen soll sehr schwierig sein. Wir haben zwei Autos mit viel Gepäck. Jede Zollwache will sich bereichern, sagt Jakimoff. Der Bakschisch muß es machen, ist sein ständiges Wort. Jakimoff, Alexander, genannt Sascha, das ist Er. Ich hatte eine Art Grauen vor dem ersten Wiedersehn mit ihm. Wäre mir der ewige Hader mit F. nicht unerträglich geworden, so daß ich aufatmete, nur endlich von Stolp wegzukommen, freiwillig hätt' ich mir Saschas Gesellschaft ganz gewiß nicht ausgesucht. Mama bettelte mit den Augen bei mir um eine freundliche Miene für ihn. Da war ich besiegt und nahm mich ihm gegenüber zusammen. Aber sie darf mich nicht allein mit ihm lassen. Es ist alles zwischen uns wie abgeschnitten, wenn nicht Mamas Geplauder eine Brücke schafft. Saschas Deutsch ist nicht besser geworden. Wir sprechen meist französisch. Wenn er mit Mama allein ist, spricht er russisch. Russisch hasse ich. Die leidige Paßgeschichte zwingt uns nun aber alle dazu, für Russen zu gelten. Die Engländer machen Deutschen die Einreise in die von ihnen kontrollierten Länder ja ganz unmöglich — und falsche russische Pässe sind am leichtesten zu haben. Mama ist also Jakimoffs Frau und ich bin sein Stiefsohn. Du kannst Dir kaum denken, wie un-

Digitized by Google

behaglich das alles ist. Mama bittet mich mit jedem Blick um Verzeihung.

Prag. Hier ist Jakimoffs Freund zu uns gestoßen, Wladimir B. Er wird uns nach Ägypten begleiten und soll zunächst mein Lehrer sein. Wenn wirklich eine Freundschaft zwischen ihnen besteht, so kann Sascha in meinen Augen nur gewinnen. Denn Wladimir B. ist ein hochgebildeter, ein ganz wundervoller Mann. Im Zarenreich ist er wegen seiner politischen Haltung viel verfolgt worden, hat darum jahrelang in der Schweiz gelebt. Er ist Philosoph, hat Arbeiten über Heraklit herausgegeben. Seine Haupttätigkeit in der Schweiz war aber wohl politisch. Den Krieg hat er trotzdem in der russischen Garde mitgemacht. Er gehört einem alten Adelsgeschlecht an. Nach der Revolution mußte er fliehen, wie die meisten Aristokraten, trotzdem er immer der Partei der Jungen gedient hat. Sein großes Gut ist konfisziert, sein Schloß verwüstet, er ist ganz mittellos. Jakimoff kennt ihn von der Schweiz her und hat ihm angeboten, sich vorläufig uns anzuschließen. Als Gegenleistung übernimmt er meinen Unterricht. Er ist ein kränklicher, feiner, stiller, aber innerlich glühender Mensch. Er kennt die ganze Welt; er hat sie nicht wie Sascha als eleganter Globetrotter bereist, sondern als Philosoph. Du würdest staunen, wenn Du einem Vortrag von ihm über den Muhamedanismus oder über die Lehre von Buddha folgen könntest. Oder über das griechische Ideal! Er ist voraussetzungslos, mindestens drängt er seinen Gott niemandem auf, darum kann er auch fremde Seelen verstehn. Wie hilflos gefesselt ist doch dagegen so ein christlicher Vikar im engen Käfig seiner behördlich erlaubten Vorstellungswelt!

Wien. In Prag hab' ich mein Reisetagebuch für Dich angefangen, kleine Lilo. Auch unterwegs setze ich's fort. Du darfst aber nicht erwarten, daß ich Dir die Landschaft beschreibe, denn wir sehen auf den Chausseen nur Telegraphenstangen, Meilensteine und Zollhäuser. Die ersten Strecken saß ich im Wagen von Mama. Da war Berthe dabei, und es war an kein Gespräch zu denken. Auf dem Semmering hab' ich mit Jakimoff getauscht. Wladimir schreibt unausgesetzt, blickt überhaupt nicht in die Landschaft. Wir stören einander jedenfalls nicht. Oft bin ich sehr müde. Das Reisen ist jetzt keine Freude, kleine Lilo. Du siehst die Welt vor lauter Schlagbäumen nicht. Schade, daß wir in Dresden und Prag nur kurze Zeit blieben. Von Dresden hab' ich nichts, nichts, nichts kennen gelernt. Wir mußten der Paßgeschichten halber immerzu im Hotel auf Nachricht warten. In Prag war ich auf dem Hradschin. Wladimir B. wußte alles sehr schön zu erzählen. Ich habe alles behalten. Heute nachmittag besichtigen wir hier die Spanische Reitschule. Ich möchte aber noch tausend andre Dinge sehn ...

Klagenfurt. Ursprünglich hieß es, wir würden die Route über Budapest nehmen, aber da soll noch immer ein wahres Schreckensregiment toben. Die Wiener im Hotel wußten Mama grausliche Geschichten von Kommunisten-Gewalttaten zu berichten. Wir als „Russen" hätten vielleicht nicht einmal so sehr darunter zu leiden gehabt, aber der eine unserer beiden Schofföre ist Ungar und fürchtete, sofort von einer der beiden Parteien seiner Landsleute zur Truppe ausgehoben zu werden. Er liebt den Krieg gar nicht mehr, gestand er. Mama will unsern Mikosch, wie Sascha ihn nennt, durchaus nicht entbehren. Schon wegen Berthe nicht, die mit ihm verlobt ist. Berthe scheint ja auch unersetzlich. Leider. Mama meint, sie habe Takt. Mir ist sie widerlich, und ich zeige das auch, ganz ohne Takt. Wladimir bewahrt auch in solchen Kleinigkeiten seine philosophische Ruhe und Überlegenheit. Er streicht über seinen Dostojewsky-Bart, lächelt besänftigend, aber hört meinem Unmutsausbruch kaum zu. Wenn er dann wieder zu sprechen beginnt, sinkt er wie aus Himmelsferne auf die Erde nieder.

Udine. Hier sollen wir bleiben, bis alles für die Überfahrt feststeht. Alle Tage ändert sich das Reiseprogramm. Wahrscheinlich werden wir nicht nach Venedig, sondern doch gleich nach Triest fahren, um an Bord zu gehn. Jakimoff merkt, wie zwischen Wladimir B. und mir die Freundschaft alle Tage wächst, und er ist offenbar etwas eifersüchtig darauf, obwohl es bequemer für ihn ist, mich so gut untergebracht zu wissen. — Was ich Dir in Stolp damals über Jakimoff gesagt habe, war nicht viel. Ich kann es aber auch heute kaum vervollständigen. Für mich ist und bleibt er ein glattes weißes Blatt Papier, ein fast unbeschriebenes. Mit roter Schrift steht einzig und allein darauf: daß meine Mutter ihn liebt. Und das eben ist mir das Unbegreifliche. Über seine Abstammung weiß ich nur wenig. Von seinem Vater, der jung verstorben ist, spricht er gar nicht. Mama sagt mir, es sei ein Großkaufmann der ersten Gilde gewesen. Seine Mutter ist Engländerin, stammt von der Insel Ceylon und lebt dort jetzt auch wieder. In Kurnegalle besitzt sie eine Zimtplantage. Sascha Jakimoff hat viele Reisen gemacht, er kennt alles, hat über alles fertige Urteile, die er immer gleich wie aus einer polierten Schublade herauszieht.

Digitized by Google

Du kannst mit ihm nicht drei Sätze wechseln, ohne daß Dich seine glatten Durchschnittsansichten ganz und gar entwaffnen. Wladimir dabei zu beobachten ist köstlich. Etwas Hilfloses tritt in sein schmales, leidendes Gesicht. Er überlegt lange Zeit. Aber wenn er auf eine von Saschas Flüchtigkeiten endlich ernsthaft eingehn will, dann ist der schon weit, weit weg auf einem ganz anderen Erntefeld. Auch in ihrer Erscheinung gibt's kaum größere Gegensätze. Wladimir hat wohl — äußerlich — etwas Ähnlichkeit mit unserm F., ist ebenso unscheinbar, wenn auch nicht verwachsen, aber nichts weniger als eine kriegerische Erscheinung. In Uniform kann ich mir ihn gar nicht vorstellen, und er soll doch ein guter Soldat gewesen sein, will Mama gehört haben. Dagegen ist Jakimoff mit seinem gepflegten, hübschen, bartlosen Gesicht, in dem nie eine Sorge steht, mit seiner sportlich gut durchgearbeiteten Gestalt und seinem sicheren, selbstbewußten Auftreten der rechte englische Gent; und die blauen Träumeraugen, die auf russische Mystik schließen lassen könnten und ein väterliches Erbteil sein mögen, passen eigentlich gar nicht zu seinem Friseurpuppenkopf. Aber ich fürchte, gerade seine blauen mystischen Augen haben's Mama angetan. Sie überschätzt ihn, das ist mir längst klar.

Triest. Wladimir B. hat mein Reisetagebüchlein durchgelesen. Er fand, es stünde zu wenig von unsern Erlebnissen auf der Fahrt darin, von den verschiedenen kleinen Abenteuern; von den Städten und den fremden Menschen und den neuen Landschaften, ich spräche viel zu viel von den inneren Dingen, die mich begleiteten. Ich sagte ihm: er sähe auf der Fahrt ja auch mehr in sich hinein als in das Leben hinaus. Da gab er mir recht. Nun, ich schicke Dir morgen das Päckchen. Über eine englische Postlinie, denn man sagt, das sei jetzt noch das sicherste. Da magst Du also selbst urteilen. Unser Schiff geht Ende der Woche. Wir sollen in den ersten Septembertagen in Alexandrien landen. Auf die Seefahrt freue ich mich sehr. Und doch ist mir ein wenig bange. Nicht vor der Seekrankheit. Nur, weil ich fühle, daß mit dem Schritt über die Schiffsbrücke ein Lebensabschnitt für mich abschließt. Europa bleibt hinter mir. Ich verlasse nicht nur das Land, vielleicht für viele Jahre, — ich lasse hier auch meinen Namen zurück. Es ist mir unheimlich, diesen fremden Namen führen zu sollen. ‚Kriegsliſt', sucht meine Mutter mich zu überedn, und hat ihren bittenden Blick. Aber es kommt mir doch vor wie Verrat. — Wenn Du mir nach Kairo schreibst, an Shepheards Hotel, dann bin ich auf der Adresse der Dir unbekannte Mr. Jakimoff jr. Aber im Brief selbst schütte wieder einmal Deinem unverwandelten alten Kameraden Thaddäus Dein Herz aus, kleine Lilo. Du ahnst nicht, wie ich mich nach Deinen braunen Goldaugen, nach einem guten Wort, einem tapferen Händedruck von Dir sehne. —

Dein Freund Thaddäus.

⌘ ⌘ ⌘

Schulbeginn.

Wer dieser F. in den Briefen von Thaddäus ist, das wußt' ich natürlich sofort. Und etwas beschämt lächelnd gestand mir Liselotte: ja, ich habe recht. Aus dem Vikar ist nämlich für die Jungen hier (in der Zeit, in der ich gegen mich und andere so sinnlos wütete und mich aufrieb, ohne mir oder einem andern Menschen zu nützen) der Fakir geworden. Ich werde mich also an den Spitznamen gewöhnen müssen. Und um ihm gleich alle Schärfe zu nehmen, hab' ich ihn am ersten Unterrichtstage gewissermaßen offiziell eingeführt. Erich v. Froben war auf der Heimreise in Kreienſen ohne Geld sitzen geblieben, wußte nicht ein noch aus, mußte die Nacht auf dem Bahnhof zubringen, am andern Tage sein Gepäck verpfänden. „Und du konntest uns auch nicht am Fernsprecher anrufen, Erich, sagtest dir nicht: der Fakir wacht doch die halbe Nacht, der schickt dir das Geld sofort telegraphisch?"

Sie lachten — und ich lachte mit.

Nun bin ich also, nicht nur für die Sekunda, der Fakir. Und ich habe in meinen Studien über Spinoza und Leibniz eine Unterbrechung eintreten lassen, um an der Hand eines alten Schmökers über das indische Sektenwesen alle Ähnlichkeit festzustellen, die zwischen mir und diesem fremdgläubigen Fabelwesen bestehen. Am meisten scheint die Übung einzelner Fanatiker mir nahezukommen, sich lebendig eingraben zu lassen und tagelang oder wochenlang fern der Menschheit in freiwilligem Grabe zu vegetieren. Eine ungesunde Lebensweise, ohne Frage, die weder dem Fakir noch der Menschheit nützt. Und auf die ein mit den menschlichen Daseinsbedingungen einigermaßen vertrauter indischer Gott eigentlich auch keinen Anspruch erheben sollte. Aber ein jedes Volk hat die Götter, die es verdient. Denn es schafft sie sich ja selbst.

Als Liselotte ängstlich lächelnd mich auf den Zwischenfall in der Klasse ansprach — der natürlich als guter Schulwitz rasch kolportiert wurde —, eröffnete ich ihr, daß ich von meinem Vorrecht als Fakir, ein Maulwurfsleben zu führen, künftighin keinen Gebrauch mehr machen möchte. Ich hätte die Absicht, das Leben mitzuleben — und es zu

Digitized by Google

nehmen, wie es ist. Auch die Menschen. Und ich wollte die Selbstzerfleischung aller Fakire dadurch in den Schatten stellen, daß ich mich, wenn's denn sein müßte, gelegentlich auch dem Spott der Unvernünftigen aussetzte.

Das ist nämlich viel schwerer, ihr Herren Fakire, als beschaulich, still und unbelästigt in einer Sandgrube zu liegen und die Kartoffeln von unten statt von oben wachsen zu sehn.

Sonntag, den 30. November.

Heute ist der erste Advent. Ich habe zum letztenmal auf der Kanzel gestanden. Mit wundem Herzen hab' ich zum letztenmal die liebe Legende dieser Weihnachtsbotschaft gepredigt. Aber anderes als eine schöne, tief ergreifende Sage ist sie mir nicht mehr. Mein Gott ist über die Synode hinausgewachsen, die ihn in strengen Fesseln hält. Und darum hab' ich die Pfarrvertretung unseres alten Geistlichen niedergelegt. Morgen früh ist der Superintendent im Besitz meines Schreibens. Ich habe mir und ihm alles Eingehen auf innere Hemmnisse geschenkt, hab' ihm nur mitgeteilt, daß ich beabsichtige, mich auf das Oberlehrerexamen vorzubereiten, und hab' ihn gebeten, sich für den kommenden Sonntag nach einem anderen Ersatzmann umzusehn. Er wird ihn unschwer finden.

Meine Arbeit über Spinoza und Leibniz ist fertig. Ein Schock alter Schwarten ist in die verschiedenen Bibliotheken zurückgekehrt. Vielleicht finde ich den Mut, die Arbeit einem berühmten Fachgelehrten einzusenden. Vorläufig wandert sie wieder ins Schreibtischverlies. Seit sieben Jahren hab' ich keine Ferien mehr genossen. Sollt' ich im nächsten Sommer noch hier als Hilfslehrer tätig sein, was ich bezweifle, dann muß mir das hohe Direktorium endlich einmal ein paar Wochen Ferien geben, ich packe meinen schüchternen Versuch in den Reisesack und wandre zum Bodensee nach Meersburg. Aber bis dahin ist's noch lang, der Weg ist weit. Und wahrscheinlich hab' ich bis dahin das Manuskript längst verbrannt.

Noch wichtigere Dokumente als meine Anklage gegen Leibniz gelangen nicht ans Ziel. Auch die von Liselotte sehnsüchtig erwarteten Reisetagebuch-Aufzeichnungen von Thaddäus, die von Triest mit einer englischen Post abgehn sollten, scheinen verloren gegangen zu sein. Lilo ist kleinlaut und blaß. Bisher traf nur ein einziges Briefchen des jungen Mr. Jakimoff aus dem Lande der Pyramiden ein. Wird der Einfluß von Wladimir B. auf ihn dort am Nil so übermächtig, daß er das blonde Kind an der Havel mehr und mehr vergißt?

Er lebt hier fort. Auch bei den früheren Kameraden. So abgeschlossen er gegen sie war — er hat doch stark auf sie gewirkt.

Auf uns alle, will ich lieber gestehen.

Ist es nicht wie ein Wunder, das dieser junge, flüchtige Gast in unserm ganzen Haus bewirkt hat? Sein stolzer Trotz, seine stumme Verachtung hatte mich geradezu aufgepeitscht. Noch oftmals bin ich emporgefahren, alles bäumte sich in mir, schreien wollt' ich, ihm übers Mittelmeer zurufen: Höre, Thaddäus, ich habe dir unrecht getan, verzeihe mir! Aber dann ward es wieder ruhiger in mir und ich sagte mir: irgend etwas muß bestehn, das die Menschen über Länder und Meere verbindet, er *muß* es fühlen, daß er mir geholfen hat — und daß ich ihm dankbar bin. Aus dem mißtrauischen, immer ängstlich auf seine kleine Würde bedachten Schulmeister hat er einen Freund der Jugend gemacht. Ja, er, er und er. Ich hab's endlich gewagt, den Jungen mein Herz anzubieten — und sie sind so rührend erstaunt, zu sehn, daß ich überhaupt eines habe. Ich — die mißgestaltete Giftkröte — der Fakir! Die kleinen Schelmen- und Narrenstreiche, ohne die es ja in einem solchen Kompagnieleben nie abgehn kann, nehme ich nicht mehr tragisch. Man hänselt mich wohl noch da und dort — so gewissermaßen zur Probe. Aber Liselotte, die vielleicht selbst ein kleiner Schelm ist, wenn sie's sagt, sie behauptet: die Jungen hätten den Fakir liebgewonnen.

Der Mittler war Thaddäus — aber er weiß es nicht. Und wenn auch Lilo ihm davon schreibt — er kann das Wunder ja nicht glauben.

Silvester.

Ach, Thaddäus hat andere Sorgen, als sich um F. zu kümmern.

Lilo hat endlich wieder Nachricht von ihm; zwei Briefe hat sie bekommen. Sie hat sie mir diesmal aber nicht zu lesen gegeben. Der besitzstolze kleine Otto Brüning hätte mir gar nicht erst die beiden ägyptischen Marken zu zeigen brauchen — an Lilos blassen Wangen und verweinten Augen sah ich ja sogleich, daß Botschaft aus Kairo da war, freilich keine gute. Ich nahm zuerst an, die Briefe enthielten Urteile über mich, die sie mir ersparen wollte. Denn als ich sie endlich fragte, sagte sie, sie hätte auf Thaddäus' Wunsch die beiden Schreiben sogleich vernichten müssen. Da schwieg ich natürlich. Aber meine Vermutung war falsch. Vorhin war sie endlich wieder einmal bei mir und hat mir so allerlei aus seinen Briefen verraten. Es schreit ja in ihr danach, sich einer Menschenseele an-

Digitized by Google

zuvertrauen. Und der Fakir ist doch der einzige hier, der sie versteht.

Sie hat Angst um Thaddäus.

Montag, den 19. Januar 1920.

Noch immer wartet Lilo vergebens auf neue Nachricht. Ich mit ihr.

Es ist Verkehrsstreik. Mächte sind am Werk, um das erschütterte Deutschland völlig in den Abgrund zu stürzen. Überall Putsche. Auch drüben in Nowawes ein schwelender Haß in der Arbeiterwelt. Die Schreier, die vom Schweiß reden und von den schwieligen Fäusten, haben meist ganz glatte Hände, nur etwas breite Fingernägel vom Tütenkleben. Weil ich in ihren Augen noch immer der Pfaff bin, wollen sie mir beweisen, daß sie nichts anderes wollen, als auch die Jünger „meines Herrn Jesus". Aber der sagte doch wenigstens: Was mein ist, ist dein. Die aber schreien: Was dein ist, ist mein! Spricht man mit einem einzelnen, dann gewinnt man ihn halbwegs. Ihre Glaubenssätze aber, so falsch sie sind, gibt die Masse nicht preis. Haben wir's anders gemacht? Ich will nicht schelten.

Der Verkehrsstreik muß mir herhalten, um Lilo zu beruhigen, zu trösten. Gewiß sind Briefe an sie unterwegs, sie lagern irgendwo in einem von den Eisenbahnern stillgelegten Grenzbahnhof.

Und sie hofft wieder ein Weilchen. Ich mit ihr.

Thaddäus Prinz der Jüngere
an Liselotte Dannegger.

Helouan, Palmsonntag 1920.

— Du sollst nicht glauben, kleine Lilo, daß ich Dich vergessen habe. Sollst mir auch darum nicht böse sein, daß ich in meinen letzten Briefen auf das Thema F., das Du noch einmal angeschlagen hast, nicht eingegangen bin. Interesselosigkeit? Nein, kleine Lilo, alles, was mit Dir zusammenhängt, beschäftigt mich noch immer lebhaft. Ich rette mich so oft, so oft, in meinen Gedanken zu Dir und sitze in einer Sommernacht mit Dir im Dachstübchen zusammen und suche mir das Herz freizureden. Aber dann seh' ich freilich doch immer nur Deine lieben Augen, höre Deine warme, zärtliche Stimme. Ich wollte, ich hätte Dich jetzt hier ... Wir sind nach Neujahr ein paar Wochen im Gesireh-Palasthotel gewesen und jetzt nach dem alten Heliopolis übersiedelt. Das ist hier eine Art Sonnen-Sanatorium, mußt Du wissen. Ich habe mit Wladimir B. zusammen zwei geräumige Zimmer, von deren Fenstern aus man in die Wüste sieht. Weithin im Südosten die Ausläufer des Mokattamgebirges. Die Wüste stellt' ich mir früher so glatt wie einen alten preußischen Exerzierplatz vor. Aber auf vielen Ritten mit Moises, dem arabischen Stalljungen des Hotels, hab' ich kleine Strecken davon durchstreift und immer neue, fesselnde Landschaftsbilder gesehn. Da sind Wanderdünen, da sind kleine Berge und tiefe Schluchten. Und wenn irgendwo eine Karawane auftaucht, mit Kamelen, in deren Sattelkörben links und rechts arabische Frauen hocken, halbverschleiert, dann denkst Du an Bilder aus Tausend und einer Nacht. Und die Märchenpracht der Moschee, zu der ich neulich auf einer weiten Fahrt im Sandschneider mit Wladimir B. kam, am Rande des Niltals. Von Kairo schrieb ich Dir neulich schon, von den Sammlungen, von unsern Ausflügen nach Memphis und zu den Stiergräbern, von dem großen Sphinx und den Pyramiden, von unserer Nilfahrt in der Dahabije. Es war überwältigend — nur stand alles immer unter diesem einen entsetzlichen Druck ... Ach, kleine Lilo, was ist das bißchen Ärger, das ich mit F. gehabt habe (und F. mit mir), gegen dieses herzfolternde tägliche Zusammensein mit Alexander Jakimoff! Ja, Du hast recht, es ist ein gut' Teil Eifersucht, was mich quält. Aber viel, viel mehr noch ist es die Verzweiflung darüber, daß meine Mutter nicht fühlt, wie sie sich wegwirft. Glaubst Du denn, ich würde ihr kein Glück mit einem anderen Manne gönnen? Ich weiß, ich verstehe, daß sie meinen Vater nicht geliebt hat. Einen Mann wie ihn kann wohl eine Frau wie sie nicht lieben. Aber daß sie in Alexander Jakimoff die ‚Erfüllung ihres Lebens' sieht, wie sie mir gestern wieder unter Tränen gesagt hat, — nein, das ist mir unbegreiflich. Ich ahnte ja nicht, daß sie so miteinander stehen. Daß Mama ihn heiraten würde, wenn erst die Scheidung ausgesprochen ist, davon war ich überzeugt. Aber ich glaubte, eine Frau wie sie hätte zuviel Respekt vor sich selber. Und vielleicht auch — vor mir. Die Zimmer, die wir haben, liegen so, daß Jakimoff unmittelbar in Mamas Balkonzimmer eintreten kann. Bin ich bei ihr, dann klopft er an, bevor er eintritt. Aber ich pflegte nicht anzuklopfen, wenn ich kam. Und gestern abend, als es das unsagbar schöne Farbenglühen am Westhimmel über dem Nil gab — die Sonnenuntergänge sind ja nur so kurz —, da sprang ich rasch hinüber zu ihr, fand sie nicht im Balkonzimmer, doch nebenan hört' ich ihre Stimme, erschrockenes Rufen, und in der Tür zu ihrem Schlafzimmer stand ich dann wie erstarrt ... Kleine Lilo, das kann nichts mehr in meiner Seele auslöschen ... Am Abend erschien Mama nicht zu Tisch; sie sei krank, hieß es. Jakimoff hat wie immer mit glän-

Digitized by Google

zendem Appetit gegessen. Er unterhielt die halbe Tafel. Die beiden Italienerinnen, die neu angekommen sind, schienen von ihm entzückt. Das merkte er und tischte seine amüsanten Beobachtungen aus Kandy auf Ceylon auf, die ich schon kenne, obgleich sie jedesmal anders ausfallen. Stumm und steif saß ich dabei, geradezu gepeinigt. Als aufgestanden wurde, bat er mich, ihn noch auf einem kleinen Spaziergang zu begleiten. Im Smoking, die Zigarette im Mund, begann er da allerlei laxe Lebensweisheiten über ‚ewige Naturgesetze' auszukramen, so ‚unter uns Männern'. Weißt Du, er glaubte, er könnte mir schmeicheln, wenn er mich augenzwinkernd für ‚reif' genug hält, ihn zu verstehen. Aber ich fühlte mich nur unsagbar erniedrigt. Ich kann doch nicht sein Spießgeselle sein, wenn sich's um meine Mutter handelt. Ich bleibe jetzt nicht lange mehr hier. Es ist mir unmöglich, ihn täglich so bei Tisch zu sehen, sorgfältig gekleidet, überlegener Kavalier. Vielleicht läßt sich's ermöglichen, daß ich mit Wladimir B. bis zur heißen Zeit nach Luksor geschickt werde. Dort lebt jetzt auch ein Schweizer Professor, bei dem ich Latein treiben könnte. Denn ich will in Deutschland oder in der Schweiz bestimmt mein Examen machen. Mama lacht darüber, als ich ihr das einmal sagte. Was mir das nützen solle? Sie baut sich und mir Luftschlösser auf. Wir würden nach Kurnegalle auf Ceylon ziehn, da könnt' ich mich mit allem beschäftigen, was mir Vergnügen bereitet. Und Wladimir B. sollte mitkommen, um dort in Ruhe sein großes Werk über die Revolution zu beendigen. Aber Jakimoffs Gast dort zu sein, das ist für mich seit gestern ausgeschlossen. Aus allem, was ich hörte, geht hervor, daß mein Vater sich einer neuen Heirat von Mama widersetzt. Sie hatten geglaubt, er würde nun, nachdem sie Deutschland den Rücken gekehrt hat, auf bösliches Verlassen klagen. Aber er tut es nicht; aus Bosheit, sagt Mama, die viel weint. Heute durft' ich sie nicht sehen. Berthe sagte mir, ein Arzt werde aus Kairo erwartet. Sobald ich sie wieder sprechen kann, werde ich sie bitten, mich mit Wladimir B. nach Luksor reisen zu lassen.

Luksor, Sonntag, den 18. April. — Seit Ostern sind wir hier, Wladimir B. und ich. Bei dem Schweizer Altphilologen ist es bisher zu keinem regelrechten Unterricht gekommen, nur zu einem gründlichen Repetitorium. Die Zeit fehlt ihm. Er hat sich einer wissenschaftlichen Unternehmung englischer Altertumsforscher angeschlossen, die hier nach Königsgräbern fahnden. Auch Ingenieure und Kunstgelehrte werden erwartet. Wir sind wegen der großen Hitze tagsüber nicht imstande, viel vorzunehmen, sitzen meistens im Lesesaal des Hotels, in dem die elektrischen Ventilatoren gehn, lesen und nippen Eiswasser. Abends, nach dem Essen, ist in der großen Halle Musik und Tanz. Wladimir B. tanzt nicht, seines Nierenleidens halber. Ich leiste ihm am liebsten Gesellschaft, spreche mit ihm und sehe dem bunten Bild in der Halle zu. Er hat einen rührend-guten Ton gegen mich. Ich glaube, er weiß, daß er nicht lange mehr zu leben hat. Jede Stunde, in der er sich leidlich wohl und fähig fühlt, nimmt er wahr, um noch an seinem Werk zu arbeiten. Er würde mich es wohl lesen lassen, allein es ist russisch geschrieben — und obwohl ich auf meinem Paß ein Russe bin, verstehe ich ‚meine Muttersprache' doch noch immer nicht. Wladimir B. meint, ich hätte überraschend viel Sprachtalent, aber russisch will ich auf keinen Fall lernen. Ich will nicht verstehen, was Mama mit Jakimoff spricht. Leider nimmt jetzt die Hitze derart überhand, daß wir nicht mehr lange hierbleiben können. Wladimir B. hat aber wohl Weisung, erst aufzubrechen, wenn es von Helouan aus gewünscht wird.

Helouan, Himmelfahrtstag. — Ich kann Dir erst heute wieder Nachricht geben, liebe Liselotte. Die paar Zeilen müssen Dir viel sagen. Als wir auf einen Anruf von Jakimoff hierher zurückkehrten, wußte Wladimir B. bereits, was mich erwartete. Unterwegs suchte er mich schonend darauf vorzubereiten. Mama hat einem Mädchen das Leben gegeben. Es heißt Marion Alexandra nach seinen Eltern. Sobald Mama reisefähig sei, solle die Fahrt nach Ceylon angetreten werden. Der Arzt habe aber schwere Bedenken wegen der Hitze im Roten Meer. Doch Mama möchte so bald als möglich nach Ceylon. Sie fühlt sich hier nicht mehr sicher. Sie glaubt, daß Papa unsern Aufenthaltsort erfahren hat und ihr hier Unannehmlichkeiten bereiten wird. Außer mir und Wladimir — und Berthe, die ja aber so viel ‚Takt' besitzt —, weiß es jetzt niemand, daß mein armes kleines Schwesterchen vor dem Gesetz nicht Herrn Jakimoff zum Vater hat. Als ich nach unserer Ankunft aus Luksor in Mamas Schlafzimmer trat, konnte ich nicht sprechen, so würgte mich's im Halse. Ich setzte mich auf Mamas Bett. Sie war blaß, verängstigt, aber wunderschön, wie nie zuvor. Und eh' ich's hindern konnte, preßte sie meine Hände gegen ihr Gesicht und küßte sie, und ihre Tränen fielen darauf. Da weinte ich auch, lange, und legte meinen Kopf neben den ihren aufs Kissen. Aber dann kam Jakimoff und lachte sehr und sagte, das wäre aber nicht die rechte Gratulationsstimmung,

Digitized by Google

Erwartung der Boote. Gemälde von Albert Wenk

(Kunstausstellung im Glaspalast, München 1923)

Digitized by Google

Digitized by Google

und nun müßten wir ein Glas Chapagner trinken. Mamas wegen ging ich schon auf alles ein, die Tränen fielen mir noch in das Sektglas, aber ich bemühte mich zu lachen und verschluckte mich, so daß er und Berthe herzusprangen und mich auf den Rücken klopften. So oft ich anfangen wollte zu sprechen, war es, als seien mir die Stimmbänder gerissen. Ich ging dann endlich. Ein paar Tage mußte ich danach im Bett liegen bleiben. Der Arzt sagte, ich hätte mir unterwegs etwas Malaria geholt. Die lange Seefahrt empfiehlt er für mich jedenfalls auch nicht. Das bewahrt uns vielleicht vor Kurnegalle. Auch für Wladimir B. wäre die Reisestrapaze ja sicherlich nicht gut. Möglich, daß wir nun alle vom Arzt für ein halbes Jahr nach der Schweiz geschickt werden. Dann würde ich gewiß einmal die Möglichkeit haben, nach Deutschland zu reisen. Und komme ich nach Berlin, dann besuche ich Dich natürlich in Stolp. Das wäre sehr schön. Aber Du darfst niemandem etwas von alledem sagen. Ich bin doch sehr beunruhigt darüber, daß Du F. einige meiner Briefe gezeigt hast. Denke, wie entsetzlich es wäre, wenn mein Vater von den Vorgängen in Helouan erführe. Bist Du des F. auch wirklich ganz sicher? Mama sagte einmal, alle Buckligen seien hinterlistig und suchten ihren Mitmenschen zu schaden, wo sie nur könnten. Das habe ich ihr ausgeredet, aber sie ist doch stets besorgt, wenn sie hört, daß ich nach Deutschland geschrieben habe. Unser Aufenthalt m u ß geheim bleiben. Darum kann ich den alten Kameraden ja auch keine Grüße schicken. Das tut mir oft leid, denn sie haben mich ohne allzuviel Murren ertragen — in der Zeit, in der ich so unschlüssig und so verzweifelt war, wohl weil ich das Unheil ahnte, dem wir alle entgegengingen.

H e l o u a n, 21. M a i. — Liebe Lilo, nun steht es fest: wir fahren von Alexandrien nach Genua. Wladimir B. und ich. Das Hotel wird zu Pfingsten geschlossen. Der Hitze wegen ist es schon seit acht Tagen fast leer. Mama bleibt mit Marion und Berthe in der Klinik von Dr. Smith in Kairo, bis zwei Salonkabinen zur Überfahrt nach Genua frei sein werden. Wir sollen sie in Samaden in der Schweiz erwarten. Wladimir B. geht es nicht gut, aber er will es niemand merken lassen. Mit Jakimoff kann ich nicht sprechen. Er fühlt es wohl heraus, wie fremd ich ihm bin, und er wirbt nicht mehr wie früher um meine Freundschaft. Auch gegen Mama hat er sein Benehmen sehr verändert: er fühlt sich jetzt als der Herr ihres Schicksals, weißt Du, seitdem die kleine Marion auf der Welt ist. Die Verzögerung der Übersiedlung nach Kurnegalle um fast ein halbes Jahr paßt ihm gar nicht. Er fürchtet Unannehmlichkeiten in Europa, erneute Paßschwierigkeiten, vor allem fürchtet er eine Auseinandersetzung mit meinem Vater. Mama sucht zwischen ihm und mir zu vermitteln und ist so in ewigem Kampf. Sie hängt ja doch an mir, das kann er nicht ändern. Seitdem es feststeht, daß ich mit Wladimir B. vorausreise und wir uns wieder für ein paar Wochen trennen müssen, weint sie viel. Jakimoff kann aber keine Tränen ausstehen. Ich suche Mama dadurch zu helfen, daß ich so fröhlich und unbekümmert erscheine, als mir's irgend möglich ist. Meine nächste Nachricht bekommst Du also, kleine Lilo, wenn ich wieder in Europa bin. Dann führe ich auch meinen richtigen Namen wieder. Gott sei Dank! — Dein Freund Thaddäus.

⁂ ⁂ ⁂

In den Großen Ferien.

Thaddäus schreibt nicht mehr. Im Juni traf sein letzter Brief aus Helouan ein. Das ist nun zehn Wochen her.

Liselotte härmt sich.

Ich habe die Schweriner Verwandten gebeten, sie möchten die Kleine für die Ferien zu sich einladen. Aber Tante Elisabet ist empört über meine Intrige und über unsern Undank. Was Liselotte hier etwa abgeht? Sie hat die herrliche Landschaft und die Havel, Familienanschluß und dieselbe reichliche Verpflegung wie alle hier im Hause, manches junge Mädchen an ihrer Stelle würde Gott auf den Knien danken ... Also abgeblitzt!

Seitdem ich die Pfarrvertretung niedergelegt und keine Sondereinnahmen mehr habe, lassen sie mich meine Abhängigkeit noch schmerzlicher als zuvor auskosten. Solang ich das Staatsexamen nicht abgelegt habe, zähle ich im Lehrplan nicht als volle Kraft. Vetter Theo behauptet sogar, es könne für ihn zu Schwierigkeiten mit der Schulaufsichtsbehörde kommen. Ein Grund mehr, die Barentschädigung in den bescheidensten Grenzen zu halten. Als Korrektor könnte ich durch Onkel D in Schwerin vielleicht eine besser bezahlte Stellung in einer Druckerei wissenschaftlicher Bücher bekommen. Aber es täte mir jetzt doch sehr leid, die Lehrtätigkeit aufzugeben. Ich habe sie liebgewonnen. Und ich glaube, den Jungen bin ich irgendwie nützlich. Ich habe auf meiner Bude freiwillige Paukstunden eingerichtet. Da wird viel gelacht — aber auch viel gelernt. Ein paar Schlote sitzen in Quinta wie in Sekunda die mir das Leben immer wieder schwer machen wollen; doch das sind Ausnahmen. Und Liselotte hier allein lassen? Tante Elisabet putzt

Digitized by Google

sie dann vollends zum Aschenputtel herunter. So kann ich sie doch ab und zu ein bißchen herausholen aus der Tretmühle. Das sind gestohlene Feststunden, wenn wir Literatur treiben — das Weltgebäude auf der Karte oder am Sternhimmel studieren — oder weite, fabelhaft billige Reisen in fremde Länder unternehmen. Thaddäus hat ihr einmal gesagt, er wolle Geograph werden und nach seinem Studium als Forschungsreisender in die Welt hinausziehen. Nun übt und bildet sie sich, die kleine Lilo, um später einmal ihrem ungestümen Freund auf all den krausen Wegen seines Schicksals mit Sachverständnis folgen zu können.

Aber wo sie ihn j e t z t suchen soll, das weiß sie noch nicht.

Heute wieder einmal eine Anfrage aus Frankfurt von Thaddäus Printz dem Älteren an das Direktorium: ob inzwischen noch immer keine Nachricht von seinem Sohne hier eingetroffen sei. Verneinende Antwort abgesandt.

Zweifellos ist durch irgendeine Spitzelei dem Vater von Thaddäus etwas gesteckt worden.

Um elf Uhr vormittags am Fernsprecher eine schnarrende Stimme, die nach dem Direktor Theodor Danegger fragt. Ich melde mich als Stellvertreter. „Bin hier in Berlin, Hotel Fürstenhof, komme mit Auto hin, Rittmeister Printz, Gestüt Freisleben."

Halbe Stunde später kommt das Ungetüm unter mächtigen Staubwolken angefaucht, bleibt bei unabgestelltem Motor vor der Einfahrt stehn. Hupenzeichen, zweimal, dreimal, ein ungeduldiger Herr steht im Wagen auf und nimmt die bestaubte Autobrille ab. Braunes Gesicht, aus dem eine große, scharfe Adlernase burgunderrot herausticht. Flinke, kleine, hellblaue Augen, die etwas zusammengekniffen und entzündet sind, halten Ausblick über den leeren Schulhof.

Ich muß mich also entschließen, den Gast draußen auf der Straße zu begrüßen. Lilo ist von mir inzwischen informiert. Sie ist blaß und nervös und will sich solang auf ihr Stübchen zurückziehn. Aber ich bemerke sie im Treppenhaus; scheu betrachtet sie da Thaddäus den Älteren vom Dielenfenster aus.

Ein etwas cholerischer Herr, der Rittmeister. Wirft die Wegkarte, auf der er die Route verfolgt und den Schofför geleitet hat, im kurzen Bogen auf den Sitz zurück und begleitet mich. Fahrig seine Fragen, fahrig seine Bewegungen. Ich lade ihn ein, ins Haus einzutreten. Er bleibt immer wieder stehen, sieht links, sieht rechts. Neben der Turnhalle vergnügen sich ein paar Feriengäste damit, Rad zu schlagen und auf den Händen zu gehen. „Sind das all Ihre Pensionäre? — Früher konnt' ich das auch. — Hier ist ein Graf Schlüchtern. Der war Mitschüler meines Sohnes. Stimmt's? — Hab' ihn kürzlich in Schlangenbad gesehn. Netter Bengel. Guter Tennisspieler; aber nur Einzelspiel. — Schlangenbad jetzt scheußlich, schwarzes Kriegsvieh. — Der kleine Ferdi Schlüchtern sagt: die Herrschaften sitzen in Ägypten, meine verflossene Frau Gemahlin mit dem Jungen und ihrem Galan. Was wissen Sie davon?"

„Gar nichts, Herr Rittmeister. Meines Wissens ist von Ihrem Sohn keine Nachricht mehr an die Direktion gelangt, seitdem er die Anstalt verlassen hat."

„Direkt nicht. Aber indirekt. An einen der Jungens oder sonstwie. — Zigarette gefällig? Nicht? So. Wein, Weib, Tabak abgeschworen? Sparen damit ganze Rittergüter, Herr — eh — Doktor, Professor —?" Er hielt eine lange, brennende Zigarette zwischen den Zähnen, entnahm aber seiner Dose eine frische, klopfte sie ab und wollte sie in den Mund stecken; ärgerlich über seine Zerstreutheit schleuderte er beide gegen die Hauswand, steckte die Dose weg und ging ins Portal voran. Nach dem grellen Sonnenlicht wirkte der Flur dämmerig. Er bemühte sich, mit zusammengekniffenen Augen die Schilder an den Türen zu entziffern. Ich öffnete die Tür zum Empfangszimmer neben dem Sekretariat. Er schnoberte verächtlich in die Luft. Es roch hier wie immer etwas muffig nach der für die Ferien eingekampferten Garnitur von Frau Elisabets roten Plüschmöbeln. Sofort langte er wieder nach seinen Zigaretten. „Ich werde doch lieber ..."

Kaum eine halbe Minute saß er, dann sprang er auf, ging zum Fenster, tat ein paar Züge, warf die Zigarette hinaus, faßte die Jungen, die soeben vom Turnplatz hereinstürmten, um sich zum Mittagessen zu säubern, scharf ins Auge, so argwöhnisch, als unterschlüge man ihm seinen Sohn, wandte sich kurz ab und durchmaß das Zimmer, wobei er die paar Stellen ohne Teppichbelag jedesmal vermied. „Der Kerl soll doch den Motor abstellen!" rief er plötzlich, lief aufs Fenster zu und schrie es mit Kommandostimme hinaus. Einige der Schüler draußen blieben stehn, einer nahm sofort den Ruf auf und eilte diensteifrig ans Tor, um dem Schofför den Befehl weiterzugeben. „Danke, mein Sohn. — Gewandt, sehr gewandt, muß ich loben. — Tja, also der kleine Schlüchtern. Was hätte der Bengel davon, mir was vorzuflunkern? Hat selbst den Briefumschlag ge-

Digitized by Google

Meister der Graphik: Im Hexenwinkel
Radierung von M. S. Thiemann

Digitized by Google

sehn: hierher adressiert, ägyptische Marke drauf. Poststempel Kairo, punktum. Kann er sich doch nicht aus den Pfoten saugen, so was, wie? — Bitte, bleiben Sie sitzen, Herr Direktor. — Weiß schon, weiß schon. — Nun will ich Ihnen mal etwas sagen, Verehrtester. Sie sind Erzieher, nicht wahr? Na also, Pietät, Gottesfurcht, Thron und Altar und so, oder Republik meinetwegen, mir ist sie ja Piepe ... Also kurz und gut, ich muß meinen Jungen sprechen, ich muß. Ohne Phrase, verstehen Sie, denn ich setze voraus: Sie sind eingeweiht. Meine Frau ist mir mit dem Jungen durchgegangen. Ich pflege keine großen Arien zu singen. Aber es gibt in jedem Menschenherzen eine Stelle ... Also seien Sie kein Frosch und helfen Sie einem Vater, der ..." Er hatte plötzlich einen leichten Schwindelanfall, faßte in die Luft und setzte sich auf den nächsten Sessel. „Ist weiter nichts. Ruhe, Ruhe. Man regt sich eben auf. Soll man nicht."

„Einen Schluck Wasser?" fragte ich.

Fast entsetzt wehrte er ab. „Ja nicht, ja nicht!" Er zog sein Notizbuch und blätterte. „Um ein Uhr muß ich auf dem Lehrter Bahnhof sein. D-Zug nach Hamburg. Die Stryx aus der Goldnixe und die alte Thora laufen am Sonntag in Horn. Das ist dieses Jahr ein gottverfluchtes Pech. In Hannover glitscht die dreijährige Dalila auf dem Weg zum Sattelplatz aus. Über 'n Stück Glas. Schont sofort auf der linken Hinterhand, Rennen unmöglich. Ewig gehetzt bin ich, ewig gehetzt. Wenn ich meinen Jungen hätte ... Die wickeln ihn ein. Aber es ist doch eine Affenschande ... Sagen Sie also Ihrem Herrn Bruder — Vetter, nun ja —, ich habe bis jetzt genug Geduld gezeigt, aber nun möchte ich denn doch endlich die Gewißheit, daß hier nicht auch noch hinter meinem Rücken konspiriert wird. Und Gesetz ist nun einmal Gesetz. Auch in dieser herrlichen Republik, denk' ich. Ich bin kein Moralheld, verstehen Sie. Aber der Gedanke ist doch niederziehend, daß ein gutveranlagter, talentvoller, prächtiger Bengel wie der — daß er da im Konkubinat seiner Frau Mama ... Na also, Verehrtester, Pupille, unter uns Männern, was sagen Sie?"

Er ließ mich nicht zu Wort kommen, nahm seine Automütze mit der Brille vom Fensterbrett, die Handschuhe vom Sofa auf und sah nervös nach der Armbanduhr.

„Er muß es schaffen! — Empfehlung, bitte, den Ihrigen. Und ich erwarte also bestimmt Nachricht. Bestimmt. Gestüt Freisleben bei Frankfurt. Kennt dort jedes Kind. — Nun hat dieses Kamel da draußen noch immer nicht gewendet. Es ist eine Lust, auf diesem Globus zu leben. — Danke, danke, ich finde allein. Das heißt: eine verdammte Finsternis ist das hier in Ihrem Hause der Wissensleuchten. — Ich habe bei mir mächtig viel Holz schlagen lassen. Rund um alle Tier- und Menschenkäfige. Das gibt Luft und Licht. Und wovon soll der Schornstein rauchen? — Bemühen Sie sich nicht erst, Herr—!"

Ein überlautes Kommando draußen. Ankurbeln, Rauch, Gestank ... Und das Auto entführt Thaddäus den Älteren wieder unter dichten Staubwolken, wie er gekommen.

Lilo hat droben gesessen, fast mit Herzkrämpfen vor Angst.

Ich berichte ihr mit gemischten Gefühlen. Es tut mir leid, im Gedanken an unsern Thaddäus, daß ich seinen Vater kennengelernt habe.

Oktober 1920.

Heute ein Briefchen von Eberhard Consentius aus Samaden. Er ist seit dem Ersten dort im Internat. Bedankt sich noch besonders bei mir für die Nachhilfstunden in Latein und Geschichte. (Was hat er mir damals heimlich gegrollt!) Die Aufnahmeprüfung ging über Erwarten gut, er sei richtig in Prima untergekommen und werde in zwei Jahren bestimmt das Examen bauen. Aber da habe er einen andern alten Stolper aus Sekunda angetroffen, der doch noch weiter sei und vielleicht schon übers Jahr ins Examen steigen werde. Ob der Fakir sich noch seiner entsinnt? Gewiß, denn es ward in Stolp doch immer solch ein Wesen gemacht, wenn seine Mama zu Besuch kam. Thaddäus Printz. Inzwischen sei der in Ägypten gewesen. Er sei ganz nett und kameradschaftlich, wenn sich's um Sportdinge handle, aber sonst doch noch ebenso verschlossen wie damals in Stolp. Im Sommer sei sein Hauslehrer, ein Russe, gestorben; an dem scheine er sehr gehangen zu haben. Eberhard C. hatte ihm vorgeschlagen, eine Ansichtskarte an Erich von Froben und die andern zu schicken, aber das habe Thaddäus frostig abgelehnt. Da wolle er ihn also nicht weiter behelligen. Übrigens lebe die Mutter von Thaddäus Printz in einem Cottage dicht bei Samaden, sie sei mit einem Russen verheiratet, und er habe ein Schwesterchen, das aber noch im Wägelchen ausgefahren werde.

Seltsam, ich habe nicht den Mut, Lilo das Briefchen zu zeigen.

November 1920.

Wir machten heute eine Wanderung zusammen, Liselotte und ich. Tante Elisabet hat eine zarte Speckfreundschaft mit einem Schweineschlächter in Alt-Geltow an der Ha-

Digitized by Google

vel; sie schickt uns als Vertrauensleute zu ihm; Liselotte mit einem Rucksack, ich bin mit einer alten gestickten Reisetasche ausgerüstet; zum Glück sieht man den gelben Löwen nicht mehr. Es sind fünf Stunden Wanderung hin und zurück. Wir nehmen natürlich den Weg durch den Wildpark. Dicker Nebel liegt über dem Wald, die Sonne blinzelt manchmal matt und verschlafen durch einen milchgrauen Himmel. Aber wo ein Stück Laubwald steht, da wirkt das goldene Blätterwerk wie ein festlicher Gruß. Auch weite, goldprächtige Teppiche sind da ausgebreitet. Hinzu wanderte sich's leicht, aber auf dem Rückweg merkt man die Last der Alt-Geltower Speckseiten. Dabei bringen wir statt des erhofften Zentners knapp fünfundvierzig Pfund mit, und Tante Elisabet wird beleidigt sein. „Alles muß man eben selbst machen, von keiner Seite wird einem mit etwas Intelligenz geholfen." Ich suche Lilo ein bißchen Spaß zu bereiten und ahme Tante Elisabet nach, wie sie bekümmert die Augenbrauen hochzieht und eine strafende Jalousie auf der Stirn macht. Aber Lilos Lachen klingt heute matt.

Kurz vor dem Wildgattertor, am runden Futterplatz machen wir Rast und verzehren die Brotscheiben, die wir von Stolp mitbekommen haben, und die sauern, grünen Äpfel, die uns Tante Elisabets Speckfreund gönnerhaft überlassen hat. Es ist eine weiche Luft, die so seltsam traurig macht. Durch den Nebel zieht ein Rudel Rehe. Man sieht nur die Köpfe, die dunkeln Leiber schwimmen in dem milchigen Dunst. Blätter fallen müde von einem fast entlaubten Ahorn. Tiefe Stille sonst. Wir hören nur die Tiere kauen und uns. Keinem fällt mehr etwas zum Plaudern ein. Denn über das eine, was uns beide beschäftigt, wollen wir ja schweigen. Und nun sitzen wir da, ich zeichne mit dem Stock auf dem Boden vor der Bank, und ich merke endlich, daß Lilo still vor sich hin weint.

Da muß der Name also endlich doch ausgesprochen werden. Ich gestehe Liselotte, daß ich ihr das Briefchen von Eberhard Consentius unterschlagen habe.

„Er hat auch an Erich von Froben geschrieben," sagt sie und nickt, „auch an Karl Taubert. Von denen weiß ich's schon lang. Es wird sich nun herumsprechen, und sein Vater wird dadurch erfahren, daß sie in Samaden sind."

„Wir sind wirklich schuldlos daran, Lilo."

„Ja, gewiß. Aber ich sinne immer nach, wie man ihm helfen könnte."

Ich hob matt die Schultern. „Liebes, gutes Kind!"

„Wir müßten ihn warnen. So oft hab' ich angesetzt, um ihm zu schreiben. Auch von dem Besuch seines Vaters. Aber wo er nun doch ein halbes Jahr lang gar kein Lebenszeichen mehr gegeben hat ... Er will wohl nicht mehr an die Zeit hier erinnert werden, und wir dürfen uns nicht aufdrängen."

„Vielleicht ist das der höchste Grad der Freundschaft, Lilo: den Freund in Ruhe lassen, wenn er Schonung braucht."

„Aber er hat doch seit Wladimirs Tod auf Gottes weiter Welt niemand, niemand, der ihn versteht!"

„Wir verstehen ihn, Lilo."

„Weiß er das?"

„Ich hab' immer das Gefühl, daß ich mit ihm in Verbindung bin, Lilo. Ich frag' ihn auch oft, wenn ich in Zweifeln stecke. Ich brauche mir ihn nur vorzustellen, wie er schlank und unnahbar dasteht und den Amenophisschädel hebt, — da ist er mir greifbar nahe. Weißt du, so neulich, als wir wieder einmal den Fridericus vornahmen und an die Stelle von Rheinsberg kamen: Meine Herren, jetzt bin ich König! Ach, ich dachte noch an unsern ersten Streit damals. Nein, seitdem ich seinen Vater kennengelernt habe, würd' ich ihm bei Gott keine Pietät mehr predigen. Er hat gewiß ein schweres Schicksal. Aber weißt du, Lilo, das hämmert ihn jetzt nur fest; zerschlagen kann es ihn nicht. Und unsere Aufgabe ist's, auf ihn und für ihn zu hoffen."

Das tat ihr nun sehr gut, der Kleinen. Mir auch.

Als wir unsere Sorgen, Speckvorräte und anderen Lasten auf der Landstraße weiterschleppten, erschienen sie uns beiden viel leichter.

Die Strecke von Potsdam über Jagdhaus Stern war etwas unheimlich, so im Nebel. Es treibt sich neuerdings viel Gesindel hier herum. Lilo nahm meinen Arm. Wenn irgendwo im Unsichtbaren Männerstimmen erklangen, faßte sie mich fester. Da fühlte ich ihr junges Herz pochen.

Kleine Lilo, kleine Lilo!

Dezember 1920.

Liselotte hat eine Einladung nach der Schweiz.

Frau Marion hat Liselotte Schweizer Geld für die Hin- und die Rückreise geschickt und (in deutsche Währung umgerechnet) ein kleines Vermögen für notwendige Anschaffungen, Wegzehrung usw. Sie soll die Route hinzu über München zurücklegen und dort bei einem Juwelier ein Päckchen in Empfang nehmen, das sie nicht gern der Post anvertrauen möchte — und das wohl auch nicht so ohne weiteres über die Grenze zu bringen wäre. Das Päckchen enthalte eine Weih-

Digitized by Google

nachtsüberraschung für Thaddäus, deshalb müsse diese Mission mit äußerster Delikatesse durchgeführt werden, schreibt Frau Marion, und darum wende sie sich an das kleine Fräulein Dannegger, von dem ihr Sohn Thaddäus so viel Reizendes erzählt habe. Ein Einlagekärtchen an Tante Elisabet, das zugleich ein Liebesgabenpaket mit Schokolade und Kakao ankündigt, tritt noch besonders als Fürsprecher für Bewilligung eines acht- bis zehntägigen Urlaubs ein.

Hat man schon einmal ein Märchenglück in eine Köhlerhütte einziehen sehn? Oder erlebt, wie dem Aschenputtel der goldene Tanzschuh paßt? Oder wie aus der Pechmarie die Goldmarie wird?

Liselotte traumwandelt am hellen Tag. So würde Botticelli sie malen.

Tante Elisabet hat zunächst das Schweizer Geld in Verwahrung genommen. Dreihundert Franken. Es ist irrsinnig. Sie wird morgen nach Berlin hineinfahren, um diejenigen Ausrüstungsstücke, die ihr für eine Winterreise ins Engadin unerläßlich scheinen, in einem Spezialausverkauf zu erstehn. Es wird dabei sicher mehr auf Dauerhaftigkeit als auf Anmut geachtet werden. Aber Liselotte ist das alles ja so egal ...

Und ein Reisefieber hat sie, ein Reisefieber!

Heute hat Lilo in Potsdam ihren Paß besorgt. Das Fahrscheinheft trägt sie bereits in dem Lederbeutelchen, das ich als wichtigstes Reiseausstattungsstück beigesteuert habe; es ist ein weiches, glattes Täschchen von Sämischleder, das sie an einem seidenen Band unter der Bluse tragen wird. Da kommen auch die großen Geldscheine hinein. Auf welche Weise sie das Päckchen von Frau Marion über die Grenze paschen wird — denn darauf läuft's ja doch hinaus —, das will ich lieber gar nicht wissen. Tante Elise, die sich rühmt, noch niemals Zollschwierigkeiten erlebt zu haben, erteilt ihr allerlei geheime Instruktionen, die sich ihr seinerzeit auf der Reise nach Marienbad nützlich erwiesen haben. Ich werde aber bis zu der Stunde, in der unsere kleine Reisende in Lindau an Bord geht, um nach Romanshorn überzusetzen, die Leibschmerzen, die mir die Angst um sie bereitet, kaum loswerden.

Für die Mädchen in der Küche und im Haus und für die Jungen fährt Lilo nach Schwerin.

Ein Kostüm ist für sie von der Schneiderin in Nowawes aus einem alten Kleid von Tante Elise zurechtgemacht worden, ein Kostüm, das sich tatsächlich selbst in Samaden wird sehn lassen können. Natürlich muß so ein lieber, frischer, junger Kerl wie unsere Lilo drinstecken, so ein glückstrahlender und hasenfüßig erlebnisbegierigerer!

Es gibt im Regierungsbezirk Potsdam wohl kaum einen Onkel, der ein größeres Anrecht darauf gehabt hätte, am heutigen Sonntag seine Nichte nach Berlin zum Anhalter Bahnhof zu begleiten, als den Fakir. Aber er muß wieder einmal den lebendig Begrabenen spielen. „Sie reist doch nicht nach Amerika," sagte Tante Elise, die es nun schon satt hatte, daß von ihrer kleinen Stütze acht Tage lang solch ein Aufhebens gemacht wurde. Und es ginge ja auch tatsächlich weit über das hier übliche Maß von Aufmerksamkeit, wenn Liselotte von zwei ausgewachsenen Onkeln eskortiert würde, denn Vetter Theodor hat sich trotz seiner stets betonten Überbürdung leider sofort bereit erklärt. So gibt's für den Fakir also nur einen heftigen Händedruck, ein kleines Schlucken und halbverschleiertes Zulächeln — und unsere Liselotte verläßt reisefiebrig das Haus. Der kleine Wennerberg, der einen halben Freiplatz innehat, wird bei solchen bescheideneren Abreisegelegenheiten immer mit dem Handwägelchen, auf dem das Auswanderergepäck verstaut ist, zum Neubabelsberger Bahnhof vorausgeschickt.

Eine abenteuerliche Vorstellung: Liselotte fährt ins Engadin.

Ja, freilich, du kluge, spöttische Tante Elisabet, das Engadin ist nicht Amerika, und es ist für einen gesunden, jungen Bursch wie unsere Liselotte gewiß eine Spielerei, zwei Nächte III. Klasse in der Eisenbahn zu kampieren, — aber diese Reise geht ja doch weit über Amerika hinaus, die geht von dem einsamen, still und traurig gewordenen Stolper See „direktemang" in den Himmel, in eine Seelenhöh' weit über der Sechzehnhundertmeterzahl von Samaden, — sie geht ein Menschenleben weit fort von dem wieder lebendig begrabenen Fakir.

Ach, und nun gibt es wieder Weihnachtsferien, in denen man keine Arbeit hat.

Lilo wird mir aus München und aus Lindau ein Kärtchen schreiben. Aber aus dem Engadin? Tante Elisabet hat schaudernd die Schweizer Frankatur in deutsche Währung umgerechnet. Dafür kann sie sich hernach lieber ein Paar neue Strümpfe kaufen, die sie weiß Gott noch so dringend nötig hätte.

Ich will mich also bescheiden. Lilos Strümpfe! Gut, ich warte geduldig, bis sie zurück ist, und mir erzählen kann, ohne daß es Schweizer Porto kostet.

Aber so ganz zurück kommt sie ja doch nicht mehr. Unter dem blauen Engadiner

Digitized by Google

Winterhimmel, von dem die Glücklichen schwärmen, wird ein Stück ihres Kinder- und Mädchen- und Frauenherzens hängen bleiben, ein zartes, weißes Wölkchen, das dort oben im Äther zergeht.

Glückliche Fahrt, kleine Liselotte!

Montag, den 3. Januar 1921

Silvester kein Brief, Neujahr kein Brief. Heute ein Telegramm an Tante Elisabet: „Fräulein Danneggers Rückkehr erst Ende folgender Woche möglich, für Nachurlaub dankt verbindlich Rittmeister Printz."

Nicht die Tatsache der Urlaubsüberschreitung oder die Einmischung von Thaddäus dem Älteren hat Tante Elisabet so außer sich gebracht, sondern die Vorstellung der gottsträflich hohen Telegrammgebühren, die in der Schweiz für Lilo angelegt wurden. Sie überlegte lange und förderte dann eine Fassung von Lessingscher Kürze zutage, deren Übermittlung um so und so viel Pfund Butter billiger gewesen wäre.

Durch Tante Elisabets Aufregung ist es im ganzen Hause bekannt geworden: Lilo befindet sich in Samaden. Sie wird also Nachricht bringen von Eberhard Consentius und Thaddäus Printz. Karl Taubert meinte: „Die kleine Rübe! Rutscht da mir nichts dir nichts ins Engadin und fährt Bob!"

Daß von hier aus irgendeine Verbindung mit Thaddäus dem Älteren bestanden hat, darauf lege ich meine Hand ins Feuer. Auf dem Gestüt Freisleben bei Frankfurt — das dort jedes Kind kennt — ist die Nachricht von dem Familienglück in Samaden längst bekannt gewesen. Was mag jetzt nur vorgefallen sein dort!

Ich fürchte, daß ich den guten Anschluß an meine Jungen nun doch wieder verliere. Sie merken, daß ich zerstreut bin, und lassen sich die kleinen Vorteile daraus nicht entgehen. So muß es bald wieder einmal einen Zusammenprall geben. Das schönste Wort, das ein väterlicher Freund einmal gesprochen hat, ein Mann, dessen Schriften ich zuweilen heute noch lese, lautet: „Erziehung ist Selbstzucht und Beispiel, und sonst nichts als Liebe." Ja, die Liebe zu den wilden Rangen hat mich Thaddäus gelehrt. Auch die Selbstzucht. Aber unsagbar anstrengend und zeitraubend ist's, von früh bis spät das gute Beispiel zu geben! Du mußt immer Zeit haben für deine Quälgeister, mußt dein ganzes Leben den Kindern schenken, wenn du ihnen Lehrer, Freund und Erzieher sein willst. Selbstlos mußt du sein, ganz selbstlos. Ach, welcher Mann ist es?

Am Neujahrsabend war ich so traurig und hoffnungslos, daß ich meine Arbeit über Spinoza und Leibniz verbrannt habe. Das gab ein kurzes Freudenfeuer selbstquälerischer Grausamkeit. Mögen andere die Wahrheit enthüllen, mögen andere die Hof- und Staats-Legenden zerstören, die den Fürstenfreund zum Klassiker aufpufften, mögen andere dem Verkannten, Gelästerten aus seinem Jahrhundertdunkel ins ewige Licht helfen!

Danach ist jetzt eine noch viel ärgere, herzlähmende Leere und Bangigkeit über mich gekommen. Ich weiß auch: wenn Thaddäus je von meinem Narrenstreich dieses Autodafés erführe, er würde mich feige nennen.

Ja, er hat recht, ich bin kein Kämpfer, bin kein Sieger.

Montag, den 10. Januar.

Sie ist da.

In Zürich ist sie von Thaddäus dem Älteren in ein Schlafwagenabteil gesteckt worden. Aber sie hat natürlich kein Auge zugetan, weil es der fremden Mitreisenden so schlecht war, daß sie an deren Leiden die ganze Nacht hindurch teilnehmen mußte. Sie hat ein Körbchen Apfelsinen mitgebracht, für jeden der alten Kameraden von Thaddäus eine mit einem besonderen Gruß. Er würde ihnen selbst erklären, weshalb er so lange geschwiegen. Denn demnächst besuche er sie in Stolp!

Heute gehört sie noch den andern, gehört vor allem Tante Elisabet, der es wie stets darauf ankommt, Tatsachen zu hören. Vor allem: wie hatte sie's mit dem Paketchen gemacht? Oh, dieser Triumph der hohen Direktion, daß alles unbeanstandet durchgegangen ist! (Nur eine neue Untertaille, an der noch das Preistäfelchen angebracht war, hätte Liselotte beinahe Schwierigkeiten bereitet. „Wie kann man nur!" sagte Tante Elisabet entrüstet und tippte sich an die Stirn.)

Die andern Tatsachen sind wohl etwas bedeutungsvoller, klingen aber in Liselottes offizieller Berichterstattung ebenso nüchtern, weil sie so tonlos, fast widerstrebend spricht.

Thaddäus hatte bei ihrer Ankunft in Samaden einen Fieberrückfall, mußte den Weihnachtsabend noch im Bett verbringen, sie waren aber bei ihm in der Schule und brachten ihm ein kleines Bäumchen mit brennenden Wachskerzen in sein Zimmer, Frau Marion, Berthe mit der kleinen Marion, der Schuldirektor, die Schwester Agate — und sie. Thaddäus hatte von seinem Vater einen Brief bekommen, den er seiner Mutter beim Abschied mitgab. Darauf erhielt Thaddäus am Weihnachtsfeiertag den Besuch des Herrn Jakimoff — und da kam es zu einem völligen Bruch zwischen den beiden. Herr Jakimoff hatte gleich danach eine heftige Auseinandersetzung mit Frau Marion und reiste mit dem

Digitized by Google

Mittagsschnellzug ab — unbekannt wohin. Frau Marion erlitt eine solche Nerven-Erschütterung, daß sie sich hinlegen mußte, die Nahrung blieb aus, die kleine Marion, die noch immer nicht entwöhnt war, erkrankte auch, und so blieb Liselotte in einem ununterbrochenen Hinundher zwischen den verschiedenen Krankenzimmern. Erst am Neujahrstag gab Jakimoff wieder ein Lebenszeichen: aus Montreux. Sofort setzte sich Frau Marion, obwohl noch schwach und leidend, auf die Bahn und reiste ihm nach. Ein paar Stunden später traf der Rittmeister Printz bei seinem Sohne zu Besuch ein. Er nahm sich Liselottes an, depeschierte auch für sie nach Stolp und versprach ihr, für ihre Heimreise zu sorgen. Inzwischen hatte Thaddäus sich so weit erholt, daß er das Bett, das Zimmer, das Haus verlassen konnte. Auf ein paar Spaziergängen im Schnee und in der Sonne trafen sie sich. Aber Thaddäus wollte nicht länger in Samaden bleiben. Vorläufig begleitete er seinen Vater also nach Zürich. Dahin sollte Liselotte, sobald Frau Marion zu ihrem Kind zurückgekehrt war, ihnen folgen. Von Montreux aus rief dann Herr Jakimoff an und sprach eingehend mit Berthe: die Herrschaften kehrten vorläufig überhaupt nicht nach Samaden zurück, Herr Jakimoff schickte vielmehr einen Kurier von Cooks Reisebüro, der Berthe mit dem Kind und einem Teil des Gepäcks nach Montreux ins Grandhotel bringen sollte. Von Liselotte war nicht weiter die Rede. Sie begleitete den Transport aber im gleichen Zuge, wenn auch III. Klasse, bis nach Zürich, wo die Wege sich trennten. Mit ihrem Handköfferchen saß sie dann im Wartesaal, hatte Kaffeedurst, aber als sie sich den am Büfett angeschlagenen Frankenpreis in Mark und Pfennig übersetzte, wurde ihr doch himmelangst; schon die Kosten des Telephongesprächs nach dem Hotel, in dem Thaddäus mit seinem Vater wohnte, hatten ihren Barbestand bedrohlich gelichtet. Endlich kam Thaddäus, holte sie ins Hotel, sie mußte ihre helle Bluse anziehn, und beim Abendessen ward Champagner getrunken, dazu gab's Musik, und Herr Printz war von einer Lustigkeit, daß selbst der ernste Thaddäus manchmal herzhaft mitlachen mußte. Liselotte wußte gar nicht mehr, wie das Hotel hieß. (Frau Elisabet meinte überlegen, es könne nur Baur au lac gewesen sein). Wie ein Paket war sie auf dem Bahnhof in den Schlafwagen und in das Abteil geschoben worden. Sie erinnerte sich an nichts mehr. Erst an der Zollgrenze wachte sie auf — und von da an begann die Sorge nicht nur um das eigene Wohl, sondern auch um das der ihr noch unbekannten Mitreisenden ...

Tante Elisabet genügten diese Tatsachen natürlich noch lange nicht. Sie wollte wissen, ob die Damen in Samaden im „Schweizer" zum Gabelfrühstück erschienen oder ob sie, wie in Marienbad, den Hut aufbehielten. Ob es Sonntags Eis gegeben habe. Wie teuer die Pension in Samaden sei. Ob Jakimoff für die ganze Zeit das Cottage bezahlen müsse. Was das Paketchen außer dem Ring und der Krawattennadel für Thaddäus sonst noch enthalten habe. Ob der Rittmeister nun endlich die Scheidungsklage einleiten werde. Wo die beiden Autos geblieben seien? Ob Frau Marion noch den King Charles habe. Ob die Jungfer Berthe den Ungarn heiraten werde. Ja, was für Wichtigkeiten sollte unsere Weltreisende sonst noch auskramen!

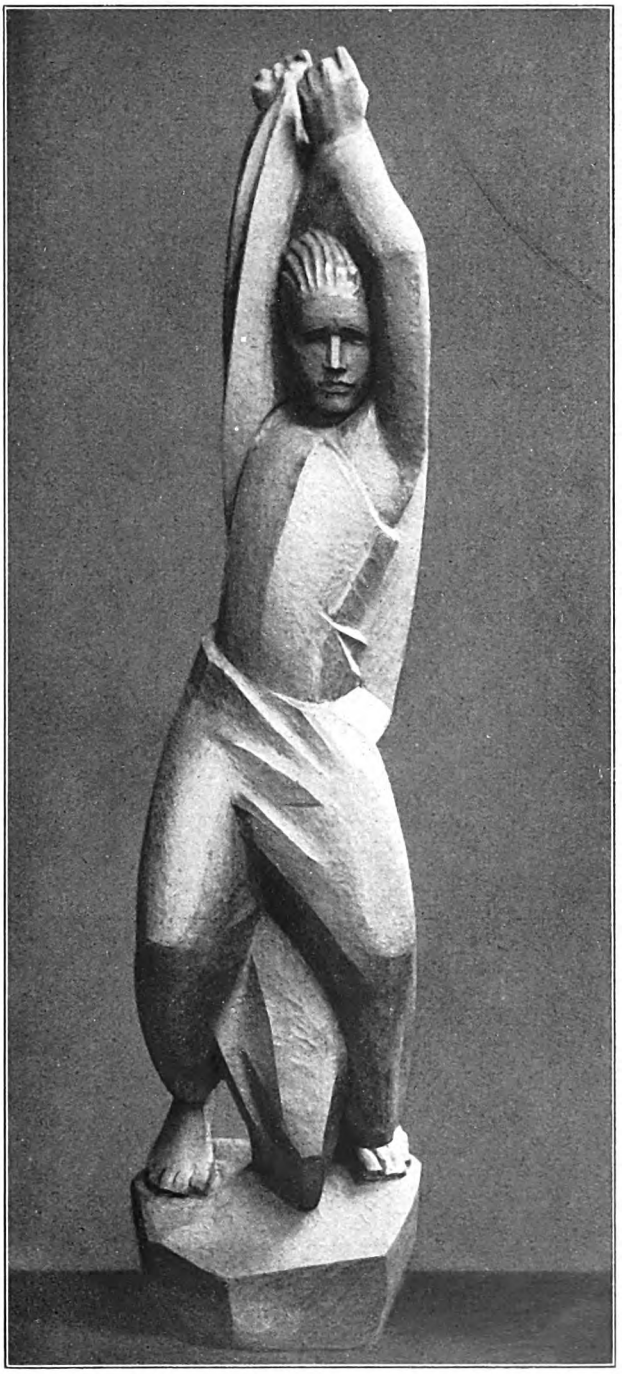
Schachmatt, ausgepreßt wie eine Zitrone, stimmlos, fröstelnd wurde Liselotte endlich entlassen. „Vergiß nicht, daß morgen Dienstag ist!" rief ihr Tante Elisabet noch nach. (Dienstags kommt der Milchwagen schon um halb sieben am Schulhaus vorbei, da heißt's aufpassen.)

Nun liegt sie nebenan im Bett. Aber sie schläft nicht. Ich höre sie noch sich hin- und herwerfen.

Thaddäus der Jüngere an Liselotte Dannegger.

Freisleben bei Frankfurt. — Liebe Lilo! Aus meiner Berliner Reise wird vorläufig nichts. Hier auf Papas Gestüt ist ein ehemaliger Kamerad von ihm zu Gast, der Kadettenlehrer war, augenblicklich ohne Beschäftigung ist und mit dem ich auf das Examen pauke. Ich will die Zeit ausnützen, solang sich Papa auf Reisen befindet, denn wenn er hier ist, läßt er uns ja doch die Ruhe nicht. Du hast ihn ja nur flüchtig kennengelernt, und es ist gewiß amüsant gewesen, aber Du mußt Dir vorstellen: so geht es nun von früh bis spät, immer in der Hetze, immer eine Gelegenheit beim Schopfe genommen, um eine Extratour zu machen, zu kneipen, ein Spiel aufzulegen, es gibt unzählige plötzliche Entschlüsse, aber keiner wird zu Ende durchgeführt, dabei das krankhaft übertriebene Zigarettenrauchen, er bringt es auf über hundert Stück den Tag. Ich habe schwere Sorge um ihn. Dr. Armbruster war auch ganz entsetzt, nachdem er's eine Weile mit angesehn hat. Es kommt hinzu, daß Papa wirtschaftlich arg bedrängt ist. Manchmal packt ihn eine Art Weltuntergangsstimmung, dann verschwendet er mit vollen Händen, ganz unsinnig und überflüssig, oder er ist kleinlaut und geizig und jammert über das Ende. Das Wiedersehn mit dem Gut Freisleben war recht traurig. Der ganze Wald ist abgeholzt,

Digitized by Google



Zorn. Holzbildwerk von Prof. Georg Kolbe
(Akademie-Ausstellung, Berlin 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

der Park völlig verwildert. Die Äcker gehören Papa längst nicht mehr, auch nicht die beiden Vorwerke und die Fischzucht. Das Traurigste ist aber der Stall. Alles gute Material ist verkauft, auch die letzten hier noch in Pflege stehenden Rennpferde gehören Frankfurter Herrschaften. Papa hat wohl immer etwas zu flott gelebt, aber daß er so ganz haltlos geworden ist, in geschäftlicher und in — nun ja, auch in moralischer Hinsicht, daran ist er wohl nicht allein schuld. Ich sehe den „Fall Printz", über den sogar häßliche und recht dumme und geschmacklose Dinge in der Zeitung gestanden haben, jetzt doch in einem andern Licht. Du weißt, wie lieb ich Mama habe, auch jetzt noch, wo sie Ihm doch nachgereist ist und mich im Stich gelassen hat. Ich bin mir auch klar darüber, daß es für sie wie für Papa ein Verhängnis war, daß sie sich überhaupt je gesehn haben. Sie paßten eben nicht füreinander. Aber wenn beide den Wunsch gehabt hätten, sich das Leben erträglich zu machen, dann hätte es doch nicht zu solchen Verirrungen kommen können. Denn beide sind nun aus der Bahn geworfen. Weißt Du, Lilo, die vielgerühmte, vielbesungene Liebe muß etwas ganz Furchtbares sein. Du hast gesagt: eine Frau ist wohl nur dafür geschaffen, ein Leben in und mit dem Manne zu leben, den sie liebt. Aber darf sie so Sklavin ihrer Leidenschaft sein, daß sie sich von dem Manne, den sie liebt, erniedrigen läßt? Wenn er sie erniedrigt, dann liebt er sie doch nicht. Hab' ich nicht recht? Du sagst: die Liebe ist kein Vertrag auf Gegenseitigkeit. Ja, aber sie ist ein Verhängnis, wenn sie einseitig bleibt. Und ich sehe jetzt, daß Jakimoff meine Mutter nie geliebt hat. Als er mir am Weihnachtstag in seinem harten Französisch sagte: er trage schon lange und schwer genug an seinem Opfer in dieser abscheulichen Zwitterstellung, da packte mich's und ich schrie's ihm ins Gesicht, er wäre ein Schuft, wenn er Mama jetzt verließe. Hinterher überlegte ich mir, daß ich mir ein Urteil angemaßt hatte, das mir nicht zustand. Wer trägt die Schuld? Weiß ich denn, ob er der Verführer war? Damit quälte ich mich lange. Ich weiß, wie zärtlich Mama werben kann. Und da kamen grausame Anklagen, die mir zuriefen: sie trägt ja auch die Hauptschuld an Vaters Zusammenbruch. Aber siehst Du, nun kommt es wieder vor, daß Papa ein wegwerfendes Wort sagt — nein, nicht über sie, aber über Frauen in ähnlicher Lage — ja, siehst Du, und dann ist in mir alles Mitgefühl mit seinem zerzausten Schicksal im Nu verflogen und ich habe eine solche Sehnsucht nach Mama. Nein, er darf sie nicht beschimpfen, er darf nicht, sonst geht das letzte in mir zugrunde ... Ach, liebe Lilo, oft denk' ich mir es sehr schön, ich wäre wieder allein, wie damals in Stolp, ganz für mich, wüßte sie beide links und rechts, jedes in seiner Art mir verbunden, und ich hätte die Kraft, mich freizumachen von ihrer Anklage wie von ihrer Verteidigung, vor allem von dem Wahnsinn, Richter über eins von beiden sein zu müssen. Ich spräche aber gern mit Dir über all das, Lilo, so nutzlos es ist. — Dein alter Freund Thaddäus.

⁂ ⁂ ⁂

Donnerstag, den 31. März 1921.

Liselotte hat mir seit Wochen keine Zeile mehr von Thaddäus gezeigt. Freilich schreibt er auch nur selten, weil er schon im Herbst das Abiturium „als Wilder" machen will. Die Frankfurter sollen strenge Anforderungen stellen, und es ist kaum anzunehmen, daß sie gerade einem verwöhnten, jungen Herrn, der bisher ein feudales Leben in aller Welt hat führen können, die Aufgabe irgendwie erleichtern werden. Ich glaube aber nicht, daß er zu Liselotte nur von seinen Schulsorgen und von seinem Kummer um die Eltern spricht. Es ist ja Lilo anzumerken, von Tag zu Tag mehr, wie sie ihr Frauenherz entdeckt. Noch philosophieren sie nur über den Begriff Liebe, stellen weltenalte Axiome auf, glauben sich noch wehren zu können gegen diese unheimliche Macht, aber sie hat schon längst sie beide in Fesseln geschlagen.

Heut war ich drauf und dran, meine Stellung zum 1. Juli zu kündigen. Was bietet mir Stolp? Unter den Jungen hab' ich nach vielen Monaten heißer Bemühungen vielleicht ein paar gute Freunde gefunden, die mich verstehn. Das plumpe Gros aber freut sich noch immer über jede Gelegenheit, mich kränken zu können. Es ist so leicht und so billig für sie, die zufällig gerade gewachsen sind. Und Lilo? Lilo entgleitet mir. Ich würd' es ja sicherlich kaum ertragen, wenn sie mir ihr Herz ausschüttete, mir ihre Bedrängnisse anvertraute, ihr Himmelhochjauchzen, Zutodebetrübtsein, — und doch bringt mich diese Stille, die mich an nichts beteiligt, erst recht zu der Erkenntnis, wie wertlos, wie zwecklos mein Leben ist, wenn ich an Lilos Schicksal keinen Anteil haben darf. Gekränkte Liebe? Du mein Gott! „Wenn ich dich lieb hab', was geht's dich an!" Ja, in der Theorie klingt es stolz und selbstbewußt, fast groß. An höchste Lehrsätze gemahnt es, die ich so überzeugt verteidigt habe, damals, als ich mein bißchen eigene Innenwelt auf Spinozas großer Seele aufbauen wollte. Aber es bleibt ein Erdenrest — zu tragen peinlich.

Digitized by Google

Der Kündigungsbrief an das hohe Direktorium war geschrieben, ich wollt' ihn heute mittag Vetter Theodor auf seinen Schreibtisch legen, und ging die Treppe hinunter, müde und vergrämt. Muß mir da nicht Lilo begegnen? Sie erschrickt und bleibt stehn und sieht mich mit ihren guten, braunen Augen an, ein lieber, mütterlicher Zug verschönt ihr Gesicht. „Ja, sag' doch, Fakir, was ist dir?" Und sie nimmt meine Hände, die eiskalt sind, und reibt und erwärmt sie. Ich finde den Mut nicht, ihr zu gestehn, daß ich Fluchtgedanken habe. Sie weiß gleich ein Hausmittelchen, um mir wieder etwas Lebensmut und Lebensfreude zu geben. Für ihren Geburtstag, den 13. April, wird sie sich von Tante Elisabet Urlaub erbitten — und ich muß mich in meinen Stunden vertreten lassen — und dann wandern wir nach Potsdam, nach Sanssouci, wir gehen in die Bildergalerie des Alten Fritz, zur Historischen Mühle, und hernach zur Havel und machen einen weiten, weiten Spaziergang, bis nach Werder — die Milchfrau sagt, die Obstblüte fängt dort schon an aufzuspringen, und das wird ein wunder-wundervoller Tag!

Ja, da kann der Fakir nicht widerstehn. Da lohnt es doch, noch ein weiteres halbes Jahr zu dienen. Und das Briefchen an die hohe Direktion endet in kleinen Fetzen im Papierkorb.

Mittwoch, den 13. April.

Ein Tagesausflug ist es nun doch nicht geworden, denn um fünf Uhr mußt' ich schon wieder zur Konferenz zurück sein. Aber wir haben Lilos Geburtstag dafür um so früher begonnen. Es war noch stichdunkel, als Lilo leise tastend über die Tapete strich und sich damit tatbereit meldete. Vor ihrer Tür harrte ein kleiner Aufbau. Auf ein Tischchen hatt' ich in der Nacht mein Paketchen mit ein paar selbstgetriebenen Prunuszweigen gelegt, im Kranz darum standen achtzehn Wachslichte in Miniaturformat. Flugs hinaus, die Kerzen angezündet, leise an ihre Tür gepocht und wieder davon! Da hört' ich sie nun öffnen, hörte ihr drolliges Entzücken, und dann das Rauschen der Papierhülle, ihr halbversteckes Lachen: „Ach du — Fakir, du guter Fakir!" Das Glückwunschgedichtchen, das meine buntgemischten Gaben in Sonettform unter einen poetischen Hut zusammenzubringen versuchte, hat mir viel Kopfzerbrechen verursacht. Die kleine Taschenausgabe von Goethes Faust in Leder, zwei Paar schwarze Strümpfe — und eine Schachtel Schokoladetäfelchen. Ich hatte Herzklopfen, war aber glücklich, als sie mir dann im Gang um den Hals fiel und mir einen richtigen Geburtstagskuß gab. Und hätt' ich nicht gewußt, daß sie ihren Geburtstagsbrief von Thaddäus gestern abend bekommen hatte, dann hätt' ich fast annehmen können, meine kleine festliche Veranstaltung wär's gewesen, die ihr das Herz so hell und gebefreudig machte.

Es war draußen ziemlich rauh, wir bekamen beide rote Nasen. Aber das Wandern tat wohl. Unser Festmahl nahmen wir, weil die Galerie noch nicht geöffnet war, bald nach neun Uhr bei einer Tasse Kaffee in dem kleinen Restaurant bei der Mühle. (Das heißt schon allgemein die Historische Kaffeemühle!) Lilo war selig. Gibt es für einen Menschen etwas Schöneres, als achtzehn Jahr zu sein, gesund, geradegewachsen, hübsch, und sich geliebt zu wissen?

Nun, und was kann ein festlich gestimmter Zaungast an solchem Feiertagsmorgen anderes tun, als gut und neidlos über den Betreffenden mitzuschwatzen, dessen Liebe das achtzehnjährige Menschenherz in so hohe Schwingung versetzt?

Wir sind uns überraschend schnell darüber einig gewesen, daß unser Thaddäus ein Prachtkerl ist. Daß er das schwere Los, das ihm das Schicksal jetzt auferlegt hat, wie ein ganzer Mann trägt. Daß es wundervoll ritterlich von ihm ist, wie er das Andenken an die Mutter vor dem Vater verteidigt. Und daß er dem zusammenbrechenden Vater damit etwas wie einen letzten Halt gibt. Und daß man diesen prächtigen Bursch' lieb haben muß.

So ist die ganze, lange Festtagswanderung im rauhen Havelwind, in der blitzhaft zwischen jagenden weißen Wolken herausbrechenden Frühlingssonne, unter den festlich geputzten Obstbäumen von Werder, und auch unter den überraschenden Regenschauern des Nachmittags eine einzige, stürmische Huldigung für unsern Thaddäus geworden!

„Ein Vertrauter — Herr Gustav Dannegger."

Alle Tage dasselbe.

Ich spiele meine Rolle schlecht und recht. Die Vertrauten in den Liebesdramen fallen ja selten durch ihr glänzendes Spiel auf. Wie's ihnen zumute ist, wenn sie das Auf und Ab der Erregungen so in nächster Nähe miterleben, darum kümmert sich kein Mensch. Noch vor kurzem hätt' ich's für ganz unmöglich gehalten, daß ich's würde über mich bringen, dazu still zu halten. Liselotte irrt auch, wenn sie glaubt, es entspräche meinen Lebensjahren und meiner Veranlagung, onkelhaft gütig den andern zuzusehn, wie sie an der Festtafel des Lebens sitzen. Die Eifersucht quält mich, der Neid frißt an mir, und

Digitized by Google

die liebe Eitelkeit regt sich, die da fragt: hab' ich nicht hundert Fähigkeiten höherer Art, die den kleinen Makel, an dem ich kranke, wettmachen könnten?

Am Sonntag schrieb Thaddäus an Liselotte, daß der Scheidungstermin seiner Eltern im Mai stattfinden werde. Verhandlung vor dem Landgericht in Frankfurt. Es sei anzunehmen, daß seine Mutter als der allein schuldige Teil verurteilt werde. Nach den bestehenden Rechtsgrundsätzen sei ihr danach eine Eheschließung mit Jakimoff, als dem Mitschuldigen, verwehrt. Zwischen den Rechtsanwälten gehe darum der Schriftwechsel unausgesetzt hin und her.

Thaddäus ist einer Bitte seiner Mutter, sie in Baden-Baden zu besuchen, gefolgt. Seit dieser Begegnung weiß er, daß es für seine Mutter den moralischen Untergang bedeutet, wenn ihr nicht die Möglichkeit gegeben wird, Jakimoff zu heiraten und ihrem Töchterchen den Namen des Vaters zu geben. Seine Vorstellungen stoßen aber auf schroffen Widerstand bei seinem Vater. Der will von Schonung nichts wissen. Durch eine Art Rechtsschiebung, zu der sich beide Parteien verstehen müßten, ließe sich aus der Verhandlung und damit aus dem Scheidungsurteil Jakimoffs Name fernhalten. Der Rittmeister wartet aber mit grausamer Schadenfreude darauf, das an ihm und seiner Ehre schuldig gewordene Paar so hart und so tief als irgend möglich zu treffen.

Thaddäus der Ältere ist bis über beide Ohren verschuldet. Das ehemalige Gestüt Freisleben bringt keinerlei Einnahmen mehr, und er kann die Kosten für die Unterhaltung und die Verwaltung, vor allem für die riesengroß gewordenen Abgaben, Lasten und Steuern nicht mehr aufbringen. Alles Holz ist verkauft, der Park abrasiert bis auf den letzten Stamm. Eine Pfändung folgt der andern, und sie bleiben alle erfolglos. Im Herrenhaus Freisleben sind die wertvolleren Einrichtungsstücke, die echten Teppiche, die Schnitzereien, der Flügel, das Silber, die Bücherei, das Porzellan, die Leinenbestände, die Ehrenpreise, die Gemälde längst zu Geld gemacht. Der Rittmeister lebt schon seit Jahren „von der Wand in den Mund", wie in Frankfurt gewitzelt wird. Eine Stute, die er auf dem Eröffnungsrennen in Karlshorst laufen ließ, und die als zweite placiert landete, ist ihm vom Gerichtsvollzieher auf dem Platz an der Wage gepfändet worden. Augenblicklich befindet er sich auf einer Reise durch Deutschland, um bei alten Bekannten wieder einmal größere Pumpversuche zu unternehmen.

Heute wieder Nachricht von Thaddäus an Liselotte. Ganz verzagt brachte sie mir den Brief. Und bettelte mit den Augen.

Fakir, hilf!

Die Lage ist bös. Thaddäus weiß jetzt, wovon sein Vater die letzte wirtschaftliche Rettung erhofft: Frau Marion soll im Scheidungsurteil verpflichtet werden, aus ihrem Vermögen beträchtliche Mittel für ihren Sohn bis zu dessen Großjährigkeit sicherzustellen. Frau Marions Rechtsanwalt ist nun beauftragt, ihm dieses Kapital sofort zu überweisen — unter der Voraussetzung, daß er im gerichtlichen Termin gewisse Punkte der Klage fallen läßt.

Herr Printz sen. befindet sich in Berlin, wohnt — feudal wie immer — im Hotel Fürstenhof, der Frankfurter Rechtsanwalt trifft Montag früh ebendort ein, um mit ihm zu verhandeln, und Liselotte spricht endlich aus, was Thaddäus in seiner gefolterten Stimmung nur unklar andeutet: ob sich wohl ein Freund fände, der sowohl mit seinem Vater wie mit dem Rechtsanwalt zunächst einmal spräche, um zu vermitteln, um den Boden für eine Verständigung vorzubereiten ...

Und dieser Freund soll eben der Fakir sein.

„Ein Vertrauter — Herr Gustav Dannegger."

Mir ist nicht wohl zumut bei dieser Aufgabe. Aber kann ich Liselotte in ihrer Zerrissenheit schlafen gehn lassen? Sie wird sich wieder die ganze Nacht in ihrem schmalen, knarrenden Tannenholzbett jenseits der dünnen Mansardenwand hin- und herwerfen ... Nein, da nehm' ich einen großen Anlauf, der mich weit über meinen eigenen Starrkopf in die Höhe schwingt, und sage ihr lächelnd (und so sicher und überheblich, als hätt' ich schon viel schwierigere Eheknäuel entwirrt und Juristengreuel verhütet), daß ich Sonntag früh selbstverständlich den Weg zum Fürstenhof antreten und alles ins Gleis bringen werde.

Da wird meine Hand ungestüm gepackt, die andere auch, und schluchzend, erlöst, hoffnungsfreudig sinkt der braune Mädelkopf an meine Joppe. „Guter Fakir — lieber, guter Onkel Gustav!"

Ich ahne, heute nacht werde i ch mich schlaflos wälzen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Vier Gedichte von Hans Much

*

Seltene Stunde

In Herbstesschweigen steht der Tannenwald,
Durch seine Hallen zieht es wie Gedächtnis.
Der schweifenssatte Blick wird reif und alt,
Zu schauen in das ewige Vermächtnis.

Nur selten kommt die Stunde ewiger Schau,
Wo sich Geburt und Leben und Begräbnis,
Stille und Sturm, der Einsturz wie der Bau,
Zum großen Kreise schließen im Erlebnis.

Der Herbst, der durch den stillen Morgen geht,
Hält, gern erwartet, seine milde Schatzung.
Mein Sinn, von alter Ahnung angeweht,
Neigt sich in Ehrfurcht vor der großen Satzung.

*

Frist

„Es ist nicht Heilung, ist nur eine Frist,
Nur eine knappe, kurzgewährte Pause,
Die schnell und sicher auszunützen ist."
So ich. Da spricht der hohe Herr vom Hause:

Ei, wie du wieder ungeduldig bist!
Heißt das ein Eingeweihter sein der ewigen Weise?
Vergaßest du, daß alles Leben Frist,
Bangt dir vor der Unendlichkeit der Reise?

Hier, nimm die Laute, singe mir ein Lied,
Wie das Getreide fällt in goldnen Schwaden,
Wie Sternennebel durch das Weltall flieht!
Fünklein, glüh zu! Ich helfe dir in Gnaden.

*

Lächeln

Ein schmaler Weg durch Hecken. Herbsteskühl
Fällt Sonnenschein auf arbeitsatte Blätter.
Alles läuft nach der großen Satzung Spiel.
Nirgends ein Ruf, und nirgends auch ein Retter.

Der kahle Baum, der immergrüne Strauch,
Sieh, wie sie lächeln ob der Mär vom Sterben.
Und du, du Menschenkindlein, lächle auch
Und gib dein Lächeln weiter ans Verfärben.

*

Gelbe Narzisse

Sie lauscht dem Auferstehungshochgedicht
Und neigt das Haupt, als ob sie selig schliefe.
Und doch fängt sie im Märzpokal das Licht
Und leitet es zur wundervollen Tiefe.
Sie herrscht und will nicht holden Zeitvertreib.
Sie saugt das Licht und gibt es flammend wieder.
Und goldne Klarheit hüllt den stolzen Leib
Und bricht berauscht durch ihre offnen Lider.

Digitized by Google

Adriaen Brouwer als Landschaftsmaler

Von Wilhelm von Bode

Daß Adriaen Brouwer, der geniale Schöpfer des Bauernsittenbildes, gelegentlich auch Landschaften gemalt habe, wußten Spezialforscher aus Urkunden, vor allem aus dem Inventar von Rubens' künstlerischem Nachlasse, der 1641 verkauft wurde. Unter den siebzehn Bildern, die der große Meister von dem von ihm hochgeschätzten Künstler besaß, befanden sich nicht weniger als fünf Landschaften. Aber diese waren nicht mehr nachzuweisen und in den größeren öffentlichen Sammlungen befanden sich keine solchen Bilder, so daß Brouwer als Landschafter noch vor wenigen Jahrzehnten völlig unbekannt war. Seither sind wir erst allmählich darüber klar geworden, daß verschiedene hervorragende Landschaften, wie der große „Abend" beim Herzog von Westminster und die kleine „Dünenlandschaft bei herannahendem Gewitter" bei Lord Ellesmere, die beide noch von Waagen als Meisterwerke von Rembrandt angeführt werden und bei den Besitzern wohl noch heute dafür gelten, ebenso charakteristische Werke von Brouwer sind wie die „Hütten zwischen Krüppelholz auf der Düne", die in einer anderen englischen Sammlung als Arbeit des Jacob van Ruisdael ging. Jetzt kennen wir bereits eine größere Zahl reiner Landschaften von Adriaen Brouwer — ich glaube achtzehn Landschaften von ihm als gesichert nachweisen zu können [1]) — und diese sind von solcher Eigenart, Freiheit und Mannigfaltigkeit, daß die Werke keines der großen niederländischen Landschafter vom Fach ihnen gleich kommen; nur P. P. Rubens und Rembrandt haben Landschaften von gleicher Bedeutung und selbst noch Gewaltigeres geschaffen; aber auch diese waren ja als Landschaftsmaler Außenseiter.

Brouwers in Haarlem gemalte Jugendwerke, deren uns jetzt eine beträchtliche Zahl bekannt ist, enthalten noch keine Landschaften; ja wenn die Darstellungen gelegentlich im Freien sich abspielen, ist das Landschaftliche so vernachlässigt, daß es nur wie eine Kulisse und ohne jede feinere landschaftliche Empfindung behandelt ist. Es ist dies um so auffallender, als Brouwers Lehrer Frans Hals, der zwar niemals Landschaften gemalt hat, aber doch da, wo er einmal ein Stück Düne hinter einem jungen Fischermädchen an-

[1]) Nähere Auskunft über diese Werke gibt eine soeben im Euphorion-Verlag erschienene Publikation über A. Brouwer. „Sein Leben und seine Werke", worin ich fast das ganze Werk des Meisters in Abbildungen zur Anschauung bringe.

Dorfwinkel mit arbeitenden Bauern

Digitized by Google

bringt oder hinter einem Porträt den Einblick in einen Garten oder in eine Stadt zeigt, eine hervorragend malerische Auffassung der Landschaft, namentlich für Ton und Behandlung, bekundet. Auch die grade zur Zeit von Brouwers Anwesenheit in Holland — um 1622 bis 1630 — hier sich rasch und bedeutend entwickelnde moderne Landschaftsmalerei und selbst die malerische Umgebung von Haarlem haben den Sinn für die Landschaft bei dem jungen Künstler nicht zu wecken vermocht. Das beweist am deutlichsten das einzige Bild dieser frühen Haarlemer Zeit, in dem der landschaftliche Grund eine wesentliche Rolle spielt: der „Streit vor dem Wirtshaus" im Rijksmuseum zu Amsterdam. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt hat hier der junge Brouwer, damals etwa achtzehn oder neunzehn Jahre alt, den aufsteigenden Hügel mit der Burgruine darauf und das kleine Kirchdorf zur Seite getreu nach der Natur wiedergegeben; aber was ihn dabei anzog, war offenbar nur das Motiv, dem er weder den Reiz der Farbe, noch der Licht- und Luftwirkung oder gar der Stimmung zu geben wußte. Ihm lag nur daran, in nüchterner Treue den malerisch-romantischen Platz, der ihm draußen vor Haarlem aufgefallen war, hinter seiner figürlichen Darstellung, die sich im Vordergrunde abspielt, als interessante Kulisse anzubringen.

Der Sinn für die Landschaft ging Brouwer erst auf, nachdem er nach Antwerpen übergesiedelt war; aber auch hier scheint's erst, nachdem er einige Jahre sich in die ganz andersartige Kunst und den Künstlerkreis der neuen Weltstadt eingelebt hatte. Unbeschränkter Herrscher in diesem Kreise war Peter Paul Rubens; kein Wunder, daß er selbst auf eine so eigenartige, in sich geschlossene Künstlernatur wie Brouwer und dessen malerische Weiterentwicklung einen gewissen Einfluß übte, namentlich indem er ihn für Landschaftsmalerei anregte. Rubens hatte schon in früheren Zeiten wiederholt Landschaften gemalt; mit voller Freude widmete er sich aber dem Studium und der Wiedergabe der Landschaft erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens, namentlich seit er im Frühjahr 1635 die Herrschaft Steen erworben hatte und hier regelmäßig mit seiner jungen Frau den Sommer zubrachte. Die gewaltigen landschaftlichen Kompositionen, wie sie Rubens' Phantasie aus schlichten Motiven seiner Heimat zu schaffen wußte, konnten Brouwers völlig verschiedenes Talent nicht zur Nachahmung reizen, aber sie waren um so mehr geeignet, dem jungen Künstler die Augen für die Schönheiten der Landschaft zu öffnen. Die Wunder von Licht und Farbe, die der große Meister in seiner heimischen Landschaft entdeckte und in seinen Bildern hervorzauberte, wiesen Brouwer den Weg, auf dem er die Schönheiten der flämischen Landschaft verstehen und in seinem Sinne zur Darstellung zu bringen lernte. R. Oldenbourg hat in seinem „Handbuch der flämischen Malerei des 17. Jahrhunderts" mit Recht betont, „wie wenig wir ohne die Kenntnis von Brouwers Landschaften imstande wären, den ganzen Umfang seiner Gestaltungsfähigkeit zu würdigen". Grade in Hinblick auf seine Landschaften nennt er den Künstler „nach Rubens die stärkste künstlerische Potenz der südlichen Niederlande, den einzigen, dessen Anschauungen, trotz einer starken, rassenhaften Verwandtschaft, von der überwältigenden Macht, die Rubens ausübte, nicht im mindesten ergriffen wurden."

Brouwer siedelte im Winter 1630 auf 1631 nach Antwerpen über. Die frühesten reinen Landschaften, die er dort ausführte, können nach ihrer Behandlung kaum früher als 1633 entstanden sein; da der Künstler schon im Anfange des Jahres 1638 plötzlich starb (wahrscheinlich an der Pest), sind also sämtliche Landschaften von ihm im Laufe von höchstens fünf Jahren entstanden, und zwar in den letzten Jahren des Meisters, in denen seine Kunst auf der Höhe stand. Als früheste Landschaft gilt jetzt ein kleines Bild der Brüsseler Galerie, weil man den kleinen Hügel im Hintergrunde für ein Bollwerk der Festung hält und die Entstehung daher in die Zeit um 1632—33 setzt, während der Künstler in der Festung interniert war. Wenn auch diese Annahme, daß wir hier ein Stück der Festung von Antwerpen vor uns haben, zweifelhaft ist, so ist doch die Datierung des Bildes auf etwa 1633 schon deshalb wahrscheinlich, weil die zechenden Bauern, die im Vordergrunde um einen Tisch sitzen, hier noch einen sehr wesentlichen Raum einnehmen und in Färbung und Behandlung auf diese Zeit weisen. Das Stückchen Landschaft, das man hinter dem Bretterzaun erblickt: ein kahler Sandhügel vor hellem Abendhimmel, ist das denkbar anspruchsloseste Motiv, aber im Gegensatz gegen die viel reicheren landschaftlichen Hintergründe auf ein paar seiner älteren Haarlemer Bilder kommt doch hier in dem hellen durchsichtigen Abendhimmel, in dem feinen Luftton, der auch die Figuren im Vordergrunde einhüllt, schon echt landschaftliche Empfindung zum Ausdruck. Grade darin scheint eine, mir nur nach der Photographie bekannte Landschaft in englischem Privatbesitz: „Der Wegweiser am Kreuzweg" jenem Brüsseler Bilde noch nicht gewachsen, während sie in der einfachen Komposition — ein paar dürftige Hütten an sandigem Wege — und in der völligen Unterordnung der Figuren schon als reine Landschaft bezeichnet werden muß.

Sehr eigenartig sind sodann zwei wesentlich größere Landschaften, die nach ihrem Motiv wie Gegenstücke erscheinen, obgleich sie in der Größe und im Format nicht ganz gleich sind. Beide zeigen sie einige verfallene Hütten in oder vor einem Dorfe; das eine mit einem Kirchturm in der Ferne und einem trefflich verkürzten Leiterwagen vorn, zu dem ein paar Bauern Körbe und Säcke tragen, das andere mit vier singenden Bauern um

Digitized by Google

Gehöft mit singenden Bauern

einen Tisch im Vordergrunde. In dem biedern Wahrheitssinn, mit dem Brouwer hier die elenden Hütten eines heimischen Bauerndorfes zum Vorwurf seiner ziemlich umfangreichen Bilder wählt, erinnert der Künstler an Dürers frühe Aquarelle mit Motiven aus den Dörfern um Nürnberg und an seinen frühen Stich des „Verlorenen Sohnes". Einen Nachfolger in solchen harmlosen Ansichten hatte der große deutsche Meister schon in dem vergessenen tüchtigen C. van Dalem gefunden, der in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Antwerpen ganz ähnliche Motive malte, wie sie hier — gewiß ohne jede Anregung von dort — der junge Ankömmling aus Holland bei seinen Ausflügen vor die Tore Antwerpens als malerische Vorwürfe entdeckte. Aber Brouwer gibt diese Vorwürfe schon ganz malerisch; die verfallenen Häuser und Bretterbuden sind zwar sorgfältig in der Zeichnung, aber mit breitem Pinsel leicht, ohne jede harte Kontur hingetuscht; nur im hellen abendlichen Himmel sind die starken Farben hier und da kräftig und fett neben dünn hingestrichenen grauen Wolken aufgesetzt und verbreiten das warme Abendlicht bis in die Schatten im Vordergrunde. In diesen reichen Farben, in der warmen Abendstimmung und dem hellen, lichten Ton erinnern diese beiden Bilder, so verschieden sie als Motiv sind, stark an gleichzeitige Landschaften von Rubens, wie er sie damals auf seinem Schlosse Steen malte. Ja, wenn ausnahmsweise das Motiv in den Landschaften der beiden Künstler einmal verwandt ist, können sie zum Verwechseln ähnlich sein. Das ist der Fall in einer kleinen Landschaft Brouwers „Der Sonnenuntergang am Meeresstrand" im Besitz des Herrn M. van Valckenborch in Laren bei Utrecht, die einer ungewöhnlich kleinen, wohl in kaum einer Stunde von Rubens hingestrichenen Flachlandschaft bei untergehender Sonne in Ashmolean Museum in Oxford aufs engste verwandt ist. In beiden Bildern erglüht die ganze Landschaft im goldigen Licht der untergehenden Sonne, deren große Scheibe eben am Horizont verschwindet. Die Feuchtigkeit, mit der die Luft bei der Nähe des Meeres ganz gesättigt ist, ist im Licht ganz durchglüht von den Strahlen der Sonne, während sie in den Schatten als graue Nebelschwaden zur Erscheinung kommt und durch diesen Gegensatz die wunderbare malerische Wirkung hervorbringt.

Die beiden großen Innenbilder aus Dörfern vor Antwerpen sind malerisch schon ganz frei, sind in der Beobachtung von Licht und Luft selbst in modernem Sinne schon ganz impressionistisch; aber in dieser engen Zusammendrängung verfallener Bauernhütten mit schmutzigen Vorplätzen und in der noch stark betonten Staffage mit Figuren von zechenden oder arbeitenden Bauern und ein paar Ferkeln, die die Lichtpunkte im Vordergrunde bilden, verraten beide Landschaften noch den Maler des derben Bauerngenres; es fehlt ihnen dadurch vor allem noch eines: die Stimmung. Wie rasch der Künstler aber auch zum Stimmungsmaler, wie er geradezu der Meister der älteren Stimmungslandschaft wird, verraten alle später entstandenen Landschaften. Und das sind fast alle außer den bereits genannten paar Bildern.

Digitized by Google

Freilich seine Motive holt er nach wie vor aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Antwerpen, und er wählt sie so anspruchslos wie kaum je ein moderner Freilichtmaler. Auch die gleichzeitigen Landschafter Belgiens, ein Lucas van Uden, Lodowick de Vadder, David Teniers u. a. geben in ihren Bildern regelmäßig einfache Motive ihrer Heimat, aber doch reich an Einzelheiten, mit dem Ausblick in die Ferne und farbig bis zur Buntheit; Brouwer dagegen genügt eine halb in der Erde versteckte Hütte mit hohem, verfilzten Strohdach, eine Düne mit dürftigem Krüppelholz, ein ausgefahrener Hohlweg, um ein Bild daraus zu gestalten, um mit Hilfe der Beleuchtung: durch wirkungsvolles Tageslicht, hellen Sonnenschein oder trübe Gewitterstimmung, nächtliches Dunkel oder fast tageshellen Mondschein die mannigfaltigsten, reizvollsten Wirkungen in Beleuchtung und Färbung der Landschaft wiederzugeben, die feinsten Stimmungen hervorzubringen. Daß wir uns in dem dürftigsten Landstrich nahe am Meere befinden, verraten nicht nur die Formen der Landschaft mit ihrem kümmerlichen Anbau, auch die Staffage sind hier ärmliche Bauern, Hirten oder Fischer. Diese sind so klein und so stark untergeordnet, daß sie nur zur Charakterisierung der Örtlichkeit dienen oder einen farbigen Fleck in die Landschaft bringen, aber in keiner Weise die Stimmung beeinträchtigen.

Um die vielen, mannigfachen malerischen Effekte in der Landschaft, auf die ihn Rubens Vorbild aufmerksam gemacht hatte, voll und leicht wiederzugeben, kam Brouwer die Technik sehr zustatten, wie er sie gleichfalls in Rubens' Bildern jener Zeit, namentlich in seinen Landschaften kennen lernte und für seine eigene Malweise eigenartig auszunutzen verstand. Wir sehen, wie er die leichte weiße Grundierung des Malbretts mit einer dünnen braunen Farbschicht deckt, und diese Untermalung neben den Lokalfarben, die er locker draufsetzt, wirkungsvoll durchscheinen läßt, wie er diese je nach dem Licht modelt und abtönt und nach der Tageszeit mit seiner feinen Empfindung für die Beleuchtung und Stimmung, die kein anderer älterer Meister in gleicher Stärke besessen hat, in mannigfachster, vollendetster Weise zum Ausdruck bringt. Darin, wie in der Anspruchslosigkeit der Motive steht Brouwer unserer modernen Landschaftsempfindung, wie sie am stärksten in den französischen Meistern des pleinair und im Impressionismus zum Ausdruck gekommen ist, am allernächsten.

Unsere Berliner Galerie, das einzige große Museum, das überhaupt Landschaften von Brouwer besitzt, zeigt in ihren Landschaftsbildern die Kunst des Meisters nach dieser Richtung in mannigfachster Weise, nicht am wenigsten grade in jener Verwandtschaft mit der modernen Stimmungslandschaft. Die Landschaft mit den „Bauern beim Kegelspiel" ist schon ein Meisterwerk seiner Kunst. Die Morgennebel vom Meere her haben sich zu schwerem grauen Gewölk mit weißen Köpfen zusammengeballt. Sie hüllen das Bauerngehöft im Mittelgrunde mit seinem roten Ziegeldach, dem gelblichen Strohdach des Vorbaus und die Ferne, aus deren bläulich-grünem Buschwerk ein massiger Kirchturm herausragt, in einen einheitlichen, kühlen braunen Ton und breiten über die ganze Landschaft die unheimliche Stimmung eines heraufziehenden Unwetters. Moderner noch erscheint eine größere Landschaft von fast entgegengesetzter Stimmung. „Der Hirt am Wege" zeigt einen klaren Sommertag in heißer Mittagsstimmung, wie sie ähnlich Daubigny in manchen seiner Bilder anstrebte. Ein weißlicher Dunst liegt über dem hellen, blaßblauen Himmel und läßt das Grün des dichten Gebüsches im Mittelgrunde, aus dem das rote Dach eines Hauses sich kräftig abhebt, ganz tonig erscheinen. Der dünne Rauch, der kerzengrade aus dem Schornstein aufsteigt, verrät die volle Stille des heißen Tages. Der junge, am Wege sitzende Hirt im Vordergrunde, dessen braunroter Anzug den stärksten Gegensatz gegen die mattgrünen Töne der Büsche und des Bodens bildet, versammelt mit dem Spiel seiner Flöte seine Schafe um sich und gibt der Landschaft eine idyllische Stimmung, die der in den Landschaften Giorgiones und seiner Nachfolger verwandt ist. Ein ähnliches Motiv wiederholt sich noch in ein paar anderen Bildern des Künstlers und zeigt, wie dieser Antipode der großen stilvollen venezianischen Maler in seinen Landschaften poetische Töne anschlägt, die ihn darin den klassischen venezianischen Meistern nähern. Eine ganz neue Stimmung verrät die „Dünenlandschaft im Mondschein". Die volle Scheibe des Mondes ist eben über der stillen Meeresfläche, auf der er sich widerspiegelt, aufgestiegen, und läßt die Farben im Terrain, Baumschlag und in den Hütten fast noch reicher und kräftiger erscheinen als im Tageslicht, hüllt sie aber in den kühlen weißlichen Ton des Mondscheins. Wie der Künstler das Mondlicht dann wieder in ganz anderer Weise in dem bereits hoch am Himmel stehenden Vollmond zur Wirkung bringt, zeigt eine Mondscheinlandschaft im Hochformat in der Sammlung Goudstikker zu Amsterdam: ein „Bauernhaus am Weiher", in dem das Mondlicht sich spiegelt und Hütten und Bäume vorn in schwärzlichem Ton erscheinen läßt; ein Bild, das in seiner tonigen Wirkung dem farbig-brillanten Mondschein der Berliner Galerie in keiner Weise nachsteht.

Das Kaiser Friedrich-Museum hat kürzlich noch eine vierte Landschaft zu seinem älteren Besitz an Landschaften Brouwers hinzuerworben: „Der müde Wanderer im Hohlweg". Das Bild zeigt den Künstler wieder von ganz neuen Seiten. An einem ausgefahrenen Wege, der zwischen hügeligem Terrain zu ein paar Bauernhütten herabführt, sitzt vorn, von hinten gesehen, ein Mann, der seinen Korb, Krug und Stock zur Seite ge-

Digitized by Google

stellt hat und sich ausruht. Die Nebel haben sich an dem herbstlichen Tage, wie so oft nahe dem Meere, zu dichtem Gewölk zusammengezogen, das über die Landschaft eine düstere, kalte Stimmung breitet. Vor dem schweren, schwärzlichen Himmel heben sich ein paar Kiefern am Wegrand in ihrem trüben Grün matt ab; nur im Kostüm des Mannes erhält das Bild in dem kühlen, schmutzigen Gelb der Jacke und dem zarten Stahlblau der Hose und des hohen Hutes wie im kräftigen Braun des großen Krugs eine farbige Note.

Und nun daneben „Die Hütte am Meer“ im Leipziger Museum — welcher Gegensatz, welche völlig neue Stimmung! Ein schmaler Weg führt an einer dürftigen Hütte vorbei zum Meere, dessen stille, blaue Fläche kräftig hinter dem tiefroten Ziegeldach der Hütte zur

Bauern beim Kegelspiel. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dünenlandschaft im Mondschein. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

und reicher, nicht ergreifender zum Ausdruck gebracht.

London besitzt in der Bridgewater Gallery eine zweite Landschaft von Brouwer, die, obgleich sehr verschieden, doch nicht weniger großartig ist. Sie ist wohl die kleinste von allen seinen Landschaften; kaum handgroß, trotzdem aber so breit hingestrichen, daß die große „Abendlandschaft" in Grosvenor House daneben fast sorgfältig durchgeführt erscheint. Statt der imposanten Ruhe dort, ist hier die Natur in größter Erregung und dementsprechend auch die Komposition von starker Bewegung. Ich notierte mir vor dem Bilde, Jahre vor dem Kriege: „Ein außerordentlich wirkungsvolles Moment hat der Künstler prima wiedergegeben, wie er es in der Natur beobachtete. Zwischen dem spärlichen Baumwuchs eines Dünenhügels scheint das rote Dach eines Hauses hervor; über der tiefgrünen Ebene dahinter ziehen düstere Gewitterwolken auf, deren grell beleuchtete weiße Köpfe ein unheimliches Licht über die Landschaft werfen. Die Färbung ist außerordentlich tief und leuchtend, die Behandlung sehr pastos und kräftig." Das Bild ist auch dadurch höchst eigenartig, daß der Jesuitenpater Daniel Seghers einen breiten Steinrahmen darum gemalt hat, der reich mit Blumen und Früchten ausgeschmückt ist. Ihre delikate, dünnflüssige Behandlung, ihre helle, reiche Färbung und ihr kühler Ton bringen die Kraft und Tiefe der Färbung und Beleuchtung und die meisterliche Breite der Behandlung von Brouwers kleinem Innenbilde aufs stärkste zur Geltung. Welcher kunstverständige Sammler mag sich diesen kostbaren Edelstein in den buntemaillierten Ring haben fassen lassen? Unter den Bildern in Rubens' Versteigerung kommt es nicht vor.

Diese beiden wunderbaren Bilder, wie die vorher genannten, meist in unserer Berliner Galerie bewahrten Landschaften werden nach ihrer Behandlung und Färbung in der Mitte der dreißiger Jahre, wahrscheinlich in den Jahren 1635 und 1636, entstanden sein. Auch im folgenden, in seinem letzten Lebensjahre — der Künstler starb ja schon Ende Januar 1638 — hat Brouwer noch verschiedene Landschaften gemalt, die ihn wieder von ganz neuen Seiten zeigen. „Kein Landschaftsmaler, und sei er der größte," so konnte ich in meinem eingangs zitierten neuen Buche über Adriaen Brouwer mich aussprechen — „ist in hunderten seiner Gemälde, die uns erhalten sind, so mannigfach wie Brouwer in den anderthalb Dutzend von Landschaften, die bisher von ihm wieder ans Tageslicht gekommen sind, so abwechslungsreich in Erfindung, Stimmung und Farbenwirkung; selbst ein Rubens und Rembrandt, die allen Landschaftern von Fach weit überlegen sind, erreichen ihn nicht darin". Diese letzten Landschaften des Künstlers sind nicht mehr so farbig, wie die der Jahre vorher, sie sind wie

Digitized by Google

Der müde Wanderer im Hohlwege. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Brouwers Bilder der letzten Zeit überhaupt, stark tonig gehalten, sind fast noch reinere Impressionen und daher, trotz ihrem geringen Umfang, mit breitestem Pinsel hingestrichen. Eines dieser Bilder, die beiden Bauern an einem öden, mit dürrem Gestrüpp dürftig bewachsenen Dünenhügel, in der Akademie zu Wien, ist im hellen Sonnenlicht eines warmen Sommertages gesehen. Ebenso simpel im Motiv ist „Der Wegweiser am Steg durch die Dünen" in der Galerie John G. Johnson in Philadelphia. Wie hier, so gibt der Künstler auch eine andere, größere und reichere Dünenlandschaft in der Kunsthalle zu Hamburg in abendlicher Stimmung; eine helle, dicke Wolke steht über einer hohen Düne und wirft ihr grelles Licht auf einen ausgewaschenen sandigen Abhang zur Seite von dichtem Buschwerk. Das Bild ist bemerkenswert auch dadurch, daß es von dritter Hand fertig gemalt worden ist, wie die trockene Ausführung des Baumschlags und der Herde vorn am Wasser deutlich beweist, die unerfreulich absticht gegen die wirkungsvolle Beleuchtung und breite, meisterliche Behandlung der ganzen linken Seite des Bildes. Daß das Bild von

Digitized by Google

einem Dritten vollendet wurde, macht es sehr wahrscheinlich, daß es kurz vor dem Tode Brouwers begonnen wurde, also seine Art und Auffassung in der allerletzten Zeit charakterisiert. Aus verschiedenen Inventaren der Zeit wissen wir, daß solche unfertige Bilder des Künstlers dritten Malern zur Vollendung anvertraut wurden; da er die Gewohnheit hatte, seine Bilder zunächst braun in braun anzulegen — er hatte nach einer Urkunde fast ein Dutzend solcher „gedootwerpter" Bilder in seinem Atelier, aber kein einziges fertiges Bild daneben —, so dürfen wir bei dem plötzlichen Tode Brouwers annehmen, daß mehr als eines seiner Werke, dessen Ausführung uns fremdartig erscheint, in gleicher Weise, wie jene Landschaft der Hamburger Kunsthalle durch die Hand eines dritten Künstlers fertiggestellt und — keineswegs verbessert worden ist.

Bauern an einem Dünenhügel. Wien, Akademie

Die hervorragendste und zugleich bezeichnendste Landschaft dieser letzten Zeit des Künst-

Digitized by Google

Der Hirt am Wege. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Digitized by Google

lers ist die „Dämmerung am Waldesrand“ im Besitz von Frau Sambon in Paris (früher E. Warneck). Über dichtem Wald von hohen Kiefern ist ein Stück blauer Himmel zwischen düsteren Wolken sichtbar, die noch von den letzten Strahlen der Sonne grell beleuchtet sind und einzelne kleine Lichter auf den sandigen Vordergrund und in das Dunkel des Waldes streuen. Die unheimliche Wirkung der einbrechenden Nacht in dem finstern Walde wird noch verstärkt durch ein paar rüde Gesellen, die aus dem Dunkel neben einer Hausmauer auftauchen und Frauen zu haschen suchen, während vorn ein Bauer unsicher den Weg entlang torkelt. In dem allgemeinen schwärzlichen Ton kommen tiefgrüne, gelbliche und rötliche Töne mehr oder weniger stark zur Geltung, die in dem weinroten Kostüm des Bauern vorn ihre kräftigste Note erhalten.

In welchen außerordentlichen landschaftlichen Motiven der Künstler sich sonst noch versuchte, beweisen die Titel von ein paar der in Rubens' Nachlaß versteigerten Bildern Brouwers: „eine Landschaft, in der es blitzt“, und sogar eine „Landschaft mit gestirntem Himmel“. Wie der Vollmond groß am Himmel steht, wie er uns fast in die volle Scheibe der untergehenden Sonne blicken läßt, so malt er auch eine Gewitterlandschaft, die durch einen grellen Blitz erleuchtet ist, malt er sogar eine Sommernacht in der hellen Pracht des sternbedeckten Himmels; Aufgaben, die er sicher mit gleicher Meisterschaft und Selbstverständlichkeit gelöst hat wie alle die mannigfaltigen Motive, die wir hier besprochen haben und zum Teil in Bildern vorführen können. Wir sehen, wie der Künstler, der wie kein zweiter das ausgelassene Treiben der untersten Klassen seines Volkes in derbster, anfangs selbst karikierter Weise wiedergegeben hat, in seinen Landschaften, obgleich er darin auch nur die anspruchlosesten Motive seiner Heimat darstellt, die verschiedensten Stimmungen mit einer Feinheit beobachtet und in so mannigfacher, malerischer Weise zur Darstellung bringt, wie kein zweiter Maler. Wir sehen, wie er hier als echter Landschaftsdichter erscheint, der an Tiefe der Empfindung, in ergreifender Wirkung, Reichtum der Erfindung und koloristischer Meisterschaft den großen Meistern der Landschaftsmalerei seiner Zeit wie der Neuzeit ebenbürtig und völlig eigenartig zur Seite steht.

Die Hütte am Meer. Leipzig, Städtisches Museum

Digitized by Google

Über eure Herzen

Novelle von Agnes Harder

Nun war ich wieder in der Kinderstadt! Eine Reise nach dem fernen Ostpreußen, bis nach Rominten und den Mündungen der Memel, hatte es mir ermöglicht, in dem kleinen Städtchen im Pregelgebiet kurze Rast zu machen, in dem ich sechs Kinderjahre verbrachte, deren letztes mich in die Künste des Lesens und Schreibens und den Stern der Fibel einweihte. Ich hatte Zeit vom Morgen bis zum Abend. Mit dem Nachtzug mußte ich zurück nach Berlin.

So schritt ich mit jenem eigentümlichen Gefühl vom Bahnhof nach der Stadt, mit dem man sich selbst sucht, sich findet und neugierig betrachtet, als legte man ein Samenkorn auf die flache Hand und wundere sich, daß daraus eine duftende Nelke werden solle, oder eine bescheidene Reseda, oder eine treue Kornblume — ob die Erfahrung das auch viel tausendfach bestätigt hat. Ich sah aber nur mit sehr flüchtigem Interesse auf die Neubauten, die den zu meiner Zeit einsamen Bahnhofsweg einfaßten, und erst der Fluß selbst, als ich ihn auf hölzerner Brücke mit vorgelagerten, abgeschrägten Eisbrechern überschritt, gab meinem Herzen den ersten Stoß. Denn auf dieser Brücke hatte ich zu Beginn des Eisgangs neben meinem Vater gestanden, unter vielen Menschen, die ängstliche Vermutungen über den Wasserstand aussprachen, der oft genug die niedrig gelegenen Straßen und Häuser bedrohte. Von drüben grüßte das alte Haus, in dessen erstem Stock wir gewohnt hatten, und das mich ein solches wildes Naturereignis damals erleben ließ. Jetzt lief das Wasser sommerlich hell und lustig blinkend an den Eisbrechern vorbei, sich an dem leichten Widerstand kräuselnd und brechend. Der Exerzierplatz am Fluß, auf dem sich zu meiner Zeit die weißen Kürassiere tummelten, war bebaut, da die Schwadron, die wahrscheinlich zum Leidwesen ihrer Offiziere hierher verlegt wurde, lange versetzt war. Ich bog nach der früheren Kaserne ab, die neben unserem Hause gelegen. Es war eine fremde Stadt, die keine Merkmale mehr für Erinnerungen gab. Nur unser Haus stand noch, das mit seinem Gegenüber damals neu gewesen und in der Hauptsache Juristen beherbergt hatte. Das halbe Jahrhundert, das inzwischen verflossen, hatte beiden das Zeichen eines müden, trostlosen Alterns aufgedrückt. Denn vor fünfzig Jahren baute man auf Profit und nicht auf Würdigkeit. Ziemlich enttäuscht sah ich zu ihm hin. An diese Haustür hatten die rachsüchtigen Kürassiere einmal unsern schönen weißen Pudel Cato genagelt, der gegen ihre Pferde gesprungen war. Und durch diesen Hausflur, dessen Tiefe die offenstehende Tür erkennen ließ, waren in der Nacht jener Überschwemmung die Wasser gerauscht, und am Morgen, als wir Kinder die Treppe herunterkamen, hatten auf der untersten Stufe allerlei kleine Tiere Zuflucht gesucht, Mäuse, ein paar Ratten und gar ein Wiesel. Sie hatten untereinander in der großen Not eine Art Burgfriede geschlossen, und erst der derbe Stiefel unseres Hauswirtes stieß sie in das feindliche Element zurück. In dem Hause gegenüber aber hatten Bekannte gewohnt. Der Justizrat mit den unverheirateten Töchtern, die so streng auf Formen hielten. Da saßen sie bei einer Visite wieder um unsern ovalen Sofatisch, die behandschuhten Hände steif auf seine Kante gelegt. Mit großen Augen hatte ich fünfjähriges Mädel sie beobachtet. Dann setzte ich mich ebenfalls zu ihnen. Aber inzwischen hatte ich meine roten Fäustlinge geholt. Und nun legte ich meine Hände genau gleich den ihren auf die Kante. Nachher gab es ein paar Klapse, und die Gunst der alten Mädchen hatte ich endgültig verscherzt. Vielleicht waren sie auch gar nicht einmal alt, sondern fünfundzwanzig, oder dreißig. Vielleicht hatten sie sehr sehnsüchtige Herzen. Aber danach fragte die damalige Zeit nicht.

Es stieg feindselig in mir auf, ich wußte nicht weshalb. Ich war in dieser Stadt sehr glücklich gewesen und hatte mich mit aller Wichtigkeit meines ersten Strumpfes und meiner abendlichen Vorlesungen genommen, bei denen es die lauteste Heiterkeit erweckt, daß ich langsam die Silben teilend: „Da schmu—zelt—te der Kö—nig“ gelesen hatte. Aber aus dem Hause, das uns gegenüber gelegen, und das meine Kinderaugen unzählige Male betrachtet, wollte mich etwas rufen. Doch konnte ich es nicht hören. Quälend suchte mein Gedächtnis. Umsonst. Nur ein dumpfes, unbefriedigtes Gefühl blieb. Außer bei dem Justizrat zu gelegentlicher Bestellung, die auszuführen ich mich nach der Handschuhszene meist weigerte, war ich nur noch einmal drüben gewesen, als der Haushalt des Grafen S. versteigert wurde, dessen Fenster in die unsern gingen. Er war als Kürassierrittmeister mit dem Pferde gestürzt und sofort tot gewesen. Der Hausrat, das Erbe eines alten Geschlechts, wurde verstei-

Digitized by Google

gert. Meine Mutter hatte mich mitgenommen, daß ich kleinere erstandene Dinge herüberbrächte. Wie seltsam sahen die Vorderzimmer aus, die offenen Büfettschubladen mit dem Silber, die Jagdflinten in ihren Lederfutteralen, das Porzellan mit den vielen Sprüngen! Die Gräfin war nicht zu sehn. Aber als ich mit einem Aufschneidebrettchen wichtig durch den Flur ging, hörte ich hinter einer Tür bitterliches Weinen. Mein Herz klopfte ganz laut, als ich das Porzellanbrett daran preßte, das mit einem gekratzten Blumenkranz in braun geschmückt war und noch heute in meinem Gebrauch ist.

An all das dachte ich, als ich weiterging, dem alten Steintor zu. Als ich das sah, tauchte das Suchen nach Verworrenem und Ungeklärtem, das mich soeben noch so seltsam beklemmt hatte, plötzlich unter, und das erste Schuljahr war da, und mit ihm meine geliebte Kinderlehrerin. Nun wurde alles klar umrissen und bestimmt. Ich bin leidenschaftlich gern in die Schule gegangen, vom ABC an bis zum Lehrerinnenexamen, und ich bin irgendwie allen meinen Lehrern dankbar gewesen, obgleich ich heute sehr genau weiß, daß nicht alle das verdienten. Diese aber, Fräulein Johanna, verdiente es. Das fühlte ich, ob ich mich gleich von ihr trennte, als ich noch nicht acht Jahre war. Zu meinem fünfzigsten Geburtstag hatte sie mir geschrieben, daß sie sich meine Bücher anschaffe und stolz auf mich sei. Von allen verfrühten Ehrungen und Urteilen war mir das das liebste. Denn mit fünfzig Jahren hat der Dichter, der die Menschenseele erforscht, wohl die Waldtäler der Phantasie abgegrast — aber ehrfurchtsvoll steht er dann erst an den Saatfeldern des Lebens und sucht und sinnt, ob Leid oder Glück ihr besserer Dünger ist. Ich hatte Fräulein Johanna geschrieben, daß ich mich zum Kaffee bei ihr einlade, und sie hatte geantwortet, daß sie noch im alten Hause, bei ihrem Bruder wohne. Nur sei dieses alte Haus ein neues Haus geworden. Ich würde es aber wohl finden.

Natürlich, da stand es. Dicht neben dem Markttor, das überall im alten Ordensland dieselbe Gestalt hat. Es war früher ein einstöckiges Haus mit einem Mansardenaufsatz gewesen. In der hübschen Mansardenstube wohnte Fräulein Johanna. Ihr Vater war Barbier, wie man damals ruhig sagte. Die blanken blechernen Becken schwenkten lustig vor der Tür im Winde. Der Laden lag nach vorn, vor seiner meist offenen Tür ging die Treppe nach oben. Erstieg ich sie mit dem Klassenbuch oder mit den Schönschreibheften, so saß meist ein Herr unten, der gerade eingeseift wurde. Zuweilen flog mir ein Witzwort nach. Dann klopfte ich verängstigt oben an. Rief die liebe Stimme: „Herein!“ so war ich gerettet. Schon damals war Fräulein Johannas Bruder sehr tätig und in seinem weißen Leinenrock, dem einzigen, den es damals im Städtchen gab, die Hoffnung des Berufs. Jetzt gehörte ihm offenbar das Geschäft, das sich zu einem Friseurladen modernen Stils ausgewachsen hatte, mit Damensalon und prächtigen Wachspuppen in den Schaufenstern, von denen eine sogar eine schimmernd blaue Perücke trug. Dazu das Versprechen von Hand- und Fußpflege, von ewig haltenden Haarwellen — alles natürlich mit französischen Benennungen — kurz, ich sah beim ersten Blick, daß meine Kinderstadt im fernen Osten keiner Torheit des modernen Lebens fremd geblieben war. Ein junges Mädchen, das mich durch das Fenster beobachtet hatte, sprach einige Worte hinter sich. Vielleicht vermutete sie in der Fremden den angekündigten Besuch. Doch durchschritt ich nun rasch das alte Tor. Denn ich wollte erst zur Kaffeestunde anklopfen, pünktlich, wie in alter Zeit. So aß ich am Markt in einem Gasthof, an den ich keine Erinnerung hatte, ruhte mich aus in einem mächtigen Lehnstuhl mit schwarzem Lederbezug und weißen, runden Knöpfen, der so wenig Ähnlichkeit wie möglich mit einem modernen Klubsessel hatte, und fragte pünktlich um vier Uhr in dem Laden mit dem Damensalon nach Fräulein Johanna.

Das hübsche junge Ding wurde rot vor Freude. „Fräulein Harder? Fräulein Agnes Harder? Großtante wartet.“ Und während sie mir voran die Treppe emporstieg, die breit und bequem die ehemalige Hühnerleiter ersetzte, sah ich, daß sich ein paar neugierige Köpfe der Brennschere entwanden, um mir nachzustarren. Es öffnete sich sogar der Vorhang eines Alkovens und flüchtig erschien eine Dame im schwarzen Frisiermantel. Also ließ sie sich färben. Aber in diesem Fall war die Neugier größer als die Eitelkeit.

Sollte die Kinderstadt eine Ausnahme machen? Sollte der Prophet in ihr etwas gelten? Oder war es die Liebe einer Lehrerin, der ihr Beruf Herzensbedürfnis war, und die die Glocken für mich geläutet hatte?

„Otante, Fräulein Harder!“

In einem sonnigen Stübchen, dessen Fenster mit blühenden Blumen dicht besetzt waren, saß vor einem zierlich gedeckten Kaffeetisch eine alte, sehr zierliche und sehr bewegliche Dame. Sie kam mir lebhaft entgegen und wurde ganz rot, als ich ihr die Hand küßte. Aber dann umarmte sie mich, ruhte nicht, bis ich meinen Hut abnahm, stellte mich gegen die Sonne und sagte befriedigt:

Digitized by Google

„Ich finde das Kindergesicht noch heraus. Dieselben Augen. Und nun müssen Sie zuerst Kaffee trinken."

Das wurde mit großer Umständlichkeit besorgt. Und dabei waren wir ganz vertraut geworden. Sie wußte freilich viel mehr von mir als ich von ihr. Aber das neue schöne Haus, das blühende Geschäft, und die innige Liebe, mit der das junge Mädchen sie „Otantchen" genannt hatte, sagten auch mir genug. Der zärtliche Rahmen, in dem ich ihre feine Persönlichkeit fand, ergänzte das übrige. Sie hatte vor zehn Jahren ihre Lehrtätigkeit aufgegeben, die sich zuletzt auf eine kleine Privatschule für den ersten Unterricht beschränkt hatte. Nun kam man nur noch hie und da zum Handarbeitsunterricht zu ihr. Zu den wieder modern gewordenen alten Handarbeiten, dem Deckchenstricken und dem alten Filet.

„Genau wie ich damals, Fräulein Johanna. Besinnen Sie sich noch auf den Uhrpantoffel aus grünen behäkelten Ringen für Vater zu Weihnachten?"

„Freilich. Er war ein beliebtes Muster. Die grünen Ringe wurden mit silbernen Schaumperlen gefüllt."

„Ich hatte noch so ungeschickte Finger und fürchtete, sie zu zerquetschen. Da halfen Sie mir. Liebes Fräulein Johanna, möchten Sie heut nicht wieder du zu mir sagen wie früher?"

Sie nickte nur, ging an einen Notenständer, in dem ein Photographiealbum auf dem andern lag, und griff zum obersten, das offenbar schon zurechtgelegt war.

„Willst du wissen, wie du aussahst, als du jenen Weihnachtswunsch schriebst — du besinnst dich doch noch?"

Und nun wurde ich rot. Denn gleich in jenem ersten Schuljahr war der Drang zur Mitteilung, zum Heraustreten aus meinem Kinderherzen so stark in mir gewesen, daß ich unter die Wünsche für das nahe Weihnachtsfest, die abgegeben werden sollten und eine Klassenarbeit bildeten, die Worte setzte: „Ich wünsche mir Fleiß, Gehorsam und Treue." Als wir die Diarien zurückbekamen, stand mit roter Tinte darunter: „Daß die letzten Wünsche in Erfüllung gehen, dafür hat Agnes selbst zu sorgen. J." Diese Worte sehe ich noch heute vor mir. Ich könnte den bescheidenen Schnörkel des J. noch zeichnen. Damals riß ich die Seiten aus und vernichtete sie. Ich hatte jemand in mein Herz sehn lassen! Und wenn es die geliebteste Lehrerin war, es gab doch irgendwie eine Brandstelle.

„Damals wußte ich, daß du einmal etwas Besonderes werden würdest. Wenn es nachher auch viel länger dauerte als ich geglaubt hatte. Und nun sieh dir den Guck in die Welt an, der mit knappen sechs Jahren ein selbständiges, sittliches Bewußtsein hatte! Ich bewahre in diesen Albums die Bilder eines Teils meiner Lieblingsschülerinnen auf. Lache nicht über die Menge. Alte Jüngferchen — ihr Neuen kennt ja das Wort nicht mehr — haben oft viele Kinder."

Sie schlug einige Blätter um. Dann reichte sie mir das Album. Da stand ich, den Streichkamm im kurzen Haar, die Höschen unter dem von Mutter gestickten weißen Kaschmirkleidchen hervorsehend, einen Strumpf auf den hellen Zeugstiefel hängend, und sah vergnügt in die Welt.

Dann schlug ich einige Blätter um. Lauter Kindergesichter. Und da plötzlich ein Paar weicher Augen, ein voller Mund, ein ängstlicher und doch vertrauender Ausdruck — mein Herz schlug stark zu. Das war das Gesicht, nach dem ich heute zwischen den beiden Kinderhäusern gesucht! Da war die Erinnerung!

„Meta! Die verschwundene Meta!"

„Was weißt du von ihr? Du schriebst damals gerade deinen frommen Weihnachtswunsch."

„Aber ich hatte sie doch gesehn. Sie wohnten uns ja gegenüber. Ihr Vater war irgendein Beamter." — „Sekretär," schob sie ein. — „Sie wohnten unten links, denn unten waren die Wohnungen geteilt. Zuerst kam sie noch mit der Schulmappe aus der ersten Klasse der gehobenen Mädchenschule. Die hatte ja mit uns Kleinen nichts zu tun, Fräulein Johanna. Aber dann blieb sie zu Hause, weil sie nun groß war" — „fünfzehn Jahre" — „und am Sonntag sah ich, wie sie das Staubtuch ausklopfte, und zuweilen hörte ich sie Klavier spielen. Mutter sagte, sie hätte Talent, darum ließen die Eltern das Fenster offen. Es seien hochmütige Leute. Aber Meta sah gar nicht hochmütig aus, nur oft sehr ängstlich. Und dann war sie fort, und man sagte, sie würde nie wieder kommen, und es wäre besser für sie, wenn sie im Grabe läge. — „Im Grabe," wiederholte ich, während der Schauer des Vormittags noch einmal mich überlief.

„Und hast du nie wieder von ihr gehört?"

Die Augen meiner Kinderlehrerin waren gespannt auf mich gerichtet. Ein trauriges Licht stand in ihnen.

„Doch, viel später habe ich meine Mutter nach ihr gefragt. Als ich schon selber Geschichten schrieb. Da sagte sie mir, drüben sei damals ein Junge in Pension gewesen. Von dem hätte die Fünfzehnjährige ein Kind erwartet. Da hätten ihre strengen Eltern sie verstoßen."

Wir schwiegen beide.

„Aber als ich ganz außer mir war über

Digitized by Google

solche Grausamkeit, fügte Mutter noch hinzu, sie hätte später Klavierstunden in Königsberg gegeben."

Fräulein Johanna lächelte.

„Das war die Notlüge, mit der sich die Eltern wappneten, weil sie wohl wußten, daß immer etwas durchsickert. Nein, ganz so bürgerlich verlief die Sache nicht."

„Bitte, Fräulein Johanna, erzählen Sie mir von Meta, wenn Sie mehr wissen. Ich bin ein Menschenfresser. Es ist mein Schicksal und Beruf."

„Ja, ich weiß es. Du und sie, ihr seid die einzigen, die eigene Wege gegangen sind. Die andern" — sie ließ die Blätter des Albums durch ihre Finger gleiten und lächelte zu dem Notenständer herüber, wo noch mehr lagen — „die andern sind hübsch im Geleise geblieben, verheiratet und unverheiratet, Lehrerinnen und Wirtschafterinnen und Familientanten. Denn das war früher auch ein Beruf und wird es vielleicht wieder einmal. Schließlich braucht man nicht Nietzsche zu lesen, um an die Wiederkehr der Dinge zu glauben. Die Jahreszeiten lehren es einen auch."

„Und Meta?"

„Ich kannte ihre Eltern. Das war nicht so zufällig gekommen. Besinnst du dich auf unsere Pferdemärkte?"

Ich mußte lachen. Sie waren die berühmtesten im pferdeliebenden Ostpreußen. Sie brachten eine Überschwemmung von Vornehmheit und Glanz, von Reiteruniformen, von Juden in Kaftan und Scheitellocken. Das Gedränge von Pferden auf dem riesigen Marktplatz vor der Stadt war sinnverwirrend. Reitknechte, die vorführten, liefen vorbei, die Hand am Halfter. Viererzüge wurden zusammengestellt, Tauschgeschäfte betrieben, gehandelt, zugeschlagen. Dazu in dem nahen öffentlichen Garten Militärmusik, im Kasino bis in die tiefe Nacht Karten- und Würfelspiel. Drei Tage dauerte die Herrlichkeit. Wie für einen Jahrmarkt waren Buden aufgeschlagen. Mordtaten wurden zu grausigen Bildern abgesungen. Zigeuner lagerten unter den Schanzen, von denen aus man an eine Szene aus dem Dreißigjährigen Krieg denken konnte. Die dunklen, schwarzhaarigen Gestalten strichen durch die Menge, wahrsagten aus der Hand und taten, wenn möglich, einen Griff in fremde Taschen. Hie und da schritt die Polizei ein. Wilde Gruppen bildeten sich. Dazwischen wurde Verlorenes ausgeklingelt, wobei dem glücklichen Finder je nach dem Wert des Gegenstandes ein achtehalber oder ein halber Gulden als Belohnung versprochen wurde. Pferdemarkt war das große Ereignis des Jahres. War der Treffpunkt von Freunden, die sich nur hier fanden. Pferdemarkt war Leben, bunte Herrlichkeit und schulfrei, weil kein Kind sich ohne Schutz auf die Straße wagen durfte. Und meine Kinderlehrerin fragte mich, ob ich die Pferdemärkte vergessen hätte!

Sie hatte nun wieder Metas Kinderbild vor sich.

„Damals ging sie in meine Schule. Sie war eine träumerische, kleine Marjell, schüchtern und anlehnebedürftig, so viel man beim Buchstabieren und Rechnen sehen konnte, nicht sehr begabt. Nur wenn wir Volkslieder sangen — besinnst du dich auf meine geheimnisvolle Stimmgabel? — schlug sie die dunklen Augen groß auf und sah verklärt aus. — Da kam am Abend des Pferdemarktes ihr Vater mit ihr zu mir. Er zog sie hinter sich her wie ein Ding. Sie war verweint und ganz verängstigt. Auch schien sie sich nur mühsam zu bewegen. Ich hörte dann, er hätte sie schwer gezüchtigt. Er sagte hart und schroff, er bringe mir eine junge Diebin. Nach dem Besuch des Marktes habe die Mutter beim Ausziehn in ihrer festverschlossenen Hand ein Stückchen Zuckerwerk gefunden, ein Hühnchen auf seinem Nest, wie es in den Buden für einen Dittchen zum Verkauf ausstünde. Während er einige Kataschinchen gekauft, hatte sich Meta den ersehnten Gegenstand heimlich angeeignet. Er sei gleich mit ihr zu der Bude zurückgegangen, wo sie sich vor der Verkäuferin laut als Diebin habe bekennen müssen, und wo das von ihm bezahlte halbzerdrückte Zuckerwerk zurückgegeben sei. Nun fordere er von mir, daß auch ich sie morgen vor die Klasse stelle und ihr Vergehen verkündige."

Das alte Fräulein holte tief Atem und strich liebevoll über das Bildchen.

„Als dann das große Unglück geschah, habe ich diese Augen wieder vor mir gesehn, diese entsetzten, verschüchterten Augen. Damals war es in meinem Mädchenherzen gerade recht unruhig; ich hätte meine ganze Schule hingegeben für ein eigenes Kindchen, das ich im Arme hätte halten dürfen. Der Mann, der da vor mir stand und mit seinen harten Händen an der Knospenhülle der Kinderseele riß, schien mir ein Feind zu sein. Ich sagte ihm ganz kurz, daß ich Strafen, wie sie uns noch heut empören, wenn wir den David Copperfield lesen, nicht verhänge. Meta scheine gestraft genug — absichtlich vermied ich das Wort Reue. — Ich wünsche durchaus nicht, daß die Kinder meiner Schule von dem Vorfall das mindeste erführen. ‚Ich halte eine christliche Schule. Ich will Jesus, den Kinderfreund, nicht kränken.' — Da richtete er sich steif auf. ‚In seinem Namen komme ich. Er verlangt noch mehr, wenn er sagt: Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiße es aus. Meta

Digitized by Google

ist unser einziges Kind. Meine Frau und ich tragen volle Verantwortung für sie.' — ‚So werde ich morgen zu Ihrer Frau kommen. Für heut möchte ich das Verhör schließen.'"

„Haben Sie etwas erreicht?"

„Nein. Aber ich hatte mir vorgenommen, mich mit der Frau Sekretär so zu stellen, daß ich bei der Erziehung des Kindes nicht mehr ganz beiseite geschoben werden konnte. Ich war damals jung. Die Eltern der Kinder liebten mich ohne andere Ursache, als daß ich ihre Kinder liebte. Man zog mich in die Geselligkeit der ersten Familien, von der Metas Eltern ausgeschlossen waren, und da sie wirklich starken Standeshochmut hatten, so schmeichelte ihnen mein Umgang. Im kleinen Städtchen wurde es siebenmal durchgesiebt, wer hier oder da Zutritt hatte. Ein Vergnügen war der Verkehr für mich nicht. Aber wenn ich beim Ablegen im Schlafzimmer der Eltern rasch hinter den Schirm treten konnte, hinter dem das Kinderbett stand und über den dunklen Lockenkopf strich, war ich immer beruhigt."

Es klopfte. Das junge Mädchen trat ein, brachte Früchte und Glastellerchen, und sah bittend auf ein Buch, das sie danebengelegt hatte.

„Es ist eins von deinen Büchern. Ich habe es ihr zum Geburtstag geschenkt, und nun will sie natürlich, daß du ihr ein Wort einschreibst. Ich habe es ihr halb und halb versprochen."

Ich bejahte gern.

„Aber erst muß ich die Geschichte zu Ende hören, die Fräulein Johanna mir erzählt."

„Tante weiß die schönsten Geschichten; denn es sind lauter Menschenmärchen."

„Menschenmärchen," sagte meine Kinderlehrerin, als die Großnichte hinausgegangen, in fragendem Ton. „Daß die Jugend doch alles verwechselt! Märchen ist ihr Wirklichkeit, und Wirklichkeit Märchen. Aber wenn ich da Metas Bildchen sehe, dann denke ich an all die grausamen Märchen, die in den Büchern stehn. So blutig, daß die neue Zeit meint, sie müsse sie mildern. Das Leben mildert nie. Das schlägt zu. Darum soll man Gott danken, wenn man einmal die Hand unterhalten kann."

Ich hatte sie sehr lieb, als sie das sagte. Sie saß mit ihrem weißen, vollen Haar so friedlich in der Nachmittagssonne des Stübchens. Wie oft mochte sie ihre Hand unter einen Schlag gehalten haben, der andern galt!

„Hier war wenig zu tun. Da Metas Begabung, wie ich vermutet hatte, nicht groß war, so verzichteten die Eltern auf den Ehrgeiz, sie einmal als Lehrerin an meiner Stelle oder gar drüben in der gehobenen Mädchenschule zu sehn. Dafür ließen sie ihr Klavierstunden geben. Sie machte gute Fortschritte. Als ich an Metas Einsegnung mit einem kleinen Myrtentöpfchen und Storms ‚Immensee' da war, sprach man davon, daß Meta im Herbst zu Verwandten nach Königsberg solle, um sich in der Musik auszubilden. Ein Bruder der Mutter spielte die Flöte im Orchester der Königsberger Oper. Meta sah in ihrem schwarzen Einsegnungskleid fast erwachsen aus, trotzdem sie noch nicht fünfzehn Jahre alt war. Sie hatte sich früh entwickelt und schien sich selbst über ihre junge Brust zu schämen. Aber der scheue Blick ihrer dunklen Augen war unverändert. Damals sagte ihre Mutter auch, es sei gut, daß sie Platz mache. Denn um die Kosten ihres Königsberger Aufenthaltes etwas einzubringen, habe man einen Pensionär genommen, einen Sekundaner vom Lande, der Metas kleines Zimmer bekommen würde. Meta selbst müsse nun auf dem Sofa im Eßzimmer schlafen. Es sei nicht angenehm. Aber die Erziehung der Kinder verlange eben Opfer.

„Später habe ich den Jungen gesehn. Eine kleine Verwandte von ihm ging in meine Schule, und er wartete ein paarmal Sonnabends vor der Tür, um sie über Sonntag im Wagen mit auf das Gut zu nehmen. Es war ein frischer, blonder Junge mit offenen Zügen. Beide Kinder, über die das Schicksal hereinbrach, brachten ihm äußerlich keinen Anreiz entgegen. Jetzt, wo auch unsere Stadt Ansprüche macht, haben wir im Winter zuweilen Theater. Da sah ich Haibes ‚Jugend' — und dachte an die arme Meta."

„Und dann?"

„Ich war in den großen Ferien am Strand gewesen, ganz bescheiden in Rauschen am großen Teich. Und mein ganzes Innere war in Unordnung gekommen. Denn man hatte mir einen Heiratsantrag gemacht, und einen guten dazu, und ich, das kleine Fräulein Johanna, die Kleinkinderlehrerin, hatte abgelehnt. Was ich mir vor zehn Jahren noch aufs innigste ersehnt hatte, das hatte seinen Reiz verloren. Ich war mit Leib und Seele Lehrerin geworden. Und ich habe meine Entscheidung nie bereut. Aber damals spukte es noch ein wenig in Hirn und Herzen, daß ich fast schreckhaft zusammenfuhr, als eines Abends in der Dämmerung, der Laden unten war schon zu, Metas Mutter vor mir stand. Es regnete. Sie hatte wohl einen Schirm, aber sie schien ihn nicht geschickt gehalten zu haben, denn die glatten Scheitel unter dem kleinen Kapotthut trieften und ihre Augen blickten verstört. Ich wollte ihr die nassen Sachen abnehmen; aber sie wehrte sich krampfhaft,

Digitized by Google

sogar den Regenschirm behielt sie in der Hand. ‚Wenn es schön Wetter gewesen, und die Ihren hätten vor der Haustür gesessen, so wäre ich nicht gekommen.' — ‚Ist denn etwas geschehn?' — Ihr Gesicht versteinte. ‚Meta bekommt ein Kind.' Ich fuhr auf, als risse mich jemand in die Höhe. Ich konnte nichts sagen. Und nun schien sie zu triumphieren. ‚Sie wollten sie ja damals nicht strafen, damals, als sie gestohlen hatte. Sie sprachen von der Bibel. Jetzt ist es offenbar geworden, was sie ist. Pfui!' Sie spuckte aus. Dann hob sie die eine Hand wie zum Schwur. Aber ehe sie ein Wort sagen konnte, griff ich nach der nassen, eiskalten Hand und preßte sie wie in einen Schraubstock zwischen die meinen. ‚Sie sind ihre Mutter.' — ‚Ich bin es nicht mehr. Ich habe ihr gesagt, sie solle ins Wasser gehn. Aber sie will nicht. Begreifen Sie, sie will nicht. Lieber bringt sie ihre Eltern in Schande.'

„O ja, ich begriff, daß die kleine Meta mit den weichen, erschrockenen Augen nicht ins Wasser wollte. Und ich nahm den Kampf für sie auf. Einzelheiten wollte ich nicht wissen. Ich verschloß der Mutter den Mund, als sie davon anfangen wollte. Es mußte doch irgendeinen Ausweg geben. Ehe die Mutter zu mir kam, mußte sie mit ihrem Mann doch überlegt haben.

‚Mit meinem Mann ist nichts zu überlegen. Er ist jetzt bei seinem Vorgesetzten. Darum konnte ich fort. Ich habe sie in die Kammer eingeschlossen. Er will sie töten. Aber er soll nicht schuldig werden. Er nicht. Sie soll es selbst tun.'

„Hier schien ein menschliches Fühlen zu sein: die Liebe zu ihrem Mann. Und hier setzte ich ein. Ich hatte noch einige Tage Zeit bis zum Schulanfang. Ich wollte nach Königsberg fahren und ihre Verwandten aufsuchen. Schließlich konnten sie Meta auch acht Wochen früher aufnehmen. Es würde mir leichter werden, die unglückliche Angelegenheit mit ihnen zu besprechen. Dann konnte die Mutter selbst Meta hinbringen. Königsberg war ja die Hauptstadt des Ostens. Da schlugen die Wogen über einem Menschenschicksal zusammen. Es konnte, es mußte noch alles gut werden. — Sie schüttelte den Kopf. ‚Wir haben kein Kind mehr.' Mehr erreichte ich nicht."

„Und Sie waren in Königsberg?"

„Und ich fand ein paar merkwürdige Menschen. Schrullig, unordentlich; aber zufrieden mit ihrem Schicksal und selig in ihrer Kunst. Denn sie war einmal Sängerin gewesen, hatte die Stimme verloren, aber nicht die Sangesfreude und waltete über ihrem Nest, das niemals ein Kind gewiegt hatte, wie ein heiserer Kanarienvogel. In der Erinnerung an vergangene Zeiten und das Schicksal so mancher damaligen Kollegin, das vor mir auszubreiten sie nur der große Augenblick verhinderte, nahm sie den Fall nicht gar so tragisch. Freilich die Schwägerin! Sie hatte sie nur einmal gesehn und genug von ihr gehabt, das Gespenst aus dem Don Juan, nannte sie sie. Und im Grunde geschah ihr Recht. Damals, als ihr Mann das Glück gehabt hatte, sie zu heiraten — wenn sie ihre Stimme behalten, hätte er nie Aussicht dazu gehabt, obgleich seine Flöte an den Mozarttagen so zärtlich geflehte hatte, wenn sie die Papagena sang, daß sie die hölzerne Nachtigall wohl verstanden hatte — damals war die Schwägerin nicht zur Hochzeit gekommen, weil ihr Beamtenhochmut sie festhielt. Jetzt würde sie sich ja wohl bequemen. —

‚Und wir wollen es ihr nicht schwer machen, Papagena!'

‚Nein, Papageno, wie du willst.' Denn sie nannten sich trotz ihres Alters nach dem Liebespaar der ‚Zauberflöte', und man verzieh es ihnen, wenn man sie sah.

„Beruhigt kletterte ich die drei sehr unbequemen Treppen der dritten Fließstraße herunter. Es schien freundlich aufzuleuchten über dem unglücklichen Kind. Gleich vom Bahnhof ging ich zu den Eltern. Sie waren beide da und nahmen meine Erklärung mit halbem Widerstreit hin. ‚Dort wird sie noch leichtsinniger werden,' sagte die Mutter. Aber der Vater durchschnitt die Luft mit scharfer Hand. ‚Das geht uns nichts mehr an. Hundert Taler gebe ich ihr anstatt meines Segens. Vor meine Augen kommt sie nicht wieder.' Seine Frau sah ihn an. ‚Vielleicht stirbt sie. Sie ist noch so jung.' — Ich stand auf. Mir zitterten die Knie. ‚Ich möchte Meta sehn,' bat ich. Man konnte es mir nicht abschlagen. Die Mutter schloß mir eine fast dunkle Kammer auf, in der Besen und Eimer aufbewahrt wurden. Als sich meine Augen eingewöhnt hatten, sah ich, daß Meta auf einer alten Matraze kauerte, und ahnte aus einem Rest Brot, daß sie hier auch die Nacht verbrachte. Ich kniete zu ihr nieder, nahm sie in die Arme und küßte sie. Sie schlang die Arme um meinen Hals und brach in stoßendes Schluchzen aus. ‚Arme kleine Meta! Liebe kleine Meta!' stammelte ich gerührt. Und ich erzählte ihr von den Verwandten in Königsberg, und daß sie da in Ruhe ihr Kindchen erwarten könne.

„Sie hörte plötzlich mit Weinen auf. ‚Brauche ich denn nicht ins Wasser zu gehn? Ich will nicht ins Wasser. Ich will ja leben.'

„Ihr Körper flog wie im Fieber.

„Bringen Sie mich hin, liebes Fräulein

Digitized by Google

Johanna, bringen Sie mich hin. Ich fürchte mich so vor meinen Eltern.'

„Da wagte ich es. Mein Gewissen verlangte es. Dieser Trieb, zu bessern und einzurenken, demzuliebe ich soeben das von mir gewiesen, was die Menschen ein Glück nennen.

„‚Du bist schuldig geworden gegen deine Eltern, Meta.'

„Ihre Hände ließen mich los.

„‚Du bist auch schuldig gegen dich selbst. Und schuldig vor dem Kinde, das du trägst. Du mußt sehr viel lieben, wenn du einmal diese Schuld abtragen willst.'

„‚Lieben,' sagte sie leise. Es klang wie ein unterdrücktes Vogelzwitschern. ‚Ich bete Sie an, Fräulein Johanna. Aber ich liebe niemanden in der Welt.'

„Das hatte ich gedacht. Darum hatte ich mit keinem Wort nach dem Zweiten gefragt, der mitschuldig war, ob er auch nicht mittragen konnte. Darum sagte ich leise, ehe ich ging: ‚Dann liebe dein Kind.'" —

„Und dann? Weiter?" Es war ganz dunkel vor meinen Augen.

„Es kam nun eine lange Pause. Jahre vergingen, in denen ich nichts von Meta hörte. Ich hatte ihren Eltern schwören müssen, nicht weiter zu forschen. Damals, in der großen Aufregung, hatte ich das geforderte Versprechen gegeben. Sie fürchteten, gewechselte Briefe könnten zu Verrätern werden. Später tat es mir leid. Mit den Jahren trat das Schicksal des jungen Kindes, auf das die Natur so schwere Last gelegt hatte, in den Hintergrund, zumal da die Eltern allen Verkehr mit mir abbrachen. Sie zogen sich von allem Umgang zurück. Der Mann wurde befördert und versetzt. So fiel auch der äußere Anlaß zur Erinnerung fort. Sie sagten mir nicht einmal Lebewohl. Es hat ihnen wohl niemand nachgetrauert. —

„Da gab es einmal Sommertheater, ein seltenes Fest. Von Tilsit waren die Leutchen herübergekommen, unternehmend genug. Und sie spielten nicht nur ‚Hasemanns Töchter', sie wagten sich sogar an Opern, denn der moderne Operettenunfug war damals noch nicht Mode. Wir genossen die ‚Weiße Dame' und die ‚Martha'. Ich sage ‚genossen', und in der Erinnerung ist es mir, daß ich recht habe. Es lag vielleicht an der Sängerin. Sie mußte alles können, wie das ja bei solchen Wanderbühnen üblich ist, und hatte schon in den Lustspielen mitgewirkt. Aber erst beim Gesang kam sie voll zur Geltung. Eine kleine, weiche Stimme, nicht besonders geschult, die wie Vogelgezwitscher anmutete. Ihr Spiel war mäßig. Sie gab sich nicht frei, schien ängstlich und innerlich gebunden. Aber die Töne trugen sie und erlösten sie. Wenn sie sich beim Hervorrufen dankend verbeugte, schien sie erst wieder zur Wirklichkeit zu erwachen. Mehr als einmal kam sie nicht vor, wie eifrig auch unsere Offiziere klatschten.

„Der Ausdruck ihrer dunklen Augen berührte mich sonderbar. Sie war nicht groß und sehr weich in den Formen. Ihr Haar war ganz hell. Wenn es eine Perücke war, wie ich anfangs vermutete, so wechselte sie sie nicht in den drei oder vier Rollen, in denen ich sie sah.

„Die Vorstellungen wurden in der einzigen Gartenwirtschaft der Stadt gegeben, neben dem Platz der Pferdemärkte. Die Schauspieler und der Direktor wohnten in der Nähe in Privathäusern. Der Wirt kam auf seine Rechnung. Der Garten wurde mehr besucht als sonst. Auch die Offiziere, die sich sonst mit dem Dreieck ihres Kasinogartens begnügten, kamen zu einer Erdbeerbowle und luden der Abwechslung wegen die Schauspieler an ihren Tisch und vor allem natürlich die Schauspielerinnen. Aber man erzählte, daß die Sängerin mit den natürlichen Koloraturen einer Singdrossel nie da sei. Und eigentlich gingen die Herren ihretwegen hin. Denn die Novize, die für die Dienstmädchen und Zofen da war, war doch gar zu gewöhnlich. Ich hörte das alles, und irgendwie fesselte es mich, wie dir heut vor dem alten Haus eine unbestimmte Erinnerung kam."

„Und wann erkannten Sie Meta?"

„Gar nicht. Obgleich mich bei der Abschiedsvorstellung die Unruhe so stark trieb, daß ich nicht gleich nach Hause ging, sondern noch einen Gang durch den dunklen Garten machte. Dabei kam ich an den Seitengang des Hauses, den die Schauspieler benützten. Einige Offiziere standen dort und zwei Referendare. Sie lachten und einer sang mit überkippendem Tenor: ‚Weiße Dame erscheine, erscheine!'

„In diesem Augenblick schlüpfte eine in einen leichten Mantel gehüllte Gestalt heraus und sah sich vor einer Kette sperrender Arme. Wie ein Vogel flatterte sie hin und her. ‚Bitte, meine Herren, bitte! Lassen Sie mich durch.' — ‚Zoll zahlen und Sekt trinken,' klang es zurück.

„In diesem Augenblick trat ich vor. ‚Verzeihen Sie, Fräulein Marquardt, — das war der Name, der auf dem Zettel stand, — ‚ist heute abend bei mir zu Gast. Wollen Sie sie gefälligst freigeben?'

„Ein etwas verlegenes Stammeln folgte. Dann fühlte ich einen zitternden Arm in dem meinen, und eine bebende Stimme sagte: ‚O Fräulein Johanna! Immer Sie!' — Und da wußte ich, wer neben mir schritt. —

Digitized by Google

„Wir saßen in diesem Zimmer. Sie hatte die blonde Perücke abgenommen und das glatt um den Kopf gelegte dunkle Haar befreit und mit ein paar leichten Griffen, die zeigten, daß sie in diesen Dingen geschickt geworden war, in eine schlichte, kleidsame Frisur geordnet. Ich hatte von den kleinen Kuchen hervorgeholt, die ihr so gerne naschtet, wenn ihr die Hefte oder das Klassenbuch brachtet, und den Teekessel angezündet. Sie mußte erst eine Tasse trinken, ehe ich sie erzählen ließ; denn zu der Aufregung des Spielabends war noch die Erschütterung des Wiedersehns gekommen.

„‚Aber ich hatte Sie durch das Loch im Vorhang lange gesehn, Fräulein Johanna. Nur nach Ihnen sah ich aus.'

„‚Die Eltern sind nicht mehr hier.'

„‚Das wußte ich. Ich wäre sonst nicht mitgegangen. Lieber hätte ich meine Stelle aufgegeben, obgleich man im Sommer schwer unterkommt. Sonst besinnt sich hier wohl niemand auf mich. Aber zur Sicherheit nahm ich doch die blonde Perücke.'

„‚Die dir abscheulich steht, Meta, wie ich jetzt sehe. Du bist jetzt fast die alte Meta.'

„Sie lächelte schmerzlich. ‚Die Teilnahme der Offiziere hat dir gezeigt, daß sie mir immer noch zu gut steht. Oder vielmehr, daß es ganz gleich ist, wie eine vom Theater aussieht, sie ist eben ein Freiwild, so oder so.'

„Eine tiefe Bitterkeit sprach aus ihren Worten. Und ich fand keine Antwort. Denn ich wußte, daß sie recht hatte. So rührten ihre ersten Worte gleich an die Wunde in unserem Frauendasein, die gerade sie in mein gläubiges Herz geschnitten hatte, und für deren Offenbleiben das Leben dann gesorgt hat.'"

„Sie auch, Fräulein Johanna? Wir draußen, wir haben uns ja an all diesen Dingen fast verblutet, so sehr lehnte sich unser Frauenstolz dagegen auf. Gegen die Natur selbst haben wir kämpfen wollen, daß sie zwei so ungleich von ihr bedachte Wesen in dem Begriff Mensch vereinigte. Keine Anerkennung, keine Rechte lassen uns hier zur Ruhe kommen. Höchstens lernen die, die müde werden, Resignation. Aber auch Sie?"

„Meta hatte mich das alles verstehn gelehrt. Damals, als ich in der dunklen Kammer neben dem Kinde kniete, das Mutter werden sollte und nicht ins Wasser wollte, um aus der Schande zu flüchten. Und nun ergriff sie plötzlich meine Hand.

„‚Mein Kind hat mich geschützt. Aber die kleine Johanna ist tot.' Und dann faßte sie mich um und weinte, so stoßend wie damals. Und dazwischen sagte sie, abgebrochen, daß ich es kaum verstand: ‚Und nun wird mich eines Tages doch irgendeiner mitnehmen, der vor der Tür wartet. Und dann werde ich nicht mehr Furcht haben, vor nichts mehr.'

„Allmählich erfuhr ich alles. Die Verwandten hatten sie wirklich zutraulich gemacht mit ihrer Papagenaliebe. Das Kindchen war gekommen und auf meinen Namen getauft worden, ob sie auch nicht wagte, mich zur Patenschaft einzuladen. Und das Kind hatte sie gerettet. ‚Sie hatten mir erlaubt, daß ich es liebe, Fräulein Johanna. Sie hatten mir gesagt, ich hätte mich an ihm versündigt. Aber Liebe könne alle Schuld lösen. Da liebte ich es eben. Und es liebte mich.'

„Trennen wollte sie sich nicht von ihm. Ihr Klavierspiel hätte eine lange Schulung verlangt und schließlich wäre sie als Klavierlehrerin doch in eine bürgerliche Atmosphäre gekommen, aus der sie ihr Kind ausstieß. Aber ihre Stimme entwickelte sich hübsch und ihre Pflegemutter unterrichtete sie mit Hingebung. Sie gab ihr auch schauspielerischen Unterricht. Das alte Mozartpärchen ist darüber selber noch einmal jung geworden und Papagena sah sie schon als Zerlinchen auftreten. Da raffte eine kurze Choleraepidemie beide Alten an einem Tage hinweg. Der unheimliche Gast kommt mit den russischen Flößern zuweilen den Pregel herunter und greift sich eine Handvoll Opfer zusammen, ehe die sich immer verschärfenden Vorbeugungsmaßnahmen ihn wieder vertreiben. Meta aber sah sich mit ihrem Kinde plötzlich auf der Straße. In der verpesteten Wohnung durfte sie nicht bleiben. Der Hausrat deckte gerade die Kosten der Beerdigung und der Desinfektion. So blieben ihr nur die hundert Taler, mit denen sich der Vater von der Schande losgekauft hatte. Und sie reichten, bis sie eine Stellung an einer Wanderbühne hatte, bei der sie mit ihrem Kinde bleiben konnte und rasch vorwärtskam. ‚Denn ich spiele nicht immer so schlecht wie in diesen Tagen.' Ein bescheidener Stolz strahlte aus ihren Augen. ‚Ich habe mich hier nur immer gefürchtet. Es war mir immer, die Eltern würden eines Abends in der vorderen Stuhlreihe sitzen und laut meinen Namen rufen. Eine Mutter erkennt ihr Kind doch unter einer fremden Perücke. Ich werde meine Johanna gleich erkennen, wenn ich sie mir einmal auf der Himmelswiese unter den Engelchen suche. Hannchen, werde ich sagen, da hab' ich dich endlich gefunden, mein trautstes Marjellchen.' —

„Es sprach eine solche Innigkeit aus ihrer Stimme, daß ich erschüttert schwieg. ‚Wann hast du sie verloren,' fragte ich dann leise.

"‚Diesen Winter, in Memel. Es war so sehr kalt, und ich hatte schließlich doch erlaubt, daß sie aufs Eis ging. Sie bat so und schmeichelte und küßte mich. Sie wußte, daß ich

Digitized by Google

Bildnis des Hauptmanns H. Temperagemälde von Gustav Essig
(Münchner Sezessionsausstellung 1923)

Digitized by Google

OF THE

Digitized by Google

dann nicht Nein sagen konnte. Wenn einem das Leben selbst immer Nein gesagt hat, dann will man doch eine Mutter sein, nicht wahr? Und da hat sie sich erkältet und eine Brustfellentzündung bekommen. Und dann etwas mit den Nieren. Und der Arzt hat gesagt, ich solle Gott danken, daß sie tot sei. Es wäre ein Jammerleben geworden. Ja, so etwas sagen Ärzte.'

„Ich wollte ihr allerlei entgegnen auf ihre seltsame Erziehungsmethode. Die Lehrerin in mir regte sich wieder. Aber — das Kind war tot, und Meta selbst noch zu erziehn, das schien mir unmöglich. Ich wollte es auch gar nicht. Wie sie da vor mir saß, aufgelöst in ihrem Schmerz, mußte ich daran denken, daß sie vorhin gesagt hatte, sie würde vielleicht ein andermal mitgehn, wenn man an der Tür auf sie wartete. Es empörte sich aber nichts in mir gegen diese Möglichkeit. Ich würde mich ganz gewiß nicht noch einmal dazwischen stellen. Den Weg zur Engelswiese, wo ihre kleine Johanna spielte, würde sie doch nicht vergessen."

Ich beugte mich nieder und küßte meiner Kinderlehrerin die Hand.

„Fragte sie denn nicht nach dem andern?"

„Nein. Vielleicht wußte sie, daß er jetzt als Herr auf dem schönen Gute saß und eine junge Frau hatte. Er war mit ihr auf dem letzten Pferdemarkt gewesen. Ich hatte sie gesehn. Und dabei war mir alles wieder eingefallen. Er hatte so ein glückliches Gesicht gemacht, als er seine Frau vorstellte. Was willst du, Kind? Diese Sachen verstehst du ja besser als ich. Hörst gewiß öfter davon. Da klag' den lieben Herrgott an. Oder meinst du, sie hätte ihn um Unterstützung bitten sollen? Der Gedanke ist ihr sicher nie gekommen. Und den Papagenoleuten auch nicht."

„Und dann?".

„Ich habe sie dann selbst nach ihrer Wohnung zurückgebracht. Vor dem Hause ihrer Eltern blieb sie stehn. Zum erstenmal sprach sie ganz hart. ‚Ich habe nie bereut. Niemals. Ich danke ihnen nur mein Leben. Und das ist zu wenig.' Aber als sie dann von mir Abschied nahm, atmete sie tief auf. ‚Das war schön, daß ich Sie sprechen durfte. Ich hätte mich nicht zu Ihnen gewagt. Nun ist es wie ein Abschluß.'

„‚Das braucht es nicht. Meta Marquardt kann mir ja schreiben.'

„Aber sie schüttelte den Kopf, um den nun wieder die blonde Perücke lag, die sie so fremd machte. ‚Nein, besser nicht. Besser für uns beide. Ich habe zum Herbst ein Engagement nach Magdeburg. Es ist der Abschied von der Heimat.'

„Und Sie haben wirklich nie wieder von ihr gehört? Jetzt war es doch ein Leichtes für Sie, nach ihr zu forschen."

„Eben darum tat ich es nicht. Ich fühlte vielleicht auch, daß sie recht hatte. Wie sie da vor mir gestanden, war sie ein junges Weib, das in ein neues Leben ging. Vielleicht in einen neuen Tod. Das weiß ich nicht. Ich bin aber die Kinderlehrerin, und raten und helfen konnte ich nur dem verzweifelnden Kinde in der dunklen Kammer seines Lebens." —

Wir haben dann noch allerlei gesprochen, von meinen Reisen, von meinen Büchern. Ich bin aber nicht mehr mit vollem Herzen dabeigewesen. Meine Reisen mit den vier Winden wie im Andersenschen Märchen schienen mir plötzlich nicht mehr so weit wie Metas Lebensreise mit der Wandertruppe des Provinztheaters. Und meine Bücher gar vergaß ich so wie so, wenn die letzten Korrekturen gelesen waren. Es war immer, als würfe man einen Stein in einen tiefen Brunnen. Kreise kommen und schwinden. Dann war die Oberfläche wieder glatt. Als nun die hübsche Nichte wieder erschien, griff ich nach dem Buch, mein Versprechen einzulösen. „Weib sein heißt reich sein und arm, niedrig und hoch. Im Herzen der Frau verschwinden die Gegensätze." Alte und junge Augen, die es zusammen lasen, umfaßten mich mit Frage und Antwort, da ich meinen Hut aufsetzte, um zur Bahn zu gehn. Ich lehnte Fräulein Johannas Begleitung ab; denn ich fürchtete für sie schon die Anstrengung dieser Stunde. Und die Jugend wollte ich nicht neben mir haben, wenn ich durchs Land der Erinnerungen schritt.

Noch einmal stand ich vor dem alten Hause. Aber nun war meine Seele offen dem Rauschen der geheimsten Lebensquellen. Und als ich über die Brücke ging, wo das abendlich besonnte Wasser um die morschen Eisbrecher spielte, zu deren steinernem Ersatz man schon die Ziegel anfuhr, dachte ich an die Angst des Kindes vor dem Tod. Die hatte das junge Weib wohl überwunden, als es das eigne Kind in den Sarg legte. Und plötzlich stieg in mir der heiße Wunsch auf, sie sei den letzten Weg nicht gegangen, ohne daß sie noch einmal warm geworden sei im Arm der Liebe. Irgendwie, ob auch nur für eine kurze Stunde, daß sie empfunden habe, wofür sie den ungeheuren Zoll gezahlt, ehe sie zum Leben erwacht war. Und ich verließ meine Kinderstadt mit einem heißen Zorn gegen das Schicksal. Die Räder des Schnellzuges aber stampften die ganze Nacht hindurch die Worte: „Über — eure — Herzen!"

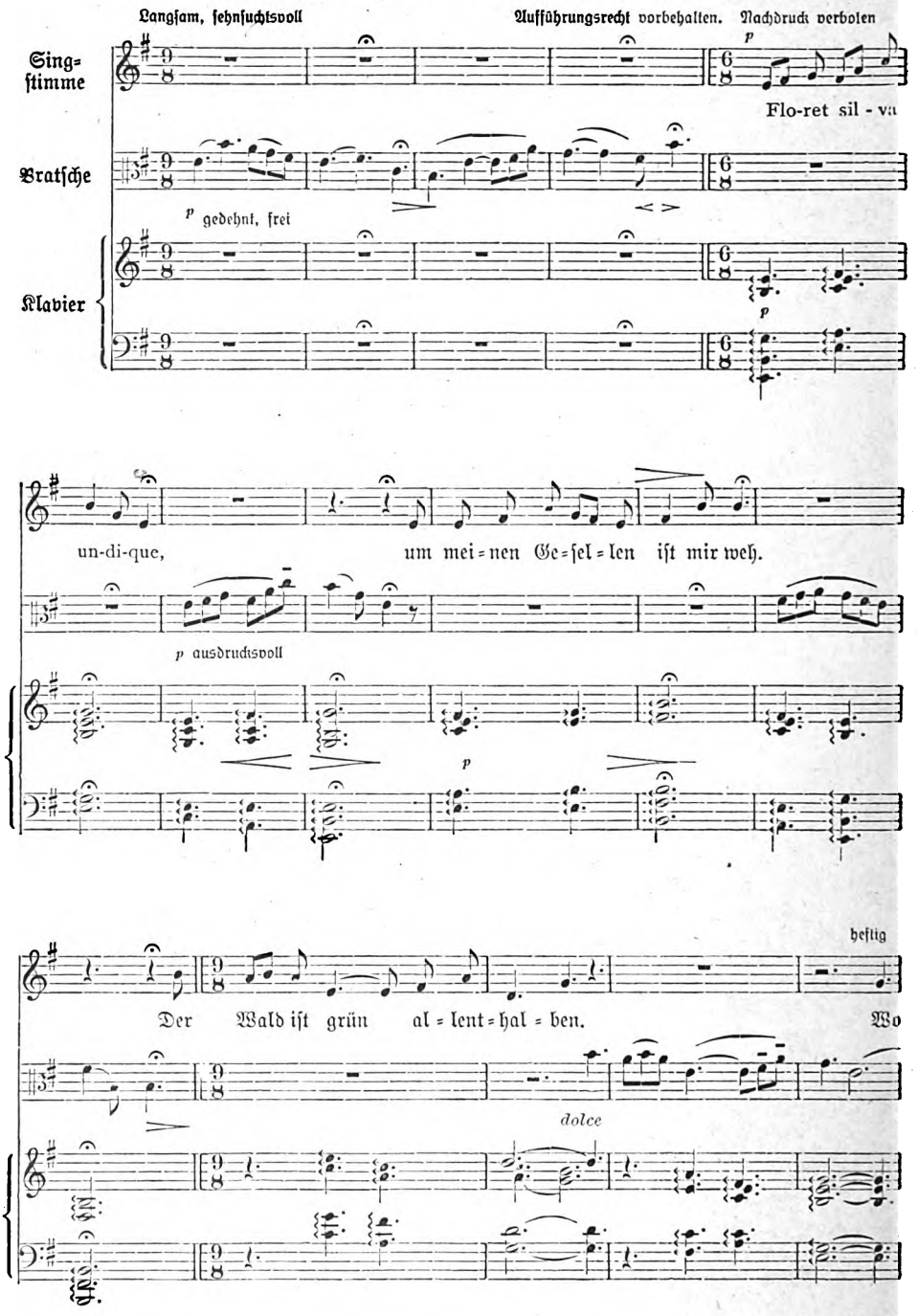
Digitized by Google

Liebesklage

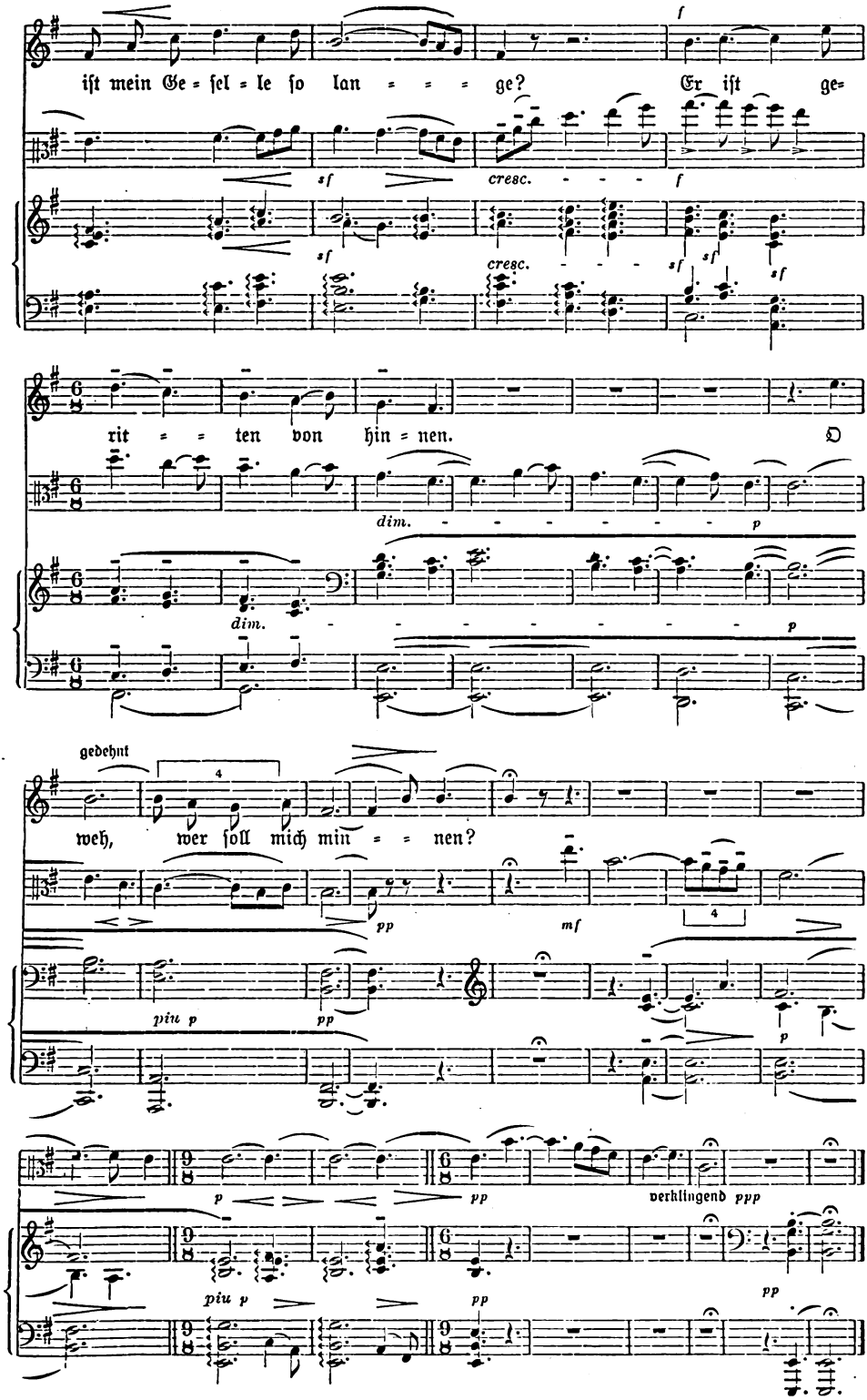
(Volksdichtung aus dem 13. Jahrhundert)

Für Singstimme, mit Begleitung von Bratsche und Klavier

von Siegmund von Hausegger



Digitized by Google



Digitized by Google

Was ist „Revolution“,

woher kommt sie, wohin geht sie?

Von Dr. Leo Jordan

Prof. der Wirtschaftsabteilung der Techn. Hochschule, München

Rote Fahnen — Umzüge — Revolutionäre mit roten Binden. Sie fühlen sich als Helden der Revolution, die ihr Werk ist; versprechen freude- oder weintrunken eine goldene Zukunft. Sie glauben an diese und finden Gläubige. Denn der farbig-romantische Traum der Menschheit von der Utopie wird stets geglaubt. — In Wahrheit haben nicht sie die Revolution gemacht, die Revolution hat sie gemacht und wird über sie fort gehn wie vorher über ein morsches Bürgertum, das sich nicht selbst behauptet. — Ackerbauer einerseits, Unternehmer, Zwischenhändler des Lebensnotwendigen, gewandte Spekulanten (also ein neu sich bildendes oder erneuerndes Bürgertum) behaupten das Feld.

Schwarze Fahnen, — Sichel und Axt im Wappen, — Herrschaft der kommunistischen Partei, „Bolschewismus“, die Theorie, der neue Glaube vom gemeinsamen Besitze aller an allem. Und es ist doch nur die gleiche Selbsttäuschung; die gleiche Utopie. Denn dieser Scheinkommunismus machte eine Partei zu Nutznießern der Staatseinkünfte, den Bauern aber zum Grundbesitzer, heute also zum latenten, morgen oder übermorgen zum unbedingten Herrscher im Lande: denn ist der Kommunismus im Glauben konsequent, so nimmt er dem Bauern den Acker; nimmt er ihm aber den Acker, so verhungert das ganze Land. Die Sowjetrepublik ist klug und läßt es so weit nicht kommen; Glaubensgemeinschaften vertragen Inkonsequenzen. Aber keine Wirtschaft verträgt die Ernährung von zu viel Beamten und Mitläufern: gibt der Sowjet dem Bauern für seine Produkte nicht die nötigen Gegenwerte, so schränkt dieser die Produktion ein und verkauft seinen Überschuß an Schleichhändler, die ihm Tauschware oder Devisen bringen. Dann löst sich die rote Armee durch Gewalttaten und Hunger auf und die Herrschaft der kommunistischen Partei, die in origineller Maskerade das heutige russische Bürgertum bildet, endet.

Tausendjähriges Reich, Jüngster Tag, Weltende, Untergang des Abendlandes — Prophetenromantik, aus der Wirtschaftsnot geboren, während der Wirtschaftsnot geglaubt. Und doch überdauerte schon die alte Welt Roms „Untergang“, und unser geistiges Leben von heute, Glauben, Sitte, Recht, Denken, ist ohne Rom undenkbar: in der Tat geht kein Land unter, dessen Acker Früchte trägt, nur Städte veröden, Menschen vergehen, wenn dies Krieg, Seuchen, Hungersnot und Überzahl der zu Ernährenden bedingen; in der Tat geht keine Kultur unter, die ihr Testament schriftlich hinterließ. —

Drei gewaltige Erschütterungen überdauerte Europa bereits: die Auflösung (das war es und kein „Untergang“) des römischen Reiches, das Zeitalter der Entdeckungen und die „große“ Revolution von 1789; drei Erschütterungen mit ihren politischen Folgen: der Völkerwanderung, den Glaubenskriegen und den napoleonischen Händeln.

Sind die Folgen dieser drei Revolutionen schon ziemlich unähnlich, so sind sie selber grundverschieden: die Revolution von 1789 war groß als „Geistesrevolution“, als solche dauerte sie aber bereits mindestens seit 1700. mindestens seit 1700 verbreiteten sich die Ideale, zu deutsch „Gedankenziele“, der Freiheit, Menschlichkeit und Gleichheit. Klein war 1789 die „Wirtschaftsrevolution“, die Napoleon in wenigen Jahren kluger Wirtschaft kurieren konnte. Größer, aber verhältnismäßig schnell vorübergehend, die politische Revolution, die wie in der Völkerwanderungsperiode und heute zwar ganz Europa in Mitleidenschaft zog, aber in 25 Jahren zur Ruhe kam.

Auch das Zeitalter der Entdeckungen hat seine „Wirtschaftsrevolution“ gehabt, die dem unerhörten Goldzufluß aus Amerika folgen mußte: Gold wurde billig, die Ware stieg, die festbesoldeten Beamten hungerten, und die Verwirrung wurde dadurch erhöht, daß niemand die Zusammenhänge verstehen konnte. Über ein Jahrhundert dauerten die Religionskämpfe, mit denen sich rein politische Fehden vermischten. Aber Wirtschafts- und politische Revolution traten noch entschiedener als 1789 vor der ungeheuern geistigen Revolution zurück, die sie bedingte; und die eigentlichen Revolutionäre der Zeit, das waren Faust, Kolumbus, Kopernikus und Luther, denen man ungern, aber nicht ohne Grund, Schwarz beigesellen möchte und als Philosophen Montaigne beigesellen muß. Man durchdenke die Zusammenhänge und man wird erkennen, wie die Entdeckung von Amerika das Verhältnis von Ware und Geld und das europäische Gleichgewicht störte, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst Luther das ermöglichte, was vor ihm den Albigensern und Huß als lokal und unterdrückbar gebliebenen Bewegungen mißlang; und wie der neue Weltanschauungsgedanke des Kopernikus. welcher Erde und Mensch aus ihrer absolutistischen Stellung hob durch Montaigne in ein philosophisches System gebracht, die Ideen des 18. Jahrhunderts begründete.

Digitized by Google

Wie war das nun im 19. Jahrhundert? Die Franzosen St.-Simon, Fourier, Proudhon (nicht Marx und Genossen!) erdachten Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus. Es war lediglich ein konsequentes Weiterdenken der Ideen des 18. Jahrhunderts, verbunden mit der uralten, auch dem christlichen Mittelalter teuern Idee: „Nur wer arbeitet oder arbeitsunfähig ist, soll essen." Aber dies konsequente Weiterdenken erhielt Stempel und Eigenart durch die besondere Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Ein tatendurstiges Geschlecht kam aus den napoleonischen Feldzügen zurück: zur rechten Zeit wurde die Dampfmaschine erfunden, später durch elektrische Maschinen vervollkommt. Unternehmer und Arbeiter, zwei ganz neue Menschenklassen entstanden, und es ist leicht zu sehen, daß hier wiederum eine Quelle schwerer wirtschaftlicher und politischer Erschütterungen geöffnet wurde, und zugleich ein Nährboden der geistigen Revolutionierung sich bildete. Denn die Dampfmaschine machte Kohlen und Eisen zu politischen Machtstützen ersten Ranges, diejenigen aber, welche sie bedienten, Unternehmer wie Arbeiter, mußten, jeder in seiner Weise, sich dieser Macht bewußt werden. Kam es durch letzteren Umstand zu starken innerpolitischen Spannungen, von denen kein Land verschont blieb, so förderten viele Umstände die außenpolitische Spannung zwischen Deutschland und der übrigen Welt: einmal die leidige geographische Tatsache, daß Kohlen und Eisen an den Grenzen lagen, — dann vor allem eine der Größe des Landes nicht mehr entsprechende Industrialisierung und, Hand in Hand damit, eine gewaltige Reduzierung des Ackerbaus, wie man sie bisher nur in England gewagt hatte. Diese gefährliche Entwicklung wurde durch eine unbedachte Politik, die mächtige Bundesgenossen zurückwies und verletzte und nur schwache Freunde vertrug, befördert und führte seit Beginn des Jahrhunderts zu einer unglaublichen politischen Spannung, die 1914 zur Entladung kam. Durch Blutverlust Hunger und innerpolitische, steigende Spannung geschwächt, verlor das deutsche Bürgertum den Krieg, den es mit beispielloser Hingebung geführt, und so kam es zur Explosion der sozialen Spannung. Fast zu gleicher Zeit aber brach durch die Entwertung des Geldes des durch die Feinde ausgesogenen Landes eine Wirtschaftskrise aus, die alsbald mächtiger wurde als alle soziale Revolution, das alte Bürgertum und die Arbeiter fast gleich stellte und neue soziale Schranken aufrichtete, die das Heer der Spekulanten, Zwischenhändler und anpassungsfähigen Unternehmer und vor allem den Bauern wirtschaftlich von allen Gehaltsempfängern, also Beamten, Angestellten, Arbeitern schied. Tausend Parolen laufen nun, hier gegen den Bürger, dort gegen den Sozialisten, gegen Juden und Gott weiß wen noch gerichtet. Und dabei ist die innere Struktur im Laufe von wenigen Jahren eine andere geworden und es sieht so aus, als ob aus der Wirtschaftskrise eine Wirtschaftsrevolution werden wollte, die mit den Menschen und Ideen abzurechnen bestimmt ist, jedenfalls rücksichtslos über sie hinweggeht. Eine solche Wirtschaftsrevolution, die das Oberste zu unterst kehrt, hat Europa bereits einmal erlebt, nämlich die allmähliche Auflösung des römischen Reiches. Ein kurzes, aber in den Hauptpunkten neu orientiertes Studium dieses gewaltigen Zusammenbrechens eines tausendjährigen Staates wirft eine Fülle von Licht auf unsere heutigen Zustände, ihre Zusammenhänge, die Art wie sie sich weiter entwickeln und auswirken müssen: Was diese größte aller uns bekannten Wirtschaftsrevolutionen von unserer unterscheidet, das war, daß das römische Kaiserreich nicht durch Ideen unterwühlt oder zu Fall gebracht worden zu sein scheint: denn die Ausbreitung des Christentums ist eine Folge der wirtschaftlichen Not gewesen: das Christentum ist, trotz Ferrero, als Trost der Hungernden groß geworden, hat Germanen und Romanen in neu organisierter Wirtschaft verschmolzen, und die Wirtschaftsrevolution besiegt.

Was diese Wirtschaftsrevolution wirklich bedingte, das war lediglich das steigende Mißverhältnis zwischen Geldwert und Sachwert: d. h. es war genau wie heute: das römische Geld fiel und Sach- und Arbeitswert stiegen. Man kann auch deutlich sehen, wodurch das Gleichgewicht zwischen Geld und Ware gestört wurde: Staat und Städte mußten immer größere Lasten aufbringen, um den Luxus des Hofes und seines Beamtenheeres und den Hunger des wachsenden Großstadtproletariats durch „Brotspenden" zu befriedigen. Auch das negozierende, wir würden heute sagen spekulierende, sein Vermögen verwaltende Bürgertum war wohl zahlreicher geworden, als der Acker ernähren konnte, der andauernd Arbeitskräfte an die bequemer lebende Stadt verloren hatte. Man kann also sagen, es ist dies eigentlich eine Selbstverständlichkeit: der Städter waren zu viel — der Ackerbauer waren zu wenig geworden, und dies durch die Primitivität der Verkehrsverhältnisse gesteigerte Mißverhältnis, das sich von Jahr zu Jahr steigerte, drückte sich am Werte der Lebensmittel und Waren so aus, daß die begehrte, weil in sehr geringen Mengen vorhandene Ware stieg, das Geld sank. Naiver-, aber ebenfalls selbstverständlicherweise, machte man von nun ab aus der gleichen Menge Goldes oder Silber eine größere Menge Aurei oder Denare, wodurch dies Mißverhältnis zwischen Geld und Ware nicht gebessert, sondern noch gesteigert wurde und sich immer weiter steigerte, da die Qualität der Silbermünzen sich, von einigen Reformversuchen abgesehen, ständig verschlechterte und das Silbergeld um 300 fast nur noch einen künstlichen Silberglanz hatte, in der Tat aber aus unedlem Metall bestand.

So mußte also ganz allmählich die Ernährung der Städte schwieriger und schwieriger

Digitized by Google

werden. Die Bauern, die seit Jahrhunderten ihre Produkte zu den „Neuntagemärkten", den nundinas brachten, boten zu wenig an im Verhältnis zur Nachfrage, man riß sich, zerriß sich um das zu Markt Gebrachte. Der Jurist suchte abzuhelfen, indem er Bauern und Fischern versagte, ihre Produkte selber zur Stadt zu bringen, damit sie keine Stunde der Feldarbeit oder des Fischens versäumten. Sollten sie dies aber dennoch tun, so seien sie gehalten, sofort nach dem Verkauf die Stadt wieder zu verlassen und aufs Land zurückzukehren. Und der Theoretiker, der diese weltfremde Lehre ersann, verweist auf Plato, der ebenfalls den Zwischenhandel zwischen Bauern und Städten als unentbehrlich ansah. Bezeichnenderweise ist diese Maßregel in das Römische Gesetzbuch aufgenommen worden (Digesta 50, 11: De nundinis): man wollte also, daß Aufkäufer den Bauern aufsuchten, die Ware in die Stadt brächten und durch diese Arbeitsteilung die Produktion des Landes sich erhöhte und der Marktverkehr wiederum ordnete. Allein man bedachte nicht, daß der Aufkäufer die Ware erst wieder an Händler verkaufen würde, der Konsument sie oft um ein Mehrfaches verteuert erst aus dritter, vierter Hand erhalten würde. Und man bedachte vor allem nicht, daß der Bauer sich leicht daran gewöhnen würde, die Märkte zu meiden, daß er sich auf die Dauer sehr wohl bei diesem System befinden und die Produktion eher einschränken als erhöhen würde. Vor allem wurde das Verteuern der Ware durch Schiebungen sehr fühlbar, und man suchte den Schiebern durch Paragraphen beizukommen: um 400 bestimmten Honorius und Theodosius: „Edelleuten und angesehenen Reichen verbieten wir die für die Städte so unheilvolle Warenschiebung, damit der Handel zwischen Volk und Zwischenhändler ein leichterer sei." (Codex 4, 63 „Warenschiebung", mercimonium.)

Es sind beide angeführten Paragraphen des Corpus juris wie zwei Photographien der damaligen Zustände: der Verlegenheit der Regierung gegenüber dem Steigen der Waren, der Warenknappheit, der dadurch bedingten Zurückhaltung der Produzenten und aller, die ihr Geld in Ware angelegt hatten. Für die Regierung äußerte sich dieser Zustand vor allem in Zahlungsmittelknappheit: man verbot Goldexport zu den Barbaren, empfahl das in ihrem Besitze befindliche Edelmetall ihnen mit List abzuhandeln.

Noch ein anderes fällt den Machthabern stets ein, wenn ihr Geld sich entwertet und die Ware steigt: sie erlassen Höchstpreise. Verbindet sich damit eine Zwangswirtschaft, so lassen sich diese Preise eine Zeitlang halten, bei allgemeiner Hungersnot jener Kreise, die der Schleichhandel nicht versorgt. Wie dem auch immer sei: Höchstpreise machen dem Bauern gewiß einiges Kopfzerbrechen, aber sie geben ihm, und mit ihm dem Zwischenhändler und wer sonst lebensnotwendige Dinge in der Hand hat, eine geheime Macht, die zur Übermacht wird, sobald die Staatsgewalt irgendwie kompromittiert ist. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß hier die Achillesferse der Sowjetrepublik ist.

Die Politik der Höchstpreise begann wohl in Rom mit dem Preisedikt des Diokletian um 300: schon damals wird von der „Lizenz der Preise" und einer „tollen Raubgier" gesprochen. Für alle Lebensmittel, Verbrauchsgegenstände, aber auch für Arbeitspreise werden Grenzen bestimmt: ein Landarbeiter erhält 25 Denare täglich die Löhne gelernter Arbeiter schwanken zwischen 50 und 60 Denaren; ein Lehrer erhält 50 Denare pro Kopf und Monat, Gräzisten, Latinisten und Geometer ihrer 200. Der Denar war also um das Jahr 300 schon zu einer kleinen Scheidemünze herabgesunken, deren Vielfaches erst das Existenzminimum eines Tages ausmachte.

Waren dies nun charakteristische Merkmale für die Ereignisse, die in Rom die Wirtschaftsrevolution vorbereiteten, indem sie das Land entvölkerten, die Städte übermäßig anfüllten, dadurch die Nachfrage nach Lebensmitteln übermäßig groß werden ließen, das Angebot aber gleichzeitig verringerten — so kommen wir nun zur eigentlichen Revolution, die durch gewaltige und jahrhundertelange Erschütterungen das nach und nach entstandene Mißverhältnis wieder ausgleicht:

Kommt der Bauer nicht zur Stadt, so muß naturgemäß der Städter zum Bauern gehn, wenn er nicht verhungern will: professionelle und gelegentliche Aufkäufer, Schaffner, die für ihre Kompanie oder ihr Kloster sorgen müssen, Familienväter, die für die Ihrigen „hamstern", wie man heute sagt, durchziehen das Land. Handwerkern, Bäckern, Arbeitern dagegen bleibt nur übrig, scharenweise die Stadt zu verlassen und aufs Land zu fliehen. Die Stadt verödet dadurch, verhungert, ohne Brot, ohne Markt. Der Staat fällt als Beute den Goten zu, nur weil diese als Bauern Brot — als Volk Waffen besaßen. Nun erst wird auch der Handel durch die Unsicherheit der Straße völlig aus der Bahn geworfen.

Aber die Kirche rafft sich nun auf. Papst Hilarius hatte verlangt, daß die Bischöfe eines Landes alle Jahre sich auf Konzilien treffen sollten. Das war nun, als auch die von aller Kultur noch fast unbeleckten Franken in Gallien einbrachen, schlechterdings unmöglich. Das Konzil von Orléans aus dem Jahre 538 bestimmt zweijährige Zusammenkünfte, falls die „Ruhe der Zeit" sie ermöglicht.

Zielbewußt und straff nimmt die untere Geistlichkeit die Zügel in die Hand: die Romanen strömen ihr von selber zu, die Germanen weiß sie, trotz gelegentlicher Hetzerei und Empörung zu gewinnen. Die Juden, die dem neuen Bunde nicht beitreten wollen, werden zum abschreckenden Prinzip, das zur Förderung der Einheit zwischen Germanen und Romanen dient, da es sie zu zweit gegen

Digitized by Google

einen dritten stellt. Gauzusammenkünfte im Kirchort werden am Monatsersten veranstaltet, finden an hohen Kirchenfesten statt: sie dienen zu Geschäften, Zinszahlungen, erhalten Marktcharakter. Im 7. und 8. Jahrhundert gründet die Kirche die ersten internationalen Messen seit dem Untergang Roms, und neue weltwirtschaftliche Verbindungen entstehen zwischen Frankreich, Spanien und Italien, über Mittelmeer und Kanal ausgreifend, den Rhein überschreitend. Und so begannen die Städte wiederum sich zu füllen, aufzublühen, neue wurden gegründet, Marktrechte erteilt. Und der wirtschaftliche Kreislauf begann von neuem.

⁂ ⁂ ⁂

Alles deutet darauf hin, daß wir nach abermals tausendjähriger Entwicklung wiederum am Ende eines solchen Kreislaufes angelangt sind; Umstände und Bedingungen sind durchaus andere als zur römischen Zeit: denn die neuzeitliche Weltwirtschaft hatte es ermöglicht, daß ausgedehnte Länder Industrie und Stadtwirtschaft einseitig entwickelten und von entlegensten, meist tropischen Ländern mit dünn besäter Ackerbaubevölkerung ernährt wurden.

Aber die Art der Störung dieser Arbeitsteilung ist dieselbe wie einst: wir können ja das tropische Pflanzenfett, Korn und Fleisch nicht mehr bezahlen, und so kommt es in ungenügenden Mengen herüber und verschlechtert unser Geld dennoch täglich. Die einzige Abhilfe ist natürlich, die überschüssigen Kräfte in den Städten nicht durch freiwillige Spenden festzuhalten und völlig unbrauchbar zu machen, sondern, wo es angeht, auf dem Lande anzusiedeln. Das mag viele Störungen und Schwierigkeiten ergeben, aber immerhin nicht jene Katastrophen, die den Städten drohn. Und wenn sie in Zelten hausen, ehe sie sich Hütten bauen, so haben sie es besser, als einst jene Auswanderer, die erst den Urwald roden mußten. Hier wäre eine Volksverjüngung, die ganz anders erzieherisch wirken würde, als die heute beliebten Mittel.

Allerdings ist unsere Hoffnung auf Rußland eine sehr reale: Rußland hat die Auflösung seiner verhältnismäßig wenigen Großstädte in einer unglaublich kurzen Zeit erlebt. Da die Transportmittel des Riesenreichs verbraucht waren, so leerten sie sich durch Hunger und Auswanderung fast von selber. Es ist heute ein ausgesprochenes Ackerland, dem gelernte Arbeiter und Ingenieure fehlen. Will die heute dort regierende Partei Bauern und Heer zufriedenstellen, so muß sie importieren und das kann sie nicht; also muß sie fabrizieren und das könnte sie mit deutscher Hilfe. Beide Länder sind für die Zukunft, und man darf hoffen eine große Zukunft, wirtschaftlich aufeinander angewiesen. Ich wiederhole wirtschaftlich, denn diese Wirtschaft ist von der mehr zufälligen politischen Verfassung der Länder materiell unabhängig.

Daß Deutschland und Rußland wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind und zueinander streben, weiß Frankreich. Und darum hat es zwischen beiden Schranken errichtet, die mit Frankreich stehen und fallen. Und hier ist der Rechenfehler des unheimlichen Machtwillens, der seit dem törichten — oder teuflischen — Versailler Diktat Europa der Katastrophe entgegentreibt: das Frankreich von 1914 hatte nur drei Städte, die mehr als 500 000 Einwohner besaßen; nun aber scheinen die Städte rapid zu wachsen, der Acker, den das Einkindersystem schon schwer schädigte, entvölkert sich; die Industrie wächst und will sich ausdehnen, ausgesprochene Landbezirke einbeziehen. Und langsam aber stetig fällt der Frank, das Land jener Krise entgegentreibend, die wir in diesem Aufsatze studierten. Die Schar der Arbeiter, welche die Politik der Regierung bekämpft, ist im Wachsen: 1913 brachte sie nur ein Sechstel der 600 Abgeordneten in die Kammer, 1924 wird sich vermutlich eine starke Zunahme zeigen. Auch der Bauer wird alsbald die Regierung wie ihr schlechtes Geld ablehnen. Eine Diktatur wird dann versucht werden und wird kaum so lange bestehen können wie die beiden napoleonischen. Und dann werden sich ja wohl alle jene Völker, die sich heute vor dem Machtwillen Frankreichs stumm oder wortreich wie England unwillig beugen, abermals auf seinem Boden ein Stelldichein geben. Es kann lange dauern, ist aber bei der heutigen Politik Frankreichs unausbleiblich. Denn nationale oder soziale oder sonstige Politik machen Menschen — die Wirtschaftsentwicklung aber untersteht keinem Parlament, keiner Partei. Wir können sie nur beeinflussen: gut, wenn wir sie verstehen; schlecht, wenn wir sie mißverstehen. Unsere heutige in Politik, Hochschule, Privatleben herrschende romantische Einstellung ist recht wenig geeignet, die Wurzeln eines Übels zu erkennen, da die Romantik sich stets an Form, Farbe, Symptome klammert, Klassen, Ideen, Rassen die Schuld gibt für das, was über allen Klassen und Rassen als dräuendes Schwert hängt. Und doch muß es einem Kinde einleuchten, daß hier zu viele essen und zu wenige Nahrung produzieren. Und daß der Vergleich mit den Schwierigkeiten Roms keine Schulmeisterei ist, weil hier nicht ewig wechselvolle Menschenlaune zutage tritt, wie im Spiele der Ideen, oder dem Wechsel politischer Anschauung, — sondern ewig unumstößliches Gesetz, das das Verhältnis von Ackerbauern und Mitessern fast arithmetisch errechenbar bestimmt. Ein Verhältnis, dessen Überspannung zur Wirtschaftsrevolution führt, die gewitterähnlich ein Negativ und Positiv auszugleichen bestimmt ist.

Der Überspannung können wir vorbeugen, dem Ausgleich können wir nachhelfen. Auch das Verhältnis können wir durch Steigerung der Produktion für die Nuresser günstiger gestalten.

Aber ändern können wir an dem Gesetze nichts, denn es besteht an sich, für alle, die

Digitized by Google

auf Nahrung angewiesen sind. Nennen wir es „natürlich“, durch die Art unseres Wesens bedingt; nennen wir es „planmäßig“, wie der Naturphilosoph von heute sagt, wenn er die Glieder eines Leibes sich ordnen und nicht „planlos“ auseinanderfallen sieht; nennen wir es „Vorsehung“ und ihren Urheber „Gott“ — es ist der uns unbekannte, im ganzen unfaßbare, nur im einzelnen merkbare Weltgeist, der jene Pläne faßte, nach welchen das Weltgeschehen folgerichtig abläuft. Denn Unfolgerichtigkeit wäre nach der heutigen Naturphilosophie keine Vollkommenheit, sondern gerade eine Unvollkommenheit, eine Schwäche jenes, der sich mit seinen Plänen deckt, die also ausnahmslos wirken.

Sie zu modifizieren, zu unseren Gunsten zu bestimmen, ist nur möglich, wenn wir sie erkennen; jedes Verkennen steigert ihre Gewalt.

Uns aber kann keine Valuta helfen, ob sie nun auf Gold oder auf Roggen fundiert ist, es müßte denn sein, daß der Roggen hinreicht, um alle Deutschen zu nähren. Denn da ist der springende Punkt: die Valuta ist doch nur der abstrakte Ausdruck unserer Wirtschaft. Ihr ständiges Sinken ist ja nicht die Krankheit selber, sondern nur ihr Symptom, gleichsam bedenkliches Steigen oder, um im Bilde zu bleiben, Fallen des Fieberthermometers. Wir kurieren ständig am Fieberthermometer und denken damit die Krankheit zu heilen. Die aber verschlimmert sich naturgemäß von Tag zu Tag. Denn sie sitzt nicht im Wirtschaftsthermometer, sondern im Leibe und heißt: zu viel Leute — zu wenig zu essen.

Sonntag. Von Gerty Hau

Die Stunde schreitet hin. Bald wird
Der helle Morgen mich beströmen
Und alle Not und allen Gram
Mir aus dem dunklen Herzen nehmen.
Und Sonntagsklänge werden fromm
Um meine Stirn die Schwingen breiten.
Es wird der Freund mit gutem Wort
Mich eine Strecke Wegs geleiten,
Bis daß ich auf der Höhe dann
Mich wende und ihm Grüße wehe
Und weiter dann den Abwärtsweg
In grenzenlosem Heimweh gehe ...

Gesang. Von Leo Sternberg

Was findest du so schön, du schwarzer Abendvogel,
Daß du im Baum des Gartens noch einmal singst,
Während der Mohn die Sonne, die er trank,
Hinausglüht in die Dämmerungen?

Denn strömen möchten meine Lippen auch
Von dem, was du ins Weltall schüttest ...
Erhobenen Arms, von blauer Glyzinientrauben
Goldlaubigem Tore überbogen,
Stehe ich betend und habe kein Wort!

O, singe mich auch, du Stimme!
Schluchze mich mit, wie du den dunklen Duft
Der warmgeglühten Blütenwände singst ...
Als schmelzendsten Ton des Abends
Singe mich, Sehnenden, hin!

Nebel am Amur. Von Kurt Mey

Wo die rotgebrämten Fichten
Ihre Zackendächer neigen,
Sah ich zarte Dämpfe flüchten
Wogend wie im Schleierreigen.

Hörten gar nicht auf zu fließen,
Bis das Ferne bläulich sank
Und im Tal mir tief zu Füßen
Das Kosakendorf ertrank.

Nächtlich tiefer senkten Wolken
Ihre mondgegilbten Flügel,
Und ich glaub', sie sanken nieder
Auf den hohen Lärchenhügel.

Purpursilbern drang es leise
In die schlaferstarrten Äste,
Goldner sprangen Nebelbäche
Aus dem stämmewirren Neste.

— — — — — — — — — —

Meinem abendmüden Ohre
Werden alle Stimmen leiser
Vor dem dichten, dunklen Flore. —
Gehn Gespenster durch die Reiser?

— — — — — — — — — —

Müde Gräser, dunstgestreichelt,
Zittern bebend wie im Sterben,
Und der Mond, tiefgrau umdunkelt,
Läßt das märchenhafte Färben.

Digitized by Google

Die Maschine als Sklave und Meister

Von Herman George Scheffauer

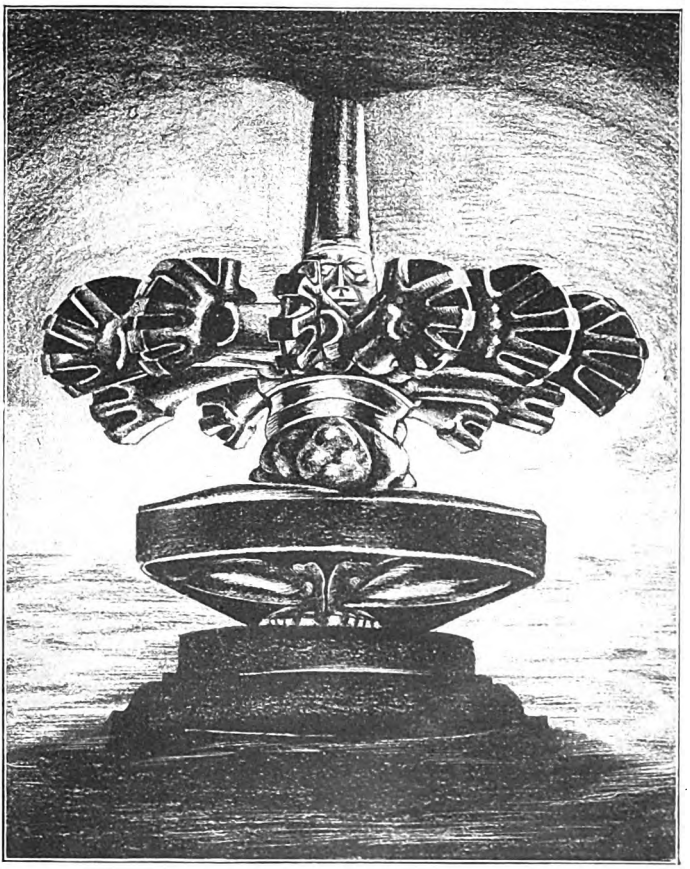
Wenn eines Tages die Fieberglut unserer Zivilisation verraucht ist, wie ein überheizter Ofen, dann wird ein klarblickender Spötter die philosophische und soziale Geschichte der Maschine schreiben. Mit der Gelassenheit, die sein Thema erheischt, und doch mit einer mitleidigen Herzensregung wird er die Kurve ihrer stetig wachsenden Macht über das Menschenwesen und sein Schicksal zeichnen. Er wird die Vertikallinien auf der Tabelle kreuzen und die leichtfüßig sprunghaft aufsteigende Bahn während der letzten 200 Jahre in zackiger, unvermittelter Linienführung ruckweise markieren, hier ein zuckender Blitz, dort die Umrisse einer Bergkette, auf der die Menschheit hilflos in Ketten — sich selbst überlassen — liegt, wie Prometheus.

Am Anfang dieser düsteren Linie finden wir das Steinbeil und den Feuerquirl der ersten Menschen; ganz oben, vorgestreckt wie ein eisernes Fühlhorn oder eine Schlingpflanze, aus dem Tartarus, die komplizierte Maschinerie der heutigen Zeit, die hochorganisierten, teils schöpferischen, teils der Vernichtung dienenden mechanischen Ungeheuer, die unser findiger Geist und unsere Habgier erzeugt haben. Hier erblicken wir mathematische Formeln und spitzfindige physikalische und technische Probleme, die in Stahl ihre Lösung gefunden, die durch Dampf oder elektrischen Strom Leben gewonnen haben. Vor unseren Augen werden die dynamischen Gesetze in praktische Apparate verwandelt.

Mit einem gewissen Schauder, den dieses geheimnisvolle Dunkel hervorruft, betrachten wir das Unorganische mit seiner eintönigen Vorspiegelung des Lebens, — des gewaltigen Lebens selbst.

Vor dem Kriege war die Welt bis zum Ersticken vollgepfropft mit einem Wust von Wirkstoffen, mit Strömen von Papier, die der mechanische Webstuhl, die Papiermaschine und die Druckerpresse von sich gaben. Die Wogen der gewerblichen Produktion ergossen sich rund um den Erdball in dichtgedrängten, gedunsenen Massen, die die Bruthülle und den Unrat der Maschine mit sich führten. Sie überschwemmten die Städte, die Geschäftslokale, die Heimstätten der Menschen mit wohlfeilen und außergewöhnlich häßlichen, seelenlosen, alles Menschlichen entratenden Dutzendwaren, die, abgesehen von ihrem kurzwährenden Nützlichkeitswert, keinerlei Anziehungskraft besaßen. Dann trat als unerläßliche Vorbestimmung im Kampfe des kommerziellen Zeitalters ein „Geschöpf" auf, das mächtiger war als die Maschine und ihre Massenproduktion: das schrecklichste Ungeheuer von allen: Frankenstein von einem Überfrankenstein überwunden!

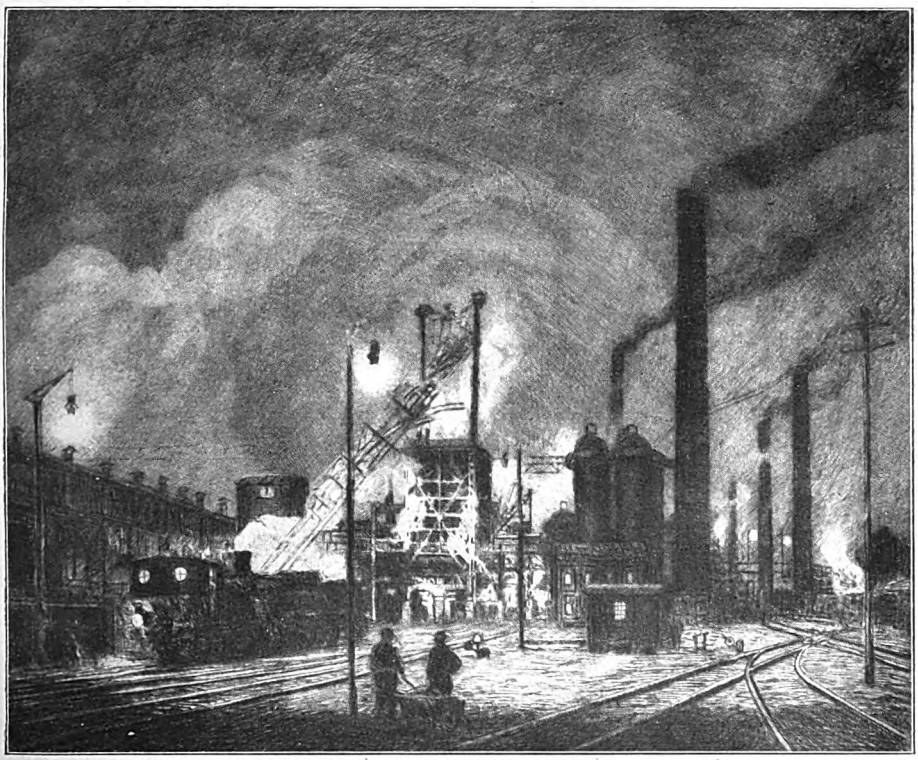
Es war das große Zahnrad der Unlogik, der Mörser, in dem die Talmi-Zivilisation beinahe zu Staub und Moder zermalmt



Zentrifugalturbine. Steinzeichnung von Otto Muck

Digitized by Google

Digitized by Google



Hochöfen bei Nacht. Radierung von Heinrich Otto

wieder erstanden und fühlten sich in einer zweiten Urwelt mit schwelendem Schlamm und Schleim, mit verwesten Leichen und der durch Geschosse zerstampften Scholle behaglich und heimisch. Die Maschine, die im sozialen Staate ein Vampyr gewesen war, der den Menschen das Leben aussaugte und sie zu Waren im Besitz der Gebieter verwandelte, wurde nun ein Kannibale, der Menschenleiber und Menschenwerk — und seine eigene Brut verschlang ...

Vor dem Kriege waren wir zu verblendet, um zu sehen, daß dieses „Geschöpf", das wir gestaltet hatten, damit es uns dienstbar sein sollte, ein Diktator geworden war. Die Maschine hatte die Macht an sich gerissen, ihre eigene Währung eingeführt und den Menschen außer Kurs gesetzt.

Was ist es denn, das uns heute zu Schanden macht und verschlingt? Die Zersetzung der Gesellschaft? Das zur Selbstopferung im Kriege aufgepeitschte, mit Gaukelbildern einer neuen Erlösung gezüchtete und schließlich zum Bewußtsein seiner eigenen Macht erwachte Proletariat? Die Menschenmengen, die in dieser reichen und erzeugungsfähigen Welt verhungern müssen? Das alles ist gewiß mit dabei im Spiel; aber die Hauptursache unseres Elends ist das durch den Zusammenbruch der großen internationalen Organisation herbeigeführte Chaos, — die Folge und der Fluch einer von der Maschine geschaffenen Zivilisation, — die Mechanisierung der gesamten Welt, des Menschen und sogar des Lebens!

Aber die stumpfe Welt-Maschinerie selbst befindet sich in einer viel schlimmeren Verfassung, in einem viel verworreneren Zustand. Sie ist krank, sie ist unbrauchbar, zerbrochen, zerschlagen, abgenutzt, wie eine ausgemergelte Nähmamsell aus dem Armeleute-Haus. Aus Mangel an Speise, — an Kohle, an Petroleum und Öl ist sie verkümmert. Die Menschen, die die Geschicklichkeit ihrer Hände der Maschine abgetreten und die Handarbeit zum alten Eisen geworfen haben, sind jetzt hilfloser denn je, — die Opfer der mechanischen Saprophyten, der Fäulnispflanzen, die sie im Dschungel des Industrialismus zu so gewaltigem Umfang großgezogen haben.

Es ist die vornehmste Aufgabe der Kultur und der Zivilisation, sich selbst von dem Kultus der Maschine zu befreien. Die Maschine ist siech, aber nicht sterbenskrank. Sie kommt wieder zu Atem. Sprungbereit liegt sie auf der Lauer und sammelt in dieser, durch die Ermattung und Erschöpfung ihrer Gebieter bedingten Ruhepause neue Spannkraft und Energie. Emporgereckt, wie ein Schlangenkopf schwankt die Spitze jener unheilvollen mechanistischen Entwicklungskurve bereits hin und her. Die Maschine saugt Luft ein. —

Digitized by Google

Im Sturmlauf jagt ihr Betätigungsdrang weit über die Möglichkeiten menschlicher Entwicklung hinaus. Das Geschöpf ist seinem Schöpfer überlegen. Behemoth, das biblische Urtier, hat die Erde und ihre Tiefen bezwungen, und sein Bruder Leviathan hat das Meer und den Meeresgrund unterjocht. Und nun hat die Maschine Flügel angelegt und ist zum Pterodaktylus geworden. Das Tempo des Menschenlebens richtet sich nicht mehr nach der wirbelnden Kreisbewegung des Rades, sondern nach der Fluggeschwindigkeit der Wurfwaffen und Geschosse. Die Zeit wird in wildem Ungestüm durch die Kalenderspanne des Jahres gepeitscht; es gibt keine Entfernungen mehr; der Planet schrumpft zusammen.

Und die Maschine hat uns genarrt: sie gewann uns durch die verheißene Flugkraft: dann verwandelte sie sich in einen Vogel, ohne uns die Freiheit und die Schutzmittel des Vogels zu verleihen.

Es kommt uns sonderbar vor, daß das Land, in dem die Zivilisation vielfach gleichbedeutend mit der Herrschermacht der Mechanik ist, bisher keinen Dichter, keinen Philosophen und keinen phantasiebegabten Zeichner hervorgebracht hat, der die Maschine zum Gegenstand seiner Kunst gemacht hat. Aber vielleicht ist das ganz natürlich, da in Amerika die Maschine — der kaufmännische, der politische und der finanzielle, ebenso wie der materielle Mechanismus der Kunst und der schöpferischen Gestaltungskraft ihr Blut abzapft und ihre Kraft aussaugt.

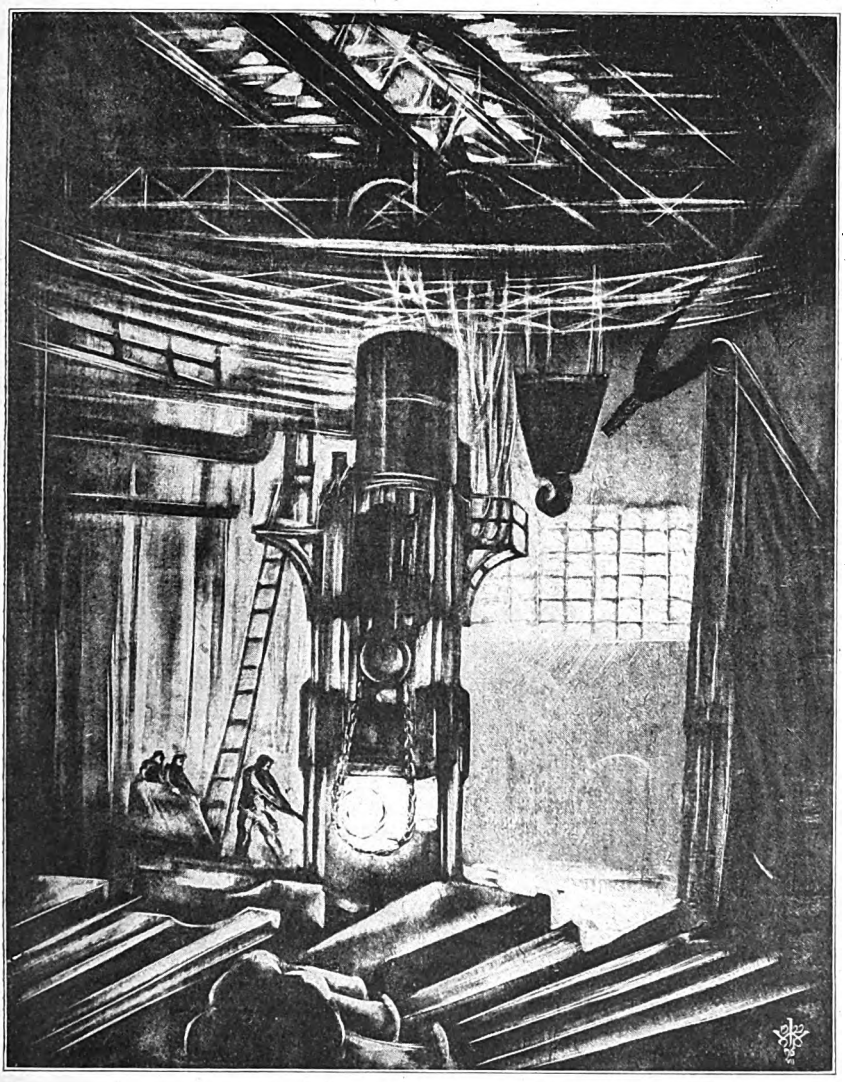
In England hat uns Kipling die Linienschiffe, die Lokomotiven und die Dynamomaschinen in Menschengestalt vor Augen geführt; W. Heath Robinson gab uns seine geistreichen mechanistischen Karikaturen; der Futurist Marinetti hat den Mechanismus zur Gottheit und zum Dämon erhoben. Der Gespenster bannende Künstler Alfred Kubin hat in seinen Radierungen die feindselige

Bahnhofshalle. Radierung von Julius C. Turner

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Dampfhammer. Lithographie von Josef Weiß

Kugelregen geweihten Saturnalien folgt dieser Karneval mit seinem freudlosen Konfettihagel, dieses Scheingeld, das in unserer Hand zu Staub und Moder zerfällt. Der tragische Ring menschlicher Torheit und menschlichen Wahnsinns schließt sich, — und der Krieg endigt, wie er begonnen hat, — mit einem „Fetzen Papier".

Ist es etwa schon Herbst geworden für unsere Zivilisation, wie Oswald Spengler in seinem Werk „Der Untergang des Abendlandes" behauptet? Sind diese länglichen Scheine aus beschmutztem Papier die ersten fallenden Blätter dieses Herbstes oder unseres Untergangs?

In seiner zunehmenden seelischen Dürre, seiner Verehrung für verwerfliche und falsche Götter, seinem Hang zur Selbstzerfleischung und seinen atavistischen Kriegen ist das menschliche Wesen fast rettungslos der Maschine preisgegeben. Denn das Geschöpf hat nicht nur gelernt, sich selbst zu erneuern, sondern auch andere Maschinen zu gestalten. Die Maschine — einst eine Schöpfung aus Menschenhand — wird durch die magische und magnetische Lebenskraft, die ihr innezuwohnen scheint, wachsen und sich mehren. Wenn eine spätere Zivilisation nicht imstande ist, die Maschine wieder zu besiegen und zum Knecht zu machen, wird eine Welt von Heloten tiefer und tiefer im Frondienst versinken und zum Sklaven der eigenen Erfindungsgabe werden, die zu ihrer Befreiung dienen sollte. — —

Digitized by Google

Siddhartha und der sterbende Schwan

Nach einer siamesischen Buddhalegende erzählt

Von Friedrich Karl Werner

Es lebte einmal in Indien — vielleicht vor mehr als zwei Jahrtausenden und noch einem halben dazu — ein großer und gerechter König. Er hieß Suddhodana und herrschte in der prächtigen Stadt Kapilavastu im Norden von Gorakhpur. Er war reich und mächtig und in Liebe einig mit seinem Weibe, der blonden Maya Devi, die licht und rein wie die morgende Sonne unter den dunklen Schönheiten des Landes strahlte. Die Liebe der beiden war wie eine sanfte Melodie, deren Töne süß ineinanderklingen. Sie war ja auch durch das Walten der Gandharvas, der himmlischen Musikgeisterchen, geweckt worden, und gar lieblich frohe und reine Weisen hatte dieser Engelchor den beiden Liebenden zur Hochzeit gesungen.

Doch Jahre vergingen, bevor ihre glückliche Ehe mit einem Kinde gesegnet werden sollte. Als nun endlich Königin Maya diese schon so lang ersehnte Stunde nahen fühlte, da litt es sie nicht länger in ihren herrlichen Prunkgemächern und sie ging aus dem Palaste und schritt hinaus in den königlichen Garten. Dort ließ sie sich im Schatten eines Palsabaumes nieder und unter seiner leuchtenden Blütenpracht brachte sie ein Knäblein zur Welt.

Groß war König Suddhodanas Freude über den schönen Knaben, von dem die Seher so Günstiges kündeten, daß er Siddhartha, der Segenspendende, benannt wurde. Groß war aber auch des Königs Leid, als bald darauf Königin Maya in einen überirdischen Traum verfiel und langsam ihrem Ende entgegenschlummerte. Nach sieben Tagen schlossen sich ihre strahlenden Augensterne, um sich niemals mehr wieder zu öffnen. König Suddhodana sank trauernd an ihrem Lager nieder, und die himmlische Schar der Gandharvas weinte über den beiden in leise klagenden Melodien. Die Augen des kleinen Siddhartha aber waren voll tiefer Schwermut, wie wenn sie ob des Leides klagen wollten, das Karma, das Schicksal, durch sein Werden beschworen hatte.

Jahre strichen ins Land und der kleine Siddhartha wuchs zum Knaben heran. Man gab ihm den weisen Visvamitra zum Lehrer, und König Suddhodana hatte seine helle Freude daran, wie mühelos der Knabe lernte. Es schien, als wüßte er schon alles das, was ihm sein Lehrer vortrug, und noch vieles andere dazu, und als ob er daran nur erinnert werden müßte.

Aber der junge Siddhartha rühmte sich nie seiner Weisheit. Still und beinahe demütig, wie wenn er nur ein niederer Gast wäre, schritt er durch die Prunkhallen seines Vaters. Die Liebe und Sorgfalt, mit der ihn seine Muhme Prajapati umgab, als wäre sie seine eigene Mutter, vermochte wohl den tiefen, nachdenklichen Ernst seines dunklen Auges zu erhellen, ebenso die rauschenden Feste, durch die sein Vater den weltabgewandten Sinn Siddharthas zu freudiger Daseinslust wandeln wollte; doch immer wieder wurde sein Auge ernst und nachdenklich, als suche es in weiten Fernen ein unbekanntes und doch so sehnsüchtig erstrebtes Etwas. —

Eines späten Nachmittags lustwandelte Siddhartha mit seinem Vetter Devadatta in den königlichen Gärten. Glutrot neigte sich Indiens heiße Sonne dem Westen zu und übergoß mit ihren letzten Strahlen die dichtgereihten Hügelketten in der unermeßlichen Ebene. Aber dem Norden zu, wo die höher ansteigenden Bergketten liegen, da hüllte sie die Landschaft noch in warme Purpurfarben und in einem langen Abschiedskusse koste sie die himmelragenden weißen Firne des mächtigen Himalaya. Still war es ringsumher. Alles sonnenfrohe Leben hatte sich schon sattgetrunken an der lichten Pracht des Tages und rüstete sich nun, um zur Ruhe zu gehen, und die lichtscheuen Stimmen der Nacht waren noch nicht laut geworden.

Still sannen auch Siddhartha und Devadatta dem verglühenden Tagesgestirn nach, jeder in seiner Art. Plötzlich aber blickten sie auf, denn über ihren Häuptern hörten sie Flügelrauschen. Es war eine lange Kette wilder Schwäne, die in eiligem Fluge die schimmernde Luft durchschnitten, um noch vor Anbruch der Nacht die sicheren Schluchten des Himalaya zu erreichen.

Da spannte Devadatta seinen Bogen. Der Pfeil schwirrte von der Sehne, und einige Augenblicke später lag ein schwerverwundeter Schwan in seinem Blute auf dem Rasen. Siddharthas gutes Herz überquoll von Mitleid, denn es war das erste tödliche Blut, das er fließen sah. Fürsorglich hob er das sich ängstlich sträubende Tier auf und als er es beruhigt hatte, legte er schmerzstillende Kräuter auf die todwunde Brust.

Doch Devadatta wies auf seinen blutigen Pfeil und sagte: „Dieses Tier gehört mir!“

Digitized by Google

Seelenfischer (Legende). Gemälde von Prof. Julius Diez
(Kunstausstellung im Glaspalast, München 1923)

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Digitized by Google

Und er wollte sein Recht geltend machen. Da sprach aber Siddhartha: „O mein Freund, du bist in einem schweren Irrtum befangen. Das Tier gehört nicht dir, sondern mir, weil ich Mitleid mit ihm habe und Barmherzigkeit üben will, und das ist ein höheres Recht als das deine. Du wirst mir dieses Tier nicht entreißen, denn nichts vermag dein blutiger Pfeil gegen meine Barmherzigkeit.“ — Da ging Devadatta betroffen davon.

Und Siddhartha nahm den Schwan liebevoll in seine Arme und trug ihn an einen stillen Weiher. Dort labte er ihn in der kühlen Flut. Als sich der Schwan ein wenig erquickt hatte, da sah er Siddhartha dankbar an und dann schwamm er mit letzter Anstrengung hinaus auf den Weiher, den die Strahlen der untergehenden Sonne so rot färbten wie das dunkle Blut auf seiner todwunden Brust. Und er schwamm hinaus in die Mitte der schaurig schönen, roten Flut, um jenes Lied zu singen, das vom Leben zum Tode führt. Es war aber das Lied vom großen Leid der Welt.

Traurig begleiteten die Gandharvas den Schwanengesang mit ihren Melodien, und ihre himmlisch sanften Weisen wurden von einem überirdisch feinen Klingen begleitet, das aus den geöffneten Kelchen der Lotosblumen kam. Dort wohnen die Atmans, die Seelen der Verstorbenen, die ein reines Leben gelebt haben. Und wenn das Lied vom großen Leid der Welt ertönt, da klingen sie immer mit, um den letzten Erdenstaub von sich zu schütteln.

Traumbefangen hörte Siddhartha auf diese wehen Weisen und sein reines Herz begann bei ihrem Klange mitzuschwingen. Aber sein Kopf war noch zu jung, als daß er sie hätte fassen können. Doch er sann diesen Tönen nach und deshalb wurde auch sein Auge seit dieser Stunde noch sinnender als früher. Der heilige Ernst des selbstlosen Erkennenwollens war über ihn gekommen.

Die glänzenden Feste, die König Suddhodana gab, um seinen Sohn zu erheitern, vermochten ihm wohl ein dankbares Lächeln abzugewinnen, aber der forschende Ernst schwand nicht mehr aus seinem Auge. In allen den frohen Tönen des Festlärmes hörte er immer wieder den Schwanengesang vom großen Leid der Welt und sein Herz mußte mitschwingen, er wußte selbst nicht weshalb. Darüber sann er nach, denn er wollte sein Herz ergründen. Ob dieses heiligen Strebens, dem Siddhartha mit asketischer Strenge oblag, wurde er der Sakyamuni genannt, der Weise aus dem Stamme der Sakya.

Doch Siddhartha blieb nicht bloß ein Weiser unter den Seinen. Als Jüngling von sechzehn Jahren war er auch schon zum Sakyasimha, zum Löwen seines Stammes geworden. Um diese Zeit fügten es die Gandharvas, daß sich Siddhartha und seine Base, die schöne und viel umworbene Yasodhara, in Liebe fanden. Und als Yasodharas Vater die Bedingung stellte, er werde ihm nur dann seine Tochter zum Weibe geben, wenn er alle anderen Bewerber im Wettkampf besiege, da nahm Siddhartha diese Bedingung an und der Sakyasimha siegte auch in diesem harten Kampfe. Er führte die schöne Prinzessin heim, und ihrer Liebe entsprang alsbald ein Söhnchen, das Rahula genannt wurde.

So lebte Siddhartha in ehelichem Glücke, umgeben von der Liebe und Sorgfalt der Seinen, die alles Unreine und Unschöne von seinem Lebenspfade bannten. Und doch zitterte immerfort in seinem Herzen jene wehe Weise, die aus der todwunden Brust des sterbenden Schwans erklungen war. Wenn aber Siddhartha auf der Jagd war und den Bogen spannte, um irgendein flüchtiges Tier des Waldes zu töten, dann erklang oft jenes Lied vom großen Leid der Welt so machtvoll in seiner Brust, daß er betroffen innehalten mußte.

Siddhartha verschloß niemals das Ohr diesem mahnenden Rufe in seiner Brust. Er horchte andächtig auf ihn und suchte die milde Sprache seines Herzens zu verstehen. Und als er neunundzwanzig Jahre alt geworden war, da wußte auch schon sein Kopf, was bis dahin nur sein Herz gefühlt hatte. Er verstand nun das Lied des sterbenden Schwanes und er wollte gehen und die Menschen lehren, auf daß sie sich erlösen könnten von diesem großen Leid, das man irdisches Dasein nennt.

Und so nahm Siddhartha Abschied von Weib und Kind. Dann ging er hinaus aus dem Palaste, zog sein Schwert und schnitt sich damit sein langes Haupthaar ab, das stolze Zeichen der Kriegerkaste, und sein fürstliches Gewand vertauschte er gegen das gelbe Leinenkleid des Asketen. Und er zog dahin in Armut und Demut, tröstete die Leidenden und lehrte sie die Saddharma, die heilige Lehre der Erlösung von diesem Leid. Die Getrösteten aber priesen ihn, die Erleuchteten jubelten ihm zu, und die Weisen nannten ihn den Buddha, ihren erlösten Erlöser.

Digitized by Google

Der Anzug * Von Paul Gurk

* * * \

Es kam ihn doch jetzt eine Furcht an vor dem immer dunkler werdenden Walde, Wege, die er am Tage wohl hätte finden können, waren nun rätselhafte Schlangen, auf die es gefährlich war, zu treten.

Wenn es ihm nur gelingen könnte, die nächste Bahnstation zu erreichen! Eine Stunde Weg vielleicht, denn so weit war er doch wohl im Walde abgekommen, — aber jetzt in der Dunkelheit! — Und dann — selbst wenn er den Weg finden würde: er hatte kein Geld. Geld — dieser fast verächtliche Zwischenhändler, der prostituierte, durch alle Hände gegangene Generalnenner, das von ihm sogut wie gar nicht beachtete Selbstverständliche — denn er war leidlich wohlhabend! — etwas, was immer da zu sein hatte, wenn man in die Tasche faßte: mit einemmal war es eine feindselige, unentbehrliche Macht — nun, da es nicht da war!

Caspari sucht sich im Gehen, in der Folge von vorsichtigen und widerwilligen Bewegungen, die er gezwungen war auszuführen, selbst zu beruhigen. Er glaubte, sich vorreden zu können, daß man ihm auf seine ehrlichen Reden und auf sein ehrliches Gesicht hin die doch immerhin lächerlich geringe Summe leihen würde. Wer würde das tun? — Nun — irgend jemand, vielleicht ein Bahnbeamter oder sonst ein besserer Mensch. — Allerdings konnte er kein Pfand geben ..., und bei diesem Gedanken schlich sich doch ein Zweifel ein, ob ihn sein jetziger Anzug nicht doch diskreditieren möchte. — Am besten wäre es wohl, er versuchte, irgendeinen Weg zu erreichen, auf dem er vielleicht Menschen finden würde, die er fragen könnte, und die ihm Bescheid — und vielleicht auch schon das Bißchen Geld geben könnten. —

Caspari fühlte, wie er gleich einem kleinen Jungen rot wurde, und es kam ihm so vor, als ob sein schweiß- und schmutzbedeckter Anzug besonders grob und rücksichtslos an ihm scheure. —

Der Mond kam schon langsam zwischen den Stämmen herauf. Bisher hatte er ihn nur etwa wie einen milden Nachmittagsprediger geschätzt, der mit friedevollem Lächeln und gepflegten Händen die Kanzel besteigt, um mit den Strahlen seiner sanft gesponnenen Perioden Erquickung, Beruhigung und wohlige Müdigkeit herabzuträufeln. Heute schwoll eine wahrhafte Dankbarkeit in ihm auf. Denn es war doch nun vielleicht möglich, daß er irgendeinen Weg, einen Kilometerstein, einen Wegweiser erkennen und mit Hilfe eines Streichholzes sogar lesen könnte. Ach — Streichhölzer, — in seiner schmalgestreiften, schwarzen Hose waren sie! — Ekelhaft!

Er stolperte über eine Wurzel, griff nach einem Baum, schrammte sich an ein paar abgestorbenen Ästruten recht schmerzhaft und brach polternd durch trockenes Unterholz. —

Ein weiblicher Schreckensruf ward hörbar. —

Und da sah Caspari auch den dazu gehörigen Jüngling. — Schwarz stand er, in gepreßter Würde, Männlichkeit und Achtsamkeit und mit geballter Faust auf einem Streifen Waldwiese und lauschte gespannt.

Es war nun an sich nichts Seltsames, daß zwei Personen verschlungen in dem lösenden Traumlicht des Mondes sich abzusondern strebten und lustwandelten. Und doch zuckte Freude durch Casparis Herz. Hastig, so weiten Schrittes wie es sein steifer Marteranzug erlaubte, suchte er näher zu kommen. Das Mädchen mit der Elfensilhouette schrie nochmals kreischend, der Jüngling atmete sichtbar tief und machte sich noch mutiger —, aber seine Umrißlinie kam doch etwas ins Schwanken ... „Entschuldigen Sie" — stotterte Caspari im Laufen, und seine Stimme kam ihm merkwürdig rauh und polternd vor. — Doch nun löste sich auch der Jüngling in eine vollkommene Wellenlinie auf. Aufgelöst flutete das Paar zurück, und der maskierte Verbrecher konnte trotz krampfhafter Mühe und heiserer, aufgeregter Rufkehllaute nicht zu einer Verständigung mit dem Liebespaar gelangen. —

Er stand endlich, nach Atem ringend, still. Unwillkürlich faßte er mit der Hand ins Gesicht ... (er dachte schon gar nicht mehr an sein Taschentuch!) und sah in einem durchgleitenden Mondstrahl, daß sie rot war. Und nun dämmerte es auch in ihm auf, wie fürchterlich er wahrscheinlich ausgesehen hatte! — und er fühlte einen ingrimmigen Haß gegen seinen Anzug immer stärker werden.

Ein anderes wuchs auch immer größer in ihm auf: die Angst!

Wie hatte sich der stille, harmlose, von nur ungiftigen Pflanzen und Tieren bewohnte Wald verändert, seit die Sonne sich schlafen gelegt hatte, und seitdem er von dem giftigen Geschöpf Mensch infiziert worden war! — Waren das dieselben Stämme, um die am Vormittag die Rotschwänzchen herumgeturnt waren, und um die die Spechte ihre Visitationsreisen abgehalten hatten als eine Art geistlicher Ortsinspektion? — Jetzt schienen die Stämme senkrecht gestellte Langrohrkanonen zu sein, nur gegen Fliegersicht mit dunklem Laubwerk verkleidet.

Dem umgeschachtelten Privatgelehrten stellte sich durch eine wunderliche Ideenverbindung auf einmal seine beabsichtigte Arbeit vor —, und eine unsinnige Wut erfaßte ihn plötzlich. Mit welcher Torheit hatte er

Digitized by Google

sich abgegeben! — Was ging ihn die Nibelungensage an? — Welche Wichtigkeit hatte sie? War es nicht höchst gleichgültig, ob sie aufgeschwemmt sei wie eine Wasserleiche oder angefädelt wie ein Güterzug? — Wer kümmerte sich darum? — Was ist dem Volke Goethe? Was Shakespeare?

Für einen Kinoplatz und eine Schmalzstulle gibt die gesamte Menschheit freudejauchzend den gesammelten Sophokles mit allen griechischen Tragödiendichterdichtungsresten hin! — War nicht eine Fahrkarte wichtiger als der ganze Parnaß, als alle heiligen Quellen und sämtliche Orakelstätten, von der wipfelredenden Eiche an bis zu der widernatürlichen Schwankungsdeutung des Zeus-Ammon? ... Nur die Maulwurfsinstinkte, die Inzuchtsbestrebungen einer Literatur- und Gelehrtenklique steckten die Nasen darein, schnüffelten und büffelten, fraßen sich ein und gaben die Verdauungsfolgen in Büchern von sich, die in ihrem Inzuchtkreise rund gehen! — Was ist dem Volke die Nibelungensage? — Ein Aufsatzthema für 5000 Bengels ... Verflucht! — hier stolperte Friedrich Caspari wieder, — und es war ihm, als ob sein entsetzlicher, großschnäuziger Anzug einen knarrenden — oder mehr einen grunzenden Laut der Befriedigung ausstieß. —

Das brachte ihn wieder einen Augenblick mehr zu sich, und als es jetzt lichter durch die Stämme wurde, stellte sich ihm mit einem leisen Gefühl der Reue sein lampenerleuchtetes, kachelofenerwärmtes Studierzimmer vor ... „Ach, wenn in unsrer stillen Zelle die Lampe wieder traulich brennt“ — und ... „die Winter der Natur sind der Geister Lenze“ ... gewiß, — aber erst nach einer ganzen Reihe von Sicherungen und Bequemlichkeiten beginnt die Ästhetik, beginnt die Poesie und beginnen alle die schönen griechisch abgeleiteten Wissenschaften und Künste. — Was aber macht der Abgesperrte, Ausgestoßene, der Verbrecher? —

Hier rannte Friedrich Caspari von neuem an einen Baum mit dem Endeffekt einer schmerzenden Beule mehr. Und da seine nähere Umgebung, sein ... Anzug sich eben vor Wichtigkeit und Selbstzufriedenheit förmlich blähte, beschloß Caspari, seine Augen und Sinne in Zucht zu nehmen und nur zu schauen und zu lauschen.

Dieser Entschluß wurde in kurzer Zeit belohnt.

Ein nicht zu breites helles Band, offenbar eine kiesige Landstraße, wand sich zwischen den Wäldern dahin. Er atmete ein paarmal erleichtert und schlug dann mit beinahe unnatürlicher Konsequenz bestimmt eine Richtung ein.

Aus der Ferne kam ein Ton wie eine Klingel.

Doktor Friedrich Caspari blieb stehen.

Zwei Wesen mit ihren Schatten, schien es, liefen schnell auf der Landstraße entlang, lautlos, eigentlich gespensterhaft und furchterregend. Ein Wesen groß und schmal, das andere kurz, mehr breit und struppig mit schwankenderen Schatten. Nun klingelte es wieder, und Caspari erkannte jetzt, daß ein Radfahrer näher kam, neben dem sein Hund dahinrannte.

Caspari wurde von neuem mit Hoffnung erfüllt. Er blieb auf dem Wege stehen und winkte mit den Armen, eine schwarze Windmühle mit lebhaft rudernden Flügeln. Merkwürdigerweise schien der Radfahrer nicht von diesem Hindernis erbaut zu sein, noch weniger aber sein Hund Auf einen hetzenden Pfiff fuhr der Köter rabiat mit einem schimpfenden Gebelfer, eines trojanischen Helden würdig, auf den Menschen mit dem hundebeleidigenden Geruch los. Hieraus resultierte eine noch bedenklichere Verübelung von Casparis Hose nebst einer niedlichen Schramme.

Bislang wallte Casparis Blut sanft. Aber diese dauernden tragischen Mißverständnisse im Verein mit allen Umständen machten auch ihn rabiater, und er stieß mit einem wirklichen Fluch nach dem Köter. — Inzwischen war auch der Radfahrer nahe herangekommen. Caspari wollte reden. Indessen verschärfte der Fahrer noch das Tempo, und als der durch Not Verkappte in jetzt schon verzweifeltem und ärgerlichem Eifer die Hand ausstreckte, um ihn doch um Gottes willen zum Anhalten zu bringen, blitzte der Schuß einer Taschenpistole auf. Und dann ging es in rasender Jagd an Caspari vorbei, der Hund in hoher Flucht, laut klagend. Denn der Schuß hatte die kampfdräuend erhobene Schwanzspitze gestreift. Eine Wolke von Staub, angefüllt mit Schimpfen von Herr und Hund in unnennbaren Sprachen, wälzte sich auf der Landstraße und blieb noch einige Zeit als wandernde Gedächtnissäule vor dem verstummten, geschlagenen Caspari.

Es schien doch wahrhaftig nicht leicht zu sein, unter diesen Umständen eine harmlose Auskunft, eine nichtssagende Gefälligkeit zu erhalten! — Ging es nicht an, auf der Stirn radioaktiv die Schrift zu tragen: „Achtung! — Ich bin ein ehrlicher Mensch!“ — Konnte die Vertrauenswürdigkeit nicht abgelesen werden, genau bezeichnet in Verbindung mit der bezahlten Steuerstufe? — Konnte er den Menschen, wie der Lauf der Welt einmal war, Schuld geben? —

Aber er war doch überzeugend gutartig. —

Digitized by Google

Er ahmte Verbrecher nicht einmal nach. Nicht einmal der Mimikry bediente er sich. — Und doch . . der „Anzug“ ... der über alle Begriffe gemeine, boshafte, niederträchtige, gerissene, zerrissene, taktlose, gesindelhafte, ruchlose oder vielmehr ruchvolle Anzug! —

Der Privatgelehrte Doktor Friedrich Caspari ertappte sich, wie er auf offener Landstraße stehen blieb und türkenmäßig schimpfte. Worte entrollten ihm, wie sie seine Gattin, die zärtlich-energische Helene, nie ahnen würde. Eine Flut drang aus seiner Brust, die Helene unweigerlich in Lots Weib verwandelt hätte. —

Helene! —

Der arme Mann blieb stehen, erschüttert, stumpf, halb und halb aufgeregt. So weit war es schon gekommen! — Das hatte noch gefehlt! — Wie würde sie sich ängstigen! Das pünktlich und taktvoll bereitete Abendbrot würde jetzt abendbrodeln ... Er sah den Teedampf aufsteigen, — Heimatluft, Studierluft wehte um die einsame Landstraße. —

Verflucht! .. verflucht! ... verflucht! ... tobte Friedrich Caspari dreimal. — Dann spuckte er wütend in alle Himmelsrichtungen wie ein geheimniswebender Zauberer ..., und dann erstarrte er. Er hörte schwere Tritte hinter sich, die sich bemühten, leise zu sein und daher eine krampfhaft trapsende Vorsicht erzielten ... Darauf hörte er ein katarrhalisches Rascheln aus den Tiefen einer breiten Brust, und eine schwere, behandschuhte Faust legte sich behaglich und haltend auf seine Schulter. Und es ertönte ein gedämpfter, verzweifelt liebenswürdiger Baß: „Na, Junge. Nun gib dir man zufrieden. Und komm hübsch stilleken mit. Du kriegst auch'n Schnaps auf'm Bahnhof — von wegen dem Schreck.“ —

Offenbar ein Feldgendarm —, wahrscheinlich von dem entsetzten Radler benachrichtigt.

Doktor Friedrich Caspari sank in den Boden. Seine vornehme, ängstliche, korrekte Seele ward förmlich von Erschütterungen zerstoßen.

„Entschuldigen Sie“ — zirpte er endlich hervor — „Sie irren sich. Können Sie mir nicht den Weg zum Bahnhof sagen? — Ich bin beraubt worden! ...“

„Wir gehen hin,“ sagte der Uniformträger milde. „Verstell' dir nich, junger Mann. — Es ist ja ganz nett, immer neue Flausen. Aber et hilft nischt ...“

„Ich glaube ... Sie halten mich . . Aber ich bin doch beraubt worden ..., man hat mir alles weggenommen! —“

„Allens schön verjraben, natürlich. — Allerhand Achtung.“ —

„Sie können jede Tasche umdrehen! Das ist ja entsetzlich! Mein Gott — mein Gott — Ich bin der Privatgelehrte Doktor Friedrich Caspari, habe mit einer Abhandlung über den südfranzösischen Minnesang promoviert!“

Verzweifelt quoll es aus Caspari heraus, als müsse er sich schon selbst überzeugen, daß er selbst ... er selbst sei. —

„Jute Schule ... famos jemacht,“ brummte der Gendarm anerkennend, und er tanzte fast um den zitternden Caspari herum (ein besserer Beobachter hätte gemerkt, daß die Ordnung ein wenig ängstlich und lauernd war), — und plötzlich hatte er dem Doktor kräftige Handschellen angelegt ...

„So — das jelang,“ trompetete der Gendarm erfreut. Und dann forderte er den gesicherten Verbrecher freundlich und väterlich auf, nicht etwa so viel zu toben und um sich zu schlagen wie eine Plötze an der Angel — er habe auch noch einen schönen Dienstrevolver —, sondern gemütlich bis zur Station zwecks Beförderung nach dem Untersuchungsgefängnis in der Stadt mitzugehen. Er würde ihm auch dann seinen Steckbrief mit wohlgelungener Photographie der Schirmmütze und des Rockes zeigen, die er bei seinem letzten schweren Raub getragen habe. Denn es hätte sich bei den vielen Merkwürdigkeiten des Daseins ereignet, daß er durch einen Kinooperateur, der eine Fassadenkletterszene zu filmen hatte, als unbezahlter, freiwilliger Mitarbeiter mit gefilmt sei. Der Film rolle mit vielem Beifall allabendlich ab ... „Ja, Jungeken. — Das hättste wohl nicht jedacht!“

Doktor Friedrich Caspari erkannte sein Schicksal.

Es war zwecklos, noch etwas zu unternehmen. So trottete er als Schwerverbrecher gehandschellt mit, dem Bahnhof entgegen. Der Gendarm bemühte sich, ihn mit wohlwollender Aufmerksamkeit zu unterhalten, eine Hand am entsicherten Revolver. Auch glaubte er, vielleicht einige interessante Tatsachen aus der Laufbahn dieses hoffnungsvollen Mannes verbunden mit Aufklärungen über verschiedene noch recht dunkle Überfälle in dialekt-zärtlichen Fragen zu erhalten. Doch blieb der große Überfäller stumm.

‚Aha' — dachte der Staatsschnurrbart. ‚neuer Trick. Na warte!'

Nun tauchten die Lichter der Station auf.

Der Feldgendarm Rudolf Wenzlik II atmete doch in tiefer Erleichterung auf. Hier war ein Kamerad stationiert. In geheimnisvollen Bewegungen und heiserem Flüstern, mit Daumendeuten und Augenfunkeln unterhielten sich beide. Dann kippten die Uniformierten einen scharfen Allasch — und boten dem Privatdozenten Doktor Friedrich

Digitized by Google

Caspari einen strammen Nordhäuser — genannt „Maison du Nord“ — an.

Caspari wollte in Entrüstung hochfahren. Aber ein Stich in dem Magen machte ihn matt. Es sprach ein grimmiger Gegner, der keinen Pardon gibt ... der Hunger! Schwäche überfiel ihn. — Und als nun der scharfe Schnapsgeruch erregend auf ihn zuschwang, verlor er die Widerstandskraft, griff zitternd nach dem Glase und schüttete das brennende Gesöff hinunter ...

Doktor Friedrich Caspari hatte den ersten Schnaps in seinem Leben getrunken —, und er fühlte mit ingrimmiger Zerknirschung ... daß er ihm wohltäte ...

Rudolf Wenzlik II und Otto Stortenbecker grinsten freundschaftlich und vergnügt — — aha ... er hatte sich verraten! Wie dieser alte Kunde gegampelt und gezittert hatte nach dem Schnaps! ... und der hatte ihnen was vormachen wollen, alten, erprobten, menschenkundigen Landhäuptlingen! —

Caspari war durch die Wirkung des Fusels halb betäubt und erregter geworden. Widersätzlichkeit meldete sich plötzlich bei ihm. Er verlangte, daß bei seiner Frau, Frau Doktor Helene Caspari, angeklingelt würde. Sie würde kommen, ihn rekognoszieren, schon am Telephon seine Stimme erkennen, damit er aus der unwürdigen Behandlung befreit würde.

„Geriebener Junge. — Will Zeit gewinnen, um auszurücken,“ — flüsterten sich die blinzelnden, verstehenden Blicke der beiden Besäbelten zu.

„Ich will meine Frau sprechen!“ ...

„Wir hängen ihr gleich an die Strippe,“ gluckste Rudolf Wenzlik II, und Otto Stortenbecker fügte hinzu: „Wir lassen 'n Extrazug einlegen, bloß um zu sehen, daß sie gar nicht da ist.“

„Ich stehe im Wohnungsnachweiser,“ beharrte der Doktor heftig.

„Stadtwald. Dritte Reihe, siebenter Baum!“ schmetterte Rudolf Wenzlik II.

Und dann hoben sie noch einen Allasch und vermahnten den Doktor väterlichst, die Flausen zu lassen und ihnen keine dienstlichen Schwierigkeiten zu machen. Bei dem Worte „dienstlich“ plumpte sich ihre ohnehin umfängliche Brust noch bedeutend auf.

Doktor Caspari mußte sich setzen. Es wurde ihm plötzlich schwach. Und wie er den steifen, fettigen, dreckigen Anzug mit einem breiten Laut, wie mit einer Art Schmatzen, an seinem Körper klatschen fühlte, wirkten Hunger und jäher Ekel gewaltsam auf ihn ein: er erbrach sich.

Die beiden Gendarmen krausten mit dienstlichem Widerwillen die Nasen. Ein Aufwärter des Bahnhofskantinenwirtes kam mit einem Lappen.

Caspari, erschöpft und stier blickend, sah mit Begierde nach den belegten Broten in der Auslage.

„Es scheint, er hat Hunger,“ flüsterte Wenzlik II Stortenbecker zu. Und Stortenbecker ergänzte verständnisvoll: „Wer weiß auch, wo der Schlumps sich überall rumgedrückt hat.“ — „Vielleicht wird er doch kirre!“ meinte Wenzlik II mit Detektivschlauheit, und nach einer kurzen Rücksprache in der Kantine erhielt der mehrfachen Raubes bis zur Evidenz überführte Privatgelehrte Doktor Friedrich Caspari Rührei mit Bratkartoffeln und ein prächtiges Glas Bier. Die Kosten dieses Mahles im Prythaneion legte Stortenbecker aus gegen eine auf dienstlichem Formular alsbald vollzogene Quittung des Kantinenwirtes, die er mit Anschreiben in gehöriger Form am nächsten Tage zur Erstattung der vorgesetzten Behörde einreichte. Welche geschah...

Der arme Doktor wurde nach dem Mahle derart von Müdigkeit überfallen, daß er halb schlafend in den Zug taumelte und auf der Bank alsbald einschlief, ohne besonders die Handschellen zu fühlen. So fuhr er in einem reservierten Abteil der Heimat zu, ehrfurchtsvoll bewacht durch die Gendarmen Rudolf Wenzlik II und Otto Stortenbecker, die seinen Schlummer behüteten. —

Aber sie behüteten seine Träume nicht. —

Das war aber der Traum. —

Sein Anzug hatte sich selbständig gemacht. Schirmmütze, Halstuch, Rock und Hose liefen allein herum. Aber merkwürdigerweise fielen diese Stücke nicht auseinander, sondern bildeten eine Personialunion. Etwas Unsichtbares, das aber doch stärkster Kraft voll sein mußte, hielt sie in dem gehörigen Abstand zusammen. Der Anzug, obwohl ohne Füße und ohne Stiefel und ohne Hände, schritt mit dem nachlässigen, wiegenden, schlackigen Gang des Verbrechers aus dem Dunkel. Die Ärmel waren gekrümmt, unsichtbare Hände frech und trotzig in die Hosentaschen gebohrt. Die Stelle, an der das Gesicht sein sollte, kniff höhnisch ein Auge zusammen, um wesenlose Lippen zog sich ein breites, niederträchtiges Grinsen, — es war als ob mit einem kräftigen Zungenschnellen ein völlig durchgekautes Stück Priem auf den Doktor zugeschleudert würde, — und dann hämmerten unhörbare Worte wie Boxerschläge auf ihn los: „Ja, Jungeken — et nutzt dir nischt! Pack man deine Feinheit in 'ne Porzellankiste und setz' dir druff! — Du bist doch jetzt ick — und ick bin du ... Ick war Pelle, jetzt aber bin ick — Pelle — aha ... dat vaschtehste noch nich! — 'n janz je-

Digitized by Google

hörichter Fetzen Haut und Fleesch — und du bist so'n armseliges Sticke Pelle zusammenjeknuddelt, und liegst in'n Winkel von deine sojenannte Seele — Mensch, du Kamel, nu schpuckste druff! Trudle noch eenen ‚Maison du Nord' und eene ‚jeschminkte Laura' und pfeffere eene ‚Amalje mit Liebe' runter und schmeiß eenen doppelten ‚Bejräbnistriller' druff — und dann ... rin ins Kittchen! Ha—ha ..." und der Anzug wälzte sich vor Lachen. Wellen von Gelächter liefen durch ihn und erschütterten selbst die fettsteife Hose, so daß sie grinsende, schiefgezogene Gesichter zu bekommen schien. Darauf glaubte der Doktor Friedrich Caspari schmerzhaft zu fühlen, wie ein riesiges, schwarzes, zusammengekautes Stück Priem von der Größe einer schweren Granate auf ihn zuflog und ihn völlig in die Luft sprengte. —

Sein Kopf wurde durch den Ruck des haltenden Zuges an die Holzlehne geschleudert, — und er erwachte.

Er sah, daß er sich auf demselben Bahnhof befand, von dem er etwa zwölf Stunden vorher freundlich und gedankenvoll, von dem Schicksal der Aufschwellungstheorie in Anspruch genommen, abgefahren war. Durch eine Parallelaktion des unbeschäftigten rechnenden Gehirnteils hatte sich ihm damals die Nummer des Zuges eingeprägt, obwohl er sonst rechnerisch schwach veranlagt war. Jetzt fiel ihm, als er stumpf vorbeischwankte und noch den Traum in sich wühlen fühlte, die Nummer an der Lokomotive auf. Es war dieselbe. —

Die pflichtbewußten Gendarmen, voll erfüllt von dem erhebenden Gefühl, einen schweren, besonders gerissenen Verbrecher der verdienten Strafe und sich einer ehrenvollen Belobigung mindestens, wahrscheinlich aber noch einer Ausmünzung zuzuführen, nahmen den Doktor vorsorglich in die Mitte, drückten sich mit Zärtlichkeit an ihn und verschmähten es nicht, einige Öl- und Schmutzflecke auf ihren tadellosen Uniformen in Kauf zu nehmen. Mit derselben Sorgfalt verstauten sie den Verbrecher in eine geschlossene Droschke, — und ab ging es zur Polizeiwache. —

Das Aussteigen wurde durch schnell sich ansammelndes Publikum zu einer mit Dankbarkeit begrüßten Volksbelustigung. Kinder und halbwüchsige Mädchen tobten grölend um die Droschke und wurden erst durch einen plötzlichen Schnauzton Wenzliks II, verbunden mit einem Säbelgriff Stortenbeckers, kreischend auseinandergejagt. Wie sich trotz der recht vorgerückten Abendstunde das alles so schnell zusammenfand, bleibt ein Rätsel der Großstadt. Der Geruch von Klamauk scheint durch die Luft zu infizieren.

Doktor Friedrich Caspari tappte, mit sanftem Nachdrücken von seinen Flügelmännern gehalten, die Treppe hinauf. Sie stellten ein wahrhaftiges Triptychon dar mit einem durchlöcherten Sebastian in der Mitte. Im Vorzimmer der Wache deutete Rudolf Wenzlik II mit behaglichem Lächeln auf ein großes, rotes Blatt, das mit zwei Heftzwecken an der Mauer befestigt war. „Steckbrief" stand in fetten Lettern da, und darauf folgte eine ungefähre Beschreibung des flüchtigen, von mehreren Staatsanwaltschaften gesuchten Wilhelm Radbruch, 35 Jahre alt, der dringend verdächtig und hinreichend überführt erschien, an mehreren schweren Einbrüchen und Überfällen teilgenommen zu haben. Als besonderes Kennzeichen war angegeben, daß er zwar für gewöhnlich Dialekt mit Verbrecherjargon durchmischt, spreche, daß er jedoch auch gelegentlich ein sehr richtiges Hochdeutsch anwende. — Ausführlich beschrieben aber war der Rock, die Schirmmütze, und auch das Halstuch war charakterisiert. Rock und Schirmmütze waren photographisch wiedergegeben.

Der Gendarm Rudolf Wenzlik II puffte den Doktor leicht in die Seite und meinte wohlwollend: „Na, Herr Wilhelm Radbruch — nehmen Sie Kenntnis. Jefallen Sie sich?"

Der Doktor hielt inne.

Seine Blicke fielen auf das Pamphlet. In der Tat. Seine Sachen waren vorzüglich beschrieben. Sein „Anzug" konnte förmlich eitel werden. Und wie der Doktor von ungefähr in den rechteckigen Wandspiegel daneben blickte — ein halbblinder, fliegenbepunkteter Spiegel ... taumelte er zurück. — Das war nicht mehr der Privatdozent Doktor Friedrich Caspari, — das war überzeugend der steckbrieflich gesuchte Räuber Wilhelm Radbruch! —

Der Doktor erkannte sich nicht mehr.

Sein Gesicht war erschöpft, bleich, mit Schrammen und Hautkratzern versehen, die Augen waren stier —, das Kinn mit Stoppeln bedeckt. Denn er hatte sich aus Vergeßlichkeit nicht wie üblich am Morgen rasiert. So sah man nicht aus, wenn man über die Nibelungenlieder schreiben wollte! —

Als der Doktor in der Geschäftsstube stand, wo die beiden Gendarmen strahlend und diensteifrig ihre Erlebnisse von sich gaben und der fragende Kommissar gelegentlich mit einer Frage Salz darauf streute, um den Egeln den ganzen Saft zu entlocken, hielt er sich kaum aufrecht. Stumpfheit, Gleichgültigkeit war über ihn gekommen. Was sollte er gegen allmächtige Tücke, gegen eine unentwirrbare Verknotung von Umständen ankämpfen — er, der sein Schicksal in Gestalt einer besonderen Haut mit sich herumtrug?

Digitized by Google

Einer Haut, die gefräßig nach und nach alles verschlang, Name, Ehre, Ruf, Bewußtsein selbst?

Der Kommissar fragte kühl und ruhig, aber nicht unverbindlich: „Sie heißen?“ —

‚Wilhelm Rad ...‘ schoß es dem Doktor schon durch den Kopf und drängte sich auf die Zunge. Aber der tiefere Mechanismus des eingeprägten Selbst funktionierte noch einmal, und er sagte langsam: „Ich bin der Privatgelehrte Doktor Friedrich Caspari.“

„Geboren?“

„Am 13. November 1889.“

„Zu?“

„Guben in der Lausitz.“

„Sie wohnen?“

„Hier, Tridentinerstraße 45.“ —

„Eigene Wohnung?“

„Eigene Wohnung. — Meine Frau ...“

Hier flüsterte der Schutzmann, genau Gendarm, Rudolf Wenzlik II, glühend vor Diensteifer, dazwischen, daß der p. Radbruch bereits bei seiner Festnahme von der Frau Doktor Helene Caspari gefaselt habe. —

„Wohnt denn in der Tridentinerstraße 45 ein Doktor Caspari?“ ... fragte der Kommissar beiläufig. — „Das ließe sich feststellen. — Man sollte telephonisch nachfragen,“ wandte er sich zu den diensthabenden Schreiber. Der verschwand.

Gendarm Wenzlik II erlaubte sich, leicht vorgeneigt, diskret darauf hinzuweisen, daß diese Daten vielleicht aus den Papieren eines Beraubten stammen könnten.

„Haben Sie den Mann durchsucht?“

„Das nicht,“ stotterte Rudolf Wenzlik II. Und er fügte hinzu, daß er froh gewesen sei, ihn zu haben. Er habe ihm auch sofort Handschellen angelegt und sei sicher, daß er sich auf dem Wege zur Station nicht der Papiere habe entledigen können.

Der Kommissar zuckte mit den Achseln.

„Wenn er Wilhelm Radbruch ist“ ...

Rudolf Wenzlik II versank ins Bodenlose. — Er faßte hastig an alle und in alle denkbaren Stellen des Verbrechers, ein Eifer, dem der Kommissar mit einem dünnen, nachsichtigen Lächeln zusah. Natürlich war die Nachforschung erfolglos.

„Es kann auch ein Trick sein, Herr Kommissar.“

Der Schreiber kam wieder.

„Nun?“

„Ein Doktor Caspari wohnt tatsächlich in der angegebenen Wohnung. Es ist sogar Telephonanschluß vorhanden.“

„So werden wir die Lösung bald haben,“ sagte der Kommissar und ging ins Nebenzimmer. „Ich werde die Frau Doktor hierher bitten. Bewachen Sie den Mann inzwischen.“

Der Schreiber legte die Vorgänge betreffend den Schlosser Wilhelm Radbruch auf den Platz des Kommissars. Sie bildeten schon einen recht kräftigen Band, hatten einige rote und blaue Bezeichnungen, besonders auch einen grünen Streifen, der besagte, daß der p. Radbruch bereits einmal sechs Wochen auf seinen Geisteszustand untersucht worden sei.

Der Doktor stand noch immer da, flankiert von den beiden Feldgendarmen. Seine Augen fielen auf die Tateinheit, die gesammelten Werke seines zweiten Ich. —

Nebenan klingelte das Telephon mehrmals.

Der Doktor las von vielfachen Entlassungen, Untersuchungsdaten, Terminvorlagen, und manche ihm unbekannte Hieroglyphen tauchten auf, die durch farbige Änderungen und Durchstreichungen punktiertem Ebräisch ähnlich sahen, geheimnisvolle Vermittlungszeichen, die nur den Priestern der Bürokratie verständlich sind und von ihnen abgelesen werden wie eine Partitur.

Der Schreiber, dies bemerkend, winkte mit den Augen, indem er die Akten dem Blick des Angeklagten ängstlich und eifrig entzog. Rudolf Wenzlik II nahm den Doktor noch etwas kürzer.

Nebenan, im Gewahrsam, erscholl plötzlich Gepolter, untermischt mit Flüchen und herzlichem Pfeifen eines Schieberliedes. Ein Polizist kam energisch durch den Raum, riß die Tür auf und verschwand in dem Hexenkessel. Der Blick durch die Spalte hatte den Doktor in einem Augenaufschlag eine Wagenladung voll Gesindel gezeigt. —

Der Polizist schien mit einigen Jagdhieben Ruhe zu stiften. Wenigstens dämpfte sich das Getöse alsbald zu einem bescheideneren Gemurmel ab.

Jetzt trat der Kommissar wieder ein.

Er maß den Doktor mit einem völlig veränderten Blick. Zweifel, kühle Erwägung, Forschen — und etwas wie menschlicher Ekel lag darin. Dann trat er an die Wand, las den „Steckbrief“-Anschlag aufmerksam zweimal durch, wiegte den Kopf und sah wieder auf das bemakelte Subjekt, das ihm auf einmal noch wesentlich bösartiger, geheimnisvoller und verdächtiger zu sein schien. Darauf trat er zu Wenzlik II, beugte sich näher zu ihm und Stortenbecker und sagte flüsternd: „Bringen Sie ihn in das Arrestlokal und sorgen Sie dafür, daß er mit keinem spricht oder sich verständigt — Sie wissen doch?“ Rudolf Wenzlik II nickte heftig. „Oder noch besser,“ fuhr der Kommissar fort, „Sie“ — er wandte sich an Stortenbecker — „gehen mit ihm rein. Ich möchte Sie noch manches fragen.“ —

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Stortenbecker faßte den Doktor mit sanfter Notwendigkeit unter den Arm und schob ihn in das Nebenzimmer.

Dann fragte der Kommissar: „Haben Sie diesen zweideutigen Kunden unterwegs festgenommen und das Terrain untersucht?“

„Das war janz ausjeschlossen, Herr Kommissar,“ versicherte Wenzlik II. „Ein Radfahrer, dem der Kerl plötzlich janz drohend entgegengetreten war, hatte mir Bescheid jesagt, und da der Kerl eine verdächtige Schiebermütze haben sollte, sauste ich ab. Er jing langsam. Auf den Anzug und die Mütze war ich scharf. Sie wissen doch, Herr Kommissar, der Steckbrief —“

„Und die Belohnung ...“

„Na — natürlich auch die — man hat doch janz jerne mal so'n Schluck. Es war ja ein bißchen Mond, aber doch alles dunkel und schummrig. Ich freute mir mächtig, als ich 'n so janz stille festmachen konnte. Aber noch untersuchen, — und ich war alleine ...“

Der Kommissar sagte langsam: „Die Frau wird kommen. Ihr Mann, der Doktor Caspari ist tatsächlich bis jetzt aus dem Walde da nicht wiedergekommen. Der da ... (er wies nach nebenan) spielt vielleicht die Rolle eines ... Toten weiter.“

Rudolf Wenzlik II stand erstarrt, mit weit aufgerissenem Munde. Eine Fliege flog in den schwarzen Schlund. Er verschluckte sie gedankenlos, merkte dann Unrat und spie heftig, ohne Rücksicht auf den dienstlichen Abstand, in die Richtung des Wassernapfes. Der Kommissar sah ihn nachsichtig an und forderte ihn auf, sich zu setzen. Wenzlik II saß nunmehr stillschweigend da, gespannt und brütend.

Nebenan machte der Privatgelehrte Doktor Friedrich Caspari seine erste nähere Bekanntschaft mit dem Verbrechertum.

Bisher hatte ihm die Gesellschaft immer nur die leuchtende Seite zugedreht. Denn es lag ja auch wahrhaftig gar kein Grund vor, anders behandelt zu werden. Daß es eine schwarze Hälfte gibt, war ihm nur vom Hören- oder Sehensagen bekannt.

Als er hereinkam, wurde er mit einem allgemeinen „Ah“ begrüßt. Hierauf quetschte ein völlig verdrecktes, zeitloses Individuum ohne Haare, ohne Bart und ohne Augenbrauen, das aussah, als wäre es aus einem Kasten der Müllverwertungsgesellschaft entronnen, ein unnachahmliches, pfeifendes, schnurrendes Geräusch aus einer angefressenen Nase heraus, das wie „'n Mojen“ oder so ähnlich gedeutet werden konnte.

Ein lang aufgeschossener Bengel von der Magerkeit einer Zaunlatte mit einem Kopf wie ein großer, getrockneter Kürbiskern, in den die notwendigsten Öffnungen geschnitten waren, in Fragmenten eines Anzugs, eine riesige grüne Krawatte um den Hals gewürgt, deshalb als der „Iriene“ unter seinen Kollegen bekannt, mit wässerigen Augen und dünnem, wie versengtem Haar, schleuderte eine seltsam geölte Stimme auf ihn zu wie die klebrige Zunge eines Frosches: „Wat haste 'n jedreht?“ ...

Ein kleines, untersetztes Weib mit Zigeunerfarbe, fettigem, schwarzem Haar, gedreht, mit einem Glockenspiel von Ohrringen, mit Augen, die schwarz und wild aus der Rahmfarbe ihres Gesichts hervorbrannten, spie merkwürdigerweise ein Stück Tabak aus, pfiff durch zwei Zahnlücken und fistelte hocherregt: „Donnerlittchen, is das nich . . .?“ Dann schlug sie fette Finger schallend auf den Mund, schielte auf den etwas befangen äugenden Stortenbecker, der den Doktor kurz hielt — und spuckte wieder.

Ein hochaufgeschossenes Mädchen mit klebrigen, hysterischen Augen und verstaubter Gesichtsfarbe, mit hellviolettem, gefälteltem, dünnem, unersättlichem Mund, um den ein geziertes, verbildetes Lächeln schwebte, eine Gouvernante der Kaschemme, hob hüftelnd eine langfingerige, beringte Hand und flötete schmelzend: „Komm, Kerlchen, du bist der Beste! Laß doch die rohen Spießer ...“ (hier hüstelte sie leicht und stieß mit der Zunge an) „komm zu einem gebildeten, verkannten Mädchen, das der Hunger verführt hat. — Ach, ich ärmstes Geschöpf! Die Hölle? Die Hölle!“ — Und sie wand sich krampfhaft und schleuderte dicke Tränen in alle Windrichtungen.

Schmetterndes Gelächter, Gejohle und Gegrunze schwoll plötzlich in einem Zusammenprall auf, ward in Kaskaden gegen die geheiligte Amtstür gebrochen und nötigte den Wachthabenden wiederum zu einem beschleunigten Erscheinen. Er pazifizierte den Raum in wenigen Augenblicken. Dann sah er auf die Dienstuhr. Es befriedigte ihn festzustellen, daß der Wagen zum Abholen nach dem Untersuchungsgefängnis bald kommen mußte.

„Minna hat wieder 'n neuen“ ... flüsterte eine Schneiderfigur grinsend, als das Mädchen schon schluchzend an des Doktors linker Seite lag und ihn mit merkwürdig parfümduftender Zärtlichkeit überschwemmte.

Dem Kryptoverbrecher wurde seltsam zumute. Er war natürlich nicht imstande zu erkennen, daß diese edle, herabgekommene, entadelte Jungfrau mit der mißhandelten Bildung und Seele die gerissenste, hysterische Dirne war. Er fühlte nur, wie die weiche Tränenweide trotz seines Anzugs sich an ihn schmiegte, und nahm in seiner natürlichen Gutgläubigkeit an, dem zertretenen, mißhandelten Geschöpf müsse doch von irgendeiner

Digitized by Google

feindlichen Macht grausam und boshaft mitgespielt sein. Aus diesem Gefühl heraus, unbewußt beeinflußt jetzt von der Umgebung, Behandlung und von seinem — Anzug, der ihm nicht bloß den Schritt, sondern auch die Denkart vorzuschreiben begann, wuchs ein Gefühl des Grolls gegen die bisher mit selbstverständlicher Hochachtung betrachtete Gesellschaftsordnung heraus. Anderes Essen, anderes Trinken, andere Eindrücke kamen hinzu. Hätte man trotz alledem nicht den andern in ihm sehen müssen? Aber natürlich, — wenn er selbst doch schon Gedanken und Empfindungen ihm unnatürlicher, rebellischer Art gehabt hatte. Was sollte noch werden? Wohin kam er noch?

Wie er nun hoch sah, starrte ihn ein verzerrtes Gesicht an. Aus einer huschenden Ähnlichkeit beim Aufschlagen der Augen vermochte er zu schließen, daß er sich wohl gesehen haben müßte. — Als einziger Schmuck des kahlen, geweißten Raumes mit der angerußten Decke, deren Rauchflecke wie Schattenrisse von monströsen Tieren erschienen, glotzte ein halbblinder, viereckiger Spiegel im schwarzen Rahmen von der Wand ihm gegenüber. Wie auf der Station! — Den Doktor faßte etwas wie eine Wut. War denn in jedem Loch, das seine entwürdigte Person sicherte, ein solches verzerrtes Untier, dem halbblinden Auge eines Drachen ähnlich, das alles Gemeine, Verbrecherische vergrößernd verzerrte und ihn zum Narren hielt?

Dann ging plötzlich die Tür auf und Wenzlik II trat aufgeregt ein, schwitzend, als sei er selbst im Anklagezustand. Durch die offene Tür schwirrte der helle Ton einer Frauenstimme herein, die jäh abbrach.

Der Doktor erhob sich schnell, neu belebt, von einem Strom von Hoffnung durchflutet. Er hatte die Stimme Helenes erkannt. —

Wenzlik II forderte ihn durch eine Handbewegung auf mitzukommen. Im Gehen, vornübergebeugt, war es dem Doktor, als ob ihn der blinde Spiegel suggestiv anzöge. Er sah scheu hinein und fuhr von neuem zurück. Ein schlimmer Verdacht glitt ihm langsam in die Kehle und benahm ihm Atem und Besinnung, so daß er im Schritt wie in Furcht geronnen stehen blieb. Das blasse Gesicht, das unstete, sengende Auge, über dem Schrammen und unterlaufene Beulen ein wildes Muster bildeten, das strähnige Haar unter der schief sitzenden Schirmmütze, das um den Hals gedrehte Tuch, der zerrissene Rock, die steife, fettglänzende Hose, die zersetzten Strumpfreste ... Würde ihn Helene auch erkennen? —

So stolperte er, halb gestoßen, über die Schwelle.

Der Kommissar stand am Pult gelehnt, die Arme gekreuzt, mit gespannt beobachtenden Augen da. Helene hielt die Hände um ein Tuch gekrampft. Verweint, mit gefurchter Stirn, den Blick starr auf den Türspalt gerichtet, schien es, als erwarte sie die Reiter der Apokalypse mähend hervorsprengen zu sehen.

Der Verbrecher wollte die Hände erheben, auf sie zustürzen, um sie in die Arme zu schließen. Aber es war ihm, wie wenn unter dem entsetzten, leichenhaften Blick seiner Frau sein Arm lahm würde, der steife Stoff wie mit Messern schnitte, und seine Stimme, die den Namen der Gefährtin bilden wollte, brach und gurgelte nur ein rauhes Stammeln hervor.

Helene wandte langsam den Blick ab, schaudernd, — und eine Hand hob sich hoch wie ein fremder Körper und formte eine Geste der Abwehr.

Doktor Friedrich Caspari fühlte, wie durch diese Bewegung ein Spalt zwischen Helene und ihm gerissen wurde. Jede Sekunde arbeitete. Der Spalt wurde Abgrund. Wut, fremde, seltsame Empfindungen von Haß und Rache quollen wie Erdfeuer aus dem ihm unbekannten glühenden Kern seines eigenen Menschen hervor ... Wer war er denn, — und wer war Helene, daß sie nichts von ihm fühlte, daß ihn das eine Abwenden des Blikkes nicht dreimal, sondern tausendmal verleugnete? Hatte das Fallenlassen aller Hüllen, hatten die Jahre gemeinsamer Durchdringung, hatte die Kenntnis über alle Scham hinaus nicht mehr von jenem Hinüberfließen von Blut und Empfindung gebracht, das Ehe zu nennen ist? ...

Der Kommissar winkte den beiden Feldgendarmen. Unten rasselte ein Wagen, und der Kommissar beugte sich herab, um einen Schein auszuschreiben. —

„Abführen," kam es fremd und rauh von seinen Lippen. —

Durch geheimnisvolle Mitteilungen mußte irgend etwas von dem seltsamen Begegnen im Amtsraum auch in das Wachtzimmer gedrungen sein. Als der Doktor zwischen den beiden Gendarmen wieder erschien, meckerte die Schneiderfigur heftig und höhnisch: „Ei — ei — feuner Kerl! Schneidiger Kerl! ... Feines Herrchen. Nu je — nun je — Kleider machen Leute!" —

Da schlug die Erkenntnis in ihm nieder wie ein Blitz! Kleider machen nicht bloß Leute, — Kleider *sind* Leute, sind — *Menschen*! —

Sein Anzug ... war *er*!! —

Der Wagen kam.

Mit Gejohle von der rasch wieder erstan-

Digitized by Google

denen Jugend begrüßt, schwankten die Gestalten in den Wagen: der Bengel mit dem Kürbisgesicht, die hysterische Dirne — und der Doktor Friedrich Caspari. Widerstandslos duldete er es.

Die Dirne lag, leise schluchzend, an seinem Gesicht. Das Kürbisgesicht lächelte gelangweilt und fade. Seine Hände griffen formend in die Luft, als ob er eine Zigarette rolle. Daß er nicht rauchen konnte, war der einzige Ärger, der ihn quälte.

In dem Doktor, der in halber Besinnungslosigkeit auf der Holzbank saß, brannten Fragen und Empfindungen auf, die er bisher nicht gekannt hatte ,neue, fremde, exotische Gifte jenseits der Moral, die seinen Blick trübten — und schärften, und die Menschen und Verhältnisse in ganz neue Farben und Beziehungen tauchten.

Er war geneigt, seine Frau als ein kühles, hochmütiges, sich selbst genügendes Gesetz zu verdammen und die Dirne als eine Maria Magdalena, als eine Besessene der Liebe anzuerkennen. Wer konnte wissen, was diese Verbrecher büßten und was sie duldeten, — und ob nicht an *ihnen* gesündigt worden sei? ...

Im Untersuchungsgefängnis lebte er stumpf vor sich hin. Man hatte ihm die Haare abgeschnitten. Zellenluft, Essen, Beschäftigung, Kleidung, alles machte, daß er sich in nichts von andern Gästen dieser alma mater unterschied und vollkommen am Platze schien.

Die Untersuchung ging weiter.

Der Fall lag sehr kompliziert oder sehr einfach ... je nach der Auffassung. Der Beschuldigte äußerte sich nicht. Papiere waren nicht vorhanden. Von dem Partner, dem Doppelgänger, war nichts zu hören. Eine Leiche war in der Tatgegend nicht gefunden worden. Das Äußere des Untersuchungsgefangenen wich in Statur und Aussehen nicht von dem des vagabundierenden Verbrechers mit dem gelegentlichen sehr reinen Hochdeutsch ab. —

Frau Doktor Caspari trug Trauer.

Da ereignete es sich, daß ein anderer Untersuchungsrichter sich in Vertretung des erkrankten Kollegen mit der Sache Caspari befassen mußte. Den interessierte der Fall, weil er ein *Fall* war.

Dieser Untersuchungsrichter war von der Leidenschaft der Kombination, des Auswickelns aller Seelenhüllen besessen, nicht aus Mitleid, sondern aus Artistik. Ebenso wie es Menschen gibt, meist Frauen oder Frauenähnliche, die von der Sucht, sich einzuhüllen befallen sind — nur Frauen sind in der Regel gute Packerinnen —, so war dieser Mensch nur von dem einen Trieb des Zerfaserns, des Ausbreitens, des Erkennens aller Zusammenhänge besessen. Alles andere war ihm gleichgültig. Er behandelte Kriminalfälle, weil sie das interessanteste Material boten, nicht etwa aus Abscheu vor Verbrechern oder aus brennender Liebe, verfolgte Unschuld zu sichern.

Dieser Mann, blaß, gleichmütig, unauffällig, mit einem halbverschleierten Auge und riesiger Stirn, nahm den Fall unter das Mikroskop. Er arbeitete daran.

Als er nach einigen Tagen Forschens in den Akten allein zu Zelle 27 ging, erwog er im Gehen Für und Wider der Lage. Er sah Kompliziertheiten, wo andere etwas Selbstverständliches zu sehen geneigt waren.

Vor dem Guckloch, durch das das Auge der Öffentlichkeit jederzeit seine Beobachtungen anstellen kann, hielt er inne. Er sah lange hindurch. Sein verschleiertes Auge schob plötzlich die Haut der Gleichgültigkeit ab und wurde scharf und bohrend. — Er sah etwas Seltsames.

Der Gefangene hockte vornübergebeugt am Boden der Zelle. Was war da?

Der Untersuchungsrichter bemerkte, daß sich in einem Winkel ein Spinnennetz angefunden hatte. Von dem hohen, gegitterten Fenster glitt ein gefächerter Lichtstrahl durch das Netz und traf die große Kreuzspinne, die mit einer Wut und Gier ohnegleichen eine verirrte Fliege umklammerte und aussaugte.

Der Gefangene hockte zitternd am Boden. Sein Gesicht zuckte und war tränenüberströmt, sein Leib bog sich in dem gleichen ohnmächtigen Schmerz, in dem die Fliege unter den Krallen ihrer Feindin sich wand. —

Der Untersuchungsrichter ging stillschweigend davon. Für ihn war der Fall klar.

Als er nach einigen Tagen in Begleitung eines Schließers in die Zelle trat, sah er ruhig in das abgezehrte, verwilderte Gesicht des Gefangenen und fragte kurz: „Sie sind der Privatgelehrte Doktor Friedrich Caspari?“ —

Der Doktor antwortete: „Nein!“

Unter dem Kopfschütteln des Schließers drehte sich darauf der Untersuchungsrichter, ein kaum sichtbares Lächeln auf den Lippen, stillschweigend um, ging zur Tür, wandte sich dort noch einmal, verbeugte sich vor dem Gefangenen leicht und höflich — und verließ die Zelle.

Frau Doktor Caspari war ängstlich überrascht, eine Vorladung zu erhalten. Der Untersuchungsrichter, den sie mit Fragen überstürzte, blieb wortkarg und sagte nur, es hätte sich im Laufe der Ermittelungen als notwendig herausgestellt, sie mit dem Untersuchungsgefangenen zu konfrontieren. Und

Digitized by Google

obwohl Helene bat, sie von dem aufregenden Besuch zu entbinden, bestand der Richter mit einem solchen nachdrücklichen Ernst darauf, daß sie sich zusammenraffte und ging.

Ihr Herz schlug heftig. Sollte sich irgend etwas Seltsames ereignet haben? Irgendeine überraschende Aufklärung? War Friedrichs Körper doch noch gefunden worden? Welcher neue Schmerz würde auf sie warten?

Als sie mit dem Untersuchungsrichter die Zelle betrat, sah sie den ihr fremden Verbrecher stumpf und versunken auf seiner Pritsche sitzen. Er mochte wohl nur den Schließer oder den Untersuchungsrichter vermuten, denn er hob nicht einmal den Kopf. Der Richter ergriff Helene bei der Hand, führte sie bis vor den in sich zusammengekrochenen Mann und sagte kühl und höflich: „Gestatten Sie — Frau Doktor Caspari — Herr Doktor Caspari."

„Nein!" schrie der Verbrecher und sprang auf. Und wie er die trauernde Helene sah, strich er mit der Geste eines hilflosen, ertappten Knaben über den kahlgeschorenen Kopf, wie um eine herabgefallene Haarlocke zurückzustreifen. —

Das war doch „er" — der Scheue, — immer Knabenhafte! —

Der Untersuchungsrichter sah mit Befriedigung, die die Auflösung einer schwierigen Klammerrechnung gewährt, wie sich die Frau auf den Untersuchungsgefangenen stürzte und ihn küßte und streichelte, mit einer verzweifelten Hast, als hätte sie die tausend Arme der Kwannon, der japanischen Göttin der Liebe und Barmherzigkeit.

„Ich werde den Entlassungsschein ausschreiben," sagte der Untersuchungsrichter und verließ die Zelle ...

Doktor Friedrich Caspari lebte nun wieder im alten Geleise, zu weich und im Grunde hilflos, um eine neue Bahn einzuschlagen, obwohl er aus allen Geleisen einmal geworfen war. Er beschäftigte sich mit den alten, philologischen Problemen, weil er daran gewöhnt war. Aber er war doch ein anderer. Er tat es nicht mit der instinktiven Würde und mit dem Wichtigkeitsempfinden wie zuvor. Sein Gefühl von der Welt hatte einen Sprung bekommen. Helene war und blieb seine Frau — und doch nicht seine Frau. Er erfüllte nur die äußeren Formen und Formeln der Liebe. Das tiefste Band zwischen beiden war Helenes Mütterlichkeitsempfinden.

Eine harmlose Marotte war ihm geblieben, eine Marotte der Art, wie sie fast jeder Mensch hat, der einen tiefen Blick in die ursprüngliche Wildheit des Geschehens, in die Werkstätte der großen Gebärerin und Mörderin Natur getan hat, — ein Sicherheitsventil des Verstandes. Er zog Blumen nur einer ganz besonderen Art, einer Familie, nämlich Bachnelkenwurz. Ihm unbewußt, spielte eines seiner ersten Jugendgefühle hinein. Denn bei einer eben sich eröffnenden Knospe dieser Pflanze war ihm, als er als Knabe an einem Wässerchen stand, die Schönheit zuerst aufgegangen.

Er benannte die verschiedenen Pflanzen mit Namen wie Kinder und liebte sie, wie ein Lehrer eine gut geartete Klasse liebt und Schmerz fühlt, wenn er sie nach einem halben oder ganzen Jahr verliert. Wenn im Herbst das große Sterben kam, wurde Doktor Friedrich Caspari schwermütig, und er wartete auf das nächste Frühjahr, in dem auch seine Liebe neue Triebe schlug.

Als Erinnerung aus seiner Gefängniszeit hatte er sich — den Anzug ausgebeten, die Schirmmütze, das Halstuch, die zerfetzte Jacke, die ölige, steife Hose. Die Sachen hingen auf einem Bügel in seinem Studierzimmer. Wenn in seiner Zelle die Lampe freundlich brannte und der Faustische Mond, der Freund aller Sehnsüchte, aller Träume und Gedanken, ironisch und gleichzeitig gütig lächelnd ins Zimmer schaute, konnte er zuweilen den Doktor Friedrich Caspari sehen, wie er mit seinem andern Ich — oder war es nur dasselbe Ich? — Gedankenzwiesprache hielt. —

Frühlingsmärchen. Von Karl Curt Wagner

Ein krokusgeschmückter Gnom
Reitet auf einem tausendköpfigen Nebelphantom
Über die Frühlingswiese;

Schelmisch trägt er in der klopfenden Hand
Einen Feuersalamander,
Der sprachlos vor einem Maulwurf stand;

Den bringt er der Bachelfe mit,
Die am Waldrand versucht
Den tanzenden Libellenschritt;

Und er reitet trunken durchs Mondlicht,
Und sein Lächeln fällt auf die Wiese,
Aufsprießen Vergißmeinnicht,
Und das Nebeltier verliert das Gleichgewicht,
Und der Gnom kullert mit strahlendem Gesicht
Der Elfe vor die Füße
Und stottert: „O, du Süße!"
Perlend ihr Lachen am Wald sich bricht.

*

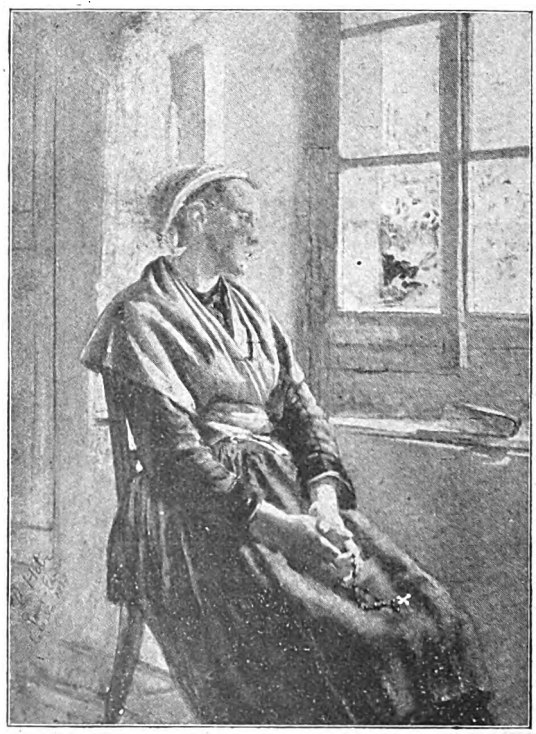
Digitized by Google

Meister der Zeichnung: Selige Zeit — der Welt entrückt
Federzeichnung von Ferdinand Staeger

Digitized by Google

Dora Hitz. Von Hans Rosenhagen

Es gibt in Deutschland eine unglaubliche Menge von Malerinnen; doch nicht ein Dutzend davon hat Anspruch darauf, ernsthaft zu den Künstlern gezählt zu werden. Das ist um so verwunderlicher, als die Frauen im allgemeinen eine ausgesprochene Begabung für künstlerisches Schaffen besitzen, wie die schönen kunstgewerblichen Leistungen von Frauen aus allen Jahrhunderten bezeugen. Möglich, daß der dem weiblichen Geschlecht angeborene Sinn für das Wirkliche und Praktische es hindert, nach echter Künstlerart ins Blaue hinein, ohne nach dem Zweck zu fragen, zu schaffen; möglich auch, daß ihm, seiner beweglichen, immer regen Phantasie entsprechend, die Ausdauer fehlt, einen künstlerischen Gedanken bis ins letzte durchzudenken, oder daß ihm die physische Kraft, der lange Atem mangelt, um seinen gemalten Erzeugnissen jenen überzeugenden Gehalt von schöpferischer, gestaltender Kraft zu geben, der vom wirklichen Kunstwert untrennbar ist. Man wende nicht dagegen ein, daß den Frauen bis vor kurzem noch die Akademien verschlossen gewesen seien, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, sich das Rüstzeug zum künstlerischen Schaffen mit derselben Leichtigkeit zu erwerben wie der Mann. Es hat viele Maler gegeben, bevor man noch an Akademien dachte; und an der Möglichkeit, in die Geheimnisse der Malkunst einzudringen, hat es zu keiner Zeit den Frauen gefehlt; denn in jedem Jahrhundert hat es ohne Frage malende Frauen gegeben, und wenn die Kunstgeschichte auch nur von wenigen die Namen kennt, so liegt das sicherlich nur daran, daß von den vielen auch damals schon es nur sehr wenige zur wahren Künstlerschaft gebracht haben. Unter den Malerinnen von heut findet man eine stattliche Zahl von solchen, die wie Männer malen; es muß jedoch hinzugefügt werden: wie bestimmte Männer. Diese Erscheinung hat mit der eigentlichen Künstlerschaft nichts zu tun, sondern beruht auf dem feinen Nachempfindungsvermögen der Frau, auf ihrer Anschmiegungsfähigkeit. Wie es für einen Maler keine Empfehlung ist, wenn man von ihm sagt, seine Bilder zeigten viel weibliche Empfindung und Zartheit, so rühmt man



Gaud am Fenster ihrer Hütte. Gemälde von 1888. (Aus der Bilderreihe zu P. Loti's Islandfischer)

Digitized by Google

Mutter und Kind. Bleistiftstudie

auch eine Malerin nicht, indem man das Männliche ihrer Auffassung und Pinselführung lobt. Alles Zwitterhafte hat einen fatalen Beigeschmack, ob es sich um Kunst oder Leben handelt. Zu einer Malerin, die den Namen Künstlerin verdient, gehört also unbedingt, daß man sie in ihren Leistungen als Weib erkennen kann, und je deutlicher man bei allem guten Handwerk ihr Geschlecht aus ihren Schöpfungen herausfühlt, um so origineller werden diese wirken. Die Rachel Ruysch, die Rosalba Carriera, Angelika Kauffmann und die Vigée-Lebrun haben sich in ihren Gemälden als Frauen bewährt und sind dadurch als Künstlerinnen zur Unsterblichkeit gelangt.

In diesem Sinne haben wenige Malerinnen in Deutschland ein so gutes Recht, zu den Künstlerinnen von Gottes Gnaden gezählt zu werden wie Dora Hitz. Sie gehört freilich nicht zu den Vertreterinnen ihres Berufes, von denen alle Welt spricht, weil sie es verschmäht, auf andere als auf rein künstlerische Weise sich bemerkbar zu machen. Ihr weiblicher Sinn verbietet ihr; wie manche ihrer Kolleginnen, durch Cynismen zu wirken, die einen Grenadier erröten machen, wenn nicht gar anwidern, oder auf die erotischen Neigungen eines gewissen Publikums zu spekulieren. Sie ist auch in ihrer Kunst Dame, also eine Repräsentantin vornehmer Gesinnung und Sitte. Das hat sie indessen nie gehindert, mit der Zeit zu gehen, als Malerin sich weiter zu entwickeln und auf der Höhe zu bleiben. Bei Künstlerinnen ist dieses Auferhöhebleiben keine alltägliche Erscheinung. Mögen sich einige noch so keck und ungebunden geben, haben sie einmal eine Kunstform sich angeeignet, die Beifall findet und Erfolg verspricht, so kommt selbst bei den anscheinend freiesten und rücksichtslosesten doch der angeborene konservative Sinn der Frau zur Geltung: sie halten an der einmal für sie erfolgreich gewesenen künstlerischen Ausdrucksform fest. Jedenfalls geschieht es höchst selten, daß eine bekannt gewordene Malerin in ihrer Darstellungsweise sich ändert, schon aus Besorgnis, ihre „persönliche Note", die meist mit viel Mühe erlangt ist, einzubüßen. Die „persönliche Note" hat freilich mit Persönlichkeit genau so wenig zu tun, wie das Kleid mit dem Menschen, der darin steckt. Eine künstlerische Persönlichkeit bleibt sich gleich, mag sie sich tragen wie sie will. Mancherlei Einflüsse haben auf Dora Hitz gewirkt; doch was ihr Wesen ausmacht, hat sich erhalten. Sie kam aus der Münchener Tradition, war dann ein Jahrzehnt ganz sich selbst überlassen, in welcher Zeit sie wohl ihre Eigenart fand, ausbildete und befestigte, kam später nach Paris, wo sie Anregungen von Carrière, L'hermitte, Puvis de Chavannes, den Symbolisten und den Schotten empfing, und gelangte nach zehnjährigem Aufenthalt in der Seinestadt über Dresden nach Berlin, wo sie seit etwa 1892 ansässig ist. Einer unmittel-

Rumänisches Bauernmädchen. Studie

Digitized by Google

baren Beeinflussung war sie mit Ausnahme des Münchener Studienaufenthaltes nie hingegeben. Seit ihrem 19. Lebensjahre hat sie sich immer höchst selbständig betätigt, ohne irgendwie Spezialistin geworden zu sein. Was ihr an anderen Künstlern gefiel oder zusagte, hat sie in keinem Falle nachgeahmt, sondern nur benutzt, um sich in ihrer Art zu verbessern und zu verfeinern, und wie die Biene selbst aus unscheinbaren Blüten Honig saugt, so hat sie sich sogar an den Ultramodernsten bereichert, indem sie aus deren wilder Buntheit einen Gewinn an Farbigkeit für ihre Bilder zog. Wenn einer von den lebenden deutschen Malern mit ihr in der Fähigkeit verglichen werden kann, fremde Anregungen restlos mit seiner persönlichen Art zu verschmelzen, so ist das einzig und allein Max Liebermann. Nur daß die koloristische Begabung von Dora Hitz der seinen weit überlegen ist, daß sie in ihren Schöpfungen Probleme der Farbe gelöst hat, die sich zu stellen er nie den Mut gefunden. Und noch etwas hat sie vor ihm voraus: die warme Empfindung. Sie gibt nicht nur die Erscheinung, sondern auch deren Seelisches, ihr inneres Leben.

Bildnisstudie. Zeichnung

Dora Hitz kam am 30. März 1856 in Altdorf (Kreis Nürnberg) zur Welt, ist also eine Frankin, und lebte von ihrem siebenten Jahre an in Ansbach, wo ihr Vater als Professor des mathematischen und geometrischen Zeichnens an der Kunstgewerbeschule wirkte. Das Kind wuchs in einem von künstlerischen Interessen der verschiedensten Art erfüllten Hause auf und zeigte von früh an eine ausgesprochene Neigung zum Zeichnen und Malen. Um die so entschieden hervortretende Begabung zu fördern und auszubilden, schickten die Eltern die kaum dreizehn Jahre alte Tochter nach München, wo sie die Schule der Frau Staatsrat von Weber — die damals beste Damenmalschule Münchens — besuchte und dort den Unterricht so ausgezeichneter Maler wie Wilhelm Lindenschmidt und Heinrich Stelzner, sowie des berühmten Anatomen Julius Kollmann genoß. Nach sechs Jahren machte das junge Mädchen sich in einem eigenen Atelier selbständig. Die starke Bewunderung, die um Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts Defregger mit seinen Bauernbildern fand, scheint Dora Hitz bewogen zu haben, sich dem gleichen Genre zuzuwenden. Sie geht in die bayerischen Berge, um vor und nach der Natur Studien zu machen, und die Bil-

Rumänisches Bauernmädchen. Gemälde

Digitized by Google

der, die sie nach solchen malt, sind um nichts schlechter, als was andere Maler auf diesem Gebiet damals in München leisteten. Ein „Ländliches Mahl“, die Bauerndirne, die sich „die Karten“ legt, der „Abgestürzte Wilderer“, der auf einer Tragbahre auf steilem Gebirgspfad seiner Heimat zugeführt wird, „Die Geierwally“ nach dem Roman der Frau von Hillern sind so sorgsam durchgeführte und tonschöne Bilder, wie man sie in jener Zeit nur finden konnte. Ein von ihr ausgestelltes Rosenstilleben erregt die Aufmerksamkeit der Fürstin Elisabeth von Rumänien und wird von dieser erworben. Die unter den Namen Carmen Sylva sich auch dichterisch betätigende Fürstin hält grade Umschau nach jemand, der befähigt wäre, einige ihrer Märchenerzählungen zu illustrieren, und von einer ihrer Kammerfrauen, deren Tochter ebenfalls in der Weberschen Malschule Unterricht empfängt, wird sie auf die starke Begabung von Dora Hitz hingewiesen. Sie ersucht die junge Malerin, eine ihrer Erzählungen zu illustrieren, und ist von den ihr eingesandten Proben so entzückt, daß sie die Künstlerin zu einem Besuche nach Neuwied einladet, wo die Fürstin grade Gast bei ihren Verwandten ist, um sie kennen zu lernen. Bald nach der Rückkehr der Fürstin nach Rumänien erhält die Malerin die Aufforderung, nach Bukarest zu kommen, um dort weitere Aufträge in Empfang zu nehmen und an Ort und Stelle zu arbeiten. Glücklich, einmal einen Blick in eine neue Welt tun zu können, entschließt Dora Hitz sich, ohne die Einwilligung der Eltern einzuholen, zu der Reise in das fremde Land. Sie wird zunächst in dem Schlosse des Fürstenpaares einquartiert, um später sich in einer von der Fürstin begründeten Ephora — eine Art Waisenstift — ein Atelier einzurichten. Als der Sommer kommt, muß sie die Herrschaften nach Sinaja begleiten, wo sie mit ihnen in dem ehemaligen Kloster, dessen Insassen in einem neuen Gebäude bereits untergebracht sind, — das Schloß Pelesch wurde erst später gebaut — Wohnung nimmt. Die Hofhaltung dort hat ein ganz intimes und idyllisches Gepräge mit gemeinsamer Tafel. Der Russisch-Türkische Krieg war beendet, die Stellung des Fürsten durch seine militärischen Erfolge und die Erklärung der Unabhängigkeit Rumäniens neu befestigt, und er wie seine Gemahlin fühlen die Verpflichtung, ihr Land und seine Bewohner möglichst genau kennen zu lernen. Dora Hitz wird mit einem Historiker und einem Dichter ausgeschickt, um alte Baudenkmäler und Volkstypen nach Wunsch ihrer Begleiter bildlich festzuhalten. Vier Wochen

Weinernte. Gemälde. 1902. (Sammlung Franz Serzisko, Berlin W. 15)

Digitized by Google

Digitized by Google

Schauspielerin. Gemälde. (Sammlung Franz Serzisko, Berlin W. 15)

und erhält bald durch deutsche Freunde Beziehungen zu einigen ausgezeichneten französischen Malern, vor allem zu Eugène Carrière, dessen von zartestem seelischem Leben erfüllte Kunst sie außerordentlich anzieht. Ihre malerische Anschauung erfährt in Paris eine grundlegende Änderung. Sie lernt an Stelle des schönen Tons Licht und Luft als Farben verbindende Elemente erkennen, sie macht sich die Freilichtmalerei zu eigen, die leichte und duftige Pinselführung, wie etwa Besnard sie hat; und übersieht nicht, welche Vorteile die Art der Impressionisten dem Maler von Intelligenz bietet. Im Sommer ist sie wieder in Sinaja, um die übernommenen Aufträge auszuführen; aber sie wohnt nicht mehr im Schloß. Der Fürst ist inzwischen König von Rumänien geworden, die Hofhaltung hat den intim-familiären Charakter von einst verloren. Das Königspaar residiert höchst offiziell, und die deutsche Umgebung und Dienerschaft ist durch eine einheimisch-rumänische ersetzt. Dora Hitz malt fleißig an ihren Bildern für die beiden Schloßsäle zwei Sommer lang und hat im dritten Pariser Winter die Genugtuung, von Karl I. eine Depesche zu erhalten, in der er ihr in den wärmsten Worten Dank und Anerkennung für ihre schönen Leistungen ausspricht und die Hoffnung äußert, sie auch nach Vollendung ihrer Arbeiten weiter an seinem Hofe zu sehen. Die Künstlerin ist dann auch noch mehrere Sommer in Sinaja gewesen bis zu der Zeit, da die überaus harmonische, von echter Neigung erfüllte Ehe des Königspaars eine Trübung erfuhr durch die eigennützigen Pläne der Hofdame Vacaresku, die die schwermütige Stimmung der um ihr gestorbenes Töchterchen trauernden Königin auszubeuten wußte. Nachdem die Intrigantin, die nichts weniger erstrebte als Thronfolgerin zu werden, durch ein Machtwort des Königs vom Hofe verbannt war — sie lebte später in Paris als Schriftstellerin — und die nervenkranke Königin durch einen Kuraufenthalt in Palanza und eine längere Nachkur in ihrer Heimat wieder völlig hergestellt war, fand sich das Herrscherpaar in alter Liebe wieder zusammen. Dora Hitz stand diesen Vorgängen natürlich gänzlich fern und der König versäumte keine Gelegenheit, sie seiner besonderen Hochachtung durch Bilderankäufe und Aufträge auch späterhin zu versichern.

Das rumänische Intermezzo war auch in der Richtung fruchtbar für die Künstlerin gewesen, als sie aus Carmen Sylvas Königreich eine Reihe neuer, in der Malerei bis dahin noch nicht vorgekommener Motive nach Paris mitbrachte und damit Aufmerksamkeit erregte. Sie stellte eine „Taufe in einer rumänischen Kirche“, „Bauernbilder“, „Rumänische Zigeuner“, „Gänsehirtin“ und ein „Mädchen mit Ziegen“ aus, das den besonderen Beifall von Puvis de Chavannes fand

Digitized by Google

Dämmerung. Gemälde
Sammlung Steinthal, Berlin

Einen sehr tiefen Eindruck müssen in dieser Zeit die Bilder Carrières auf die Malerin gemacht haben, in denen er das Thema „Maternité" behandelt. Sein „Sfumato" interessierte sie nicht. Sie sah die Natur lichter und farbiger, sah in dem zarten rosigen Fleisch, in den blonden Köpfchen der Säuglinge, über die glückliche junge und blühende Mütter sich neigen, etwas besonders Reizvolles und wurde nicht müde, das immer und immer wieder zu beobachten und zu malen. Auf diesem Wege ist sie im Laufe der Jahre die vorzüglichste und gesuchteste Kindermalerin Deutschlands geworden. Sie blieb natürlich nicht bei den Tragekindern stehen, sondern hat Kinder, besonders Mädchen in jedem Alter gemalt, nie nach einem bequemen Schema, sondern nach der individuellen Schönheit des einzelnen Kindes, und hat dabei sehr viele bemerkenswerte Kunstwerke geschaffen wovon das in der National-Galerie befindliche Kinderbildnis nur ein Beispiel ist. Nicht weniger gelungen sind ihre Porträts von Damen. Schon in Paris erregte sie Aufsehen mit den Bildnissen des Fräuleins von Brocken, einer Lübecker Malerin, einmal in einer roten Bluse, das andere Mal in schwarzer Toilette. Von den zahlreichen Porträts, die sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland schuf, seien als besonders bemerkenswert das der Frau Geh.-Rat Dohme, der Gattin des ausgezeichneten Kunstgelehrten, das der schönen Frau des

und Veranlassung wurde, daß man sie zur Beschickung der Ausstellungen im Salon des Champ de Mars einlud. Um die Mitte der achtziger Jahre war auf Wunsch der Königin Elisabeth der französische Schriftsteller Pierre Loti nach Sinaja gekommen. Die Königin war von seinem Roman „Les pêcheurs d'Islande" besonders begeistert und hatte ihn ins Deutsche übersetzt. Vor allem entzückte sie die rührende Gestalt der „Gaud" und sie wünschte, sie im Bilde zu sehen. Dora Hitz mußte sich nach der Normandie begeben, um an Ort und Stelle Studien zu machen, deren Früchte drei Bilder waren, „Gaud für die Rückkehr des Geliebten betend", „Gaud liest den Eltern den Brief des Sohnes vor" und das S. 646 wiedergegebene „Gaud am Fenster ihrer Hütte". Für das letztere wurde sie auf Veranlassung von Puvis de Chavannes zum ständigen Mitglied der Société des Artistes nationaux ernannt. Sie waren übrigens die letzten Bilder der Künstlerin, in denen eine Art Erzählung steckt. Sie hielt sich von da an die Poesie der Wirklichkeit, wendete sich dem sie umgebenden Leben und dem Bildnis zu.

Kinderbildnis. Gemälde. Berlin, Nationalgalerie

Digitized by Google

Mutter und Kind Ölgemälde. (Aus Caspars Kunsthandlung, Berlin W.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Mutter und Kind. Gemälde. 1891

Berlin-Grunewald befindlichen Werke an die Schöpfung eines der boys of Glasgow sowohl als an Besnards „Vision de femme“ oder an Rossettis „Sancta Lilias“ denken und mußte sich doch gestehen, daß es nichts weniger als eine Nachahmung, sondern ein höchst originelles Bild und die Erinnerung an jene anderen Meister nur durch zufällige Äußerlichkeiten hervorgerufen war. Das Wesentliche daran, die poetische Empfindung, die Romantik, wenn man so sagen darf, war durchaus deutsch, und jedenfalls gehört es zu den Bildern, die man, einmal gesehen, nie wieder vergißt. Von wie wenigen Malwerken von Frauen läßt sich das behaupten! Und wie schön ist die sanfte und doch kräftige Farbe dieses Bildes! Ein Fest für das Auge.

Immer auf das Fortschreiten in ihrer Kunst bedacht, hat dann Dora Hitz nach einem monumentalen Ausdruck für das, was sie als Malerin zu sagen hatte, gestrebt. Sie hat eine deutsche „Kirschenernte“, rumänische „Weinernten“ mit lebensgroßen Figuren gemalt und die Absicht auf den Stil so fein unter dem der Natur abgesehenen Spiel von Licht und Farbe zu verbergen gewußt, daß der naive Betrachter der Bilder gar nicht ahnt, daß hier viel mehr gegeben ist als nur eine Schilderung der Wirklichkeit. Wenige Maler haben ein so wundervolles Grün, ein so warmes Sonnenlicht, einen so farbenreichen Schatten in ihren Bildern wie die Berliner Malerin. Dabei sind diese scheinbar ganz einfach gemalt mit breitem Pinsel. Was die

Digitized by Google

Mutter mit Kind. Gemälde von 1892

Arbeiten der Hitz so sympathisch macht, ist die immer aufmerksame Beobachtung der Natur und deren Feinheiten. Das gibt ihnen eine Frische und einen Zauber, die ganz persönlich sind. Sie läßt sich keine Mühe verdrießen, immer und immer wieder festzustellen, wie das und das in der Wirklichkeit aussieht. Wenn gelegentlich auf einem ihrer Bilder etwas unsicher wirkt, so ist das dadurch zu erklären, daß sie aus irgendwelchen Gründen verhindert war, es vor der Natur zu vollenden. Sie läßt lieber eine Partie in einem Bilde unfertig stehen, ehe sie durch ein konventionelles Fertigmachen das, was „Natur" im Bilde ist, sich verdirbt. Das Publikum hat meist kein Verständnis für diesen Standpunkt; aber er ist der des mit reinen Händen schaffenden Künstlers, der sich entehrt fühlt, wenn er gegen seine Überzeugung handelt. Dora Hitz kann so viel und hat in ihrem Leben so viel gemalt, daß sie sich im Reinhandwerklichen getrost neben die besten männlichen Kollegen stellen darf, weil sie, wenn nötig, es auch an derb zuhauender Pinselführung mit jedem von ihnen aufnehmen kann. Beweis: Das mit blendender Bravour heruntergemalte Bildnis der Frau Hauptmann, dem es trotzdem nicht an einer gewissen frauenhaften Intimität fehlt.

Wenn es der Künstlerin auch nicht im entferntesten einfällt und auch früher nie eingefallen ist, einer „Richtung" sich anzuschließen, so ist sie doch nie blind gewesen gegen das Lebensfähige, gesund Fortschrittliche, das mehr oder minder in jeder neuen Kunstbewegung steckt, und hat davon zu profitieren verstanden. So hat sie dem Impressionismus manche Vorteile abgesehen und in den jüngsten Kunstmoden als einzig Gutes, das sie brachten, die lebhafte reine Farbe erkannt. Als Zeugnis dafür mag das S. 651 wiedergegebene leuchtende Bildnis der „Schauspielerin" dienen. Es ist ganz anders als die sonstigen Damenporträts der Künstlerin; aber doch hat nur sie es so malen können. Es gibt kein Gebiet der Malerei, auf dem Dora Hitz sich nicht betätigt hätte — sie hat Stillleben, Interieurs, Straßenszenen, Feldarbeiten usw. gemalt — immer wieder aber wird man ganz besonders lebhaft angezogen von den Bildern, in denen sie das Thema „Mutterliebe" behandelt. So alt der Vorwurf ist — man braucht nur an Madonnenbilder zu denken —, sie hat in diesen Schöpfungen so viel Liebe, Glücksempfindung und Zartheit hineingelegt, so viel persönlichen Charakter, daß sie sich von allen anderen Darstellungen dieser Art aufs schärfste unterscheiden. Da ist nicht die Spur von Pose. Diese Mütter ahnen nicht, daß sie beobachtet und gemalt werden; sie geben sich ohne alle Schranken dem Glück hin, Mütter zu sein, ein aus ihnen entstandenes Geschöpf herzen zu können. Und Dora Hitz hat für ihre Mütterbilder eine Farbe, die für diese uneigennützigste Liebe aller Lieben besonders erfunden scheint; denn sie ist so strahlend, so leuchtend und so frei von aller Erdenschwere wie die Seligkeit selbst. Eine Verklärung liegt auf diesen Darstellungen des Mutterglücks, die von jedem fühlenden Menschen als der Ausdruck reinster Kunst empfunden werden muß und die dem Namen der Künstlerin Glanz und Bedeutung auch für fernere Zeiten sichert. Denn alle Kunst, die aus einem aufrichtigen und warmen Herzen kommt, hat Ewigkeitswert.

Digitized by Google

Des Eisenbahnkönigs Strousberg Glück und Ende

Von Hüttendirektor Gottfried Reitböck

Die Unbeholfenheit der Menschen großen Neuerungen gegenüber kann man allenthalben feststellen; im kleinen wie im großen tritt sie mehr oder weniger offen zutage. Als es sich um die Genehmigung der Bahn von Nürnberg nach Fürth handelte, stellte ein Obermedizinal-Kollegium dem König Ludwig I. von Bayern ein Gutachten aus, um ihm möglichst deutlich vor Augen zu führen, „... der Dampfbetrieb werde bei den Reisenden wie bei den Zuschauenden unfehlbar schwere Gehirnerkrankungen erzeugen, und damit wenigstens die Zuschauer Schutz fänden, möge der Bahnkörper mit einem hohen Bretterzaun umgeben werden ..."

Dieses Gutachten, das auch nicht dümmer ist als viele andere, die nach ihm gekommen sind, stellt nichts weiter dar als die Furcht vor der Maschine, besonders aber vor der beweglichen, der Lokomotive.

Auch an der Anlage vieler Bahnlinien kann man die Scheu vor der Eisenbahn feststellen: wieviele Ortschaften von einiger Bedeutung werden von der Eisenbahn nicht berührt, besonders in gebirgigen Landschaften! Als beim Entwurf der Strecken einzelne Gemeinden befragt wurden, ob sie einen Zuschuß zum Bahnbau leisten wollten, wofür sie die Linien bis an ihr Dorf gelegt erhalten würden, haben viele abgelehnt.

Auch Thiers gehörte zu den Gegnern der Eisenbahn. Hatte er doch seiner Zeit gesagt: „Il faut donner ça à Paris, comme un joujou, mais ça ne transportera jamais ni voyageurs ni colis."

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die deutschen Staaten noch sehr arm an Eisenbahnen. Die wenigen bestehenden Bahnen befanden sich in privatem Besitz und auch bei der Nürnberg-Fürther Ludwigsbahn hatte sich der Staat nur mit zwei Aktien zu je hundert Gulden beteiligt. Als 1861 die Eisenbahn von Tilsit nach Insterburg und später die Ostpreußische Südbahn errichtet wurde, konnte nur mit Mühe und Not ein Drittel des Geldes vom Lande selbst beschafft werden; eine hauptsächlich aus unternehmungslustigen Engländern bestehende Vereinigung hat zwei Drittel des Geldes aus englischem Vermögen zum Bahnbau aufgebracht. Die Verhandlungen und Vermittlungen zwischen den Engländern und den Deutschen führte ein gewisser Dr. Bethel Henry Strousberg, eine bis dahin noch gänzlich unbekannte Persönlichkeit.

Strousberg war am 20. November 1823 zu Neidenburg in Ostpreußen geboren, stammte aus einer jüdischen Familie und hieß eigentlich Barthel Heinrich Strausberg. Seine Familie war nach streng rituellen Grundsätzen auferzogen, und so brachte er alle Vor- und Nachteile dieser Erziehung mit. Sein Vater stand in Ansehen, soll sogar als preußischer Offizier in der Napoleonszeit dem preußischen Staate Dienste erwiesen haben. Seinen Sohn hat er so gut er konnte erzogen. Im Alter von zwölf Jahren ging der junge Strausberg zu seinen Verwandten nach England, wo er alsbald seinen Namen Strausberg umwandelte und sich Bethel Henry Strousberg nannte. Strousbergs Vater hatte ein Export-Geschäft und sein Onkel Gottheimer ein Import- und Export-Geschäft in London. In London ward Strousberg zunächst als Handlungsgehilfe mit schriftlichen Arbeiten und dergleichen beschäftigt. Allmählich scheint er sich mehr dem Pressedienst zugewendet zu haben. Er hat in London Parlamentsberichte für die „Times" geliefert und war handelswissenschaftlicher Berichterstatter verschiedener Zeitschriften, u. a. von „Lawsons Merchantes Magazine". Im Jahre 1852 wurde ihm die Schriftleitung dieser Zeitschrift übertragen. Er gründete dann eine eigene Zeitschrift „Strousbergs Merchantes Magazine" und kaufte „Shapes London Magazine", von denen besonders das erstere bekannt und sehr gut gewesen sein soll. Nebenbei ist er als Agent einer Lebensversicherung tätig gewesen. Die Statistik des Handels, vor allem des internationalen, überhaupt Statistik, ward das Gebiet, auf dem er sich betätigte. In seiner Selbstbiographie gibt er an, daß er seinen englischen Aufenthalt benutzt habe, englisches Recht zu studieren. Über seine Familienverhältnisse schweigt er in seinen Aufzeichnungen. Er scheint sich 1845, also mit zweiundzwanzig Jahren, verheiratet zu haben. Seine Frau war Engländerin, sehr fein, anmutig und wohlgebildet, die ihrem Gatten in Zuversicht und großem Vertrauen mit Liebe und Ergebenheit anhing. Die Heirat mag gegen den Willen der Eltern der Frau erfolgt sein, der Hochzeit haben Angehörige der Frau Strousberg nicht beigewohnt.

Strousberg zog von London aus für mehrere Jahre nach Amerika und hier scheint er sein erstes größeres Vermögen gelegentlich der Versteigerung einer havarierten Schiffsladung verdient zu haben, die ihm damals tausend Dollar eingetragen haben soll. 1857 siedelte er nach Berlin über, verdiente sich schriftstellerisch allerhand Geld und war als Agent für die Versicherungsgesellschaft Waterloo tätig. Er zählte damals zweiunddreißig Jahre.

In diesen Jahren trat ein gewaltiger Umschwung des öffentlichen Lebens dadurch ein, daß ein neues Verkehrsmittel erschien: die

Digitized by Google

Lokomotive und mit ihr die mit Dampf betriebene Eisenbahn.

1825 war die Bahnstrecke Stockton—Darlington in Betrieb gesetzt worden. George Stephenson hat damals die Wette mit dem Postmeister gewonnen, daß die Lokomotive rascher fuhr als die Schnellpost. Bald danach tauchte ein Mann auf, der durch sein Eintreten für dieses neue Verkehrsmittel großen Widerspruch, einige Zustimmung, und jedenfalls viel Aufsehn erregte: es war der schwäbische Volkswirt Friedrich List. Er hat seine Verwegenheit, ein kühner, auf allen Gebieten des menschlichen Lebens rasch vorwärtsdrängender Reformer zu sein, schwer büßen müssen. Er wurde wegen seiner politischen Anschauungen seiner Tübinger Professur enthoben, zu Festungshaft verurteilt, floh nach der Schweiz, nach Amerika und tauchte dann wieder in Paris auf. Schon von Amerika aus trat er mit Deutschen in Verbindung, regte die Errichtung von Eisenbahnen an und veröffentlichte 1833 eine Schrift, in der er bestimmte Eisenbahnen für Deutschland vorschlug. 1834 folgte sein „Aufruf an unsere Mitbürger in Sachsen", in dem er den Erfolg der Eisenbahnen in Amerika und England erwähnte und den Gedanken an die Brauchbarkeit dieses Verkehrmittels in weiteste Kreise trug. 1835 wurde die Eisenbahn Nürnberg—Fürth eröffnet. 1837 folgen die große Linie der österreichischen Ferdinand—Nordbahn, Berlin—Potsdam und vor allem die schlesischen Bahnen Breslau—Freiburg usw. Friedrich List hatte vor seinem Selbstmord 1846 jedenfalls noch die Genugtuung, einen Erfolg seiner Ideen zu sehen.

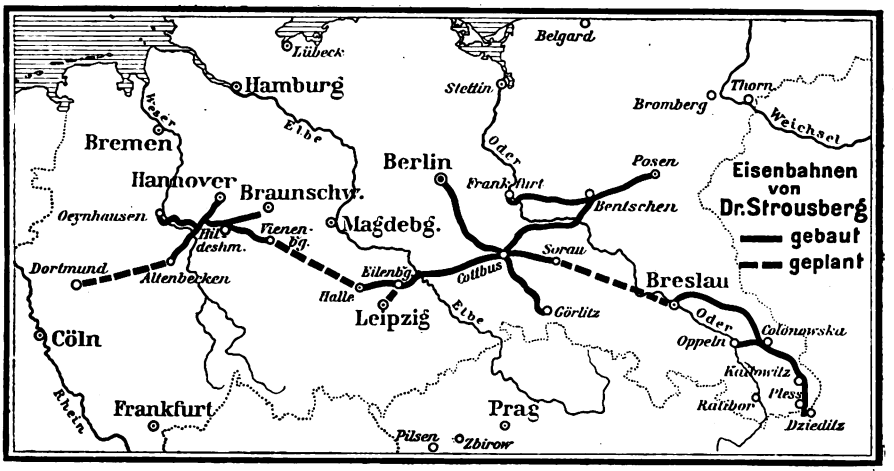
So ungefähr war der Boden für und gegen die Eisenbahn vorbereitet, als Strousberg wieder in seine Heimat zurückkehrte.

Der Staat Österreich scheint an seinen Bahnen mancherlei auszusetzen gehabt zu haben, denn er verkaufte 1855 einen Teil seines Netzes an Private; 1856 ließ Bayern sein östliches Netz von Privaten errichten, kurz, wo es ging, hat der Staat, als die schwerfälligere Maschine, die er nun einmal ist, die Hand von einer Sache zurückgezogen, die so neu, so umstürzend und so gefährlich erschien. 1861 hat eine englische Gesellschaft den Plan gehegt, die Eisenbahn Tilsit—Insterburg und später die ostpreußische Südbahn zu bauen. Sie suchte nach geschickten Vermittlern zwischen ihr und der Regierung. So war es möglich, daß Strousberg der englischen Gesellschaft half, ihren Plan durchzusetzen, die Konzession für den Bau zu erhalten und den Bau auszuführen. Er wurde Bevollmächtigter dieses Bauunternehmens, wie auch später bei der Bahn Pillau—Königsberg—Lyk.

Strousbergs vorwärtsdrängender Geist, sein impulsives Wesen, sein Schaffensdrang, seine Lust an großen Plänen, seine Freude am Durchkämpfen schwieriger Aufgaben, aber auch sein Bestreben, seiner Familie ein glänzendes Dasein zu geben, sein Ehrgeiz, nicht zuletzt seine Eitelkeit, haben ihm den Weg gezeigt, auf dem er am raschesten zum Erfolg gelangen konnte.

Wir finden Strousberg als den Schöpfer einer neuen Idee bei Bauunternehmungen, der sogenannten „General-Entreprise." Während früher Bahnen in Regie gebaut wurden, wodurch den Ministerien viel Arbeit erwuchs und stets viel Zeit in Anspruch genommen wurde, ging alles bei der General-Entreprise viel flüssiger. 1862 kam der frühere Regierungspräsident von Arnsberg August Graf Itzenplitz als Ackerbau- und später als Handelsminister ins Ministerium Bismarck. Mit ihm trat Strousberg in Verhandlungen, und Itzenplitz hat Strousbergs Plan eines Hauptunternehmers gebilligt. Danach hatte ein einziger Mann für alles aufzukommen, was bei einem Bahnbau notwendig ist. Vom Staate aus war nur die Bewilligung, der Plan, die Ausführungsart und die Enteignung des Grundes zu besorgen. Alles andere: Erdbewegung, Beschaffung des Oberbaumaterials und was sonst zum Eisenbahnbau gehört, war alleinige Angelegenheit des Hauptunternehmers. Als Hauptunternehmer finden wir nun Strousberg bei den Eisenbahnen Berlin—Görlitz, bei der Bahn am rechten Oderufer, bei der Märkisch—Posener Bahn, Hannover—Altenbeken usw. Strousbergs hauptsächlichste Arbeit war zunächst die Beschaffung des Kapitals, und darin zeigte er sich als ein finanzielles Genie. Er wußte die Öffentlichkeit für die Bahnen zu interessieren, er wußte die Seehandlung und Bankinstitute zu gewinnen, kurz, er wußte die Aktien jener Bahnen, die er in General-Entreprise ausführte, begehrenswert zu machen. Strousbergs Taktik bestand darin, daß er Grund und Boden möglichst zu Zeiten der Depression einkaufte, also billig. Wenn er beim Verkauf von Aktien bisweilen unter pari verkaufte, so war das für ihn kein Verlust, sondern nur ein entgangener Gewinn. Beim Ankauf von Schienen, Schwellen und ähnlichem Material hat er sich dadurch sehr billig eindecken können, daß er die Lieferung an viele Firmen verteilte. Beim Bau des Görlitzer Bahnhofes in Berlin hat er wesentlich mehr Grund ankaufen lassen, um die Grundspekulation zu vereiteln. Dadurch hat er mehrere kleine Flächen zu einem viel größeren Bauplatz bedeutend billiger gekauft, als wenn er nur den Bahnhofsplatz allein erstanden hätte, der infolge der Wichtigkeit des Gegenstandes wesentlich teurer geworden wäre. Das ungeheure Risiko blieb Strousberg bei jedem Bau. Dafür konnte er aber vollkommen frei disponieren. Das war es auch, was Strousberg am meisten reizte. Infolge der freien Disposition war es ihm möglich, viel billiger und rascher zu bauen, als einer Regierung mit ihrem großen Apparat und der Schwerfälligkeit bei kurzfristigen Entscheidungen. So war z. B. der Bahnbau Berlin—Görlitz schon seit zehn Jahren geplant, aber es war keine Möglichkeit, das

Digitized by Google



Geld dafür aufzutreiben. Erst als Baron Alvensleben, der Schwiegersohn des Grafen Itzenplitz, und eine Vereinigung von Interessenten der Lausitz und Schlesiens an Strousberg herantraten, und dieser mit kühner Hand und schnellem Entschluß den Plan ausführte, wurde das Geld beschafft. Als General Roon, der Kriegsminister, Strousberg dringend bat, den Bau zu beschleunigen und ihn wenigstens bis Kottbus fertigzustellen, weil es möglich sei, daß man die Bahn baldigst brauche, führte Strousberg diese Aufgabe sofort durch. Dieses wäre bei dem damaligen staatlichen Betrieb kaum möglich gewesen. Wenn trotzdem in dem gleich darauf ausgebrochenen Kriege von 1866 die Zufuhr von Berlin nach Kottbus mittels Achse auf der Landstraße anstatt auf der Eisenbahn erfolgt ist, so gewährt das einen interessanten Einblick in den damaligen Staatsbetrieb.

Die Gewinne bei diesen mit größtem Geschick geleiteten Bahnen beruhten auch darauf, daß Strousberg stets mehrere Bahnbauten gleichzeitig ausführte. Dadurch blieb die gesamte Verwaltung in kleinem Umfang, weil dieselben Leute, die für einen Bahnbau die Abrechnungen, die Verhandlungen und sonstige allgemeine Arbeiten ausführten, gleichzeitig auch für andere Bauten arbeiten konnten.

Trotz des empfindlichen Schlages, den die Kriege 1864 und 1866 auch gegen Strousbergs Geschäfte führten, wurde er ein steinreicher Mann. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre sprachen alle Leute von ihm, die Zeitungen brachten mehrere Male im Monat Mitteilungen über seine Person und seine Unternehmungen, seinen Palast, den er in der Wilhelmstraße Nr. 70 besaß, und über das Haus, das er ausmachte. Es ist dasselbe Gebäude, in dem heute die englische Botschaft untergebracht ist. Es war mit auserlesenem Geschmack und vornehmem Luxus ausgestattet. Die Gemälde-Galerie war sehr ausgedehnt und hatte vorzügliche Bilder. So bot alles, was er tat und trieb, was er hatte und erwerben wollte, reichen Stoff für die Tagespresse. Zeitungen, Zeitschriften, Kalender und ähnliche Veröffentlichungen befaßten sich mit seiner Lebenshaltung, mit dem Staat, mit dem er sich umgab; von seiner Gemälde-Galerie an bis herunter zu seinem Wintergarten, in dem eine künstliche Nachtigall sang, wurde alles in schreienden Farben geschildert. Strousberg stand damals auf der Höhe seiner Macht. Es war die Zeit, in der er sich auch eine eigene Zeitung zulegte: „Die Post". Von ihm eingeladen zu werden, galt als Auszeichnung. Vor seiner Wohnung in der Wilhelmstraße oder vor seinem Büro in der Jägerstraße hielt stets ein Viergespann: er liebte es, nach englischer Art zu fahren. Reiste er nach auswärts, so hatte er meistens einen Wagen für sich wie ein Landesherr, oftmals Extrazüge, und immer wurde er von einem großen Stab begleitet, der aus Unternehmern, Angestellten, Kapitalisten, die sich für seine Unternehmungen interessierten, bestand. In seinem Büro und in seiner Wohnung waren livrierte Diener, im Vestibül sammelte sich stets eine Schar von Bittstellern und anderen Leuten, die mit Strousberg Verbindung suchten. Millionäre, Fürsten und Grafen antichambrierten stundenlang, kurz, es herrschte in seiner Umgebung ein Zustand wie an einem Hof.

Wiederholt wurden Strousberg Angebote gemacht, jenen Grund zu kaufen, der durch die Schleifung der Antwerpener Festungen frei geworden war. Obwohl er anfänglich dazu keine rechte Lust hatte, ging er trotzdem auf den Kauf ein und erstand 109 ha zu vierzehn Millionen Franken. Der Staat übernahm die Verpflichtung, einen großen Hauptbahnhof, und Strousberg, Docks anzulegen. Auch bekam er die Erlaubnis, einen Freihafen zu errichten.

Um diese Zeit hatte Strousberg schon sehr Bedeutendes geleistet und Bauten ausgeführt, die vor ihm in diesem Ausmaße und in solcher Geschwindigkeit in Deutschland noch niemand zustandegebracht hatte: Die

Digitized by Google

Strecke Tilsit—Insterburg, die Ostpreußische Südbahn, Berlin—Görlitz, die Bahn am rechten Oderufer, Breslau—Kreuzburg, Kattowitz—Pleß und Dziedit, die Märkisch—Posener Bahn, Halle—Sorau, Hannover—Altenbeken, Oeynhausen—Braunschweig, Hildesheim—Vienenberg, Brest—Grajowo, die ungarische Nord-Ost-Bahn, rumänische Bahnen usw., kurz, er hatte Ende der sechziger Jahre weit über 3000 km Bahnen gebaut.

Die rumänischen Bahnen sind ein Kapitel für sich. Strousbergs Tätigkeit bei der Märkisch-Posener Bahn brachte seinen Namen zur Kenntnis der Hohenzollern und so auch des Fürsten Karl von Rumänien. Das Donau-Fürstentum sehnte sich, sich von dem Druck türkischer Oberhoheit zu befreien, und darum waren schon seit langem allerlei Vorbereitungen getroffen, auch zum Bau von Bahnen. Die schwierige Aufgabe bestand nur darin, Geld zu finden. Strousberg lag es ob, den Finanzplan durchzuführen. Wie in allen Fällen löste er auch hier diese Aufgabe sehr rasch. Anderseits lagen unendliche Schwierigkeiten deswegen vor, weil keine Pläne, überhaupt noch nichts Greifbares vorhanden war. Die Angelegenheit sollte der rumänischen Kammer rasch vorgelegt werden, um sofort durchgedrückt zu werden. Die Arbeiterverhältnisse waren trostlos, ein Beamtenkörper auch für untergeordnete Arbeiten überhaupt nicht vorhanden, auch gab es keinerlei Bahnverbindungen und meilenweit kein Bettungsmaterial für die Dämme. Die Flüsse hatten oft Hochwasser, so daß die Erbauung von Brücken sehr erschwert wurde. Alles Material wurde in großen Flotten über das Schwarze Meer gebracht, und tausende von Ochsengespannen führten es an Ort und Stelle. Der Bruch eines Wagenrades auf den unwirtlichen Straßen, die Aufgabe, die schweren Stücke ohne Hebezeug wieder aufzuheben, brachte große Störungen. Viehseuchen die nichts Seltenes waren, wirkten ungemein hemmend. Die rumänische Verwaltung der Ministerien war überaus kostspielig, viele Ausgaben waren überstürzt. Das Volk war politisch unreif und der ganze Staat ein Spielball in den Händen gewissenloser Politiker. Die Parteien kämpften gegeneinander mit großer Heftigkeit, das Jahr 1870 hatte nicht weniger als fünf Regierungswechsel zu ertragen. Wenn trotzdem in den ersten dreizehn Monaten 600 km Bahn fahrbar wurden, so ist die Leistung ganz hervorragend.

Um diese Zeit stand Strousberg auf einer Höhe, die allgemein Staunen und Bewunderung erregte. Von vielen Seiten wurde er auch als Phantast betrachtet; es war damals noch nicht üblich, Kohlengruben und Hüttenwerke vereinigt zu sehen, ja sogar der Gedanke ging zu weit, Zechenanlagen mit Kohlenwäschen und Kokerei zu vereinigen. Man hatte Angst vor großen Kapitalziffern, war in der Verwaltung derartiger bedeutender Unternehmungen noch nicht so gewandt und scheute sich, das Verschiedenartige der aufzuwendenden technischen Leistungen in einem einzigen Unternehmen zu vereinigen. Strousberg ging nun sogar noch weiter und dehnte seinen Besitz und seinen Einfluß, seine Verwaltung und Kontrolle auf ein riesiges Netz von Eisenbahnen aus und gesellte dazu Bergbau, Hütten, Lokomotiv- und Waggonfabriken und ähnliches. Ein Mann wie etwa Andrew Carnegie hat in ihm ein Vorbild gehabt. Allerdings ging Carnegie noch weiter und streckte seine Hand auf Brückenbauanstalten, Ölquellen und andere Unternehmungen aus, allein den weiten Blick und die Organisation haben beide gemeinsam.

Strousberg hatte nicht nur in Berlin verschiedene Häuser, sondern einen großen Besitz an Grund und Boden — die Güter Tarnow, Rumianek und Karlshof bei Posen und in anderen Teilen des Reiches. Er wollte jedem seiner sieben Kinder ein herrschaftliches Gut verschaffen. Außerdem hatte er die Dortmunder Hütte, besaß die Lokomotiv-Fabrik Georg Egestorff in Linden bei Hannover, hatte Eisensteingruben im Siegener Lande und besaß die Zeche Glückauf im Ruhrgebiet und Kohlengruben im Waldenburger Revier. Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig, aber jedenfalls mag es zutreffen, wenn ihn ein Artikel aus dem Jahre 1871 als den größten Grundbesitzer in deutschen Landen bezeichnet.

Strousberg war durch einen Berliner Geschäftsfreund auf eine Besitzung aufmerksam gemacht worden, die in Böhmen lag, über 25000 ha groß war und vierhundert Gebäudekomplexe hatte. Da er diesem Freunde verpflichtet war, so kaufte er den Besitz zum Teil aus Gefälligkeit, zum Teil um für sich einen entsprechenden Landbesitz zu haben.

Es war die k. k. Herrschaft Zbirow in Böhmen, die zwischen Prag und Pilsen liegt. Das Gut umfaßte ausgedehnte Wälder an Laub und Nadelholz, Hüttenanlagen, die aus Hochöfen, Puddel- und Walzwerken bestanden, und die auf der Grundlage eines guten Erzvorkommens und überreichen Holzbestandes aufgebaut waren. Der Hüttenbetrieb reichte bis 1379 zurück. Der gesamte Besitz war durch ein Schloß gekrönt, das, inmitten der herrlichen Gegend hoch oben auf einem Berge, unter sich die Stadt Zbirow läßt und das nach allen vier Windrichtungen frei in die Lande schaut. Dieser ausgedehnte Besitz glich einem Königreiche im kleinen.

Von 1868 bis 1870 wurde das Schloß vollkommen umgeändert und der ausgedehnte Wald um das Schloß herum in einen Park verwandelt. Strousberg ließ eine ganze Kolonie von Baumeistern, Forstleuten, Hüttenleuten und dergleichen aus Deutschland nach Zbirow kommen, die den Umbau und die Organisation des gesamten Besitzes nach Strousbergs Ideen übernehmen mußten. Ein Marstall für hundert Luxuspferde, eine Orangerie und sonstige Ausgestaltungen wurden aufgeführt. Der Adel, dessen Besitz an Zbirow stieß, sah mit Interesse den Dingen zu, die sich da abspielten.

Digitized by Google

Der Münchener Volksbote und die Prager Bohemia, sowie andere Zeitungen, denen der Krieg von 1866 noch im Magen lag, ließen sich vernehmen, allgemein herrsche die Meinung, „daß Graf Bismarck oder sonst ein Mann der Blut- und Eisenfahne die Herrschaft angekauft habe, um daraus eine preußische Blut- und Eisenetappe für den nächsten Feldzug zu errichten."

Kaum hatte 1868 Strousberg Zbirow übernommen, als ein Sturm einen ungeheuren Schaden in den Waldungen anrichtete. Und zugleich erhielt er die Nachricht, daß in seiner Dortmunder Hütte das neue Puddelwerk ungeheuren Schaden gelitten habe, daß in Hannover eine im Bau begriffene Halle und ein bedeutendes Bauwerk auf dem Berliner Viehmarkt und außerdem bei drei großen Spiritusbrennereien einige Schornsteine eingestürzt seien. Indessen nahmen sämtliche Bauten ihren Fortgang, und er feierte 1870 seine silberne Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit brachten spaltenlange Artikel Beschreibungen dieses Festes und der kostbaren Geschenke, die er „aus den höchsten Kreisen" erhalten hatte.

Im Sommer 1870 sollte der Einzug der Familie Strousberg in das umgebaute Schloß stattfinden. Von der Ortschaft Mauth, die damals den Zbirow am nächsten gelegenen Bahnhof hatte, sind etwa acht Kilometer bis zum Schloß. Auf diesem Wege waren Triumphpforten errichtet ein weißes Vierergespann erwartete die Gäste. Eine große Kavalkade war zum Geleit bereit. Schon vor diesem Tage war die ganze Umgebung in Aufregung. Eine ungeheure Menschenmenge harrte der Dinge, die da kommen sollten. Jeder wollte sehen und den denkwürdigen Tag miterleben, an dem der allmächtige Eisenbahnkönig in sein Schloß einzog. — Allein er kam nicht. Wohl traf Strousbergs Gattin mit den Kindern ein und der Zug hielt bei der ersten Ehrenpforte, bei der die Sinnbilder der Landwirtschaft zu einem lebenden Bild vereinigt waren. Bei der nächsten Pforte war die Fischerei, bei einer dritten die Köhlerei, bei einer vierten das Forstwesen und bei der letzten das Berg- und Hüttenwesen dargestellt, wo in einem aufgerichteten Schmelzofen ein großer Buchstabe S vor den Augen der Frau Strousberg abgegossen wurde.

Frau Strousberg schien die ganze Angelegenheit peinlich. Man merkte ihrer Freude an, daß sie nicht ganz von Herzen kam. Trotzdem ließ sie geschehen, was in bester Absicht vorbereitet war. Jedermann fragte, wo denn der Mittelpunkt des Ganzen geblieben sei. Es hieß, daß diplomatische Verwicklungen Dr. Strousberg selbst in Berlin zurückgehalten haben.

Kurz hierauf brach der Krieg 1870—71 aus, und in nicht allzulanger Zeit traf die Strousbergischen Unternehmungen ein überaus harter Schlag: Als die rumänische Regierung die Kupons ihrer Eisenbahnen nicht eingelöst hatte, ging ein Schrei der Entrüstung durch das deutsche Reich. Jedermann, der sich an der Kapitalbeschaffung für die rumänischen Bahnen beteiligt hatte, wußte, daß er eine rumänische Schuld kaufte, genau so, wie bei der Verstaatlichung der deutschen Bahnen, Ende der siebziger Jahre, die bisherigen Aktionäre hauptsächlich staatliche Schuldverschreibungen erhalten hatten. Obwohl also jedermann nur auf Grund des rumänischen Garanten gekauft hatte, so fiel doch der Gedanke einer moralischen Verpflichtung für die Bürgschaft der Gelder auf Strousberg und die anderen Spitzen des Unternehmens, also auf den Herzog von Ujest, den Grafen Lehndorf-Steinort, den Herzog von Ratibor und andere Geldgeber.

Strousberg war vertraglich verpflichtet, diese Herren gegen alle Ansprüche schadlos zu halten. Inzwischen stieg die Entrüstung ins Ungeheure. Täglich wurden hunderte von Klagen eingereicht, einzelne Rechtsanwälte beschäftigten sich nur mit Strousberg-Sachen, und es bildeten sich Vereine zum Schutze der Obligationsinhaber. Im Vertrauen auf den guten Geschäftsgang gründete er die „Allgemeine Eisenbahnbau-Gesellschaft", der er seine sämtlichen Fabriken, Bergwerke und Hüttenbetriebe überwies. Das Kapital sollte achtzehn Millionen Taler betragen. Strousberg mußte diese Gesellschaft aber wieder auflösen, weil nach ministerieller Ansicht zu befürchten war, daß die Gesellschaft nicht gedeihen würde. Strousberg wandte sich nach Versailles mit dem Gesuch, gegen Unterlage der Prioritäten aus Staatsmitteln ein Darlehen zu gewähren, damit die rumänischen Zinsen bezahlt werden könnten. Von Versailles wurde er an den Berliner Finanzminister verwiesen, doch dieser schlug die Bitte ab, weil ein Unternehmen, dessen Aktien sich wesentlich in einer einzigen Hand befanden, als keine Gesellschaft angesehen wurde; er hätte nur dann Hilfe leisten können, wenn die Aktien bereits verkäuflich gewesen wären. In Rumänien wurden die Bahnen mitsamt den Büchern und sonstigen Unterlagen beschlagnahmt und es trat klar zutage, daß Rumänien seine Bahnen nicht auf siebzig Jahre Strousberg überlassen wollte, wie es sich vertraglich festgelegt hatte, sondern es wollte die Bahnen sofort und auf immer für sich haben. Die Bahn an der ungarischen Grenze bis Bukarest war schon fertig. Rumänien ließ die geleistete Arbeit taxieren, und zwar recht niedrig und ließ anderseits die Leistung abschätzen, die noch zu machen wäre, und zwar recht hoch. Es wollte also die Besitzer der Obligationen nach dieser ungerechten Schätzung abfinden. Inzwischen wurde die Gährung immer heftiger und im Berliner Stadtgericht war mehr als ein Zimmer für diese Klagen eingerichtet und man wollte die Erkenntnisse drucken lassen. Strousberg schlug seinen Mitkonzessionären vor, sein ganzes Vermögen zur Verfügung zu stellen, und die Aktien abzugeben. Dies wurde aber nicht

Digitized by Google

verlangt. Schließlich bildete sich ein Konsortium zwischen Bleichröder und der Diskonto-Gesellschaft zur Lösung der Frage. Diese Wendung der Dinge war den Rumänen sehr zuwider, aber sie führte schließlich im Frühjahr 1872 dazu, daß Strousberg die Verwaltung eines Bahnnetzes von fast 1000 km auf siebzig Jahre aus der Hand gab und außerdem sechs Millionen Taler zahlte. Er mußte zu diesem Zweck die Posener Rittergüter, die Dortmunder Hütte und die Zeche Glückauf verkaufen, seine und andere Besitzungen verpfänden.

Kaum war diese Krise überwunden, als zum zweiten Male in Böhmen ein Orkan ausbrach. Der Windbruch war ungeheuer, ferner kamen weitere Verheerungen durch den Borkenkäfer. Tausende von Arbeitern mußten aufgeboten werden, um seine Brut zu vernichten, aber es fielen ihr ungeheure Länderstriche zum Opfer. „Es war damals so, wie 1920 in derselben Gegend mit der Nonne. Um die gefallenen Holzmassen zu bewältigen, mußten Sägewerke aufgestellt werden, und so kam Strousberg auch auf den Gedanken der Waggonherstellung. Inzwischen waren die Krieger aus Frankreich lorbeerbekränzt heimgekehrt. Sie brachten auch die Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Mark, die teils in Gold, teils in Wechseln innerhalb von drei Jahren von Frankreich nach Deutschland flossen und die dreimal soviel darstellten, als den Jahreshaushalt aller deutschen Staaten zusammengenommen. Die deutschen Staaten kamen in den Besitz großer Summen und hatten nichts Eiligeres zu tun, als ihre Staatsschulden stark zu vermindern. Hierdurch kam ein großes Kapital in die Hände Privater, die es in verschiedenen Industrien anlegten. Es ist interessant, jene Zeit mit unserer zu vergleichen. Der Krach in den Vereinigten Staaten von 1869 war durch die Überflutung mit Papiergeld hervorgerufen und teilweise zu gewissenlosen Spekulationen ausgebeutet worden. Auch in Deutschland machten das viele Geld, der Siegesjubel und sonstige Begleiterscheinungen das Publikum allzu waghalsig. Es wurden Unternehmungen gegründet, die gar nicht den Zweck hatten, irgendetwas zu erzeugen, sondern nur allein um durch Differenzspiel Kursgewinne zu ermöglichen. Der Pariser und Wiener Börsengebrauch der Differenz- und Zeitgeschäfte wurde nun auch in Berlin eingeführt, und so verkaufte man, was man gar nicht besaß, und kaufte ein, was man niemals bekam.

Die Familie Strousberg lebte in diesen Jahren von Mai bis Oktober auf dem Schlosse Zbirow. Trotz der persönlichen Bedürfnislosigkeit Strousbergs wurde für die Familie ein sehr großer Aufwand getrieben. Stockungen konnten da nicht ausbleiben. 1872 hat ein Hochwasser die Hochofenanlage in Franzensthal bei Zbirow zerstört, die infolge Geldmangels nie wieder in Betrieb gekommen ist.

Unter den tüchtigsten Gegnern Strousbergs befand sich Dr. Eduard Lasker. Lasker war mit Strousberg fast gleichalterig, stammte wie er aus dem östlichsten Osten des Reiches, und zwar aus Jarotschin, war ein Glaubensgenosse des kleinen Strousberg und wie er ein fähiger und überaus arbeitsamer Mensch. Lasker und Strousberg hatten beide einige Zeit in England gelebt, beide waren Juristen, beide ehrgeizig, rücksichtslos, kurz beide hatten viel Gemeinsames. Vielleicht liegt darin auch mit ein Grund ihrer heftigen Gegnerschaft.

Die Zeit, in der durch die glücklichen Kriege das Selbstvertrauen gehoben wurde, fällt gleichzeitig mit dem Umstand zusammen, daß durch die Kriegsschuld und ihre Folgen die Unternehmungslust stark gesteigert wurde. Dazu kam, daß durch ein neues Münzgesetz die Ausprägung der Reichsgoldmünzen durchgeführt wurde, ohne daß ein entsprechender Betrag an alten Münzen aus dem Verkehr zurückgezogen worden wäre. Zu dieser Vermehrung des umlaufenden Geldes kam noch ein vermehrtes Papiergeld hinzu. Die Landesregierungen aller deutschen Länder hatten neue Banken konzessioniert, die den Zweck ihres Daseins hauptsächlich darin erblickten, daß sie recht viel Noten druckten.

Diese Umstände führten die „Gründerzeit" herbei, in der das Geld zu unreellen, ja man kann ruhig sagen betrügerischen Unternehmungen verwandt worden war. Banken und Privatleute betrieben „das Gründen" als Beruf. Er bestand hauptsächlich darin, bestehende Firmen besten Rufes in Aktiengesellschaften umzuwandeln. Hierbei war der Hintergedanke, bedeutend mehr Aktien in das Publikum zu bringen, als dem inneren Werte des Unternehmens entsprach.

Gründer bemächtigten sich auch der Bauspekulation, denn nach dem Krieg 1870—71 entstand eine ungeheure Wohnungsnot, und hunderte von Familien mußten im Freien wohnen. Vor allem fehlten kleine Wohnungen, und die leerstehenden waren baufällig oder aus andern Gründen nicht beziehbar. Gegen diese Gründungsunternehmung trat im Januar und Februar 1873 Lasker in seinen großen Reden auf, die er im Reichstag gehalten hatte und in denen er dem Gründungsschwindel den Krieg bis aufs Messer erklärte. Er ging gegen Geheimrat Wagner des Handelsministeriums vor, nahm vor allem die sogenannten Gründer aufs Korn und richtete sein schwerstes Geschütz gegen Strousberg. Lasker sprach in zweieinhalbstündiger Rede in vernichtender Kritik über das Eisenbahnkonzessionswesen. Er hatte hierbei vor allem Strousberg und seinen Gönner, den Handelsminister Graf Itzenplitz, im Auge. Gegen letzteren erhob er die Anklage, daß er Konzessionen an seine Günstlinge erteilte, so habe er den höchsten Adeligen Konzessionen verliehen, die sofort mit großem Gewinn weiter verkauft hätten, wie z. B. den Fürsten von Puttbus, den

Digitized by Google

Prinzen Biron von Kurland usw. Auch gegen Geheimrat Wagner nahm er schärfste Stellung, weil er angeblich mit Eisenbahnkonzessionen einen schmählichen Handel betrieben habe. Von Januar bis November 1873 war Bismarck krank und sein Freund Roon führte als Minister den Vorsitz und die Stellvertretung Bismarcks. Roon suchte in einem Brief vom 31. Januar Wagner zu rechtfertigen. Als am 7. Februar Lasker mit einer gewaltigen Sündenrechnung kam, erklärte Roon, er hätte diesen Brief nicht geschrieben, wenn ihm die Tatsachen bekannt gewesen wären, die Lasker vorbrachte. Das Aufsehen war groß. Auf Laskers Antrag wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, die sich mit der Konzessionierung von sechsundzwanzig Eisenbahnbauten zu beschäftigen hatte. Obwohl die Untersuchung lange nicht das Ergebnis zutage förderte, das man erwartet hatte, so ist bei achtzehn Unternehmungen doch die Feststellung gemacht worden, daß das Kapital nicht eingezahlt war, wie es gesetzlich vorgeschrieben gewesen wäre. Im Mai trat Itzenplitz zurück und im September wurde Geheimrat Wagner in den Ruhestand versetzt.

Um dieselbe Zeit brach in Wien und in Nordamerika die Krisis aus und der Wiener Krach warf bereits seine Schatten aufs deutsche Reich voraus. Strousberg ging im Frühjahr 1873 nach London, nahm dort mit der Familie seinen Wohnsitz, eröffnete ein Büro, um auch von England aus Bahnbauten zu übernehmen und um seine Antwerpener Angelegenheit zusammenzufassen, eine englische Gesellschaft zu errichten und neue Konzessionen durchzusetzen. Durch Laskers Vorgehen im Parlament, ferner durch die im Mai 1873 in Wien eingetretene Krisis mußte er London verlassen, um in Berlin seine Angelegenheiten wahrzunehmen, mußte alle seine Londoner Unterhandlungen wieder aufgeben und auch Antwerpen einstweilen schwimmen lassen. Gleichzeitig traf ihn dadurch ein neuer Schlag, daß die Bahn Hannover—Altenbeken Zahlungen verweigerte, die eineinhalb Millionen Taler betrugen. Sein erster Schritt war, daß er seine Bilder-Galerie um achthundert Tausend Taler verkaufte. Alle möglichen Ansprüche wurden nun geltend gemacht. Die norddeutsche Bank, die Berliner Handelsgesellschaft, ein Geschäftsfreund in Riga, klagten auf verschiedene Summen, die zusammen achthundertfünfzig Tausend Taler ausmachten, und in der auch für Gesuchsstempel hundertfünfzig Tausend Taler einbegriffen waren, die die „Allgemeine Eisenbahnbaugesellschaft" betrafen und die infolge der Meinung des Finanzministers nicht zustande gekommen ist. Die allgemeine Stimmung im Reiche gegen Strousberg war sehr schlecht; er verlor jeden Prozeß. Dazu kam die neue Schwierigkeit ,daß ein Wechsel im belgischen Ministerium den Finanzminister Malou ans Ruder brachte, der Direktor der „Société générale" und der „Société inmobilière" war und der die Strousbergschen Käufe für seine Gesellschaft haben wollte. Es brach ein Sturm gegen den Minister aus, der ihn beinahe gestürzt hätte. Da trat die Stadt Antwerpen dazwischen, und es kam schließlich dazu, daß Strousberg sich bequemen mußte, seinen Kauf rückgängig zu machen.

Von den Ereignissen in der Volksvertretung blieb auch Bismarck nichts unberührt. Da er während dieser Zeit, wie erwähnt, krank gewesen ist, und sein Freund Roon, der Ministerpräsident war, die Geschäfte leitete, so kam es zwischen beiden zu einem Konflikt. Der Zwist wurde wieder beigelegt, aber Roon nahm seine Entlassung, die ihm kurz nach seiner Ernennung zum Feldmarschall im November 1873 gewährt wurde.

Eine Folge dieser Dinge war die Errichtung eines Eisenbahnamtes, das leider die Hoffnungen nicht erfüllte, die es versprochen hat. Ein gesamtes gemeinsames deutsches Eisenbahnnetz ist leider nicht zustande gekommen, aber die schon damals geplante Erwerbung der Privatbahnen durchs Reich wurde durch die preußische Regierung, wenngleich erst Ende der siebziger bis achtziger Jahre, durchgeführt.

Durch die Vorgänge an der Wiener Börse, durch die Krisis in Nordamerika und durch die von Lasker angestrengte Untersuchungskommission wurde die Öffentlichkeit bange gemacht. Alles wollte seine Effekten verkaufen, und ihre Entwertung war unausbleiblich. Die Krisis war nun auch in Deutschland nicht mehr zu verhindern und sie dehnte sich auf die Eisenbahnen und auf die gesamte Bergbau- und Hüttenindustrie aus. Strousbergs Ideen eilten seiner Zeit noch weit voraus, denn man muß wissen, daß es in der Mitte der sechziger Jahre im Ruhrgebiet keinen Kohlenbergbau gab, der über zwei Millionen Taler investiert hatte. um zu verstehen, warum die Großbanken Strousbergs Pläne als Luftschlösser bezeichneten, und den Mann fallen ließen.

Aus den vielen Unannehmlichkeiten hat sich Strousberg immer wieder herauszufinden gewußt. Die von ihm gekauften Güter trugen Geld, auch in Zbirow hatte er große Einnahmen und der Ausbau der Werke verschaffte ihm neuen Kredit, — als unerkannt und dicht verschleiert das Schicksal aus Rußland einherschritt. Strousberg trat mit der Kommerz-Leihbank in Moskau in Verbindung. Als er durch einen Geschäftsfreund im Frühjahr 1874 Gelder für seine Bahn Brest—Grajowo eintreiben ließ, wurde er auf die Moskauer Bank aufmerksam gemacht, die ihm helfend zur Seite treten wollte. Der spätere Einblick in seine Bücher zeigte, daß Strousberg damals 10 548 936 Taler besaß.

Anfang 1874 hatte Strousberg die Schwierigkeiten des Krachjahres 1873 überwunden und er einigte sich mit der Bahn Brest— Grajevo dahin, daß er ihr das Recht einräumte, seine bei ihr hinterlegten Aktien zu behalten, daß beide Parteien auf gegenseitige An-

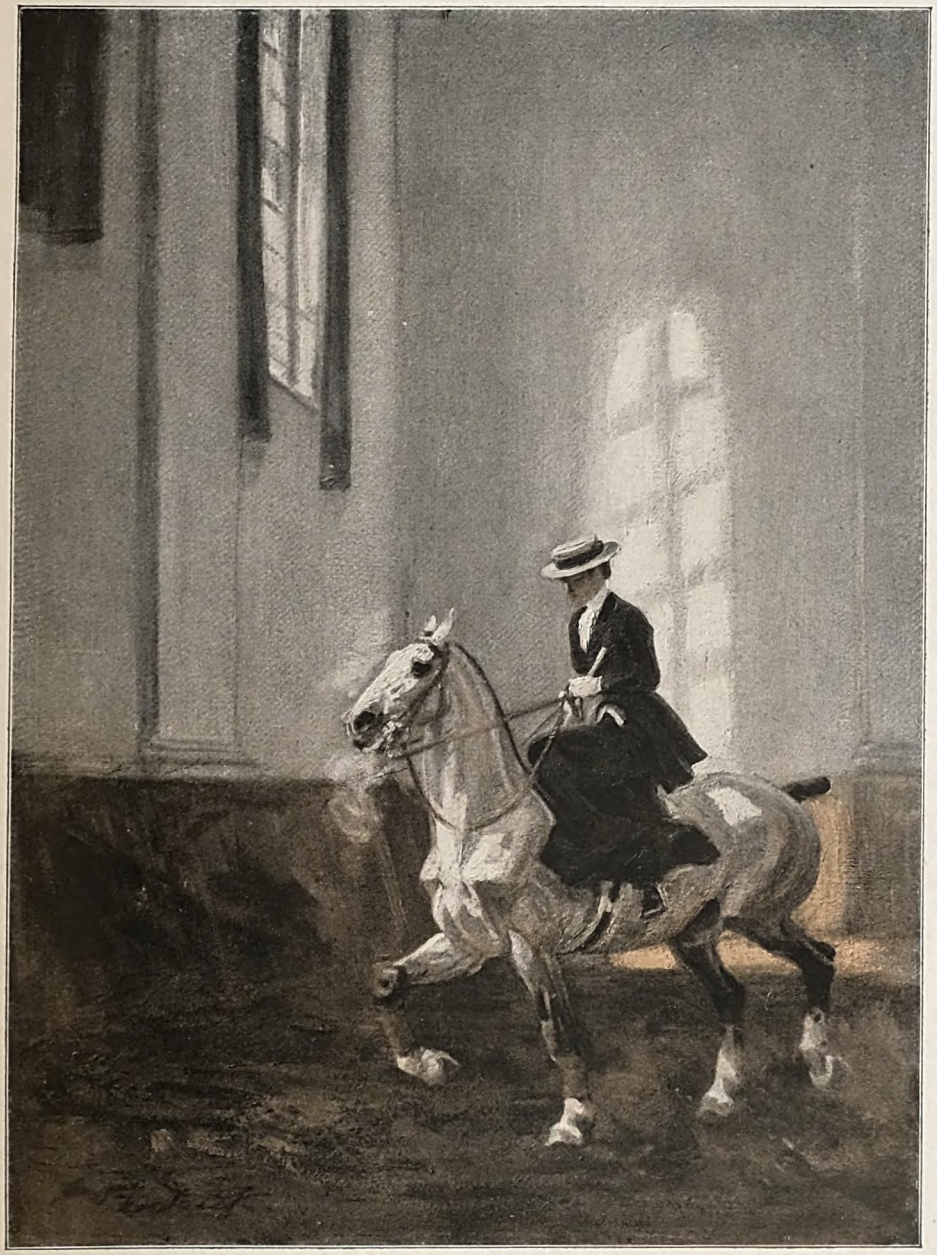
Digitized by Google

sprüche verzichteten und er eine Summe auf Grund der auf seine Aktien bis dahin fällig gewordenen Zinsen bekam. Das Stadtoberhaupt von Petersburg, General Trepoff, hatte Strousberg schon vor langer Zeit kennen gelernt und hatte großes Interesse daran, ähnliche Einrichtungen, wie den Berliner Viehmarkt, in Petersburg errichtet zu erhalten. Strousberg strebte nun an, ohne jegliche Verbindlichkeit aus der Vergangenheit, in Rußland auftreten zu können.

Die Ereignisse gestalteten sich dahin, daß er von der Moskauer Kommerz-Leihbank größere Darlehen erhielt. Er war der Meinung, daß der Vorschuß langfristig sei, während die Bank in kurzer Zeit ihr Geld wiederhaben wollte. Strousberg kaufte 1874 die Prag-Wiener Aktiengesellschaft für Waggon- und Eisenbahnbedarf in Prag-Bubna, die bei dem Krach von 1873 in Konkurs geraten war. 1875 kaufte er die Elbinger Waggonfabrik, und es gelang ihm, durch den Einfluß der russischen Bank zweitausend Güterwaggons in Bestellung zu erhalten und daraufhin ein Beleihungsgeschäft mit der Bank zu vereinbaren. Auch den Waggonbau in Holoubkau bei Zbirow förderte Strousberg mächtig, so daß der Geschäftsgang überall flott gewesen ist. Der Ausbau war so gedacht, daß sämtliche Hüttenwerke und Fabriken in der Umgebung von Zbirow bis April 1876 betriebsfertig sein sollten. Inzwischen übernahm Strousberg den Bau der Waagtalbahn, die von Preßburg nördlich nach Troppau an die preußische Grenze führen sollte, und die ihren Bau einstellen mußte. Er setzte die unterbrochene Arbeit fort; das Unternehmen, das zwanzig Millionen Gulden betrug, sollte ihm reichlich Arbeit für seine Hütten und Fabriken bringen. Seitdem Strousberg wieder in England festen Fuß fassen wollte, bekam er fortwährend Angebote verschiedenster Bauten, u. a. ging er auf die Offerte ein, eine Bahn von Paris nach Narbonne am Mittelländischen Meer zu bauen, was etwa sechshundert Millionen Franken erforderte. Nach langen Verhandlungen kaufte er sämtliche Rechte, Pläne, Ansprüche auf Kaution, die Konzession, und so wurde er Inhaber der ganzen Angelegenheit. In England bildete er ein Konsortium von Kapitalisten, und in Verbindung mit dem Herzog von Brissac wurden ihm von diesem Konsortium sämtliche erworbenen Rechte abgekauft, weil einer allein nach dem französischen Gesetz nicht alles übernehmen darf. Dagegen erhielt Strousberg die Versicherung für die Ausführung der Strecken. Strousberg erhielt seine Rechte usw. in Aktien bezahlt und arbeitete mit seinen früheren Unternehmungen, die gleichfalls zum Teil in Aktien ebenso bezahlt wurden, wie die Fabriken für Lokomotiven, Waggons usw. Nur etwa ein Drittel der Zahlung erfolgte in barem Gelde. Für die Obligation waren Arrangements in England getroffen, und er allein hatte Aktien und betrieb seine Büros und Arbeiten mit barem Gelde. Die Aktien hoffte er bei der Kommerz-Leihbank beleihen zu können, bis sie zum gegebenen Augenblick auf den Markt zu bringen wären. Da außerdem auch noch die Bahn von Mehlteuer nach Weida im Bau war, so hatte er durch all diese Unternehmungen Bahnbauten, Bergwerke, Hütten und Fabriken allerart im Betriebe, die er so ertragreich einschätzte, daß er in den nächsten fünf Jahren mindestens sechzig Millionen Franken gewinnen mußte.

Zum erstenmal in seinem Leben kam ihm unaufgefordert Hilfe, die er früher vergebens gesucht hatte. Ein Prokurist der Firma H. v. Goldschmidt & Co. in Wien kam nach Zbirow, um die ganzen Unternehmungen zu besichtigen und eine Schätzung des gesamten Besitzstandes durch einen Oberingenieur des Handelsministeriums aufnehmen zu lassen. Die Beleihung seitens Goldschmidt verzögerte sich und durch Schwierigkeiten in der Kursnotierung der Waagtalbahn, ferner durch Eifersüchteleien mit den anderen Konkurrenzbahnen kam Strousberg in Bedrückung. Meinungsverschiedenheiten zwischen der Waagtalbahn erhöhten die Unannehmlichkeiten, aber schließlich gab Goldschmidt Effekten von sechshundert Tausend Rubel an Strousberg. Die Goldschmidtbank stand durch persönliche Beziehungen mit Rotschild und anderen größten Häusern in Verbindung. Der Prokurist des Hauses Goldschmidt reiste mit Strousberg nach Moskau, der Direktor der Kommerz-Leihbank und sein Schwiegersohn traten in den Verwaltungsrat der Bahn Paris—Narbonne ein und Strousberg übergab der Bank die Aktien dieser Bahn. Die Kommerz-Leihbank wurde von Strousberg sehr stark in Anspruch genommen, was sein gutes Recht war, aber er hatte den unbegreiflichen Fehler begangen, Wechsel über größere Summen abzugeben, als vereinbart war, und zudem in anderer Weise, als den Abmachungen entsprach. Damit nun die Moskauer Bank Sicherheiten hätte, reiste ihr Direktor nach Zbirow, überzeugte sich von dem guten Stand und der Bedeutung der Anlage und wurde in den Verwaltungsrat der Gesellschaft übernommen, die diese Industrien umschloß. Die Gesellschaft wurde gegründet. Strousberg reiste im August 1875 nach Moskau, überlieferte der Bank die Sicherheiten, bekam aber nur einen Akzept-Kredit von der Höhe jener Summe, die er haben wollte. Das Geld reichte nicht aus, inzwischen wurden Zahlungen und Wechsel fällig, die Gläubiger mußten vertröstet werden, bis neue Hilfe aus Moskau kam. Hätte man diese Unterstützung rundweg abgelehnt, dann hätte Strousberg andere Quellen zu erschließen versucht, indessen berief man ihn mit der sicheren Zusage auf Hilfe nach Moskau. Dort angekommen, fand er eine Bank-Krisis vor, auch war eine Untersuchung im Gange. Strousberg kehrte schleunigst um, um in Berlin zu retten, was noch zu retten ging, wurde aber in St. Petersburg auf telegraphische Weisung ver-

Digitized by Google



Durch die Bahn. Gemälde von Prof. Angelo Jank

(Kunstausstellung im Glaspalast, München 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

haftet und nach Moskau geschickt. Strousberg sagt, daß es nicht seine Pflicht sei, die Leitung einer Bank an ihre eigenen Instruktionen zu erinnern, sondern daß er das Recht habe, von einer Bank möglichst viel Geld zu entlehnen, sie überhaupt so viel als möglich in Anspruch zu nehmen. Man warf ihm vor, daß er den Direktoren Geschenke gemacht habe, so daß sie ihre Befugnisse überschritten und dadurch die Bank in Zahlungsschwierigkeiten gebracht hätten. Diese Verhaftung — ob ungesetzlich oder nicht — brachte jedenfalls Strousbergs gesamten Unternehmungen den Ruin.

Strousberg blieb etwa zwei Jahre in Haft. Jedermann wird begreifen, daß derartig weit verzweigte, zum Teil recht locker gegründete Unternehmungen ihres geistigen Oberhauptes nicht lange entbehren durften, ohne zusammenstürzen zu müssen. Es wurde in Österreich und Preußen Konkurs angesagt, so daß das Gebäude an allen Ecken lichterloh brannte. Die Bahnunternehmungen gingen entweder in Konkurs, oder die Konkursmasse ließ sich mit einer Kleinigkeit abfinden, der gesamte Besitz und alle Unternehmungen zerrannen wie Wasser im Sande. Im Interesse aller Gläubiger wäre es jedenfalls gewesen, den Schuldner nicht im Gefängnis festzuhalten, sondern ihn zu zwingen, seine Kraft in den Dienst der Unternehmungen zu stellen. Das Unheil schritt nun rasch voran. Strousberg wandte sich wieder zunächst im Gefängnis und später in der Freiheit seinem früheren schriftstellerischen Berufe zu; er schrieb: „Dr. Strousberg und sein Wirken von ihm selbst geschildert". Ferner erschien ein Buch über Parlamentarismus. Seine eigene Tätigkeit als Mitglied des norddeutschen Reichstages, wo er der konservativen Partei angehörte, hat in ihm immer den Wunsch zurückgelassen, in der Politik tätig zu sein. Ferner schrieb er ein Buch über den Bau eines Nordostseekanals und brachte dadurch die Idee eines Kanalbaues neuerdings ins Rollen. Er richtete sich nach seiner Verhaftung ein Büro in der Dorotheenstraße in Berlin ein, gelangte wieder zu Geld und zu Unternehmungen, und zwar merkwürdigerweise erhielt er das Geld von solchen Leuten, die schon vorher bei ihm viel verloren hatten. Er gründete die Zeitung „Kleines Journal", das wegen seiner geistreichen Leitartikel, die von Strousberg stammten, von Bismarck gern gelesen wurde.

Strousberg war ein ganz hervorragender Förderer und Organisator größten Stils, allein er ging zu sehr in die Breite als in die Tiefe, war zu wenig gründlich, besaß wenig Menschenkenntnis oder dünkte sich so hoch, daß er wähnte ihrer entbehren zu können. Er sprach sehr unvorsichtig vor allen Leuten über alles und hatte infolgedessen manche Aussicht aus der Hand gegeben, die ihm erhalten geblieben wäre, wenn er seine Reden nur nach seinen Zuhörern gehalten hätte. Namentlich auf seinem Landsitz in Zbirow wurden geschäftliche Angelegenheiten beim großen Frühstückstisch erledigt, so daß Berufene und Unberufene über alles informiert wurden. Strousberg sorgte in rührender Weise für seine Familie und war persönlich kein Trinker, Spieler, oder Wüstling, kurz, er war für sich selbst die Anspruchslosigkeit selber. Sein glänzender Verstand, sein unerhörtes Glück machten ihn durch ein Jahrzehnt hindurch zu dem bekanntesten Mann Deutschlands. Mit seiner anmutigen Frau lebte er in ungetrübtem Glück und sie — er nannte sie einen Engel auf Erden — ertrug seine Launen mit Geduld. Nach dem Zusammenbruch mußte er seinen Palast in Berlin, Wilhelmstraße 70, die heutige englische Botschaft, mit einer bescheidenen Mietswohnung in der Keithstraße vertauschen. Während des Niederganges erkrankte sein Lieblingssohn Arthur an Lungenschwindsucht. Noch hatte er so viel Geld, um ihn nach Ägypten zu schicken, und so reiste der Kranke mit dem Schriftsteller Georg Ebers, der seine ägyptischen Forschungen für seine Romane fortsetzte, nach dem Süden. Als sein Sohn starb, bestellte Strousberg bei Reinhold Begas einen Sarkophag, allein die inzwischen eingetretenen Zahlungsschwierigkeiten erlaubten die Bezahlung nicht mehr und Begas behielt das Kunstwerk in seinem Atelier. Inzwischen ging es weiter bergab, auch die Wohnung in der Keithstraße wurde versiegelt, die Familie ging nach England, und er selbst bezog ein armseliges Asyl in der Taubenstraße, das ihm eine seiner früheren Köchinnen freiwillig anbot.

Am 13. September 1882 starb Frau Strousberg in London. Ihr Leichnam wurde nach Berlin überführt und auf dem Matthäi-Kirchhof in der Familiengruft beigesetzt. Am 5. Januar 1884 starb Eduard Lasker, der, todkrank, halbvergessen und verbittert, nach New-York gefahren war. Nun, da das Schiff gesunken war, war Strousberg seinen Widersacher los. Am 31. Mai 1884 starb Strousberg. Damit war ein Leben beschlossen, das durchaus ein heftiger, niemals ruhender Kampf gewesen ist, das in Armut begann, zu allerhöchstem Reichtum aufstieg und im tiefsten Elend endete.

Digitized by Google

Steuermann Lübbert

Von Hans Fr. Blunck

Die Elbe trug ein schimmerndes Geschmeide um ihre Brust. Das hatte ihr die Sonne geschmolzen, daß es blitzte und glomm wie eitel Gold. In den Dünen am Ufer lag das Fischerdorf wie in einer Wiege und es war, als lachten seine roten schmucken Häuser hell in den Sonnenschein hinein.

Über die zitternden Blüten der Rosen strich weich der Wind, streifte ein müdes Blatt zur Erde, lief spielend weiter und versteckte sich im dichten Efeugebüsch, das Wieb Lübberts Haus umrankte.

Deert Lübbert, der Steuermann, der lang ausgestreckt im Garten des Lotsenhauses lag, blinzelte behaglich über das Wasser und ließ die warme Mittagsluft über die Brust strömen. Er hatte den Rock geöffnet, die Hände unter dem Nacken gefaltet und nur die Mütze etwas ins Gesicht geschoben, um die Augen zu schützen. Die blickten schläfrig unter dem Schirm hervor, das Ufer entlang, das tief unter das schimmernde Wasser zu sinken schien, und dem Ewer nach, der grade unter die goldene Brücke fuhr, die das Licht warf und um dessen Segel und Leib ein brennender Kranz aufflammte.

Und langsam folgten Deert Lübberts Gedanken dem Schiff, wandelten es in eine Bark, in einen Dampfer, der mit hohem Rauch seewärts fuhr, und sahen ihn selbst auf der Brücke als Führer, mit breiten Streifen um die Ärmel und als Kapitän ...

Der junge Steuermann schloß die Augen und sann. Wenn seine Träume zu ihm kamen, seine heimlichen Wünsche, dann konnte er stundenlang bei ihnen weilen, konnte Berge versetzen und Meere graben, dann fing er sich in ihren Netzen und die Tausende von Farben ringsum schienen nur für ihn da zu sein und für ihn zu blinken und zu leuchten.

Der Träumende hörte plötzlich leichte, flüchtige Schritte, die näher und näher kamen, grade über dem Fußweg, der mitten durch den Garten lief. Halb neugierig rekelte er sich, schob die Mütze zurück und wollte die Ellenbogen aufstützen. Aber er war zu träge und plötzlich stand ein Mädchen vor ihm, das sah ihn mit halb erschrecktem, halb erstauntem Gesicht an.

„Beinahe wäre ich über Sie gefallen."

„Soo?" sagte Deert Lübbert verwundert und wußte immer noch nicht recht, ob er träumte oder wachte.

Das Mädchen wurde rot und sah ihn mit scheuen Blicken an, aber es blieb noch stehen.

„Ich wollte zum Krämer und hab' mich verlaufen. Können Sie mir nicht den Weg sagen?"

Der Steuermann war mit einem Satz aufgesprungen, strich verlegen über seine Kleider und riß den Rock zusammen. „Entschuldigen Sie — natürlich!" Er besann sich einen Augenblick. „Da müssen Sie immer grade aus gehen."

„So, danke!" Ein lustiger Blick streifte ihn, das Mädchen wandte rasch und lief mit behenden Schritten weiter. Deert Lübbert aber sah ihr mit Augen nach, als wäre er noch halb im Traum, bis das helle Kleid hinter den Hecken und blühenden Dornbüschen verschwunden war. Dann fuhr er sich über die Stirn und ging ins Haus.

Wieb Lübbert stand am Feuerherd und briet Schollen für ihren Jungen. Die krümmten und bogen sich in der Pfanne, das Salz spritzte und die Butter brodelte, so reichlich hatte sie dazu getan.

Der Steuermann holte einen Bock, setzte sich neben sie und sah starr in die Herdglut. „Hast ausgeschlafen, Deert?"

Er nickte und sein Blick wanderte zu den Fischen in der Pfanne.

„Hast wohl Hunger, Jung?"

„Verdammten Hunger, Mutter." Und dann nach einer nachdenklichen Weile fragte er unsicher: „Sag' mal du, ist hier eigentlich jemand zugezogen?"

Wieb Lübbert schüttelte verwundert den Kopf, warf die zischenden Schollen auf einen Teller und schob ihn ihrem Jungen in die Hand. „Bring rein, Deert, wir wollen rasch essen. Jung, sei doch nicht so nachdenklich."

Zwei Tage später saß der Steuermann oben auf dem Düwelsberg, der östlichen der beiden Höhen, zwischen denen das Elbdorf lag. Es war noch früh am Morgen und Gräser und Büsche waren naß vom Tau.

Da hörte er plötzlich wieder weiche schwingende Tritte und eine lachende Stimme und ihm war, als kennte er beides. Unsicher stand er auf, zog den Rock über und wußte nicht recht, was er tun sollte.

Dann brach mitten aus dem Gebüsch ein weißer Arm, eine rote Bluse und weit zurückgebogen ein lachender Mädchenkopf: „Hurra, Vater, ich bin da."

Deert Lübbert grüßte verwirrt und schwieg. Einen Augenblick standen sich beide gegenüber, als hätten sie sich etwas zu sagen. Dann zog der Steuermann verlegen die Mütze und ging. Unterwegs traf er einen dicken, älteren

Digitized by Google

Herrn, der den Hut in der Hand trug und sich trotz der Morgenfrische mit einem Taschentuch mühsam den Schweiß von der Stirn wischte. Der blieb schnaufend stehen und sprach ihn an. „Och Sie, sagen Sie mal, wie weit ist es noch bis oben?“

Deert Lübbert begann zu lachen. „Sie sind gleich da, ich glaube, Sie werden schon erwartet.“

„So'n Deuwelsdeern!“ wetterte der Alte. „Sagen Sie mal, ist es denn wirklich sehenswert da oben?“

„Sie hätten auf den Rugenberg gehen sollen, auf die andere Seite, da ist es noch viel schöner, da können Sie die ganze Elbe sehen.“

Der andre schüttelte heftig den Kopf und zog brummend weiter. Eine Weile blieb Deert Lübbert stehen und sann nach, wer die beiden wohl sein möchten, dann wandte er sich wie im plötzlichen Entschluß und ging dem andern nach zur Höhe zurück.

Oben stellte er sich vor und fragte, ob er nicht etwas führen dürfte, er kenne die Gegend genau. Der Alte knurrte etwas Unverständliches, aber das Mädchen fragte nicht lange, sagte dankend zu und lachte ihm schelmisch ins Gesicht. „Warum sind Sie nicht gleich hier geblieben, waren Sie bange?“

Da wurde der Steuermann wieder unsicher und begann zu erklären. Und er sprach laut und eifrig und sah dabei immer starr auf die Elbe und die blauen Berge da drüben.

„Wissen Sie, grade vor uns, auf halber Höhe und dann da drüben auf dem Rugenberg, da haben sie bis vor kurzen immer noch die großen Feuer entzündet, wenn die Fischer auffuhren auf See. Die konnte man weit in die Marsch hinein sehen und das war immer das Zeichen zum Aufbruch für alle, denn keiner wollte den andern nachstehen. Dann war das Eis geschmolzen oder war im Treiben, dann kam der Frühling und die Arbeit war wieder an der Reihe.“

„Sind Sie auch Seemann?“

Er nickte kurz und sein Blick flog sehnsüchtig mit dem weiten grauen Strom. Dann sah Deert Lübbert lustig auf: „Kommen Sie doch mit auf den Rugenberg, da kann man noch viel, viel weiter sehen.“

Der Alte wollte durchaus nichts davon wissen, aber die beiden Jungen fragten nicht viel, lachten und waren plötzlich weit voraus, so daß er scheltend hinterher mußte. Und rasch atmend liefen sie nebeneinander die Höhe hinab und den Berg hinan.

„Sie wollen wohl immer die erste sein?“

„Nein, ich mag aber gern mal laufen. Es ist so gräßlich, wenn die Menschen den ganzen Tag auf dem Rücken liegen.“

Sie lachten beide, rannten erhitzt weiter und keiner wollte der letzte sein.

„Ich wußte gar nicht, daß Mädchen so laufen können.“

„Und ich hatte mir einen Seemann nur mit Transtiefeln und Ölrock vorgestellt.“

Als sie kurz vor der Höhe waren, blieb das Mädchen stehen und holte tief Atem. Deert Lübbert, der voran war, wandte sich um und spottete: „Sehen Sie nun, daß wir laufen können?“

Sie nickte und reichte ihm die Hand. „Ziehen Sie mich hinauf.“

Der andre lachte. „Erst muß ich wissen, wen ich ziehe. Bei der Vorstellung wird man ja doch nicht klug daraus.“

„Ich heiße Anni Schmidt,“ sagte sie.

„Doch!“ Er machte ein ganz enttäuschtes Gesicht.

„Sind Sie nicht zufrieden damit, dann brauchen Sie es nur zu sagen.“

„Nee, aber Sie liefen mir damals mitten in einen Traum hinein und da hießen Sie ganz anders, ich weiß bloß nicht mehr wie. Da machten Sie auch eine große Reise mit uns.“

„Ich mach' auch bald eine große Reise, aber deshalb heiße ich doch so, wie ich heiße und — besser laufen kann ich auch als Sie. Sehen Sie wohl?“

Bevor der Steuermann sich recht besinnen konnte, war sie oben, zog ein Tuch und winkte ihm lustig zu.

„Das war Mogelei, das gilt nicht.“

„Ich war zuerst oben,“ sagte sie, preßte die Lippen zusammen und sah steif über die Elbe.

In breiter unendlicher Fläche strömte die Elbe zum Meer, zog sich zur Kimmung, die sie in grauen Streifen berührte, und schien endlos in blinkenden Armen und Nebenströmen die Marsch zu durchfurchen. Fern die Berge im Süden umspann eine zitternde Glut. Die Inseln aber schienen sich sachte im Strom zu wiegen, so tief lagen sie vor den Blicken und so seltsam schoben sich letzte Nebel und die gleißenden Ketten der Frühsonne um ihre Deiche.

In den Augen des Mädchens glänzten plötzlich zwei Tränen.

Deert Lübbert sah es und fragte sie erschrocken. Einen Augenblick schüttelte sie trotzig den Kopf, aber dann wurde sie weich.

„Wir wollen so lange fort, ganz weit weg, nach dem Kapland, nach Südafrika, und ich mag nicht, es ist so schön hier, so wunderschön!“

Er sah überrascht auf, dann wollte er trösten. „Ach, das ist doch nicht weit. Da fahre ich jedes Jahr mehrere Male hin, da

Digitized by Google

fährt man eben hin und zurück, grad wie nach Kiel oder Berlin."

Anna Schmidt sah ihn zornig an. „Machen Sie mir doch nichts vor. Wir wollen auf zwei, drei Jahre fort, zum Bruder meines Vaters, und da soll ich dann mitten in der Wüste sitzen, mitten drin, ganz allein!" Sie stampfte auf und die Tränen liefen ihr über die heißen Backen. „Hier ist es tausendmal schöner. Ich will hier bleiben, ich will nicht mit!"

„Erst hab' ich so geprahlt," sagte sie leise, „und freute mich, aber je näher die Zeit kommt, desto wunderlicher wird mir. Jetzt wollen wir hier draußen noch ein paar Tage bleiben und auf einmal scheint mir alles so schön, so wunderschön, die Berge und die Elbe, die Marsch und alles, daß ich nicht weiß, wie ich es aushalten soll."

Deert Lübbert wurde unruhig und wollte scherzen. „Wissen Sie was, ich fahre auch hinunter. Sie kommen auf mein Schiff und dann laß' ich Sie einfach nicht von Bord!"

„Wir fahren in zwei Wochen mit der Minna Luise!"

„Da fahre ich ja grad mit!"

Die beiden Menschen sahen sich betroffen an, suchten einen Augenblick, ob der andre die Wahrheit sagte, und brachen dann in lautes Lachen aus.

„Holla, Fräulein Fahrgast, komm an Bord, herzlich willkommen!"

Er schüttelte ihr kräftig die Hand, daß sie lachend aufschrie, dann wurde sie ernst.

„Sie sagen ja sicher die Unwahrheit. Sie meinen, wir sehen uns nicht wieder und da können Sie uns etwas vorlügen. So machen es die Seeleute alle."

Er lachte noch immer aus vollem Halse. „Ganz gewiß nicht, soll ich Ihnen meine Papiere holen?"

„Gucken Sie mich mal grade an ohne zu lachen, dann weiß ich, ob Sie die Wahrheit gesagt haben."

„Achtung, Fräulein Fahrgast!"

Da wurde das Mädchen plötzlich rot und sah weit weg über den Strom.

„So sollen Sie mich nicht angucken, das hab' ich nicht gesagt, das sah fast ebenso dumm aus wie neulich, als Sie mich zuerst anstarrten."

Beide begannen in der Erinnerung wieder leise zu lachen. „Was sind Sie doch für'n alberner Mensch. Erzählen Sie mir lieber was von der Minna Luise! Das soll ein großes, schönes Schiff sein."

‚Das ist ein alter Klapperkasten,' hätte Deert Lübbert am liebsten gesagt, aber er hütete sich und brummte etwas vor sich hin.

„Neu ist sie ja nicht, — aber das letztemal wurde sie in einem Dock von Havre gründlich überholt. Das hatte sie als Nothafen anlaufen müssen, weil sie mitten auf See leck gesprungen war, aber sie tut ihre Dienste, denk' ich, und macht noch manche Fahrt ... ich hab' grad noch ein paar Tage Urlaub hier, dann muß ich wieder an Bord und Wache schieben."

Da kam der Alte prustend und stöhnend den Weg herauf und fluchte über Berg und Tal, unterschiedlos.

„Vater, Vater!" das Mädchen sprang dem andern entgegen. „Vater, das ist der Kapitän von unserm Schiff, denk dir nur."

„Kapitän nicht, bloß erster Steuermann," wehrte Deert Lübbert ab.

Der Alte sah unsicher von einem zum andern, dann begann er breit zu lachen. „Ich sag' ja, etwas Verrücktes muß jeden Tag in der Welt passieren."

Deert Lübbert hat in den folgenden Tagen wenig Ruhe gehabt. Es war ihm eine seltsame Freude, bei den Sommergästen zu sein, sie durch seine Heimat zu führen und dem plaudernden roten Munde des Mädchens zuzuhören.

Am Mittag des letzten Tages brachte der Steuermann die beiden noch einmal zu ihrem Wohnhaus hinunter. Das hatten sie einem alten Fischer abgemietet, der den Sommer über auf See lag oder am Altonaer Markt.

Als er heimkehren wollte, luden sie ihn ein, dazubleiben, wenn er helfen wollte, fürs Mittagessen Holz zu spalten und Feuer anzumachen. Das ging besser, als beide Teile gedacht hatten, aber neckend warfen sie sich ihre Ungeschicklichkeit vor.

Plötzlich hielt der Steuermann inne und richtete sich auf. „Wenn Sie noch mal was sagen, möcht' ich, ich hätte Ihnen niemals den Weg zum Rugenberg gezeigt." Sie lachten beide, so lange schien es her zu sein und so unmöglich dünkte es sie, daß es jemals anders hätte kommen können.

„Sie brauchen ja nur zu gehen, wenn Sie wollen, aber Mittagessen kriegen Sie dann auch nicht ab. Und jetzt stellen Sie die Teller zurecht, aber die flachen gehören nach unten und die tiefen nach oben!"

„Erst will ich hören, daß mein Feuer gut brennt und daß meine Kartoffeln wirklich gar sind."

„Da haben Sie gar kein Recht drauf, hier bin ich Kapitän."

„Das erkenne ich nicht an, dann will ich man lieber gehen."

Sie holte die Mütze vom Nagel und gab sie ihm lachend hin. „Gehen Sie doch."

Da wurde er unsicher. „Was soll ich mit der Mütze?"

„Na, dann nehmen Sie lieber den Korb

Digitized by Google

und pflücken Erdbeeren, damit Sie sich nützlich machen. Wir essen gleich Erdbeeren und Milch."

Gehorsam ging er hinaus und Anna Schmidt sah ihm nach und wußte nicht, was sie von ihm halten sollte, redete sich ein, er sei ein nachgiebiger Mensch, der nur lachen könnte und wenig Ernst hätte. Und dann rechnete sie nach und wunderte sich, daß sie ihn erst seit wenigen Tagen kannte, schüttelte trotzig den Kopf, strich sich das Haar aus der glühenden Stirn und nahm sich fest vor, sich nicht leicht zu geben.

Als der andere nicht wieder kam, lief sie selbst in den Garten und fand ihn mitten in einem Rosenstrauch. Von denen hatte er einen Strauß gepflückt und reichte ihn ihr lachend, als sie zu ihm kam.

„Und wo sind die Erdbeeren?" fragte sie.

Deert Lübbert sah erschrocken auf. „Die können wir ja nun zusammen pflücken."

„Grad, wie ich's mir gedacht hatte," sagte sie, „ohne Ernst und Arbeit, zu nichts brauchbar als zum Sinnieren und Faulenzen — das sind so die richtigen Seeleute."

Sie holte den Korb, kniete nieder und begann zu pflücken. Der Steuermann aber war in einer ausgelassenen glücklichen Laune.

„Grad so wie ich's geträumt hatte, neulich, als Sie kamen, genau so!" sagte er. „Die Frau an Bord wollte auch die Rosen erst nicht haben von mir, aber nachher nahm sie sie doch und gab mir einen wunderschönen Kuß dazu."

„Pfui," sagte jemand empört, „wie lange kannten Sie die?"

„Das erinnere ich nicht mehr," sagte Deert Lübbert kleinlaut, „die war auf einmal da." Er kniete nieder, begann mit ihr zu pflücken und richtete es so ein, daß ihre Köpfe langsam einander näher kämen. Aber das Mädchen wußte, daß sie in einem gefährlichen Fahrwasser war, und richtete sich rasch auf.

„Ist aber wieder so richtig Seemanns Art, kaum kennen sie sich, schon geben sie sich 'nen Kuß. Die sind mir zu leicht, wirklich, sind unpraktisch, liegen den ganzen Tag auf dem Rücken und dösen in die Sonne."

„Das war ja nur ein Traum," sagte Deert Lübbert bedrückt, „wollen wir nicht weiter pflücken?"

Aber Anna Schmidt schüttelte heftig mit dem Kopf. „Wir haben genug heut."

„Und die Rosen?" fragte er. Sie blickte einen Augenblick schelmisch auf. „Es wäre so schade, wenn sie vertrockneten, geben Sie her."

An diesem Mittag wartete Wieb Lübbert vergeblich auf ihren Sohn und wußte nicht warum, aber sie wunderte sich schon manchen Tag, daß ihr Junge so glücklich nach Hause kam von seinen Wegen, mit heißem Kopf und lachenden Augen. Aber wenn sie fragte, nickte er nur und sagte: „Wart' noch etwas, Mutter, ich bin noch nicht so weit."

Das Schiff war in Havre schlecht überholt und in Hamburg war nicht gleich ein Dock frei gewesen.

Der Kapitän, der krank am Fieber lag, hatte sich nicht darum bekümmern können und Deert Lübbert machte seine erste Reise auf der Minna Luise. So fuhr sie hinaus ohne schmuckes Gewand und ohne von den Armen der Arbeiter und Werkführer auf ihre innere Festigkeit nachgeprüft zu sein.

Es war ein Stückgut-Dampfer, der nur selten Fahrgäste nahm und der erste Steuermann hatte alle Hände voll zu tun, um in den ersten Häfen, die sie anliefen, seiner Pflicht gerecht zu werden. So kam er zuerst wenig dazu, sich um seine Gäste zu kümmern, und die verstanden ihn nicht, kannten ihn nur als lustigen Freund und schalten, er wolle sie wohl nicht mehr kennen. Nur das Mädchen wußte aus den stillen, leuchtenden Blicken, die sie mitunter trafen, und aus seinen wunderlichen Reden, wie es um sie beide stand.

Als sie auf der Höhe von Liberia waren, starb der Kapitän am Fieber und das Schiff nahm Wasser auf. Da kam eine wilde Rastlosigkeit jäh über den jungen Führer, ein unsteter Schaffensdurst, der ihn alles vergessen ließ, die Vergangenheit und die Freunde an Bord. Kaum, daß er noch flüchtige Grüße für sie hatte oder ein paar unruhige Worte bei der gemeinsamen Tafel. Er fühlte zum erstenmal die ungeheure Verantwortung, die auf seinen Schultern ruhte, und ein unbändiger Wille erwachte in ihm, dem Schicksal zu begegnen und das kranke Schiff sicher an seinen Bestimmungsort zu zwingen.

Das Mädchen vom Rugenberg aber, das sich die Fahrt als Fortsetzung der Sommerfreuden gedacht hatte und in einer seltsamen Scheu ihre Gefühle gehütet hatte, wie das Feuer im Herde, die den andern als lustigen Freund nicht kennen wollte, sehnte sich zu dem Schaffenden. Und sie fing an ihn zu verstehen, fühlte seine Laune mit ihm und begann, heimlich in ihren Gedanken an seinem Werk mitzuarbeiten. Aber selten, daß sie einige erklärende Worte hörte. Der Zustand des Schiffes sollte geheimgehalten werden und die Führung der Bücher und Frachten verstand sie nicht. Deert Lübbert aber kroch Tag und Nacht durch Luken und Sparren, horchte und klopfte und wollte mit der geheimen Macht kämpfen, die irgendwo im Innern unerreichbar saß und wühlte. Aber er fand das Leck nicht, das Wasser begann in dem Raum zu steigen, die Maschinen pochten

Digitized by Google

tiefer und dumpfer, als wüßten sie, daß sie in Gefahr seien, und Deert Lübbert kam schwankend und wachsbleich zurück aus dem Schiffsbauch.

Wieder flossen einige Tage hin, langsam und zäh. Das Schiff durchfurchte träg die afrikanische See und die Sonne lag glühend über Deck und Meer, als wollte sie beide zu heißen Dämpfen schmelzen. Da ging um die Mittagszeit eine Unruhe von einem kommenden Sturm durch das Fahrzeug und das Mädchen vom Rugenberg legte ihre Sprödigkeit ab und ging, eine offene Zwiesprache zu fordern. Als sie auf die Brücke kam und des Steuermanns Namen rief, sah er kaum auf. Dann winkte er und sie folgte ihm und sah fern auf die Kimmung, über der ein brauner Rauch zu liegen schien. Sie wußte nicht, was er bedeutete, aber dann sah sie das verkniffene Gesicht des Mannes am Ruder, der starr über die Dünung blickte, und dann sah sie in Deert Lübberts Gesicht und erschrak tief. Noch einmal zeigte er nach vorn und es war ihr, als käme ein Stöhnen aus seiner Kehle. Sie suchte nach seiner Hand und fragte: „Deert?"

Er nickte, befahl etwas, ging unruhig hin und her und suchte die Kimmung mit dem Fernrohr ab. Da faßte sie sich ein Herz und trat eng auf ihn zu: „Deert, hast du Sorgen?"

Die beiden merkten nicht mehr, daß sie du zueinander sagten. Das Leben hatte sie in seine Hände genommen. Der Steuermann nickte stumm vor sich hin. Und leise begann sie wieder, als wollte sie abbitten.

„Ich hielt dich für einen Menschen, der nur lachen kann, Deert! Jetzt kenne ich deinen Ernst. Warum hab' ich das nicht gleich gesehen, du?"

Er drehte sich unruhig um, als wollte er etwas sagen, aber ein trocknes Schluchzen in seiner Kehle erstickte die Worte. Fest biß er die Zähne zusammen und starrte in die Weite. Da trat das Mädchen dicht an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm in die Augen. „Sag' du, müssen wir sterben?"

„Es ist aus, Anna, solchen Tag hält das Schiff nicht mehr!"

Er wollte sich abwenden, aber dann packte ihn jäh die Lebensgier und in rasender Leidenschaft riß Deert Lübbert das Mädchen an sich, zwang ihren Mund auf seinen und küßte ihn verzehrend und endlos. Und sie nickte nur, wenn sie seine Augen sah und suchte wieder und wieder seine Lippen, als dürfte sie die niemals verlieren. Und dann schrie er auf: „O du, wär' ich zu Hause geblieben mit dir! Warum sind wir nicht an der Elbe, warum haben wir uns nicht geküßt all die Tage schon bis heute!"

Das Mädchen streichelte ihn und weinte. „Wie bist du stark in der Arbeit, hätte ich das immer gewußt, du!"

Ein Ruf kam von unten. Die beiden richteten sich auf und ihnen war, als spräche das Jüngste Gericht. Dann führte Deert Lübbert das Mädchen an die Treppe. „Laß mich hier bleiben, du," flehte sie.

Aber er schüttelte den Kopf und sah sie traurig an. „Was sagtest du noch, du? Wie bist du stark im Ernst. Leb wohl, Anna!" Und während es in ihm brauste und stürmte, ging Lübbert, der Steuermann, zum Mann am Ruder und gab ihm Befehle, trat ans Sprachrohr und traf Anordnungen für das anziehende Wetter.

Die Luft wurde schwül und drückend, die Dünung begann zu steigen und die Sonne sank in einen braunen Dunstkreis. Die Leute kamen in Ölzeug und Transtiefeln von unten. Zwei Vögel flogen mit schwerem Flügelschlag nach Osten, kreischten und schrien. Dann wurde es eine Weile totenstill auf dem Meer, nur die Dünung brauste unter dem Schiff. Und dann kam donnernd, aufheulend der Sturm.

Nach drei Stunden sah Deert Lübbert, daß das Schiff verloren sei. Die Luken waren aufgeschlagen von den Brechern und die Ladung im Raum war übergeschossen. Der morsche Schiffsleib zitterte und stöhnte unter jeder neuen Sturzsee, der Maschinenraum lief voll und der Bug sank langsam und lag tief vor den anrollenden Wogen.

Da befahl er mit heller Stimme die Boote klarzumachen. Aber zwei wurden zerschmettert, ehe sie zu Wasser kamen. Dann sprangen verzweifelt Leute aus der Mannschaft in das dritte, bis Deert Lübbert herzukam und mit harter Hand Platz für die Fahrgäste schuf.

„Komm mit, Deert!" Der tat als hörte er nicht und schrie und arbeitete weiter, um das Boot klar zu machen.

„Laß mich hierbleiben, du!"

Aber rauh machte er sich frei, stieß das Mädchen zurück und hob sie mit starkem Arm ins Boot, ohne Handdruck.

Erst als das Fahrzeug glücklich im Wasser war und hoch von den gischenden Wellen aufgeworfen wurde, riß er seine Mütze herab und schwang sie wild um den Kopf. „Hart im Ernst!" Das Wort des Mädchens ging ihm jäh durch den Sinn, und er wurde still und zufrieden mit seiner Pflicht.

Am hochliegenden Heck banden sich die zurückgebliebenen Leute ein Floß, ans Leben krampfend, riefen und winkten ihm.

Aber Deert Lübbert, der Kapitän, stand an der Reeling, und während der Bug sich tiefer und tiefer neigte, suchten seine Augen durch den Sturm, suchten nach einem Boot irgendwo, weit, weit, in der Ferne.

Digitized by Google

Hugo Wolf und Detlev von Liliencron

Von Dr. Konrad Huschke

Ein Oktobertag des Jahres 1890. Der Münchener Schriftsteller und Führer des jungen literarischen Naturalismus Michael Georg Conrad, Herausgeber der weitbekannten „Gesellschaft" und zugleich ein begeisterter Musikfreund (in seiner Erzählung „Majestät" hat er später das Verhältnis König Ludwigs II. zu Richard Wagner behandelt) kehrt nach kampfesreicher Tagesarbeit zurück zu seinem Künstlerheim. Doch plötzlich bleibt er stehen, denn schon von weitem hört er ein Toben auf seinem Klavier, daß das Haus dröhnt und die Fenster zittern. An den Worten, die mit leidenschaftdurchglühter Stimme dazu gesungen werden, erkennt er Mörikes Geisterballade vom Feuerreiter. Nun ahnt er den Verbrecher und tritt lachend in die Stube. Da erhebt sich mit jähem Ruck eine untersetzte jugendliche Männergestalt vom Klaviersessel, ein wundervoll tiefes Künstlerauge blitzt ihn an und mehr gekeucht aus klopfender Brust als gesprochen — der Raum zittert noch von Sang und Klang — dringen zu ihm die Worte: Hugo Wolf aus Wien. Er, der streitbare Führer der Jungen, soll ihm helfen, München zu erobern, schnell, schnell, schnell, „noch heute, spätestens morgen!" Mit dämonischem, fast krankhaftem Eifer schlägt der junge Wiener Musiker bald Mörike, bald Goethe auf: „Hören Sie das! Hören Sie das!" „Was sagen Sie dazu?" und fegt wie ein Frühlingssturm singend und spielend durch den Liederschatz der beiden großen deutschen Dichter. Nicht Hände und Atem genug hat er und der Zuhörer nicht genug Ohren, die fabelhafte Fülle neuer Musik zu bewältigen.

Conrad macht mit ihm, dessen Wesen den feurigen Kämpfer und Stürmer unwiderstehlich anzieht, sofort Pläne, wie die Eroberung am schnellsten in Szene gesetzt werden könnte. Die besten Leute allerart sollen herangezogen werden, um der neuen Kunst zum Siege zu verhelfen. Und bereits am nächsten Vormittag findet in Alfred Schmieds Klaviersaal eine Aussprache statt. Wolf führt Proben seiner Kunst vor. Außer Conrad und Schmied sind u. a. Heinrich Porges, Hermann Levi, Franz Fischer, Eugen Gura da, die ihm alle in wachsender Spannung und Teilnahme lauschen. Hingerissen ist einer, der nicht zum Fach gehört, aber wie Conrad aller echten Musik in schwärmerischer Liebe ergeben ist, der große Dichter des neuen deutschen Naturalismus Detlev von Liliencron. In Kraft- und Sturmgefühl, Leidenschaft und Stärke des seelischen Erlebens dem heißblütigen, jungen Kunstkollegen verwandt, fühlt er sich wie Conrad von dessen menschlicher wie künstlerischer Persönlichkeit alsbald aufs stärkste gefesselt. Durch Conrad hatte er bereits Tondichtungen von ihm kennen gelernt und ihm auch schon Gedichtbände nach Unterach am Attersee zugeschickt, und Wolf hatte ihm prompt mit Worten der Verehrung gedankt: „Sie selbst werden es am besten zu beurteilen wissen, mit welch geteilten Gefühlen man Gedichte eines unbekannten Autors (verzeihen Sie meine Unbekanntschaft mit Ihren Werken) betrachtet. Wie schnell war jedoch mein Mißtrauen geschwunden, als ich in den beiden Büchern zu blättern begann. Es war mir sofort klar, diesmal, ausnahmsweise, wieder einmal einem wirklichen Poeten begegnet zu sein." Noch vor der Aussprache in Schmieds Klaviersaal hatte Conrad Wolf zu ihm geführt und der war in seiner stürmischen Art („mit langen Schritten nahm er seinen Weg," schreibt sein Biograph Ernst Decsey, „den Kopf voran, die Luft durchstoßend, ein Schnellgeher, ein Schnelläufer") in sein Zimmer gestürzt mit der komisch-bohrenden Frage: „Was bedeutet das Wort ‚Rotspon' in Ihrem Gedicht ‚Auf einem Hünengrab?'" und hatte sich bald im Banne des edelmännischen Zaubers, des männlich starken, ungezierten Wesens und der herzgewinnenden Liebenswürdigkeit des Dichters gefangen, von der Richard Dehmel rühmte, daß sich ihr niemand habe entziehen können. Der Dichter aber hat später bekannt, die kleine, gedrungene Gestalt Wolfs, namentlich seine kurzen Beine in den Pumphosen, hätten ihn von Anfang an immer wieder an den Hamburger Leichtmatrosen erinnert. Bewundert aber hat er wieder und wieder „die tiefen, herrlichen, oft sehr scharf, ja hart blickenden Augen", in ihnen erkannte er „den Herrschergeist". Es ging ihm hier ähnlich wie Conrad, dem auch sofort die „wundervoll tiefen" Augen des jungen Musikers auffielen, und wie später Richard Sternfeld, der von ihnen schreibt, sie seien von wunderbarem Ausdruck gewesen, ganz dunkle Sterne, prüfend und spähend wie Jägeraugen, sie hätten blitzen und zürnen können, aber auch lachen und zuweilen tief traurig in sich hineinschauen. Beethovenaugen. Auch die seelischen Leiden des um seine Kunst schwer ringenden jungen Meisters, die so manchesmal aus diesen Augen sprachen, hatten es dem Dichter, der ähnlich gelitten hatte, angetan, und dazu kam nun die Fülle der ihn so mächtig packenden und so tief ergreifenden Lieder. Dem Manne mußte geholfen werden.

Liliencron befand sich damals in einer der glücklichsten Zeiten seines Lebens. Erst wenig über ein halbes Jahr war er in München und schon hatte sich sein von den kleinlichen materiellen Nöten der Kellinghausener Jahre schwer bedrücktes Gemüt wieder der Sonne zugewandt. In Kellinghausen war er der schuldenbelastete Kirchspielvogt a. D. gewesen, über dessen „neue Töne", über dessen „rohen

Digitized by Google

Naturalismus" die Philister, wie auch sonst vielfach im deutschen Vaterlande, die Köpfe schüttelten. Seine Hoffnung auf Glück in der Kunst hatte ihn betrogen. In München verstand man ihn. Mit herzlichem Willkommen hatten ihn die Verehrer seiner Kunst schon am Bahnhof empfangen, zunächst nur etwas verdutzt, als er, in Erinnerung an die Formen der Soldatenzeit und von einer kleinen Goetheschen Autoritätsschwäche ergriffen, zunächst auf den hochragenden Oberst Heinrich von Reder zutrat, den Hut abriß, sich mit geschlossenen Absätzen verbeugte und meldete: „Gestatten Herr Oberst, Hauptmann Baron Liliencron." Im schönsten Bayrisch wehrte Reder ab: „Machen's keinen Unsinn. Sie sind der Liliencron und ich bin der Reder. Wir sind hier nicht in Preußen." Aber jeder von ihnen, der erschrockene alte Oberst und Michael Conrad, der Führer der Jungen, voran, waren ihm doch bald voller Verehrung zugetan, ihm, der bei aller Lebensfreude so hoch über dem Springinsfeld, dem Bruder Liederlich mit Halli und Hallo, stand, zu dem ihn die Oberflächlichkeit stempelte, ja der trotz seiner Mitteilsamkeit wie jedes wahre Genie im Grunde ein schmerzensreicher Einsamkeitsmensch war. Er hatte jahrelang schwer und voller Bitternisse um Anerkennung gerungen, gehungert und gedarbt. Nun konnte er, schon über die erste Hälfte der Vierziger hinaus, endlich zum erstenmal ein Hebbelsches Drama sehen, sich in die hohe Kunst Anselm Feuerbachs vertiefen, in der Schackgalerie an Böcklins Gemälden Herz und Sinne wärmen, in der Alten Pinakothek die Werke der klassischen Meister genießen. Uhde, Gabriel Max, Hugo von Habermann, Martin Greif, Wilhelm Jensen und der jugendliche Otto Julius Bierbaum, der ihn später noch so oft als „den Bahnbrecher der neuen lyrischen Kunst" gefeiert hat, traten ihm näher, die Sorgen ums tägliche Brot verschwanden, und dazu brachte ihm, dem von den vielen edlen und schönen Eindrücken der Kunststadt Beglückten, München nun auch noch das Erlebnis der Bekanntschaft mit Hugo Wolf, das bis an seinen Tod nachwirken sollte.

Er war in Liebe zur Musik groß geworden. Seine sich früh zeigende musikalische Begabung war schon im Elternhaus durch guten Unterricht und häusliches Musizieren gepflegt worden. Besondere Freude machte er sich und anderen durch sein Phantasieren auf dem Klavier. Und dieses Instrument hatte ihm in der liebes- und abenteuerfrohen Leutnantszeit, war's aus Rache, war's aus besonderer Zuneigung, einmal sogar einen tollen Streich gespielt, den er später als einen eines seiner Helden launig geschildert hat: die hübsche Soubrette des fliegenden Theaters, das gerade im Städtchen Gastrollen gibt, wünscht ein Klavier für ihre Singübungen und für ihre Mußestunden. Er geht mit Feuereifer auf ihren Wunsch ein und bestellt für sie in Breslau, weil es in Rawitsch nicht zu haben ist, ein Fortepiano. Das kommt denn auch, Eisenbahnen gibt's noch nicht bis Rawitsch, auf einem Frachtwagen an. Doch kann es nicht in die Wohnung der Schönen hinaufgebracht werden; die Treppen sind zu eng. Was tun? Es wird in den dritten Stock hinaufgewunden. Alles, was unten steht und verwundert diesem Ereignis zuschaut, muß den Kreis erweitern, um das Klavier nicht unter Umständen auf den Kopf zu bekommen. Und das ist gut so. Denn im nächsten Augenblick reißen die Seile und das Instrument zerschellt unten in tausend Granatstücke. Welch ein langes Gelächter im ganzen Städtchen!

Im Kriege stärkte ihm die Musik die Seele, und als er in seinen Irrjahren als vereinsamter Junggesell in Kolberg hauste, war sie sein einziger Trost und brachte ihn dem talentvollen Balladenkomponisten Martin Plüddemann, einem geborenen Kolberger, nahe. Damals schrieb er, nachdem in Kolberg Lieder von Robert Franz mit Erfolg gesungen worden waren, darüber an den Tondichter, der ihm von Halle aus zu seiner großen Freude selbst antwortete: „Vielen Dank für die freundliche Mitteilung, daß meine Lieder in Kolberg und dessen Umgebung eine gute Stätte gefunden haben. Ähnliches kann schwerlich von den hiesigen ‚hochzivilisierten' Landstrichen behauptet werden, was sich vielleicht daraus erklärt, daß ihnen über aller Kultur die Natur etwas abhanden gekommen sein mag." Als er dann, ein zweiter Lenau, über den Ozean ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten gezogen war, schlug er sich dort außer als Sprachlehrer, Bereiter und Stubenmaler auch als Klavierlehrer durch, aber er übte mit seinen Schülern zu sehr die geliebten Klassiker und die Eltern verlangten von Herrn „Leilienctaun" glatte Salonmusik. So zwang ihn die Not schließlich, in den Wirtshäusern auf dem Klavier Biermusik zu spielen. Ob er den amerikanischen Musikbanausen wohl einmal seinen geliebten Kurfürstlichen Reitermarsch vorgespielt hat, den er sich später, wenn's nicht anders ging, sogar für einen Groschen von dem „fürchterlichen selbstspielenden Klavier" vorspielen ließ, um ihn nur einmal wieder zu hören zu bekommen? Wir wollen hoffen, daß die Todsünde dieser Entweihung deutsch-klassischer Marschmusik unterblieben ist. Enttäuscht nach einem Wanderleben voll Druck und Not ins Vaterland zurückgekehrt, versuchte er's, da ihm die Mittel fehlten, in den russisch-türkischen Krieg zu ziehen, abermals mit der Musik, er wollte Musik- und vor allem Gesanglehrer werden. Aber auch das kostete Geld und seine Anlagen gingen nicht über einen schönen Dilettantismus hinaus. So wandte er sich dem Beamtentum zu und blieb ihm untertan, bis er von ihm erlöst wurde. Aber heilig blieb ihm stets die Musik und er war glücklich, wenn ein Gedicht von ihm von einem großen Tondichter vertont wurde. Und das geschah sehr bald. Denn nicht mit Unrecht rühmten schon die ersten Freunde seine Dichtungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

wie Hermann Heiberg, Alberta von Puttkamer und der Prinz Emil von Schönaich-Carolath, den musikalischen Klang seiner Lyrik. Anfangs war es der zarte Ton der Eichendorffschen Lieder:

„Durch die Heide, durch den Wald
Sind wir lustig fortgezogen.
Doch die Lieder sind verflogen
Und die Hörner sind verhallt."

Dann wurde er stärker, voller, männlicher, zuweilen vom Glanz herben norddeutschen Lichts erfüllt:

„Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergeßnem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen."

Dies herrliche Gedicht packte den Meister Brahms mit aller Macht und er schuf ihm ein gleich herrliches musikalisches Gewand, zu Liliencrons unaussprechlicher Freude: „Das ist mir die höchste Auszeichnung!" Als er später dem großen Meister in Hamburg ehrfurchtsvoll gegenübertrat, war er allerdings aufs äußerste überrascht von dessen ihm ganz unerwarteter äußerer Erscheinung. „Rübezahl," meinte er im stillen beim Anblick des breit gebauten, langbärtigen Schöpfers seines Kirchhofliedes, der damals noch dazu mit Brille bewaffnet einherschritt. Es ging ihm da wie so vielen, vielleicht auch Brahms, mit ihm selbst. Gustav Falke, Otto Ernst, Richard Dehmel und so manche andere hatten sich bei der ersten Begegnung einen anderen Liliencron erträumt als den fixen, vornehm untersetzten Herrn mit dem neu gewesenen Gehrock, der sie mit heller, etwas krähender Befehlsstimme begrüßte. Aber Brahms blieb trotzdem einer seiner fünf „Liederkönige". Denn den Äußerlichkeiten ist ein innerlicher Mensch nie lange untertan. Und nun gesellte sich zu Brahms und den anderen vier Majestäten (Schubert, Schumann, Franz und Löwe) als sechste Majestät der Brahms-Antipode Hugo Wolf, vom Dichter auch als Außenmensch mit höchster Sympathie begrüßt.

An jenem Vormittag aber kam es trotz Conrads Bemühungen leider zu keinem Ergebnis. Die Musiker rieten von einem Konzert ab, vor allem Gura, er wußte aus Erfahrung, daß das Münchener Publikum in Konzerten stets die gleichen Lieder haben wollte, nicht einmal ein weniger bekanntes Lied von Schubert und Schumann wurde gern geduldet. Und im übrigen entdeckte München noch immer Wagner, Liszt und Berlioz. Wolf schrieb an seinen Freund Schur: „Endlich heute Zusammenkunft mit Levi, Porges, Gura, Liliencron, Conrad und Kapellmeister Fischer. Im ganzen ging's gut, doch wurde ich nur von einzelnen verstanden. Gura war von meinen Harfnerliedern entzückt, um so mehr, da er tags zuvor mit den Schumannschen in seinem Liederabende Fiasko erlitten. Mit Liliencron bin ich sehr gut, doch scheint aus einem Zusammenwirken mit ihm nicht viel herauszuschauen. Einstweilen ist er von meinen Sachen begeistert. Wir sind seit zwei Tagen die Unzertrennlichsten." Auch Liliencron hatte — aus trüber Lebenserfahrung heraus — bekannt: „Ach das liebe Publikum ...! Es wird Herrn Wolf ergehen, wie es seinem Mörike und allen echten Künstlern ergangen ist!" Selbst sein kühner Soldatengeist wagte es also nicht, das Wagnis einer Münchener Wolf-Première auf sich zu nehmen. So kam der Abend nicht zustande. Erst Clementine Schönfield und Ferdinand Löwe mit dem Kaimorchester haben später Wolf in München zu Ehren gebracht.

Aber einen schönen Erfolg hatte jener Oktobertag: Liliencrons prachtvoll ausgelassenes und zugleich zornsprühendes Gedicht „An Hugo Wolf". Es war eine Fanfare zu dem Kampf, den der alte Offizier und Schöpfer der „Adjutantenritte" für den jungen Tondichter begann, hinausgeschmettert in eine Zeit, wo der deutsche Michel sich an dem öden Franzosenstück „Mamzell Nitouche" und anderen Flachheiten beseligte und wieder einmal deutsche Kunst mißachtete:

„Erinnerst du dich der Tage:
Hinter dir saßen
Conrad, der Hüne, und ich.
Du sangst uns
Deine 53
Drei—und—fünf—zig
Mörike-Lieder vor
Und deine zahllosen Wunderweisen
Aus Goethe und Eichendorff.
Wie war das alles neu!
Vorn im Mörike-Heft,
Auf erster Seite,
Hattest du, Bescheidener,
Des Dichters Bild verehrend aufgestellt.
Welcher Tonsetzer tat je so?

Und während du glühend sangst,
Gingen draußen die Deutschen vorüber.
Sie trugen in ihren Taschen
Billette zu „Mamzell Nitouche".
Und die Schamrote flog mir ins Gesicht
Für unsre Landsleute,
Daß sie dir nicht horchten;
Daß sie ihren großen, lieben
Dichter Mörike nicht kennen."

Und nun stellte er sich vor, wie der Hüne Conrad den kleinen Meister der Töne auf der Schulter durch die Menge trägt und er, Liliencron, mit einem Fähnchen, das zu einer hochherrlichen Fahne emporwächst, begleitet von drei wie trunkene Derwische springenden Musikern, die er herangewinkt hat, vorantanzt und den genialen jungen Musiker zum König der neuen Kunst ausruft. Aber die Deutschen eilen entsetzt zur „Mamzell Nitouche!"

Wir erhoben uns.
Auf der Straße
Nahm Conrad, der Hüne, dich
Auf seine Athletenschultern
Und trug dich durch die Menge,
Wie einst der heilige Christoph das Jesulein
Durch das tosende Wildwasser brachte.
Einer Spielzeughändlerin
Kauft' ich ein Fähnchen ab.
Und das Fähnchen wuchs schnell
Zur mächtigen, prunkenden Fahne.
Einem Flötenbläser winkt' ich,
Der einsam im Kinderkreise blies,

Digitized by Google

Und er kam und ging mit:
Duidldidum, Duidldidum.
Einem Zinkenisten winkt' ich
Aus einer Gassenmusik,
Und er kam und ging mit:
Tatara ta, Tatara ta.
Einem Beckenschläger winkt' ich,
Der einem Bärenzeiger gesellt stand,
Und er kam und ging mit:
Dschingdada, Dschingdada.
Die drei machten Bocksprünge, während sie spielten,
Und tanzten wie trunkene Derwische.
Vor dem Zug schwang ich
Die mächtige Prunkfahne hin und her,
Und ich rief:
Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein junger Germanenkönig kommt,
Ein König der neuen Kunst!
Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein König kommt!
Und die Deutschen
Griffen entsetzt in ihre Taschen
Und fühlten nach den Billetten
Zu „Mamzell Nitouche"
Und sie rannten schleunig
Zu „Mamzell Nitouche".

Hugo Wolf, der in Wien Verfemte und Verachtete, der Mann der „lächerlichen Harmoniekrämpfe", hat das Gedicht später im „Heidegänger" gelesen, gewiß mit Tränen in den Augen. Liliencron hat ihn nicht wiedergesehen. Aber gewirkt hat er für ihn unermüdlich und mit rührender Treue, trotzdem sich Wolf nicht entschließen konnte, Gedichte von ihm zu vertonen. Und das war sonderbar genug. Ich habe schon oben erwähnt, wie Hermann Heiberg, Alberta von Puttkamer und der Prinz von Schönaich sich an dem musikalischen Klang der Liliencronschen Lieder ergötzt haben. Heinrich Spiero, des Dichters Biograph, hat sogar kühn behauptet, daß kein deutscher Lyriker dem Altmeister Goethe wie an zwingender Kraft, Sprachzucht und Sprachgewalt, so auch an musikalischem Reiz gleich nahekomme wie Liliencron, und gewiß nicht ohne Grund, das beweist die große Zahl der Komponisten, die Liliencronsche Gedichte vertont haben, es sind nahe an hundert, darunter außer Brahms Meister wie d'Albert, Ansorge, Waldemar von Baußnern, Wilhelm Berger, Leo Blech, Sigmund von Hausegger, Hans Hermann, Gretscher, Hübner, Karl von Kaskel, Wilhelm Mauke, Hans Pfitzner, Max Reger, Schütt, Richard Strauß, Weingartner und Zilcher.

Der berühmte, volkstümliche Mann wurde Liliencron allerdings, Ironie des Schicksals, durch die Komposition eines seiner gefälligsten, aber durchaus nicht bedeutsamsten Lieder. Was seine vier Bände Gedichte, die Novellen, Romane und Dramen nicht zustande brachten, gelang der „leichten Weise", die Oskar Straus für das lustige Poem „Die Musik kommt" erfand. Auf Wolzogens Überbrettl erklang sie zum erstenmal und alsbald bezauberte sie alle Herzen und trug den Namen des Dichters in die weite Welt.

Hugo Wolf hat die echte Dichterkraft Liliencrons wohl empfunden, seine Antwort auf die Einsendung der Gedichte gibt Zeugnis davon. Aber er konnte „Modernes", Gedichte von „lebenden" Dichtern, nicht komponieren. „Er liebte," schreibt Ernst Decsey, „was über die Zeit zu uns herauf- und wahrscheinlich über uns hinausreichte," wie Goethe, Mörike, Eichendorff, abgeschlossene Dichter, deren Lebenswerk vor ihm lag. Die mangelnde Entfernung war daher wohl der Grund, warum ihm eine Urbegabung wie Liliencron nicht Musik entlockte. Liliencron war das unverständlich. Noch 1895 schrieb er an Wilhelm Mauke: „Hugo Wolf verehre ich sehr. Aber unbegreiflich ist's mir bei dem, daß er durchaus sich noch nicht entschließen kann, Gedichte lebender Poeten zu vertonen!" Auf eine Anfrage von Wolf, ob er nicht einen Operntext von ihm erhalten könne, mit komischem Charakter, und wenn nicht anders, auf der Grundlage von Shakespeares „Sturm", schlug er ein nordamerikanisches Stück vor: „Pokahontes". Wolf konnte sich aber nicht zur Komposition entschließen. Wild-West lag ihm nicht. An Gustav Schur schreibt er darüber: „Liliencron schrieb mir einen acht Seiten langen, kaum leserlichen Brief, worin er mir, neben vielem Schmeichelhaften, mitteilt, daß er sich an Shakespeare nicht heranwage. Er bietet mir ein Trauerspiel an, das in Nordamerika vor sich geht. Aber trotz meiner Begeisterung für Buffalo Bill und seine ungewaschene Gesellschaft ziehe ich den heimischen Boden und seine Gewächse, die die Vorteile der Seife zu schätzen wissen, vor." Die Sache zerschlug sich, Liliencron mußte sich damit abfinden. Für ihn, der selbst von Musik durchdrungen und beseligt und so glücklich war, wenn ein bedeutender Musiker seine Gedichte vertonte, war das doppelt schmerzlich, und daß gerade Wolf, den er, auch als Menschen, so überaus hoch stellte, der verneinende Geist war, hat ihn um die Erfüllung eines besonders schönen Traums gebracht. Aber es hat ihn nicht gehindert, dem jungen Titanen weiter nach Kräften den Weg zum Ruhme zu ebnen.

In seiner Gedenkrede am Grabe des Dichters hat Jacob Loewenberg später die schönen Worte gesprochen: „Erinnerung, Phantasie und Traum woben die Gebilde seiner Dichtung, aber das hellste Auge gab ihnen Farbe und Glanz der Wirklichkeit, und das beste Herz verlieh ihnen die Weihe. Wenn etwas größer war als seine Dichtungen, so war es sein hilfsbereites, immer zum Schenken, zur Anerkennung geneigtes Herz." Als Liliencron nach Hamburg zurückgekehrt war, bestimmte er zunächst die Verleger Hugo Wolfs, Hamburger Dichtern und Musikern Wolfsche Lieder zu senden. Dann versuchte er, Hans von Bülow für Wolf zu gewinnen, leider ohne Erfolg. Denn Bülow, in Brahms befangen, antwortete in seiner sarkastischen Art: „Genehmigen Sie bitte den Ausdruck meines aufrichtigen Bedauerns, in der Wertschätzung des von Ihnen genannten Wiener Lyrikers mit Euer Hochwohlgeboren nicht übereinstimmen zu können. Bei aller Aner-

Digitized by Google

kennung seiner reichen, zuweilen blühenden Phantasie befindet sich derselbe noch im Stadium recht vorhöfischen Dilettantismusses, was bei einem so federvorlauten Antibrahmsianer nicht wundernehmen kann." Zugleich wies er auf die Bibelstelle im Ev. Matth. XII, Vers 31 und 32, hin, wo von der Lästerung wider den heiligen Geist die Rede ist, die den Menschen nicht vergeben werden kann. Wolf hatte in den achtziger Jahren als begeisterter Fechter für Wagner und Bruckner, auch gereizt durch ein ablehnendes Verhalten Brahmsens gegenüber seinen Erstlingen und durch die Unduldsamkeit der „Brahminen", seine berüchtigten Kritiken im Wiener Salonblatt gegen Brahms geschrieben, die von Geist und Witz, aber auch von maßlosen Temperamentsausbrüchen und beleidigenden Angriffen gegen den weit älteren Meister geradezu strotzten. Der heiße Leidenschaftsmensch und das Widerspruchsgenie Hugo Wolf hatten hier wahre Orgien gefeiert. Das konnte ihm Hans von Bülow, der getreue Schildknappe von Brahms, nicht verzeihen. Liliencron beklagte wie viele von den wirklichen Freunden Wolfs diesen fanatischen Haß des genialen Lyrikers gegen den auf anderer Bahn wandelnden großen Zeitgenossen (1895 Brief an Mauke: „Sie wissen, wie unendlich schwer es Wolf hat, bekannt zu werden. Das macht freilich auch sein ewiges [wenig weltkluges] Geschimpfe auf Brahms."), kämpfte aber tapfer weiter für seinen Auserwählten und versuchte sogar, einen stimmlich sehr begabten jungen Hamburger zum Wolfsänger auszubilden, der junge Mann starb aber leider, bevor die Ausbildung beendet war.

Über den Eindruck, den Wolfs furchtbares Schicksal auf Liliencron gemacht hat, habe ich leider keine Äußerung von ihm finden können. Bei der Stellung, die er in seinem Herzen hatte („unser Wolf", „in ewiger Erinnerung steht er vor mir!"), wird ihn dies Schicksal aufs tiefste erschüttert haben. In seinem Arbeitszimmer stand bis an sein Ende neben den Bildern von Goethe, Dante, Byron, Kleist, Eichendorff und denen der Zeitgenossen Nietzsche, Dehmel, Falke ein Lichtbild von Hugo Wolf. Als er im Jahre 1909, sechs Jahre nach dem, den er so geliebt, aus dem Leben schied, war dessen Name bereits ins goldene Buch der Großen in der deutschen Kunst eingetragen und strahlte schon weit über deutsches Land hinaus. Mit welchem Glücksgefühl wird der Dichter, der sein Leben lang mit so viel Treue für andere gewirkt hat, wahrgenommen haben, wie der Ruhm des Mannes, der ihm so viel gegeben und für den er so heiß gestritten hatte, weiter und weiter aufwärts stieg. Für Hugo Wolf war Detlev von Liliencron vielleicht, wie Decsey meint, nur ein schöner Zwischenfall, für Detlev von Liliencron ist Hugo Wolf ein Erlebnis gewesen, er hat seinen „jungen Germanenkönig" nie vergessen und verwunden.

Um die gleiche Zeit, als Wolf und Liliencron sich in München kennen lernten, schwärmte ein Wiener Schöngeist, einer von den wenigen, die die Bedeutung Hugo Wolfs rechtzeitig erkannt haben, dem man aber seine „Entdeckungen" leider nie recht geglaubt hat, Hermann Bahr, von einer neuen Pantomime, die die Pause zwischen der alten und neuen dramatischen Kunst ausfüllen sollte, und dachte sie sich geträumt von Liliencron, vertont von Hugo Wolf, und Böcklin müßte ihre Bilder stellen. Das wäre allerdings eine Herrlichkeit ohnegleichen geworden, zu schön, um kein Traum zu sein. Aber schön ist auch das Leben, wenn zwei Überragende im Geist sich in Freundschaft und echtem Verstehen begegnen. Darum wollen wir nicht dem Traum nachsinnen, sondern uns der Wirklichkeit freuen, die den großen Dichter und den großen Musiker vereint durch die Kunst in Böcklinsche Gefilde der Seligen geführt hat.

Die Verhüllte. Von Ludwig Fulda

Welchem Schicksal, nächste Stunde,
Läßt du mich begegnen?
Führst du Fluch mit dir im Bunde
Oder wirst mich segnen?

Soll in deiner goldnen Schale
Lebenstrank mir glänzen,
Oder wirst im Giftpokale
Mir den Tod kredenzen?

So dich forschend auszufragen
Werd' ich nimmer fertig;
Doch du wirst nicht Antwort sagen,
Bis du gegenwärtig.

Nimmer kann dein kühnster Freier
Dir mit noch so heißen
Fieberhänden deinen Schleier
Vor der Zeit entreißen.

Braut, ob ich dir mag vertrauen,
Ob von Furcht beseelt bin,
Dein Gesicht werd' ich erst schauen,
Wenn ich dir vermählt bin.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Irene Forbes-Mosse: Laubstreu (Stuttgart 1923) — Bruno Arndt: Missa solemnis (Trier 1923) — Ernst Zahn: Blancheflur (Stuttgart 1923) — Kaspar Ludwig Merkl: Die vierfältige Allmacht (Berlin 1923) — Franz Rebiczek: Jan Bagesens Fahrt (Wien 1923) — Friedrich Huf-song: Die Lülsbrucher Wirren (Berlin-Leipzig) — Theodor Däubler: Der heilige Berg Athos (Leipzig 1923) — Derselbe: Sparta (Ebenda).

Manche Bücher scheinen geschrieben zu sein, damit man sie in der Eisenbahn oder in der Elektrischen liest, andere sollte man nach dem Mittagessen, wieder andere abends vor dem Einschlafen zur Hand nehmen (statt Adalin); und einige gibt es, die unabweisbar nach der Arbeitsstube und der Vormittagsfrische des Geistes verlangen. Ein Novellenbuch von Irene Forbes-Mosse muß man, zur Sammlung bereit, an Sonntagabenden auskosten, wenn der Lärm des Lebens, die Sorgen des Alltags still geworden sind, am besten in einem Armstuhl unter dem Lichtkegel einer Stehlampe; und ganz allein.

Denn wie ein feines Seidengespinst sind ihre Erzählungen, auf denen man das Auge gern und lange ruhen läßt, um die einzelnen Fäden zu verfolgen, den kunstvollen Einschlag, die zarte Zusammenstimmung der Farben ganz zu erkennen. Hier haben wir die höchste Verfeinerung überlieferter Wortkultur. Die Enkelin Achim von Arnims und der Bettina, die Schwester der Elisabeth von Heyking kennt keine groben Wirkungen und verblüffenden Kurven in ihrer Erzählungskunst. Da ist alles leise abgetönt, das letzte bleibt ungesagt und in selbstkritischer Erkenntnis ihrer Wesensart hat die Dichterin den Vers Petöfis als Geleitspruch ihrem Buch mitgegeben: „Der Strauch erzittert, wenn ein Vöglein drüber flog." Eine herbstliche Wehmut liegt diesmal über den Geschichten der Forbes-Mosse, jener lautdämpfende Schleier, der manchmal einen Durchbruch der Sonne zu versprechen scheint, aber doch die trübe Stimmung festhält und sich schließlich nur in fallenden Tropfen auflösen kann. Bezeichnend dafür ist ja schon der Titel Laubstreu, den die Dichterin am Schluß der letzten Novelle so erläutert: „Die Karren kehren heim aus dem Wald, mit Laubstreu hochbeladen, all das Laub, das im Frühling seine spitzen, seidigen Knospen aufgetan, mit dem Wind gefächelt hatte, dankbar der Sonne, dem Leben. Nun ist es vermodert und wird die Erde düngen, wird geben, nachdem es genommen. Mütterchen Heimat, sanft gehst du um mit deinen Kindern. Hier ist Laubstreu für deine Erde."

Dennoch ist der Grundton des hübschen Büchleins nicht gerade Schwermut, vielmehr ein leises Lächeln wehmütiger Ironie, verhaltenen Humors, der manchmal in einen allerliebsten Sarkasmus umschlägt, so etwa, wenn die Dichterin in der Novelle „Waldschänke" einen jungen Prinzen durch den Wald daherkommen läßt: „Mit federndem Schritt und der etwas übertriebenen Bonhomie im Ausdruck seines jungen, verlebten Gesichts, mit den hellen, schräggestellten Augen, hatte er etwas von einem eleganten, jungen Kater, der auf allen Dächern Bescheid weiß ... Er küßte ihre Hand, sagte ein paar liebenswürdige Worte über ihr Aussehen und lehnte sich zurück, die Hand in der Hüfte, die schlanke Lässigkeit unterstreichend, die ihm durch unzählige Porträts und Photographien beinahe zur Pflicht gemacht wurde." Eine derartige humorvolle Darstellung gewinnt an Reiz durch den Lauf der Erzählung selbst, der zu einem feinfühligen und taktvollen Abschiednehmen dieses leichten Prinzen von der alternden Frau führt, an die ihn so lange der Zauber geistiger Überlegenheit gefesselt hat, wenn auch ihr Verhältnis keineswegs ein rein geistiges geblieben war. Mit mehr Grazie und künstlerischer Anmut läßt sich so etwas nicht erzählen. Wunderbar, wie die Dichterin mit ganz wenigen Strichen eine Landschaft und deren Stimmung, einen Menschen und sein Schicksal zu zeichnen versteht, mit dem Schein des Unscheinbaren und doch, wenn man genau hinhört, gerade an das Wesentliche rührend. So wird in der Erzählung „Wie die Kinder es erlebten", wohl der besten des Buchs, die Heimkehr des verlorenen Sohnes ins väterliche Schloß mit einer versteckten Güte und Menschenliebe gezeichnet, die man nur als aufmerksamer Leser erschüttert zwischen und hinter den Zeilen herausfindet. Das Büchlein ist ein Kleinod für die Stillen, Empfindenden, Abseitigen.

Mit dem Eichendorff-Preis gekrönt und noch dazu von Hermann Stehr, ist Missa solemnis, eine Erzählung von Bruno Arndt, dem schlesischen Dichter, der leider kurz nach dieser Anerkennung gestorben ist. Im Gegensatz zu vielen anderen Auszeichnungen ähnlicher Art darf diese als vollauf berechtigt gelten. Arndt würde vielleicht nie ein Erzähler für die große Menge geworden sein, aber er war zum Bergarbeiter geboren, sein Drang führte in die Tiefe, zu Goldadern des Daseins. Die beiden polaren

Digitized by Google

Gewalten, die im Leben und Ringen ernster Menschen sich gegenüber stehen, werden hier in zwei Gestalten, Krusius und Rüdiger, verkörpert. Krusius, ein Musiker, Rüdiger, ein Kritiker, beide über den Mittelwuchs hinausragend, begegnen sich wie zwei Bäume über dem Unterholz, stehen sich einsam und feindlich gegenüber. Krusius, der gefeierte Tonkünstler der Stadt, hat wieder einen ungeheuren Erfolg an einem seiner berühmten Konzertabende davongetragen. Rüdiger, der diesem lauten Siege beiwohnt, kann sich eines aufsteigenden Gefühls heftiger Abneigung nicht erwehren. Er schreibt eine vernichtende Kritik, unschuldig in seiner Bosheit, in Freude an seiner Kraft. Er ist „des Gottes voll, dem er dient" und so von ihm besessen, daß ihm bald das Bewußtsein für alle Schärfe des Ausdruckes gegenüber Krusius verloren geht. Krusius wird durch diese Kritik im Innersten seines Wesens, im Glauben an sich selbst erschüttert. Er gibt sein Amt als Musikleiter, das er zwanzig Jahre verwaltet hat, auf. Mit der Zeit beruhigt er sich innerlich, findet sein Gleichgewicht wieder und eines Abends sucht er den Kritiker auf, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Er wirft ihm vor, daß er die Dinge immer nur von außen sehe, daß ihm die Verinnerlichung fehle, das Verständnis für die Einsamkeit. Rüdiger ist seiner selbst und seiner Sache viel zu sicher, als daß er sich hierdurch geschlagen fühlte. Gleichwohl hat Krusius einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und er ist nahe daran, jener Weltanschauung Gefolgschaft zu leisten, da reißt ihn die Liebe zu einer Frau und der lockende Antrag: als Chefredakteur einer großen, neuen Zeitung ins Ausland zu gehen, auf seinen Weg zurück, er wird da die Erfolge finden, die er ursprünglich gesucht hat. Krusius aber meint innerlich überwunden zu haben. Er lehnt eine ehrenvolle Berufung nach Berlin ab, bleibt in der Stadt und führt sein Amt weiter. Dennoch — er hat innerlich einen Knacks wegbekommen, in schlaflosen Nächten bekämpfen sich vor seinem inneren Auge die Mächte des Lebens und seines eigenen Schicksals, der Körper verliert seine Widerstandsfähigkeit, ein unheimlicher Nager frißt an seiner Kraft. Noch leitet er einen großen wohlvorbereiteten Tonabend, er dirigiert Beethovens gewaltigste und genialste Schöpfung Missa solemnis; die hinreißenden Klänge eines hohen Glaubens stürmen in überirdischen Klängen zu ihm empor, er erlebt ein letztes Glück, und ist so bereit, von einer Welt zu scheiden, in der er die Fremdheit der Geister als die große Schuld der Menschheit erkennt. Er fühlt in dieser erhabenen Stunde sein eigenes Leid als das der Menschheit. Und alles Große und Herrliche seiner Kunst, seines Strebens klingt noch einmal in ihm auf. Tosender Beifall umbrandet ihn, er aber, der nur mit äußerster Kraftanstrengung die Messe zu Ende geleitet hat, bricht nun zusammen. Zwei starke Männerarme fangen ihn auf; Rüdiger ist's, der ihm herzliche Worte zuruft. Lächelnd sinkt der vom Schlage Getroffene zurück, er hört noch seine Frau etwas sagen, hört einen Schrei — dann ist es Nacht.

Hermann Stehr hat recht, wenn er von dieser Novelle sagt, sie habe die Tiefe und Lebensreichweite eines Romanes. Mit außerordentlicher Knappheit sind hier Schicksale in voller Ausschöpfung ihrer Tiefen gestaltet, wenn es auch nur die Schicksale dieser beiden Männer sind. Der Dichter spricht es nicht aus, aber der Leser fühlt, daß der im Leben Unterliegende hier der eigentliche Sieger ist, während der, dem seine Daseinswünsche erfüllt werden, ein hohles Glück in Händen hält. Der Dichter hat in diesen beiden Gestalten ohne Frage zwei Mächte dargestellt, die in seinem Innersten sich bekämpften. Auch er hat nicht den höheren Sieg errungen, auch er hat ihn, allzufrüh, mit dem Tode bezahlt. Die deutsche Erzählungskunst ist um eine Hoffnung ärmer geworden.

Arm ist sie glücklicherweise noch immer nicht. Zu den vielen wertbeständigen Kräften, die das verbürgen, gehört auch Ernst Zahn, dessen Roman „Bekehrung" unseren Lesern noch in frischer Erinnerung sein wird. Er ist jetzt unter dem Titel Blancheflur, dem Namen der weiblichen Hauptgestalt, erschienen und man freut sich wieder der leuchtenden Klarheit dieses Erzählers, die an glashelle Ostseewellen erinnert, wenn sie in ihrem gleichmäßigen Rhythmus an den Strand rollen und die goldenen Sandrippen des Grundes unter ihnen aufleuchten. Die psychologische Sicherheit Zahns, seine künstlerische Art, jede Einzelheit zu sehen, zu erblicken, das Ganze zu schauen, sein vollendeter Stil und seine persönliche Anschmiegsamkeit geben auch diesem Roman, der ihn in der vollen Reife seines Könnens zeigt, künstlerischen Wert. Wenn ich auch das rein persönliche Geständnis machen muß, daß es mir schwer wird, die Bewunderung und Hochachtung, die der Dichter sichtlich für seinen alten Roué (die Personen sind französisch) hegt, die Wichtigkeit, die er seiner letzten erotischen Versuchung und der nicht unwahrscheinlichen „Bekehrung" beimißt, ganz zu verstehen.

Von dem stolzen Schloß des Barons de la Tour, der einen roten Hahn im Wappen führt, steigen wir herab in die bayrische Brauerei des Peter Kröll und erleben mit ihm Die vierfältige Allmacht, die Kaspar Ludwig Merkl in diesem Roman zu deuten weiß. Als ein rechter Tunichtgut wächst er auf, der Peter; keine Streiche und Unarten, die er nicht als Knabe, als Mann sogar, mitgemacht; sein Ich steht ihm im Vordergrunde und genießen ist sein Weltzweck. Aber dem tüchtigen Kern, der in ihm ist, kann diese Selbstsucht auf die Dauer nicht genügen. Peter gründet eine Familie und widmet sich nun mit dem Eifer, der ihn schon im Genuß auszeichnete, dem Wohl der Seinen. So hat er das zweite der Bedürfnisse, die des Verfassers vierfältige Allmacht ihm vorgeschrie-

Digitized by Google

ben, erfüllt. Sein Streben, den ganzen Kreis des Lebens auszufüllen, soweit das einem Menschen möglich ist, führt ihn nun, nachdem er seinen Kindern einen reichen Besitz gesichert, dazu, sich seinen Mitbürgern zu widmen. Er setzt alle seine Kräfte an die Hebung seines Heimatortes, dessen Bewohner ihn denn auch zum Bürgermeister wählen. Als er auch dies erreicht, ohne volle Befriedigung gefunden zu haben, zieht er sich zurück und sucht beim Studium der Natur, namentlich der Sternkunde sein Heil; von da kommt er zu den Philosophen, bis er schließlich bei den Menschen einkehrt, ihre alltäglichen Erlebnisse betrachtet und so in kleinen Scherben des großen Spiegels das Leben findet, alle diese Schicksale, Torheiten und Tugenden, die er in den „Büchern der hohen Kunst" gelesen. Als er aber auch so nicht zur rechten Einsicht gelangt ist, kommt er schließlich zu sich selber, zur Betrachtung seines Lebens und findet da eine eigene Weltweisheit, die vom Ursprung der Dinge ausgeht, das Werden und Geschehen aus den Wechselbeziehungen der Gegensätze erklärt. Diese Weltweisheit ist etwas allgemein gehalten und in dieser Form nicht ganz einleuchtend, auch stößt der letzte Satz des Buchs die vorhergehende Lehre von der ewigen Wiederkehr wieder um. Aber wir verlangen von einem Roman ja auch keine einwandfreie philosophische Lehre; festzustellen ist, daß Merkl flott und launig erzählen kann, man fühlt sich bei seinem Buch wohl wie an einem warmen Kachelofen, wenn die Fenster im Eise stehen.

Genau umgekehrt verläuft ein Menschenleben, das Franz Rebiczek in seinem Roman Jan Bagesens Fahrt darstellt. Wie bei Merkl der Aufstieg, so ist hier der Niedergang eines Menschen das Thema. Jan Bagesen stammt aus einer gutbürgerlichen Familie und ist ein begabter Junge. Auf Wunsch seines Vaters, des Amtsrats, bezieht er die Handelshochschule. Aber er will höher hinaus. Er hat eine Dichtung im Koffer, die er in der Universitätsstadt vorliest, mit dem Erfolg, daß die Zeitungen über ihn berichten, Literarhistoriker Hoffnungen auf ihn setzen und ein angesehener Verleger sein Werk druckt. Jan Bagesen verläßt darauf die Handelshochschule und widmet sich an der Universität dem philologischen Studium. Aber so glücklich der Anfang war, so übel ergeht es Jan in der Folge. Er hat ungewöhnliches Pech. Seine Bücher finden keinen Absatz, das Verhältnis mit einer reichlich verdorbenen Frau schlägt zum Unsegen für ihn aus; dank der Mißgunst eines neidischen Professors fällt er durchs Examen, bald gerät er in bittere Not. Immer wieder sucht er sich aufzuraffen, als Politiker, als Tagesschriftsteller, beim Theater will er festen Fuß fassen, vergebens. Er sinkt tiefer und tiefer, bis er schließlich auf der Straße ohnmächtig zusammenbricht. Ein wohltätiger Herr nimmt sich seiner an, läßt die Kopfwunde, die Bagesen sich bei dem Fall zugezogen, verbinden, ißt mit ihm in einem guten Restaurant zu Mittag und läßt ihm noch, als er weggegangen ist, einen Brief mit einem Hundertkronenschein überreichen. Aber das Unglück verläßt Bagesen nicht, er verliert die Banknote und steht wieder dem Nichts gegenüber. Schon ist er froh, als er einmal bei einem Wanderzirkus als Zettelausträger täglich eine Krone und ein Freibillett verdienen kann, aber auch das ist bald vorbei, müde und hungrig irrt Bagesen tagelang umher, bis er endlich im Dunkel und schon geistig verwirrt am Kanalgeleise von der Mauer fällt und das Genick bricht.

Die traurige Geschichte ist spannend erzählt und wird ihre Leser finden. Nur hat der Verfasser das Ganze zu einseitig und bewußt auf den tragischen Ausgang eingestellt. Gewiß kann ein Mensch im Leben so ausgesprochenes Unglück haben, daß er trotz aller Tüchtigkeit ohne einen Lichtblick zugrunde geht, aber die Regel ist es nicht und wenn ein solches Schicksal dichterisch gestaltet wird, so darf es an einer gewissen Begründung nicht fehlen. Das Pech Bagesens besteht eigentlich aus lauter Zufällen. Bei allem dichterischen Gestalten müssen schließlich die Schicksale der Personen in einem gewissen Verhältnis zu den inneren Kräften und Gefühlsinhalten stehen, durch sie — mehr oder weniger — bedingt sein. Damit ist weder einem vollen Ausgleich nach innerem Wert, noch etwa gar dem „versöhnenden Schluß" oder überhaupt irgendwelcher „poetischen Gerechtigkeit" das Recht eingeräumt, das ästhetische Theoretiker einstmals aufstellten. Der Dichter, der etwas kann, wird sich den Teufel um derartige Forderungen scheren. Aber sinnvoll zu schaffen bleibt ihm nicht erspart und eine Kette von Zufällen liegt, wenigstens für das kurzsichtige Auge eines irdischen Lebewesens, außerhalb des Organischen. Weshalb übrigens der Verfasser, der meines Wissens und seiner Schreibweise nach ein Österreicher ist, diese Geschichte in Dänemark spielen läßt, weiß ich nicht, jedenfalls müßten dann Ausdrücke wie „Nachtmahl", „Jause", „zusperren" und dergleichen fehlen, sie nehmen sich im Munde eines Dänen etwas sonderbar aus. Durch diese Einwände wird der Wert des gutgeschriebenen Romanes als Unterhaltungsbuch nicht beeinträchtigt.

Der Verfasser des Romans: Die Lülsbrucher Wirren, Friedrich Hussong, hat sich als Tagesschriftsteller und Politiker einen Namen gemacht. Seine satirische, oft auch humorvolle und versonnene Art zu schreiben, ließ erwarten, daß er auch als Erzähler Tüchtiges leisten könne. Nun hat er einen Roman, ich vermute seinen ersten, veröffentlicht, in dem Leser, die ihn kennen, etwas anderes finden werden, als sie erwartet haben, nämlich wenig Satire, gar keine Politik, wohl aber die auf liebevoller Beobachtung fußende, wenn auch etwas breitausgesponnene Schilderung eines Kampfes zwischen zwei Geistlichen und ihrem Anhang in einem süddeutschen Dorfe. Der beliebte und tüchtige Pfarrer Ebelowen, an dem seine

Digitized by Google

Gemeinde in großer Verehrung hängt, hat sich mehr und mehr von einer Einigung der Kirche, wie das Konsistorium sie wünscht und vorschreibt, abgewandt und ist eigene Wege gegangen. Diese Widerspenstigkeit läßt sich natürlich das hohe Konsistorium nicht gefallen, es schickt einen anderen Pfarrer, den jungen Leubing, dessen Gefolgschaft es sicher ist, nach Lülsbruch und enthebt den Pfarrer Ebelowen seines Amtes. Der aber ist nicht wie ein Wagenrad, das man herausnehmen und durch ein anderes ersetzen kann, er ist ein „aus sich selbst vollendetes Rad", mit dem Motor eines starken Geistes und Herzens. Ein großer Teil der Lülsbrucher Gemeinde bleibt ihm treu und hält zu ihm, aber auch Pfarrer Leubing, der ein rechtlicher Mann ist, sammelt eine Schar überzeugter Anhänger um sich und es erhebt sich nun ein heftiger Kulturkampf in dem kleinen Ort, der die Gemüter aufs äußerste erregt. Die beiden Pastoren selber achten sich gegenseitig, obschon sie sich bekämpfen, nicht so ihre Anhänger, die, nach kleiner Naturen Art, ihre Gegner und besonders deren Führer für gefährliche Menschen, wenn nicht gar für Schurken ansehen. Beide Teile berufen sich auf dasselbe Recht, denselben Richter, sie machen Gott, der nichts zu schaffen hat mit ihrem Streit, zu einem Ungeheuer und die armen schwachköpfigen Menschen dazu, bis schließlich ein Fanatiker den Pfarrer Ebelowen von hinten erschießt und sich dann während des Begräbnisses von einem Kind zur Selbstbezichtigung an das offene Grab führen läßt. Das Ganze zeugt von einer eindringenden Kenntnis dieser kleinen Menschen aus des Verfassers Heimat und namentlich diese letzte Sühne an dem Händchen eines Kindes ist dichterisch gesehen. Hussongs Schilderung dieser kleinen Leute, ihrer Denk- und Ausdrucksart hat etwas Spitzwegiges, er gibt dem spießbürgerlichen Leben und Treiben unter Hervorhebung bestimmter Eigenbrötler eine behaglich-humoristische Färbung und feingestrichelte Charakteristik auf romantisch-phantastischem Hintergrund. Nur sollte er die Zahl dieser Figuren und die Länge ihrer Zwiegespräche einschränken.

Einen merkwürdigen Entwicklungsgang hat Theodor Däubler durchgemacht; man könnte ihn kurz als den Typ des feinfühligen, aber im Grunde unschöpferischen Ästheten bezeichnen. Er begann mit den „Jüngsten" in Reih und Glied. Sein Erzählungsbuch mit der echt expressionistischen Aufschrift „Wir wollen nicht verweilen", das während des Krieges erschien, zeigte ihn einer gewissen märchenhaften Vision fähig, aber die geschnörkelte und gesuchte Sprache, die Weitschweifigkeit, die Überladung mit Zitaten und die Dürftigkeit des Geschehens (womit nicht nur äußeres oder gar äußerliches Geschehen gemeint ist) ließen schon erkennen, daß Däubler das rechte Rüstzeug zum Erzähler fehlt. Bedeutender war er in der Lyrik. Seine „Treppe zum Nordlicht" (1921) darf man als eine Stufenfolge zu hohem dichterischen Schauen ansprechen, eine kleine Dichtung nur, aber voll Rhythmus und lyrischer Akustik. Jetzt legt Däubler zwei Bücher in gleichem Umfang und gleicher Ausstattung vor, Ergebnisse von Studien und Reisen. Das eine Der heilige Berg Athos ist eine Symphonie auf die merkwürdige Mönchsrepublik jener Landzunge mit ihren vielen Klöstern und Einsiedeleien, vor allem aber mit ihren Bewohnern. Der Dichter selber ist hier ein Einsiedler, sein Gott die Schönheit. In einer nicht gewöhnlichen Prosa träumt und denkt er an dieser Stätte, wo einst die Hesychasten (Ruhenden) ihren Geist völlig in Gott versenkten und sie geheimnisvolles Licht zu erkennen meinten. Däubler erzählt in gehobener, oft klangvoller, oft eckig gebrochener Sprache die wechselvolle Geschichte der Athosbewohner, ihre Siedelungen, Schwärmereien, ihren Glauben, ihr Blühen und Vergehen. Für Geistesverwandte des Dichters ein anziehendes Buch, für andere schwerlich. Strenger im Geist ist sein Sparta. Eine Untersuchung von wissenschaftlicher Gründlichkeit, freiem, klarem Blick und selbständigem Urteil. Däubler vertieft sich in den Ernst der selbstgewählten Gesetze Spartas und untersucht dann die Ursprünge, die Wandlungen und Einflüsse der Erotik bei den Griechen. Etwas kühn, aber gerade durch die gewagten geistigen Verknüpfungen fesselnd, führt dann die Betrachtung in die griechischen Motive des Helena-Dramas, des zweiten Teiles von Goethes „Faust", und betont, daß dem Faust (was freilich nichts Neues ist) wirksame Bodenständigkeit erst durch das Hellenentum gegeben wird. Bei seinem „Empornahen aus der Walpurgisnacht Berggewühl und Wogengewirbel" wird ihm so eine feste und feierliche Treppe errichtet. Mit zahllosen Zitaten — oh, „wir wollen nicht verweilen" — belegt dann Däubler seine Ansichten und „Entdeckungen" auf diesem Versuchsfelde. Die beiden Bücher bedeuten offenkundig einen Rückzug des Dichters vom Fabulieren und freien Gestalten zur wissenschaftlich-dichterischen Untersuchung, einen durchaus ehrenvollen Rückzug, der sich in bester Ordnung und sogar taktisch kunstvoller Gliederung vollzieht. Vornehmer kann man nicht entsagen.

Die neuere Literatur über den Weltkrieg

Von General der Infanterie a. D. von Kuhl

Die Literatur über den Weltkrieg ist in den wenigen Jahren seit dem Abschluß des Krieges bereits ungeheuer angeschwollen. Wer nicht in der Lage ist, sich gründlich damit zu beschäftigen, kann sich nicht mehr darin zurechtfinden. Es mag daher manchem ein Wegweiser willkommen sein, der auf die wichtigsten, auch für einen größeren Leserkreis be-

Digitized by Google

stimmten und nicht ausschließlich fachwissenschaftlichen Werke hinweist. Freilich ist die Auswahl schwer, und über den Wert der einzelnen Werke gehen die Ansichten manchmal erheblich auseinander.

Eine amtliche Geschichte des Weltkriegs, etwa in der Art der früheren Generalstabswerke, wird im Reichsarchive bearbeitet. Zur Zeit ist aber leider mit der Veröffentlichung noch nicht begonnen worden. Die Franzosen hoffen uns mit einem großen amtlichen Werke zuvorzukommen, um die öffentliche Meinung der Welt zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Wir müssen uns einstweilen mit den privaten zusammenfassenden Werken über den Weltkrieg begnügen. In erster Linie ist das vierbändige Werk des Schweizers Stegemann („Geschichte des Krieges", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin) zu nennen, das schon während des Krieges zu erscheinen begann und 1921 vollendet wurde. Es ist in schöner Sprache und mit erstaunlichem strategischem Verständnis geschrieben. Stegemann läßt der deutschen Kriegführung volle Anerkennung widerfahren, verfügte aber naturgemäß noch nicht über ausreichendes Quellenmaterial. In dieser Beziehung steht zur Zeit das große, auf zehn Bände berechnete Werk, das Generalleutnant Schwarte herausgibt, an erster Stelle („Der Große Krieg 1914—1918", Leipzig, J. A. Barth). Sieben Bände sind bis jetzt erschienen. General Schwarte hat mit Hilfe einer großen Anzahl hervorragender Mitarbeiter ein ausgezeichnetes, wahrhaft volkstümliches Werk geschaffen. Von kürzeren Bearbeitungen ist „Deutschlands Heldenkampf" von dem bekannten General v. Bernhardi (Lehmanns Verlag, München), das sich durch einen warmen patriotischen Ton auszeichnet, vor allem aber „Der Große Krieg" von Volkmann (Berlin, Reimar Hobbing) zu nennen, das zur Zeit die zuverlässigste und beste Bearbeitung des Krieges in zusammengedrängter, knapper Form bietet. Ein sehr gutes Nachschlagebuch zur schnellen Orientierung hat Jagow, „Daten des Weltkrieges" (Leipzig, K. F. Koehler) geschaffen.

Bearbeitungen vorwiegend kritischer Natur, die zum Teil verfrüht, aber doch sehr lesenswert sind, bieten die „Kritik des Weltkrieges" von einem „Generalstäbler" (Leipzig, K. F. Koehler) und der „Kurze strategische Überblick über den Weltkrieg" von Moser (Berlin, Mittler & Sohn).

Ein sehr interessantes, wissenschaftlich wertvolles und grundlegendes Buch hat Foerster geschrieben: „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" (Berlin, Mittler & Sohn). Über den Marnefeldzug haben von den beteiligten Armeeführern die Generale von Bülow („Mein Bericht zur Marneschlacht", Berlin, August Scherl), von Kluck („Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht", Berlin, Mittler & Sohn) und Frh. v. Hausen („Erinnerungen an den Marnefeldzug", Leipzig, K. F. Koehler) sich geäußert. Auch der damalige Chef der Operationsabteilung der Heeresleitung, General Tappen, hat dazu das Wort ergriffen („Bis zur Marne 1914", Oldenburg, Stalling). Eine zusammenfassende Darstellung bietet von Kuhl: „Der Marnefeldzug" (Berlin, Mittler & Sohn). Über die vielbesprochene „Sendung des Oberstleutnants Hentsch" in der Marneschlacht gibt die gleichnamige Schrift von Müller-Loebnitz zuverlässige und erschöpfende Auskunft (Berlin, Mittler & Sohn). „Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen 1916—17" ist von General von Falkenhayn bearbeitet (Berlin, Mittler & Sohn).

Zahlreich sind die Kriegserinnerungen hervorragender Persönlichkeiten. In erster Linie sind die Schriften Ludendorffs („Meine Kriegserinnerungen" nebst den „Urkunden", „Kriegführung und Politik", sämtlich bei Mittler & Sohn, Berlin), Falkenhayns („Die Oberste Heeresleitung 1914—1916", ebendort verlegt) und Hindenburgs („Aus meinem Leben", Leipzig, S. Hirzel) zu nennen. Ein ausgezeichnetes Buch, eine frisch und fesselnd geschriebene, abgerundete Darstellung der Tätigkeit seiner Heeresgruppe hat der deutsche Kronprinz („Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf", Berlin Mittler & Sohn) verfaßt. Die Erinnerungen Moltkes hat seine Frau herausgegeben (Stuttgart, Verlag „Der kommende Tag"). Vielbesprochen, interessant, aber stark persönlich gefärbt sind die Erinnerungen des Oberst Bauer („Der Große Krieg in Feld und Heimat", Tübingen, Osiander) und des Generals Hoffmann („Der Krieg der versäumten Gelegenheiten", München, Verlag für Kulturpolitik). Sehr anziehend sind die Lebenserinnerungen des bekannten Generals Frh. v. Freytag-Loringhoven („Menschen und Dinge wie ich sie in meinem Leben sah", Berlin, Mittler & Sohn). Über die Tätigkeit des Kriegsministeriums im Weltkriege gibt General v. Wrisberg erschöpfende Auskunft („Erinnerungen an die Kriegsjahre im Kgl. Preußischen Kriegsministerium", Leipzig, K. F. Koehler, 3 Bände).

Wertvoll sind „Die militärischen Lehren des Großen Krieges", sowie „Die Technik im Weltkriege" von General Schwarte (Berlin, Mittler & Sohn). Über die Taktik und die einzelnen Waffen geben Auskunft: Balck, „Entwicklung der Taktik im Weltkriege" (Berlin, Eisenschmidt), Bruchmüller, „Die deutsche Artillerie in den Durchbruchsschlachten", sowie v. Poseck, „Die deutsche Kavallerie in Belgien und Frankreich 1914" (beide im Verlag von Mittler & Sohn, Berlin). Im Verlag von K. F. Koehler, Leipzig, erschien „Deutschlands Krieg in der Luft" von v. Hoeppner.

Ein vortreffliches Buch zur Abwehr der Kriegsschuldlüge hat Graf Montgelas verfaßt: „Leitfaden zur Kriegsschuldfrage" (Berlin, de Gruyter). Die Schmach des Versailler Diktats schildert in erschütternder Weise Jagow, „Unter dem Joch von Versailles" (Berlin, Elsner).

Digitized by Google

Von neuesten Erscheinungen sei hervorgehoben „Der Niedergang Europas, die Wege zum Wiederaufbau“ von dem Italiener Nitti (Frankfurter Sozietätsdruckerei), ein Buch, das jeder Deutsche lesen sollte. Im Anschluß an sein früheres Buch („Das friedlose Europa“) stellt Nitti die verderblichen Wirkungen des Versailler Vertrages und die französische Raub- und Erpresserpolitik rücksichtslos an den Pranger. Ein Werk von größter Bedeutung für uns Deutsche hat der Amerikaner Baker herausgegeben: „Woodrow Wilson. Memoiren und Dokumente über den Vertrag von Versailles“ (übersetzt von Thesing, Leipzig, List). Es enthält eine ausführliche, unter Benutzung der Urkunden verfaßte Darstellung der Vorgänge bei der Friedenskonferenz und zeigt, wie das deutsche Volk durch das Versailler Diktat betrogen worden ist und wie die feierlich angenommenen vierzehn Punkte Wilsons einer nach dem anderen gefallen oder umgangen worden sind.

Schließlich sei noch ein neues Buch des bekannten französischen Schriftstellers Pierrefeu („Plutarch hat gelogen“, Berlin, Rowohlt) erwähnt. Die großen Männer der Kriegsgeschichte, meint er, seien meist keineswegs wirklich so groß gewesen. Das zeige sich schon bei Plutarch. Joffre und Ludendorff, sowie die gesamte Kriegführung im Weltkrieg werden einer scharfen Kritik unterzogen. Ein anziehend geschriebenes, unterhaltendes Buch, das neben treffenden Bemerkungen auch manche Ungenauigkeiten und anfechtbare Gedanken enthält.

Illustrierte Rundschau

Berlin als Opernstadt

Nachdem die Berliner Schaubühnen im vorigen Sommer einen bemitleidenswerten Tiefstand erreicht hatten, begann die Hebung auf einem Gebiet, das weiten Kreisen der

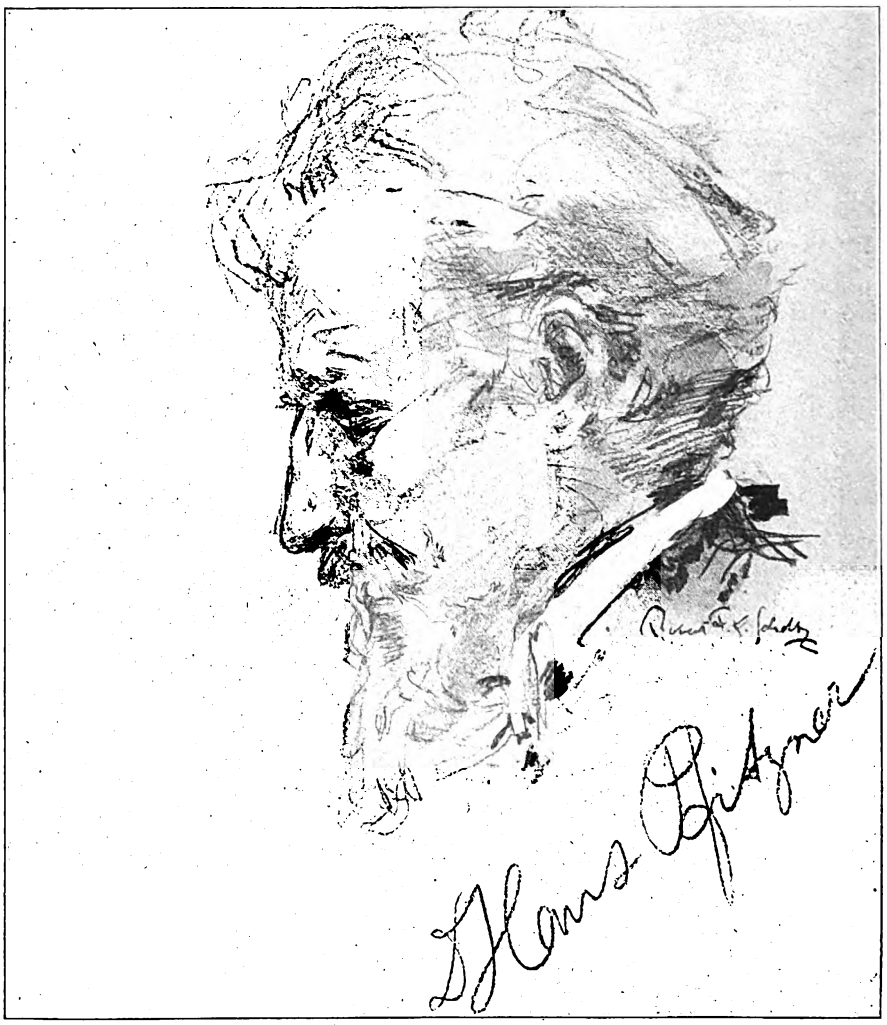
Richard Strauß. Steinzeichnung von Robert F. K. Scholtz

Digitized by Google

großstädtischen Bevölkerung schon fast als unerreichbar gegolten hatte: wir sind ins neue Jahr mit vier ernst zu nehmenden Opernbühnen eingezogen!

Was für Kämpfe hinter den Kulissen der Intendanzen und der Verwaltungsräte ausgefochten wurden, braucht die Freunde ernster Kunst nicht weiter zu beschäftigen. Die Tageszeitungen haben ganze Streitschriften darüber veröffentlicht, gerichtliche Erkenntnisse sind ergangen, einzelne Prozesse schweben noch. Wie stets in Theaterkrisen haben sich die Außenstehenden mehr für einzelne Personen als für den Kern der Sache eingesetzt. Fast nahm die Parteinahme einen Wärmegrad an, der bisher nur im Wiener Klima, zumal bei Burgtheater-Palastrevolutionen, üblich war. Aber die Berliner unterscheiden sich von den Wienern doch wesentlich in derlei Theateraffären: sie kämpfen niemals für einen zu Unrecht zurückgesetzten Liebling der heißen Bretter, sondern sie erheben ihr Feldgeschrei stets nur für einen Kapellmeister oder einen Regisseur. Darin liegt vielleicht der Rest des den Preußen vererbten Autoritätsgefühls. Der Führer ist dem Berliner wichtiger als die Truppe.

Man darf nicht ernsthaft untersuchen wollen, inwieweit das große Publikum imstande ist, die vorbereitende Arbeit eines Dirigenten zu beurteilen. Naive Gemüter verwechseln Dirigieren mit Taktieren und bringen demjenigen Kapellmeister, der am Abend der Aufführung durch unverhältnismäßig starken Aufwand an heftig aufzuckenden, verzweifelt beschwörenden, trotzig ablehnenden Gesten sich besonders hervortut, die begeistertste Huldigung dar. Es gab aber Genies am Kapellmeisterpult, die den in ihrem Rücken sitzenden Zuschauern fast gar kein „Theater" boten und



Dr. Hans Pfitzner. Steinzeichnung von Robert F. K. Scholtz

Digitized by Google

die durch die Suggestivkraft ihres Blicks wie ihrer fast sagenumwobenen Persönlichkeit ein ganzes Riesenensemble von Solisten, Chor und Orchester bezauberten und zu Höchstleistungen hinrissen. Es sei an Hans Richter, an Hans von Bülow, an Arthur Nikisch erinnert. Der Kapellmeister-Rummel ist von Heißspornen so weit getrieben worden, daß in einem Berliner Sinfoniekonzert nach dem wundervoll gespielten Adagio der „Fünften" gezischt werden konnte — nicht etwa weil der große Ludwig plötzlich in Ungnade gefallen wäre, sondern weil ein Teil der Enthusiasten der Meinung Ausdruck geben wollte: der Rivale des Dirigenten hätte den Satz noch schöner zur Geltung gebracht. Jede Mode hat ihre komischen Auswüchse, und so müssen wir auch das kleine Zeitalter der Virtuosen des Taktstocks leidlich gefaßt durchwandern. Es ist eine Art Notbehelf, da die großen Tondichter fehlen, denen die Begeisterung zufallen könnte.

Annemarie Schorr als Judith in V. N. von Reznicek's Oper „Holofernes" Berlin, Deutsches Opernhaus. Radierung von Julius C. Turner, Berlin

Vier große Opernhäuser — und keine neuen Opern!

Die Staatsoper hat in den letzten Jahren neben überflüssiger Importware nur zwei deutsche Werke herausgebracht, die starken Widerhall im großen Publikum fanden: Pfitzners „Palestrina" und Schillings „Schatzgräber". Seit der schwächlichen „Josephslegende" harrt der Musikfreund schon mit einigem Bangen einer neuen Tat von Richard Strauß. Das von Grund aus reformierte Charlottenburger Deutsche Opernhaus hat unter seinem neuen Generalmusikdirektor Leo Blech den Mut aufgebracht, ein Musikdrama einzustudieren, das wegen seiner spröden äußeren Form von vornherein kaum auf einen starken Widerhall in allen Schichten rechnen durfte: Rezniceks „Holofernes". Aber das Wagnis ist über Erwarten gelungen — und es bildet bis zum Jahresbeginn die einzige große Tat auf dem Schöpfergebiet der Oper in Berlin.

Hebbels „Judith und Holofernes" ist von Reznicek in einen einzigen Akt von erdrükkender Wucht zusammengedrängt worden. Ein kurzes Vorspiel geht ihm voraus: es schildert die Not in der Ebräerstadt und führt den Entschluß der Judith vor, die Begegnung mit Holofernes zu suchen. Ein kurzes Nachspiel zeigt die Rückkehr der Befreierin und — „da sie dem großen Feind keinen Sohn gebären will" — ihren Selbstmord. Der

Digitized by Google

Michael Bohnen als Holofernes in P. N. von Rezniceks gleichnamiger Oper. Berlin, Deutsches Opernhaus
Zeichnung von Julius C. Turner, Berlin

Hauptakt zeigt den selbstherrlichen Feldherrn in seinem Lager, zeigt ihn gewalttätig gegen Untergebene, die ihm mißliebige Botschaft bringen, zeigt die in ihm erwachende Sinnlichkeit bei der ersten Begegnung mit der schönen Jüdin, schildert die durch den Wein und die Tänzerinnen aufgepeitschte Gier, bringt die entscheidende heiße Aussprache mit der von der Heldenbewunderung, vielleicht von aufkeimender Liebe bezwungenen, hernach vom Ekel, von der Schande und vom Haß zum Mord getriebenen Judith.

Eine Partitur von unerhörten Schwierigkeiten. Das Orchester ist das von Strauß schon fertig übernommene, durch neue Klangkombinationen noch gesteigerte. Für die Singstimmen scheint es kaum mehr Stützen zu bieten. Das fällt bei dem Heldenbariton des Holofernes weniger auf, dessen dramatisch wuchtigste Akzente in eine neue, sehr charakteristische Art von Sprechgesang gelegt sind. Die frei einsetzenden, lange über dem Orchester schwebenden, manchmal einschmeichelnden, dann wieder von Entsetzen gejagten Gesangsstrecken, die dem hochdramatischen Sopran der Judith zugemutet werden, verlangen eine absolute Beherrschung des Gehörs und der Treffsicherheit. Für beide Aufgaben sind musikalisch geeignetere Kräfte kaum denkbar, als die, denen sie im Deutschen Opernhaus anvertraut waren: Michael Bohnen und Frau Annemarie Schorr. Die oft bis zum Tierinstinkt wachsende Sinnengier des halbwilden Feldherrn, die leise an Komik streifende Eitelkeit, aber auch die leidenschaftliche Sturmgewalt des unbeherrschten Selbstherrschers hat Bohnen mit bewundernswerter Echtheit herausgebracht. Sein strahlender Bariton, der auch in der Höhe männlich bleibt und frei ist von Tenoranleihen, scheint dem Komponisten schon beim Entwurf der Oper vorgeschwebt zu haben. Der Judith hat Reznicek nicht die stille, verhaltene Glut der Hebbelschen Grüblerin gegeben, er hat eine Walküre mit der Isolde gemischt, die Gestalt also arg verschoben. Aber wie sie nun einmal in der Partitur steht, gewinnt sie durch Frau Schorr volles Leben. Auch die Heroinenfigur stört da nicht mehr. Szenisch wird dem Werk die Charlottenburger Aufführung voll gerecht. Der offene Himmel im Schlußteil gibt Schattenrißwirkungen von starker Wirkung. Im Lager des brünstigen Holofernes wird an lockendem Fleisch und festlich bunten Farben nicht gespart.

Lange ging der Streit um die Verwendung des in aller Stille zu einem großen Opernhaus umgebauten Krollschen Etablissements am Königsplatz. Nun sei es eine blasse Filiale der Staatsoper geworden, — so unken die einen. Die andern hoffen, daß es ein Rivale werde, der sich mit jüngerem Mut an jüngere Aufgaben wagen wird. Dem Eröffnungsabend mit den „Meistersingern“ folgt eine Neuinszenierung der „Zauberflöte“, zu der die in der vorletzten Ausstellung der Akademie der Künste wieder aufgetauchten Zeichnungen Meister Schinkels benutzt werden. Beim Druck dieser Seiten ist das durch hundert verwaltungs- und bautechnische Schwierigkeiten gezogene Unternehmen künstlerisch noch ein unbeschriebenes Blatt. Um so stärker ist die künstlerische Arbeit anzuerkennen, die von der „Großen Volksoper“ im Theater des Westens in diesen ersten Wintermonaten geleistet worden ist. Der Spielplan wies Werke aller Stilarten auf, Sammelgut von Jahrhunderten. Eine der besten Aufführungen leitete der Generalmusikdirektor Szenkar: Verdis „Maskenball“. Es ist erstaunlich, was sich seit Wagners Tod im Volksbesitz stillfriedlich neben-

Digitized by Google

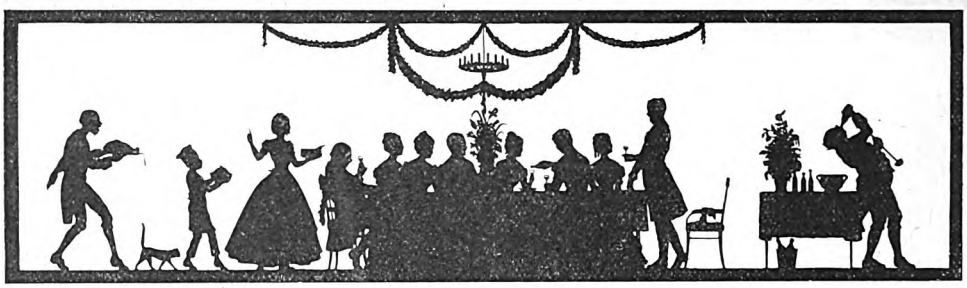
Mady Christians. Aufnahme des Ateliers Edith Barakovich, Wien

einander verträgt. Die ältesten Barockopern Händels werden wieder ausgegraben und wirken, wenn eine sorgsame Musikerhand und feiner Regieinstinkt sie stilgetreu herausbringen, und andern Tages folgt ein begeistertes Haus einem Stück aus dem Nibelungenring, und in derselben Woche kann der alte Zaubermeister Verdi, den die vorletzte Generation schon dem Plunderhaufen des Leierkastens beigesellen wollte, alle Ränge zum Rasen bringen durch seine himmlisch breit dahinrollenden Kantilenen, seine feurigen, nervenprickelnden Finales. Daß die Texte noch immer so blödsinnig sind wie ehedem, ändert daran nichts. Der Naturalismus ist ja auch schon längst eine Mode von gestern. Das Publikum der Volksopern will keine Wahrheit, braucht kein Drama, es *will* die Oper mit ihren unwahrscheinlichen Arien und Duetten und Terzetten. Wenn es daneben über den Opernchor lächelt (welcher Opernchor wäre nicht komisch?), so tut das der Liebe keinen Abbruch. Aus den Schauspielhäusern ist unser arggeprüftes Volk durch die grausamen Expressionisten, die ihm auch die letzte Freude nehmen wollten, ja planmäßig herausgepeitscht und der süßen Unnatur der alten Spielformen in die Arme getrieben worden. Es hat den mißtönenden Schreien der jüngsten Lebensschulmeister jahrelang andächtig zugehört, hat immer auf die Offenbarungen gewartet, die angekündigt wurden. Aber es blieb bei dem einen ewigjungen, ewigalten Vorwurf: daß die Väter nichts taugen und daß nun endlich die Stunde der Söhne gekommen ist. Wie man die Jungen — ach, so gern gefeiert hätte! Aber es war wie bei der Revolution vom November 18. Als sie am Ruder waren, die Neuen, wußten sie nichts Neues mehr zu sagen. **P. O. H.**

* * *

Zu unseren Bildern. — Unsere Rundschaubilder fügen den Betrachtungen über das musikalische Berlin zunächst ein paar feine Steinzeichnungen von Robert F. K. Scholtz

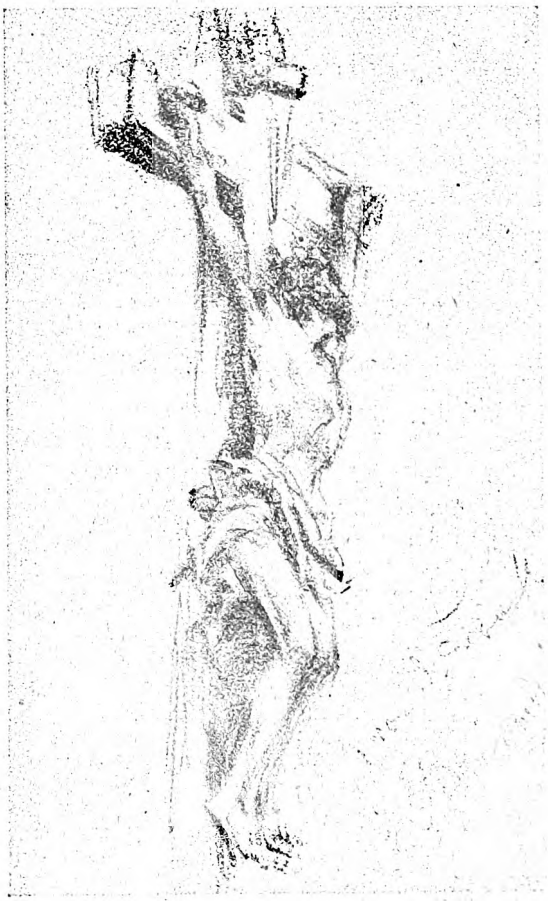
Digitized by Google



Tischrede. Scherenschnitt von Arnim Commichau

ein: Bildnisskizzen von Hans Pfitzner und Richard Strauß. Der Kopf des Meisters vom unsterblichen „Rosenkavalier" lebt vor uns am stärksten in der Bildnisbüste von Hugo Lederer, die ihren Platz in der Nationalgalerie gefunden hat. Diesen Eindruck kann auch die geistreiche Arbeit von Scholtz nicht mehr beeinträchtigen. Pfitzners kluger, ernster, immer etwas versonnener, oft grüblerischer, sehr selten sich sonnig öffnender Ausdruck ist vorzüglich erfaßt und auf dem Stein wiedergegeben.

Erstaunlich trefflicher hat der Berliner Radierer Julius C. Turner die beiden Hauptgestalten von Rezniceks Oper „Holofernes" festgehalten. Zu mehr als einer kurzen Sitzung konnte der Künstler, der sich während der Vorstellung im Deutschen Opernhaus hinter den Kulissen zur Arbeit einfand, die beiden Vielbeschäftigten nicht gewinnen. Proben und Vorstellungen und Gastspielreisen zersplittern deren Tage und Abende. Aber so ein paar Augenblicke im heißen Bühnenraum, im Kostüm, umschwirrt vom Lärm des Erfolges, gepeitscht von der Hast des Theaterlebens, haben Auge und Hand des Künstlers gerade genügt, um das Wesentliche dieser Persönlichkeiten wiederzugeben. Die Judith ist in dem Taumel nach der Tat erfaßt, die Linke hält das blutende Haupt des Holofernes, die Locken, mit denen die Hände des Gewaltmenschen spielten, umflattern wirr den Kopf, das Weib ist erwacht, von doppelten Leidenschaften durchzittert. Michael Bohnen hat dem Künstler seinen Holofernes nicht auf dem dramatischen Höhepunkt als Aufgabe gestellt: er hat den hochmütig und doch mißtrauisch abwehrenden Feldherrn gewählt, in der Szene etwa, als ihm die erste Kunde von dem zähen Volke der Ebräer wird, deren Hauptstadt er belagert. Es sind zwei Glückswürfe, die dem Künstler da halb im Spiel gelangen. Man darf auf weitere Arbeiten des fleißigen Radierers gespannt sein.



Kruzifix auf der Brücke in Bamberg. 1897
Zeichnung von Adolph von Menzel aus „Menzel auf Reisen" von Paul Weiglin

Noch halb im Anschluß an die Bühnenrundschau bringen wir eine künstlerische Aufnahme von Mady Christians. Das Lichtbild ist bei einem Gastspiel der schönen jungen Künstlerin in Wien

Digitized by Google

entstanden. Edith Barakovich ist die Inhaberin des Ateliers, dem wir die äußerst lebensähnliche Aufnahme verdanken. Es liegt Wiener Charme in der Ungezwungenheit des Bildchens.

Ein figurenreicher, drollig biedermeierischer Scherenschnitt „Tischrede" von Arnim Commichau, einem Meister dieses kleinen, feinen Gebietes, leitet dann zu einem Werk über, aus dem wir eine köstliche Probe bringen, eine Zeichnung Menzels aus dem Jahre 1897 — „Kruzifix auf der Brücke in Bamberg". Im Berliner Widder-Verlag hat Otto Riedrich 58 bisher fast durchweg unveröffentlichte Zeichnungen von Adolf Menzel auf 40 Lichtdrucktafeln herausgegeben. Das Werk führt den Titel „Menzel auf Reisen". Paul Weiglin hat es mit einem Geleitwort versehen, das tiefes Eindringen in das Menschenwesen und Künstlertum des kleinen Großen verrät. Der kostbare Band ist mit Genehmigung der Nationalgalerie und der Erben des Meisters erschienen.

Den Beschluß unserer Rundschaubilder machen drei Kostümfiguren von L. Bakst. Dieser russische Maler, Impressionist, lenkte in Deutschland im Jahre 1910 die Aufmerksamkeit auf sich, damals als das „Russische Ballet" zum erstenmal im Theater des Westens in Berlin gastierte. Nicht nur die meisterliche Tanzkunst erntete damals Stürme des Beifalls — Meister Oppler hat seine starken künstlerischen Eindrücke erst kürzlich in unseren Heften wiedergegeben —, auch die ganz eigenartige Bühnenausstattung erregte Bewunderung. „Cleopatra", Schumanns „Karneval", „Der Geist der Rose" weichen weit ab von der früheren Art, Ballette zu inszenieren. L. Bakst war der Künstler, von dem die Entwürfe stammten. Was sie an Farbenklängen boten, war geradezu berauschend. Lange Zeit hindurch ward er von kleinen Talenten nachgeahmt, erreicht niemals. Besondere Anregung verdankt Bakst dem Orient. Seine Bilder und Blätter, ursprünglich nur als Kostümstudien gedacht, erfreuen noch heute als selbständige kleine Kunstwerke das Auge des Kenners.

Unser farbenfrohes Titelbild stammt von Paul Bürck, der als Radierer fast noch bekannter ist denn als Maler. Er ist 1878 in München geboren, auf der Kunstgewerbeschule herangewachsen, Radierungen von

Kostümfiguren für Robert Schumanns „Karneval". Von Leon Bakst

Digitized by Google

Orientalischer Tanz. Kostümzeichnung von Leon Bakst

ihm besitzen das Darmstädter Landesmuseum, das Essener Kupferstichkabinett, die Münchener graphische Sammlung. Größere Gemälde von Bürck hängen im Magdeburger Kaiser Friedrich-Museum, in den Galerien von Essen und Nürnberg. Die Mehrzahl der übrigen Künstler, deren neue Werke das Heft in Kunstbeilagen wiedergibt, sind unseren Lesern bekannt und vertraut: wie freut man sich, wieder einmal mit Albert Wenk Meeresluft zu atmen, den fein ironischen Gedankengängen von Julius Diez zu folgen, Angelo Janks Meisterhand in Pferd und Reiterin bewundern zu dürfen. Georg Kolbes Holzbildwerk „Zorn" ist in seiner Zurückführung auf einfachste Linien von starkem Eindruck. Anheimelnd führt uns Ernst Müller-Bernburg das patriarchalische Lüneburg im Schnee vor, mit dem rosigen Himmelshauch von der Heide her. Und ein prächtiger Griff ist Hermann Gradls „Spaziergang", ein Bild, das wohl mancherlei Possierliches erzählt, das aber vor allem in der Unendlichkeit von Himmel und Land ganz meisterlich gemalt ist. **H. G.**

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
38. Jahrg. / März 1924 / 7. Heft

Thaddäus

Der Roman eines jungen Herzens

Nach Aufzeichnungen Gustav Danneggers, des Vikars

Von Paul Oskar Höcker

Schluß

Montagabend.

Es ist überstanden. Liselotte weiß alles.

Sie fühlt sich aber nicht imstande, Thaddäus die volle Wahrheit zu schreiben. Also muß ich auch hier der Mittler sein. Ich will ihm alles beschämende Begleitwerk ersparen. Aber dieser schmerzliche Bericht muß so knapp als möglich sein, er erfordert darum ein Konzept.

„Lieber Thaddäus! Liselotte hat mir von Deinem Kummer berichtet. Ich nehme herzlichen Anteil daran und sichere Dir für alle Zukunft jede Hilfe zu, die ich nur irgend aufbringen kann. Heue vormittag war ich also in Berlin und sprach mit dem Justizrat Stern im Hotel Fürstenhof. Er verlangte zuerst eine Vollmacht von mir, aber ich sagte ihm, daß ich nur als Dein alter Lehrer von Dir geschickt und gebeten sei, alles daranzusetzen, um ihm die Vermittlung zu erleichtern. Die geschäftliche Form, in der Deinem Vater geholfen werden soll, dachte er sich so: er selbst würde das Gut Freisleben durch einen Mittelsmann sofort für die volle Wertsumme der Steuereinschätzung vom Januar 1914 ankaufen, unter Übernahme aller darauf ruhenden Hypotheken und sonstigen Lasten, die Auszahlung könne zur Hälfte heute, zur Hälfte ultimo Juni erfolgen, in jeder gewünschten Währung, auf jedes beliebige Auslandskonto, so daß eine Pfändung dieser Barbeträge nicht zu befürchten sei. Herr Jakimoff stelle nur die einzige Bedingung, daß in der Gerichtsverhandlung sein Name von Deinem Vater nicht erwähnt werde. Ich erwiderte ihm sofort, daß Dein Vater sich von Herrn Jakimoff wohl kaum irgendeine Bedingung werde stellen lassen; etwas ganz anderes sei es, wenn seine Frau noch einmal an seinen Edelmut appelliere. Herr Stern erwiderte darauf, daß das Vermögen Deiner Mutter durch die Geldentwertung, zumal bei dem großen Verbrauch auf kostspieligen Reisen, schon seit Jahr und Tag völlig aufgebraucht sei; ihren Unterhalt bestreite ausschließlich Herr Jakimoff, und er sei es auch, der das großzügige Anerbieten mache. ‚Weiß denn Herr Printz,' fragte ich den Justizrat, ‚wem das Geld gehört das Sie ihm anbieten?' Er zuckte die Achsel. Bis jetzt habe ihn der Herr Rittmeister noch nicht danach gefragt, sagte er. ‚Es wird aber Ihre Pflicht sein, Herr Justizrat,' sagte ich, ‚ihn darüber aufzuklären.' Er werde sich hüten, erwiderte er; ‚aber wenn Sie hergekommen sind, um die Transaktion noch in letzter Stunde zu vereiteln, so steht es Ihnen ja frei, sich bei Herrn Printz melden zu lassen, bevor ich ihn spreche. Er wohnt Zimmer 37 im dritten Stock.' Damit nickt er mir kurz zu und verläßt das Sprechzimmer. Ich blieb am Fenster stehen, blickte in den engen Hotelhof, überlegte, fand aber lange den Mut nicht, vor Deinen Vater hinzutreten. Als ich mich dann endlich von einem Groom nach Nr. 37 führen ließ, stand das Zimmer offen, das Mädchen und der Hausdiener räumten auf, sie wußten mir keine Auskunft über den Verbleib des Zimmerinhabers zu geben. Unschlüssig begab ich mich in die Hotelhalle,

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

setzte mich dort in einen Winkel und wartete auf ihn. Es war knapp eine halbe Stunde vergangen, da trat der Justizrat, von einem jungen Herrn begleitet, der eine Aktenmappe trug, aus dem Fahrstuhl. Ich holte ihn ein, als er eben den Straßenausgang erreichte. ‚Sie können sich beruhigen, Herr Doktor,' sagte er obenhin, ‚Herr Printz hat glatt unterschrieben, ich bin im Begriff, die verschiedenen Schecks für ihn anzuweisen, und nach dem Hintermann meines Agenten hat er überhaupt mit keiner Silbe gefragt.' Es ist ja möglich, lieber Thaddäus, daß er den Namen des eigentlichen Käufers nie erfährt, was wohl das beste wäre. Du mußt ihn aber wissen. Das ist nach meiner Überzeugung notwendig und richtig, selbst für den Fall, daß Du die Absicht haben solltest, mit Deinem Vater niemals davon zu reden. Liselotte ist sich noch nicht klar darüber. Darum bat sie mich, Dir über meinen ersten — vielleicht völlig gescheiterten — Versuch, Dir behilflich zu sein, selbst zu berichten. Sei so gut, lieber Thaddäus, und trenne den Boten von seinem Amt, und behalte in leidlichem Andenken den alten Fakir."

Telegramm aus Frankfurt a. M. an den Vikar Gustav Dannegger in Stolp a. d. Havel.

„Eintreffe Mittwoch früh Achtuhrzug Anhalter Bahnhof. Auch Papa ist benachrichtigt. Thaddäus."

Mittwoch.

Ich habe Thaddäus wiedergesehn. Er ist noch um fast einen Kopf gewachsen. Auf dem Anhalter Bahnhof und auf dem Askanischen Platz wandte sich alles nach ihm um. Ein bildschöner Mensch. Der Amenophisschädel ist stilvoll glattrasiert, aber auf der Oberlippe beschattet jetzt ein Bartanflug die Museumsähnlichkeit. In seinem eleganten Sakkoanzug, dem Ulster und den hellen Gamaschen ist er ganz der feudale junge Weltreisende. Zum erstenmal fiel mir auf, wie landpomeranzenhaft unsere gute Lilo neben ihm wirkt. Die kokett herausgeputzten Berliner Damen, die sich nach ihm auf der Straße umdrehten und ihm Fangblicke zuwarfen, bemerkte er freilich nicht. Lilos sieghafte Gesundheit, ihre prächtig entwickelte Sportmädelfigur, ihre weißen Zähne im braunen Gesicht, ihre glückstrahlenden braunen Augen lassen zunächst ja wohl nichts anderes aufkommen. Wie ich höckrichter Zwerg neben Siegfried und der jungen Walküre ausgesehn haben mag, davon mache ich mir lieber gar keine Vorstellung.

Thaddäus hat seinen Vater in Berlin nicht mehr erreicht. Wir brachten ihm die Nachricht zur Bahn, daß sein Vater am Montag nachmittag Berlin mit unbekanntem Ziel verlassen hat und daß die Depesche nebst anderen Eingängen noch beim Hotelportier auf ihn wartet.

So ist denn Thaddäus mit uns nach Stolp herausgekommen. Das „Leutnantszimmer", das er früher bewohnt hat, ist zufällig frei, die Königin Elisabet hat ihn huldvoll willkommen geheißen und dort wieder einquartiert, und alle alten Kameraden stürmen ihm die Bude, ziehn ihn mit sich auf den Turnplatz ... Karl Taubert zeigt ihm seine neueste Errungenschaft, die große Riesenwelle am Reck, Erich von Froben pufft ihn immer wieder vor Glück gegen den Oberarm, Fritz Schulz muß ihm Mordsdinge von Erich Consentius erzählen, Hans J. Krause wartet auf eine Gelegenheit, ihm seine neuesten Gedichte vorzulesen (eines davon ist in der ‚Flöte' abgedruckt), nur der kleine Graf Schlüchtern hält sich etwas zurück, er nimmt es Thaddäus anscheinend übel, daß der ihn jetzt um anderthalb Köpfe überragt, und Kaspar Bruneck kann ‚so ein Gehabe' ja grundsätzlich nicht ausstehen. Aber es ist ein Leben im Hause, eine festliche Aufregung, als sei der verlorene Sohn wiedergekehrt.

Donnerstag.

Unsere Haupttätigkeit bestand gestern und heute darin, für Thaddäus zu telephonieren und beim Fernamt Telephongespräche für ihn anzumelden. Doch weder im Fürstenhof in Berlin noch im Atlantikhotel in Hamburg noch auf dem Gut Freisleben noch beim Justizrat Stern in Frankfurt ist Auskunft über den augenblicklichen Aufenthalt des Rittmeisters zu bekommen. Thaddäus will morgen früh nach Freisleben zurück, um sofort wieder mit seiner Arbeit fürs Examen zu beginnen. Dr. Armbruster hat seinetwegen ein Engagement als Hauslehrer nach Spanien ausgeschlagen; es ist sein Ehrgeiz, ihn zur Reifeprüfung fertig vorzubereiten, die nun also bestimmt in den ersten Oktobertagen vor sich gehn soll.

Vorhin kurzer Besuch von Thaddäus bei mir. In all dem Trubel habe er mir für meine Bemühungen noch gar nicht recht gedankt. Gab mir ein paarmal die Hand, wollte gewiß recht herzlich sein, aber die vor den alten Kameraden lang genug unterdrückte Bitterkeit schlug nun doch endlich durch.

„Ich weiß nicht, ob ich dir einen Dienst erwiesen habe, Thaddäus," sagte ich zögernd.

Da flammte es in seinem Gesicht stolz und trotzig auf. Herrisch. „Glaubst du, daß ich

Digitized by Google

auch vergessen hätte, zu fragen, von wem das Geld stammt?"

Schweigen. Schweigen. Es ist klar, er will mit seinem Vater abrechnen.

„Thaddäus," fing ich endlich wieder an, „du wirst dich voraussichtlich im Herbst immatrikulieren lassen können, da wär's vielleicht nicht das schlechteste, du kämst nach Berlin, denn hier hättest du doch einen gewissen Abschluß, und es würde mich freuen, wenn ich dir beim Studium irgendwie von Nutzen sein könnte. Du weißt ja, bevor ich mich der Theologie ergab, dacht' ich auch an Erdkunde; die Mittel fehlten dann, aber die alte Vorliebe dafür ist bis heute geblieben. Ich hab' mir im Lauf der Jahre auch manches Werk angeschafft, das jetzt rar geworden ist."

„Es ist herzlich gut von dir gemeint, Fakir. Aber ich bin mir über meine Zukunft noch gar nicht klar. Da meine Mutter nichts mehr besitzt, kann sie mir nichts geben. Von meinem Vater aber will ich nichts nehmen, wenn er sich von — wenn er sich von Jakimoff — von Jakimoff bezahlen läßt."

Er stieß diese letzten Worte stockend zwischen den fest geschlossenen Zähnen heraus. Eisig klang's. Ich wollte etwas erwidern, aber er hob die Hand, kurz, wie beschwörend, oder befehlend. Es war abgetan. Noch ein kurzer Händedruck. Und er ging.

Die Jungen haben bei unserm schwedischen Sloidlehrer Tanzspielstunde drüben im Turnsaal. Man hört sie singen, hört Gitarre und Laute und das flotte Sichdrehen und kurze Hackenschlagen und Sohlenaufklappen. Thaddäus ist noch bei ihnen erschienen, mit großem Hallo empfangen.

Jetzt hör' ich ihn und Liselotte auf der Treppe flüstern. Lange. Lange. Aber ich will nicht lauschen.

Armes, schönes, junges Liebespaar!

Thaddäus ist heute früh von Erich von Froben und Karl Taubert zur Bahn begleitet worden. Sie schwärmen noch alle von ihm. Oder doch fast alle. Er ist und bleibt der Glanz in unsrer niedern Hütte. Keiner ahnt, vor welcher Katastrophe er steht. Bis zum letzten Abschiedsgruß hat er den schönen, stolzen Amenophiskopf aufrecht gehalten. Meinem Blick ist er ausgewichen. Vielleicht sah er mich auch wirklich nicht in der großen Schar.

Thaddäus der Jüngere an Liselotte Dannegger.

Feltenheim a. d. Bergstraße. —

Ihr werdet jetzt schon seit Wochen Große Ferien haben, und Du wirst denken, Lilo, es sei endlich an der Zeit, daß ich Dir ein Lebenszeichen gebe. Heute ist Dr. Armbruster nach Stuttgart gefahren, um auf dem Ministerium etwas über sein Schicksal zu hören. Er hofft, da er doch Württemberger ist, zum 1. Oktober an der neuen Reformschule anzukommen. Seit unserer Abreise von Freisleben führen wir ein rechtes Vagabundendasein. Ich habe in Frankfurt für meine entbehrlichsten Ausstattungsgegenstände so viel Papiermark bekommen, daß wir zuerst eine schöne Wanderfahrt durchs Neckartal machen und darauf ein paar Wochen in dem entzückenden Städtchen Wertheim leben konnten. Da gab es noch allerlei Ausflüge in alte Schlösser und Kirchen und Kleinstadtmuseen. Abends wurde ‚gebüffelt', wie Dr. Armbruster sagt. Jetzt haben wir hier beim Schmied von Feltenheim die weißgetünchte Stube im Dachgiebel. Da sehen wir den Melibokus dicht vor uns, auf den wir schon oft geklettert sind. Wir sparen hier sehr. Du mußt Dir aber nicht vorstellen, daß ich ein armes Hascherl bin. Es ist bloß sündiger Geiz. Ich habe aus alten, besseren Zeiten noch allerlei Überflüssiges, das ich neulich in Darmstadt bei einem Juwelier habe schätzen lassen. Das goldene Zigarettenetuis, die Ringe, die goldene Armbanduhr, die Brillantennadel, alles zusammen sichert mich auf lange hinaus. Aber Dr. Armbruster wacht eifersüchtig über jeden Geldschein. Weißt Du, wir müssen Papa beweisen ... Ach, Du wirst es ja alles in der Zeitung gelesen haben. Ich will nicht viel davon reden. Empörend, daß es Leute gibt, die solch ein Familienunglück öffentlich mit Witzeleien glossieren. Die Scheidung ist am 29. Mai ausgesprochen worden. Als gerichtlicher Vormund ist für mich und die kleine Marion ein Sanitätsrat Heßberger in Frankfurt eingesetzt. Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber Dr. Armbruster war bei ihm. In der vorigen Woche ist Mama nun also Jakimoffs Frau geworden. Sie leben jetzt in Baden-Baden, wollen aber im Oktober nach Ceylon übersiedeln. Ich sagte Dir wohl einmal: in Kurnegalle hat Jakimoffs Mutter, die Engländerin ist, die große Zimtplantage. Mama und die kleine Marion werde ich wohl niemals wiedersehn. Mein Vater hat mir durch Herrn Heßberger sagen lassen, daß er mir alles verzeihen wolle, alle häßlichen Worte, auch meine überstürzte Abreise aus Freisleben, und daß er bereit sei, für mein Studium zu sorgen. Aber ich habe nicht mehr darauf geantwortet. Unsere Adresse weiß niemand. Ich tauche erst wieder zum Examen aus unserem Dorfidyll auf. Vielleicht studiere ich in Berlin auf meine eigenen Kosten. Wenn

Digitized by Google

mein Erbteil von Großtante Annette in Brüssel, das widerrechtlich gepfändet worden ist, freikommt, brauche ich mich auch nach dem Studium noch lange nicht mit Geldsorgen zu quälen. Mein Vater hat, wie ich höre, noch keinen festen Wohnsitz angenommen. Dr. Armbruster fürchtet, daß er den Kaufpreis für Freisleben nicht allzu lange beisammen halten wird. Er soll augenblicklich in Hamburg sein, beim Derby stand sein Name in der Zeitung, er wird wohl wieder Pferde laufen lassen. Du denkst vielleicht, Lilo, ich hätte Haß gegen ihn, aber das ist es nicht. Es ist nur ganz leer in mir geworden, ganz leer. Es vergehen viele Tage, daß wir weder von ihm noch von Mama sprechen. Wenn ich unversehens in Erinnerungen gerate, dann deklamiert Dr. Armbruster mit seinem dröhnenden Baß sogleich Horaz, erlöst falle ich in Baritonlage ein, und alles, was nicht Examen heißt, ist für eine Weile wieder vergessen. Dummerweise habe ich in Frankfurt damals auch meinen Frackanzug mit verkauft. Zum Examen erscheinen die Prüflinge sonst immer im ‚Schniepel', wie Dr. Armbruster sagt. Aber er meint, besser als der schönste Frack wirke es auf den grimmigen Professor Leuthold, der dort in Mathematik prüft, wenn man auf seine Frage nach den lunulae Hippokratis und andere Nebenscherze, die er boshafterweise stets anbringt, gerüstet sei. Wenn Dr. Armbruster gute Nachricht für seine Stuttgarter Anstellung mitbringt, dann machen wir kommenden Sonntag eine Freudenwanderung nach Heidelberg. Vom Schloßberg schicke ich Dir dann einen Gruß, Lilo. Aber antworte mir darauf nicht hierher, bitte, damit die Adresse nicht verraten wird. — Dein alter Freund Thaddäus.

⁂ ⁂ ⁂

Sonntag, den 3. Oktober.

Liselotte taumelt glückselig durchs Haus. Sie ist früh um sieben Uhr an den Fernsprecher gerufen worden: Gespräch aus Frankfurt. Eine helle Stimme in Baritonlage, fröhlich und gut ausgeschlafen, meldet: Examen bestanden! Es klingt wie eine Fanfare aus dem Nebenzimmer. Liselotte vergißt in der Aufregung natürlich zu gratulieren, sie fragt nur nach dem Aufsatzthema und anderem jetzt so gleichgültigen Krimskrams ... Aber die Hauptsache erfährt sie zum Glück doch noch, kurz bevor das Fräulein vom Fernamt sie trennt: Thaddäus kommt nach Berlin! Sein treuer Mentor, Dr. Armbruster, ist von der württembergischen Regierung seit vorgestern angestellt, aber er braucht erst morgen früh in Stuttgart anzutreten. Sie werden heute nachmittag nach Sachsenhausen pilgern und dort zum Abschied eine Flasche Apfelsekt trinken. Und Dienstag früh trifft Thaddäus in Stolp ein und gibt sich hier in Pension, falls Tante Elisabet ihm einen erschwinglichen Preis stellt.

Die Königin Elisabet hat einen Thronrat abgehalten, in ihrem Empfangssalon mit den roten Plüschmöbeln. Der ganze Hof war feierlich geladen. D. h. die erlauchten Träger des Namens Dannegger. Einen Pensionär aufzunehmen, der nicht auch den Unterricht bezahlt, das sei ein Novum. Das ‚Leutnantszimmer' stehe seit Ostern leer, und ein neuer Schüler, für den ein Sonderzimmer beansprucht werde, sei bis jetzt nicht angemeldet, man könne es Thaddäus also unter gewissen Klauseln einrichten. Aber unter der wachsenden Teuerung habe die Anstalt so empfindlich zu leiden, daß man ihm von dem Preis der Vollschüler höchstens zehn Prozent ablassen könne. Vetter Theodor sprach milde und ölig wie immer und schloß sich der Meinung seiner hohen Gebieterin an. Ich machte schüchtern den Einwand, daß mit zehn Prozent der geistige Aufwand, der von seiten des Lehrerkollegiums für die Internen beansprucht werde, vielleicht doch etwas zu gering veranschlagt sei. Und Liselotte wagte einen Hinweis auf die Notlage, in die Thaddäus jetzt doch geraten sei. „Das ist mir eben hauptsächlich das Bedenkliche," sagte die Einberuferin und legte ihre Stirn in Jalousiefalten. „Wie lange werden die Mittel von Thaddäus überhaupt noch reichen? Wer bürgt für ihn? Und was geschieht, wenn er eines Tages sein bißchen Geld aufgebraucht hat? Dann sitzt er uns hier auf dem Halse. Seiner Mutter kann ich nach Ceylon keine Rechnung schicken — und sein Vater wird sich nach allem, was geschehn ist, kaum mehr um ihn kümmern. Ich müßte mich wohl doch erst an seinen Vormund nach Frankfurt wenden, bevor ich ihm eine Zusage mache." Dagegen stemmte sich nun Liselotte mit aller Kraft; Thaddäus werde das als ein Mißtrauensvotum auffassen, meinte sie. Ich gab ihr darin recht. „Er wird es jetzt überhaupt aufgeben müssen," sagte Tante Elisabet teils bekümmert teils doch etwas schadenfroh, „sich als der verwöhnte Prinz zu fühlen. Will er mit allem hier fürlieb nehmen, dann gut, meinetwegen; andernfalls muß ich von vornherein bedauern. Also sagen wir: fünfzehn Prozent sollen gestrichen werden. Damit Schluß."

Die Jungen, die unsern Thaddäus von früher her kennen, nehmen die Nachricht, daß er wieder herkommt und sein altes Quartier

Digitized by Google

bezieht, mit lebhaftem Interesse auf. Unter den Primanern ist die Stimmung geteilt. Kaspar Bruneck meint: als Student im ersten Semester werde er sich nun furchtbar „haben". Und Graf Ferdi gibt zu verstehn: wenn er wie Thaddäus seinen eigenen Hauslehrer gehabt hätte, dann brauchte er jetzt wohl auch nicht mehr die Schulbank zu drücken. Aber Erich v. Froben, Fritz Schulz und Karl Taubert sind selig. Hans J. Krause denkt gewiß an allerhand heimliche Symposien, die man künftighin nächtlicherweise im ‚Leutnantszimmer' wird abhalten können, denn als frischgebackener stud. phil. wird sich Thaddäus doch nicht mehr von den verschiedenen Aufsichtswauwaus der Anstalt kontrollieren lassen.

Nun ist es doch anders gekommen. Thaddäus hat das ‚Leutnantszimmer' überhaupt nicht bezogen. Es ist ihm zu teuer. Ganz offen hat er mit Tante Elise über seine Finanzen gesprochen. Da gestern ein neuer Argentinier eingetroffen ist, dessen Edelvaluta ein solches Vorzugsquartier eher zuläßt, so hat man sich dahin geeinigt, daß Thaddäus mit Erich v. Froben und Karl Taubert das Eckzimmer teilen wird, das ja allerdings früher stets mit drei Pensionären belegt war. Tante Elise äußerte hernach zu ihrem Mann (wohl absichtlich in meiner Gegenwart), es sei ihr aus gewissen Gründen bedeutend angenehmer, Thaddäus in einem allgemeinen Schulzimmer zu wissen, denn daß Liselotte wie früher jede Gelegenheit wahrnehme, um Thaddäus auf seiner Stube aufzusuchen, dafür seien sie beide zu alt — und Liselotte zu verliebt. Vetter Theo hatte die pastoral begütigende Einwendung: sie seien ja beide noch Kinder. Aber ein impertinentes Etwas in Tante Elisabets Miene ließ keinen ernsteren Widerspruch zu.

Sonnabend, den 30. Oktober.

Unser junger Philosoph im ersten Semester enttäuscht seine alten Kameraden. Er hat keinerlei studentische Sitten in Stolp eingeführt. Er „büffelt" mehr als seine Stubengenossen aus Prima. Hat er irgendwie Zeit, so beteiligt er sich auch an jedem Sport; aber im übrigen ist er stiller und verschlossener denn je. Auch Liselotte hat wenig von ihm. Sie sieht ihn fast nur in Gegenwart der andern.

Um so häufiger flüchtet sie sich zu mir. „Ein Vertrauter — der alte Fakir."

Sie hat mit Ferdi v. Schlüchtern schon wiederholt gereizte Auseinandersetzungen gehabt. Dem kleinen Grafen gefällt unser Student von Tag zu Tag weniger. Um mit seinen Kommilitonen in Berührung zu kommen, ist Thaddäus dem Akademischen Turnverein beigetreten. Im Anschluß an einzelne Vorlesungen nimmt er in der Berliner Großen Turnhalle an verschiedenen Übungsstunden teil, Sonnabends auch an dem Kneipabend des Vereins. Darüber spöttelte nun Ferdi v. Schlüchtern vorhin bei der Postausgabe in Gegenwart der verschiedenen Klassenältesten und setzte sich in Positur: „Selbstverständlich werde ich aktiv; ich lasse mich von den Borussen keilen; alle meine Vettern gehören schlagenden Verbindungen an; aber freilich, das ist heutzutage nicht ohne tüchtige Zechinen durchzuführen."

Liselotte hat ihm, aus dem Gefühl der eigenen Armut, wohl die einzig richtige Antwort gegeben: „Seit dem Krieg und der Revolution ist es keine Schande mehr, Ferdi, wenn man mit Raffke und Konsorten nicht konkurrieren kann."

Darauf der kleine Graf: „Wer spricht von Raffke? Für die Aktiven der schlagenden Korps kommen nur tadellose Häuser in Frage. Man muß seine Angehörigen zeigen können, sonst kommt man eklig ins Gedränge. Daß Thaddäus sich zu beherrschen weiß, hat ja wohl seine Gründe. Es dürfte nicht alles stubenrein sein im Hause Printz."

Liselotte erinnert sich nur noch, daß sie ihm drohend gesagt hat, er solle sich ja hüten, jemals vor Thaddäus ein so häßliches Wort über das Unglück im Hause seiner Eltern auszusprechen, die Folgen könnten sonst unabsehbar sein ... In tiefer Erregung, totenblaß, hat sie bei mir am Schreibtisch gesessen, lange unfähig, die Herrschaft über sich zu gewinnen. Sie fühlt sich von dem Überfall auf Thaddäus schwerer getroffen, als hätte Ferdi Schlüchtern ihre eigene Familienehre angegriffen.

Ich verspreche Liselotte, bei nächster Gelegenheit dem kleinen Grafen ein Privatissimum über das Wappen seines Hauses zu halten: Noblesse oblige.

Allzuviel Zeit kann ich in diesem Winter auch Liselotte nicht widmen. Ich baue im Frühjahr nun endlich mein Oberlehrerexamen. Darf mich doch von Thaddäus nicht beschämen lassen, der uns allen bewiesen hat, wie resolut man so eine unangenehme Sache anfassen muß.

Liselotte noch einmal an der Tür. Klopft schüchtern, öffnet einen Spalt, steckt den Kopf herein und bringt flüsternd eine überraschende Botschaft.

„Du, Fakir, denk' nur, wer angerufen hat: Frau Marion ist in Berlin! Eben verhandelt sie mit Tante Elisabet. Sie hat den

Digitized by Google

Umweg über Berlin gemacht, um Thaddäus noch einmal zu sprechen, vor der Übersiedelung nach Ceylon. Sie wollte noch heute abend im Auto herausfahren, aber Thaddäus ist doch im A. T. V. und kommt erst mit dem letzten Zuge heim. Nun wird sie morgen früh noch einmal anrufen. Tante Elise meint: man sollte es ihm besser erst sagen, wenn sie da ist."

Liselotte will das gar nicht gefallen; mir ebensowenig. Wozu die Heimlichkeit, wozu die Überraschung? Thaddäus wird der ‚Gefahr' nicht ausweichen, wird seinen Mann schon stellen.

Allerseelen.

Es hat unsern Jungen doch stark gepackt. Uns alle hat es gepackt.

Frau Marion ist gleich nach ihrer Ankunft hier eine Strecke weit auf der Chaussee nach Kohlhasenbrück mit Thaddäus gewandert, um ungestört mit ihm sprechen zu können.

Er hat sie draußen am Auto begrüßt. Ich sah, wie er sich beugte, ihr die Hand küßte, ritterlich, aber doch etwas zurückhaltend und kühl. Sie umfaßte seinen Amenophiskopf und küßte ihn zweimal, dreimal hastig auf die Stirn, auf die Schläfe. Dann ein kurzer Wink für den Schofför, der den Motor abstellte und sich aufs Warten einrichtete. Frau Marion streifte mit einem flüchtigen Blick die verschiedenen Fensterreihen, die den Anstaltshof umgeben, ahnte wohl, wieviel lauernde Augen sie durch all die Scheiben verfolgen, schob ihren Arm in den von Thaddäus und zog ihn mit sich, wie eine auf der Flucht befindliche Durchgängerin den Geliebten bei einem heimlichen Stelldichein.

Während wir im großen Speisesaal versammelt saßen, brachte das zweite Hausmädchen eine Nachricht für Liselotte. „Verzeih, Tante!" rief sie im Aufstehn und entschwand blitzschnell. Hernach ward auch nach mir verlangt. „Verzeih, Elisabet!" entschuldigte ich mich ebenso. Tante Elise brannte wohl vor Neugierde. Aber die Disziplin während der Mahlzeiten bildet ja das oberste Hausgesetz hier. Also mußte sie sich gedulden.

Thaddäus stand mit seiner Mutter und mit Liselotte im halbdunkeln Flur vor dem Eingang zum ‚Heiligen Grab' mit den mumifizierten Plüschsesseln. Die Tür war abgeschlossen. „Wir kommen zu Ihnen, Herr Dannegger, wenn Sie gestatten!" sagte Frau Jakimoff rasch.

Ich eilte voraus, stellte leidliche Ordnung in meiner Stube fest, ließ sie eintreten und wollte mich, nach einem Blickaustausch mit Liselotte, wieder empfehlen. Aber Thaddäus sagte: „Meine Mutter will dich bitten, Onkel Gustav, sie anzuhören. Liselotte weiß schon." Er schloß die Tür hinter uns. In dem engen, schmalen Dachstübchen standen wir einander so nahe gegenüber, daß ich von dem starken, schwülen Parfüm, das Frau Marions Kleidung und ihre Wäsche ausströmte, ganz benebelt wurde. Ich sah die ebenmäßigen Zähne, den roten Mund, die stahlgrauen, großen Augen, die feucht schimmerten, dicht vor mir; ihr Atem ging über mich hin, während sie sprach. Ich wurde das Gefühl nicht los: ein schöne Sünderin. Aber die Erinnerung an das verletzende Wort des kleinen Ferdi Schlüchtern riß mich daraus zurück. ‚Es ist die Mutter unseres Thaddäus!' sagte ich mir.

Ich wollte den höflichen Wirt spielen, rückte die paar Stühle zurecht, aber niemand nahm Platz.

„Ich weiß nicht mehr, an wen ich mich um Fürsprache wenden soll," sagte Frau Marion und betupfte mit dem winzigen Spitzentuch ihre Augen, drückte es dann gegen die Nase, verschluckte ein Schluchzen, faltete die Hände über dem zerknüllten Tüchlein und sah mich tränenumflort an, „sind Sie wirklich der Freund meines Sohnes, für den ich Sie halte, nach allem, was mir Fräulein Dannegger in Samaden damals gesagt hat, dann greifen Sie jetzt ein!"

Thaddäus stand mit hängenden Armen da, unbeweglich. „Mama, es ist alles nutzlos, ist nur Qual und Quälerei für dich, für mich und die andern. Laß doch endlich."

Frau Marion zog mich ans Fenster und redete auf mich ein. Ich hörte sie aber nur halb, denn ich achtete zugleich auf das tonlos, aber eindringlich geführte Gespräch zwischen Liselotte und Thaddäus.

Was von Thaddäus verlangt wurde? Eine Kleinigkeit. Vielleicht nur eine Form. Er sollte Jakimoff ein paar gute Worte sagen, sollte die heftigen Ausdrücke, die er gegen ihn gebraucht hatte, zurücknehmen. „Das soll nicht heißen, um Verzeihung bitten, wie ein Kind, das unartig war. Nein, das ist es nicht. Thaddäus faßt es nur so auf. Ganz im Gegenteil: als Gentleman soll er handeln. Aug' in Aug' ein Unrecht bekennen, oder eine Übereilung, sonst nichts. Und wenn er's nur mir zuliebe tut. Schändet es einen Mann, einen Fehler, den er begangen hat, einzusehn? Alles, alles kann dann wieder gut werden. Sascha hat mir versprochen ... Mein Mann ist nicht kleinlich, nicht nachträglich. Thaddäus soll sein Studium beenden, wo und wie er will. An nichts wird es ihm fehlen. Jeden Tag ist er uns in Kurnegalle willkommen, uns beiden, als lieber Sohn, als Freund meines Mannes. Was

Digitized by Google

für Aussichten bieten sich ihm, wenn er jetzt diesen Starrsinn aufgibt. Hinter Jakimoff und seiner Mutter stehen doch Riesenvermögen, von denen man im armgewordenen Deutschland gar keinen Begriff hat. Ja, ich weiß nicht mehr, was ihn überzeugen soll. Er geht aus Starrsinn, ganz unnötigerweise, ins sichere Elend. Und darum sage ich: wer sein Freund ist, der hindert ihn an dieser Torheit. Das ist jetzt die letzte Gelegenheit einzulenken. Jakimoff würde ihn heute noch herzlich begrüßen. Wir sitzen eine Stunde bei Tisch im Hotel beisammen. Ein Händedruck, eine kurze Aussprache. Dann ein Glas Wein. Ein bißchen Rücksicht, ein bißchen Gutsein. Man muß doch auch einmal ein Opfer bringen können. Für die leibliche Mutter —!"

Immer mehr hatte sie sich in Erregung gesprochen, der Klang der eigenen Stimme, der letzten starken Worte peitschte sie auf, erschüttert schluchzte sie und warf sich mit beiden Armen gegen das Fenster, das Gesicht vergrabend.

Liselotte ward bewegt von diesen Tönen. Vielleicht war's lediglich die akustische, die klangliche Wirkung. Das Frauengemüt als Aolsharfe. Kurz auch das sportgestählte Schwimmerherz unserer Lilo ward schwach. Sie preßte immer wieder die Hand von Thaddäus und schob ihn, drängte ihn seiner Mama zu. Es war rührend, gewiß auch verständlich, denn man muß sich vorstellen, daß Lilo von Kindheit an Vollwaise ist, sich ihrer Mutter kaum entsinnen kann. Aber falsch war es doch.

„Ich kann das jetzt nicht länger mit anhören," sagte Thaddäus finster, und es lag neben dem Trotz und dem Stolz doch auch fast etwas Verächtliches in Ton, Blick und Haltung. „Daß Liselotte deine Partei nimmt, Mama, ehrt sie. Sie ist ein guter Kerl. Immer gewesen. Aber als Mädel versteht sie nicht, um was sich's handelt. Das ist hier Männersache."

Schluchzend lachte Frau Marion auf. „Das sagst du, mit deinen achtzehn Jahren. — Herr Dannegger, ich flehe Sie an, bitte, bitte, helfen Sie mir doch!"

„Ach Onkel Gustav," fiel Thaddäus sofort ein, „gib dir gar nicht erst Mühe. Viertes Gebot wohl gar. Konfirmandensprüche — Kompromisse."

Ich lehnte mit der Schulter an der schrägen Wand, weil ich eines äußeren Haltes bedurfte. Innerlich fühlte ich mich stark. „Keine Sorge, Thaddäus," sagte ich, „ich bin der letzte, der einen ganzen Mann, wie du einer bist, zu einem Kompromiß beschwatzen möchte. Treibt dich's aus Innerstem, deiner Mutter beizustehn, dann Hut ab vor deinem Entschluß. Aber es täte mir in der Seele weh, wenn ich glauben müßte: du wirst um äußerer Vorteile willen untreu an dir selber, an deinem Stolz, an dem Charakter, den ich respektieren will."

Ein paar Atemzüge lang sahen sie mich ganz fassungslos an, die beiden Frauen. In Frau Marions Antlitz gab's eine rasche Wandlung vom Schreck zum Zorn, dann zu einer Art Wut.

„Das ist geradezu — ein Verbrechen begehn Sie an ihm! Wissen Sie das? Sie sind — ein Teufel sind Sie!"

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Liselotte mich an. Sah Frau Marion an und dann Thaddäus.

Thaddäus hatte sich noch immer nicht gerührt. Nur noch fester preßte er die Lippen aufeinander.

Frau Marion ging hastig atmend an mir vorbei zur Tür und legte ihrem Sohn die Hand auf den Arm. „Ich habe hier jetzt kein Wort mehr zu verlieren. Ich erwarte dich im Hotel, Thaddäus. Wir fahren mit dem Schlafwagenzug um acht Uhr nach München, zur kleinen Marion. Von dort geht's nach Genua, an Bord. Nimm die Zeit wahr, Thaddäus. Noch ein paar Stunden hast du zur Überlegung. Dann ist's zu spät."

Thaddäus beugte sich stumm über ihre Hand und küßte sie. Wieder riß Frau Marion ihn an sich. Schluchzend, das Spitzentüchlein vor dem Mund, verließ sie das Zimmer. Als Thaddäus sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht ganz weiß. Die Augen behielt er noch eine ganze Weile geschlossen.

Auf der Treppe Stimmen. Tante Elisabet machte dem Gast die Honneurs. „Eben sagt mir das Mädchen —"

Wir drei standen und schwiegen. Hörten, wie das Gespräch, fast ausschließlich von der Hausfrau geführt, sich zum Erdgeschoß entfernte, unten verklang.

Eine Weile darauf das Ankurbeln vor dem Tor.

Thaddäus hatte die Türklinke in der Hand, drückte sie nieder, öffnete, schob sich stumm hinaus.

„Er wird nicht hingehn," flüsterte Liselotte, fast den Atem anhaltend, „gib acht, und er wird seine Mutter nie wiedersehn."

Ich nickte. „Ja, ich bin ein Teufel."

Nun endlich ließ Liselotte ihren Tränen freien Lauf. „Ach — Fakir!"

Sie liegt nebenan auf ihrem schmalen Tannenholzbett und weint noch immer.

Sonntag, den 16. Dezember.

Seit drei Wochen ist die Welt zugefroren. Solch strengen Winter hab' ich hier draußen

Digitized by Google

an der Havel noch nicht erlebt. In den Freistunden ist nun das Haus fast leer. Die Kleinen ziehn mit ihren Rodelschlitten an die Waldabhänge, wo sie im Schnee vielgewundene Rutschbahnen geschippt haben. Die Partei Schlüchtern übt sich im Skilauf. Das ist jetzt das feudalste. Thaddäus hat die Eisläufer um sich geschart. Nimmt zuweilen auch Liselotte mit — sofern Tante Elisabet ihr ausnahmsweise Urlaub gewährt. Thaddäus muß sich austoben. Die großen, langen, pausenlosen Eisfahrten tun ihm wohl. Aber für seine Begleiter sind sie sehr anstrengend, besonders für Liselotte. Sie kommt immer mit glühendem Kopf und erklammten Fingern, fast gelähmten Beinen zurück. Dabei beginnt für sie dann erst die Nachtarbeit im Haus. Ich will mahnend eingreifen, aber würde sie denn auf solch eine dem Glück gestohlene Stunde mit Thaddäus freiwillig verzichten? Und mit einem mütterlich wehmütigen Lächeln meint sie: er braucht doch jetzt einen guten Kameraden, der ihn überallhin begleitet, der mit ihm auch einmal rücksichtslos gegen den Nordost ankämpft.

Ja, wenn man nicht solch armseliger Krüppel wäre!

Heimlich hab' ich angefangen, Schlittschuh zu laufen. Um Gottes willen, es darf ja keiner von den Jungen wissen. Ich habe drüben in der flachen Bucht, nahe der Brücke, einen windgeschützten Platz. In der Dämmerstunde, wenn ich mich mit meinen Stahlschienen hinauswage, dann ist dort weit und breit kein Mensch. Wie oft ich an den ersten drei Abenden hingepurzelt bin, das weiß ich nicht. Ende der ersten Woche war das Turnweh in den Schienbeinen und im Kreuz so stark, daß ich's aufstecken wollte. Aber ich hab's dann doch überwunden. Und weil ich keine Zuschauer hatte, die mich auslachten, folgt' ich einer guten Lehre, die Thaddäus neulich den Anfängern auf dem zum Eislauf freigegebenen Tennisplatz erteilt hat: sofort sich mutig auf die Außenkante herumlegen, denn geradeaus rutschen ist für den Anfänger zwecklos, nur Bogen üben, immer Bogen, auswärts vorwärts, einwärts vorwärts, auswärts rückwärts, einwärts rückwärts, sowohl links wie rechts, und er hebt den Ellbogen, fährt aus, wirft sich auf die Seite, lehnt den Kopf, die Schultern zurück, und es ist, als ob er sich rückwärts mit der ganzen Gestalt gegen eine unsichtbare Luftkugel anschmiegt. So werd' ich's ja nie lernen. Aber es kommt doch schon etwas Harmonie in mein Laufen, in meine Haltung, meine Bewegungen. Ich tu's ja auch nur zu meiner Erfrischung, um ein Ausarbeiten zu haben in der freien Luft nach dem ewigen Stubenhocken und Bücherwälzen. Und je mehr ich die Furcht vor dem Hinschlagen überwinde, besonders bei den Rückwärtsbogen, desto lichter wird meine Stimmung, die nach Allerseelen schon wieder so tief herabgesunken war, in dieser Einsamkeit ...

Heute sind sie fast alle in Potsdam auf dem Eisplatz des Verbands. Eine Gymkhana mit Preisen wird abgehalten. Allerlei Schülerverbände haben sich zusammengetan. Thaddäus ist Preisrichter. Das ist nett, es soll ihn ehren. Aber es ist noch netter von ihm, daß er, der Student, die Ehrung der Kleinen angenommen hat.

Ein langer, stiller Arbeitssonntag für mich. Mein Pensum fürs Examen ist bewältigt. Ich möchte gern mit Lilo plaudern. Aber sie wird sich doch Thaddäus als Preisrichter nicht entgehen lassen. Da muß eben wieder einmal das lang vernachlässigte Buch herhalten.

Thaddäus weicht mir nicht aus, das kann ich nicht behaupten, aber er sucht meine Gesellschaft auch nicht.

Nicht knurren, Fakir, hättest du die Wahl wie er, du würdest doch wohl auch Liselotte vorziehn.

Freitag, den 23. Dezember.

Die Fahrkarten auf der Eisenbahn werden unerschwinglich. Eine ganze Reihe von Schülern muß auf die Ferienreise verzichten, muß das Weihnachtsfest in der Anstalt verleben. Auch die Pakete, die zur Bescherung für sie geschickt worden sind, haben nur geringen Umfang. Von Rodelschlitten, Skiern, Segelschlitten und andern Herrlichkeiten, die einem elternlosen Jungen den Weihnachtsferienaufenthalt hier noch immer zu einem Dorado machen könnten, hab' ich auf der recht ärmlichen Sammeltafel nichts bemerkt.

Liselotte findet von mir auf dem Weihnachtstisch an ihrem stets überbescheidenen Plätzchen ein Büchlein, das sie sich gewünscht hat: Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer. Kommt sie nach der Bescherung in ihr Stübchen, so steht da zu ihrem Schreck ein Paar pelzgefütterter Schnürstiefel Nummer 38 mit meinen an Klopstocks Eislaufode angelehnten Hexametern. Hoffentlich passen die Stiefel besser als die Versfüße. Von Thaddäus bekommt sie das Kettenarmband, an dem er bisher die Uhr trug. Er hat sich ein Lederarmband angeschafft, für ihn sei das praktischer, behauptet er. Soweit ich Lilo kenne, wird sie die goldene Kette lieben und heilig halten wie einen Fetisch — aber ob sie vor Tante Elisabet sie auch tragen wird?

Der Wind war heute etwas föhnig. Schade wär's, wenn in den Ferien Tauwetter ein-

Digitized by Google

Russische Teestube. Gemälde von Alexander Remisoff

Digitized by Google

Digitized by Google

setzte. Wohin dann mit all der freien Zeit, die unsere Jungen haben, wohin mit all der Tatenlust? Und was wird aus meinen heimlichen Eislaufstudien? Seit Vollmond ist, gehe ich alle Abende noch spät zum See hinüber und gebe mich meinem romantischen Gespenstertanz hin. Rechts vorwärts auswärts — links rückwärts auswärts — ein Drehen und Wenden wie in einem Walzer, den eine innere Melodie in den Winterwind summt — man verliert alle Erdenschwere — es ist noch schlackenloser, noch entrückter, harmonischer als selbst das Schwimmen — und auf dem bleichen Eis spielt das Mondlicht, glänzt in den Runen, die der Stahl gezogen hat — man fühlt keine Kälte mehr, man beginnt die Welt zu lieben, man ist das Stückchen Gott in ärmlicher Hülle ...

Erster Weihnachtsfeiertag.

Seltsame Überraschung. Stolp beherbergt wieder einmal einen Weihnachtsgast im Fremdenzimmer neben mir. Thaddäus der Ältere ist gestern kurz vor dem Abendessen in einem Droschkenauto aus Berlin vorgefahren. Das erste war ein martialisches Donnerwetter über den unverschämten Zuschlag, den der Schoffför forderte. Dann erst kam die Begrüßung. Eine schwere Kiste mußte behutsam ins Haus getragen werden: ein Dutzend Flaschen Schaumwein. „Kinder, es soll mal einen vergnügten Abend geben, was kann das schlechte Leben nützen!“ Thaddäus der Jüngere war blaß, behielt aber eine bewundernswerte Fassung. Er merkte rascher als wir alle, daß sein Vater schon einen übermäßig vergnügten Tag hinter sich hatte. Des Rittmeisters Zunge war schwer, seine Äuglein waren noch kleiner und entzündeter als sonst. Die große, rote Hakennase in dem kupferroten Gesicht wurde von der glühenden Zigarette beleuchtet, als wir so im Halbdunkel auf dem Schulhof um ihn herumstanden. Weiteres Gepäck als die Geschenkkiste hatte er nicht mit. Er war von Leipzig, wo er gegenwärtig große Geschäfte mit einem Pelzhändler betreibt, nur für ein paar Stunden herübergekommen, um seinen Sohn zu sehn. Urplötzliche Weihnachtspunschstimmung. Es ward aber sogleich beschlossen, daß man ihn wenigstens für diese Nacht als Logiergast aufnahm und dafür mit dem Nötigsten ausstaffierte. Sein Zustand war betrüblich. Beim Essen stand er auf und hielt eine Rede, blieb aber stecken. Zum Glück achteten die Jungen nicht darauf, denn die Chorsänger sammelten sich schon in der Halle für die Weihnachtslieder unter dem brennenden Tannenbaum ... Ich dankte im stillen dem Geschick, das den kleinen Grafen Schlüchtern und die Allerschlimmsten der begüterten Spötter bereits am Donnerstag in die Ferien geführt hat ... Es hielt schwer, dem Rittmeister klarzumachen, daß es „gegen alle Kleiderordnung“ verstieße, die Jungen am Heiligen Abend mit Sekt zu traktieren. Zwei Flaschen mußten aber doch geöffnet werden; er trank den Hauptanteil davon, denn auch von uns Erwachsenen kann ja keiner Alkohol recht vertragen, es fehlt uns hier an jeder Übung. Schwer atmend saß er in der Halle in einer Ecke, rauchte erst eine Zigarette nach der andern, darauf englische Pfeife, sprach über Pelzhandel, Pferde, Monte Carlo, Bankgeschäfte, die Preise des Einundzwanzigers. Liselotte behandelte er als gute alte Vertraute, pätschelte sie auf die Hand, den Arm, erinnerte sie an Vorkommnisse in Freisleben, wo sie aber nie gewesen war, offenbar verwechselte er sie, und gegen seinen Sohn hatte er einen kordial-biedermännischen Ton, der unter einer gewissen Rauheit eine wunde Seele erkennen lassen sollte ... Was muß Thaddäus gelitten haben. Um elf Uhr brachten Vetter Theo und ich den Rittmeister herauf. Als er in die noch nicht ganz durchgeheizte Dachkammer kam, erschrak er und ward nüchtern. „Lassen Sie mir ein Auto kommen, ich fahre nach Berlin in den Fürstenhof, den Teufel auch, ich packe mich doch nicht wie Konservenfleisch in so 'ne Eisgrube! Wo ist Thaddäus? Der Bengel wird mich jetzt schneiden, he? Sagen Sie ihm, sagen Sie ihm — nein, sagen Sie ihm nichts. Ich muß schleunigst ein paarmal herumschlafen. Mein Magen. Das labbrige Zeugs. Einen Kognak haben Sie wohl nicht zur Hand? Und ich habe mich da heute früh in Leipzig mit diesem Großagenten herumgeärgert. Kerl, der. Kommt da schon um achte an, sächselt mir die ganze Stube voll. Aber zähe sind die Ludersch, zähe ... Eine bessere Fohlendecke, noch nicht mal erstklassig, dafür wird jetzt verlangt ... Na, und ich, alter Praktikus mit Pferdeverstand, ich weiß doch, was die Schinderfritzen mir früher für ein Neugeborenes geboten haben. Gute Nacht, meine Herren. Angenehm. Total erledigt. Total.“ Er hat ein paar Stunden fürchterlich gesägt. Dann ist er in einer Art Schüttelfrost zähneklappernd aufgefahren, hat gestöhnt, ist im Zimmer herumgetappt, hat das Wasserglas vom Waschtisch geworfen. Ich wollte mich bei ihm melden, ihm helfen, wenigstens Licht machen; aber dann ward alles wieder still. Erst als ich die Jungen zum Kirchgang antreten ließ, kam er zum Vorschein, ziemlich kleinlaut, verkatert, war unglücklich, daß er hier nicht rasiert werden konnte. Thaddäus wollte ihn nach Nowawes

Digitized by Google

begleiten. Bis zu Tisch sind sie nicht zurückgekehrt.

Nun gehört auch dieser abenteuerliche Logierbesuch der Geschichte an.

Armer Thaddäus!

Bei beginnender Dämmerung trafen sie in Stolp wieder ein, Vater und Sohn. Der Rittmeister fährt mit dem Abendschnellzug nach Leipzig zurück. Sein ganzes Gepäck ist dort im Hotel. Er muß „am vierten Weihnachtsfeiertag", wie er sich ausdrückt, in Frankfurt sein. Großes Geschäft in Pelz. Untätig könne er nicht sein, sagt er, er brauche Arbeit. Aber ich entnahm seinen Gesprächen, daß es hauptsächlich Vermittlungen sind, die er beim Glase Wein in der Frühstücksstube abschließt. Mit seinen großen Einnahmen renommiert er sehr; aber seine Spesen scheinen nicht geringer. Thaddäus kam zu mir, recht verlegen, und bat mich um Geld. Er habe in Potsdam im „Einsiedler" mit seinem Vater zu Mittag gespeist, aber sein Vater sei ohne Brieftasche gewesen, da habe er dem Geschäftsführer draußen heimlich seine goldene Uhr als Pfand gelassen, die wolle er nun auslösen, sobald er seinen Vater zur Bahn gebracht habe. Und während Thaddäus sich drüben zur Fahrt wieder fertig machte, erschien Thaddäus der Ältere bei mir. „Verdammtes Pech!" schnarrte er und tat, als ob er's soeben erst bemerkt habe. Ob ich ihm wohl aus einer kleinen Verlegenheit aushelfen wolle? Selbstverständlich. Doch was ich noch hatte, war weniger, als er brauchte. Er steckte die Scheine aber ein. „Für alle Fälle — ob Ihre Frau Direktorin wohl fix einmal zu sprechen ist — die schwingt hier ja wohl den Kassenschlüssel, wie?"

Ach, wie kleinlich und peinlich ward es dann noch. Die Königin Elisabet ist doch nicht die Frau, die solche Dinge rasch und geräuschlos erledigt. Da gibt es erst ein umständliches Hinundherfragen, ein geschäftiges Suchen nach dem Schlüssel zum Kassenschrank, der befindet sich schon in ihrem Schlafzimmer im Körbchen, Liselotte wird geschickt, entdeckt den Schlüsselkorb aber nicht, weil er noch in der Anrichte steht, von wo ihn endlich die Köchin im Triumph herbeibringt. Alles ist im Flur versammelt, um den originellen Besuch abziehen zu sehen, und wird Zeuge der Szene — Thaddäus kommt die Treppe herunter und bemerkt die kichernde Gruppe — bei offenstehender Tür zählt Tante Elisabet, die den Kneifer aufgesetzt hat, flüsternd einige Reihen Scheine auf. Die Situation ist nicht mehr zu retten.

Liselotte fühlt sich schuldig. Hätte sie den Schlüsselkorb nicht im Schlafzimmer, sondern in der Anrichte gesucht —!

Ich tröste sie. Aber ich habe selbst Trost nötig. So furchtbar hab' ich mir den Zusammenbruch des Rittmeisters nicht vorgestellt. Und so rasch hab' ich ihn nicht erwartet. Der Himmel mag wissen, durch was für wilde Spekulationen er auf diese steilabschüssige Bahn geraten ist.

Die beiden Hausmädchen haben übrigens ein fürstliches Trinkgeld von Thaddäus dem Älteren bekommen. Sonst bildet nur noch die angebrochene Sektkiste eine freundlichere Erinnerung an ihn. Tante Elisabet hat sie für alle Fälle in die Medizinalkammer eingeschlossen.

Sonntag, den 8. Januar 1922.

Thaddäus ist nicht mehr wie früher der verwöhnte Pensionär. Durch den tiefen Sturz seines Vaters ist er in den Augen aller, denen früher sein Geld, sein Name imponiert haben, sofort mitgesunken.

Was ist Thaddäus der Ältere, wenn er kein Geld mehr hat? Eine Null. Eine Zeitlang amüsiert man sich über die Zwitterstellung, die er in dem so ganz gewandelten Gesellschaftsleben einnimmt. Aber die Blößen, die er sich durch seine wahllosen Pumpversuche gegeben hat, kann er auch durch gelegentliche Freigebigkeit und Verschwendung, die ihn im alten Glanze zeigen soll, nicht mehr zudecken. Für alle, die ihm einmal ausgeholfen haben, trägt er eine unsichtbare Warnungstafel mit sich herum. Denn er vergißt die Rückzahlung. Ich brauche ja nichts als das Fahrgeld zur Staatsbibliothek, kann den Barverlust also ertragen. Und Thaddäus der Jüngere hat einen Ring verkauft und mir vom Erlöse das Darlehn für die Rechnung im „Einsiedler" gleich nach dem Fest zurückerstattet. Aber sein Vater hat nicht nur mich, sondern auch Frau Elisabet vergessen. Seit Silvester fragt Tante Elise fast täglich bei Thaddäus an, ob er denn noch keine Nachricht von seinem Vater habe. Wir alle hören es, und wir sehen, wie seine Miene steinern wird.

Montag, den 23. Januar.

Examenarbeit. Die Jungen haben wenig von mir. Auch aufs Eis bin ich lange nicht mehr gekommen. Auf meinem Übungsplätzchen drüben liegt dicker Schnee. Ohne Hilfe ihn wegzuräumen, das geht über meine Kraft. Und es würde auch dem nächtlichen Heinzelmännchen bald nachgespürt werden. Einen der Jungen einweihen? Zu Erich v. Froben hätt' ich noch das meiste Vertrauen. Aber dann erführe es Thaddäus und würde

Digitized by Google

sich wundern, weshalb ich ihn übergehe. Ja — warum übergehe ich ihn? Weil ich mich klein vor ihm fühle. Und weil ich eifersüchtig auf ihn bin. Weil ich es nicht ertrüge, wenn er mich auslachte. Gar — vor Liselotte.

Liselotte findet, ich sei wieder recht garstig und unausstehlich geworden. Dabei sinne ich nur darauf, wie ich ihr etwas Liebes antun könnte.

Seltsam: Thaddäus, den das Schicksal seit Monaten mit Keulenschlägen bearbeitet, wird immer größer, stolzer, freier und schöner.

Um die weihnachtlichen Läpperschulden seines vergeßlichen Vaters endlich zu begleichen, hat er die Krawattennadel verkauft, die er von der Brüsseler Tante zu seiner Konfirmation bekam. Seitdem ist die Königin Elisabet etwas huldvoller gegen ihn gestimmt. Er bemerkt es aber wohl kaum. Auch kleine Sticheleien seines alten Gegners Schlüchtern überhört er. Er wächst von Tag zu Tag. Sein Vater hat sich nicht mehr gemeldet. Thaddäus weiß nicht, wo er stecken mag. Ich glaube, er hat jetzt auch diese letzte Prüfung, die härteste und schimpflichste seines Lebens, bestanden und überwunden. Sollte es möglich sein, daß Menschen, die stolz und selbstbewußt genug sind, sich aus allen Anfechtungen heraus in ein heiliges Lachen retten können, das sie unerreichbar macht, das sie feit?

Es graut mir oft vor dem Vergleich. Ich sollte so wie er als junger Held und Weltumsegler gefeiert worden sein, sollte die Macht der Schätze Indiens ausgekostet, sollte so wie er die Liebe und Bewunderung aller genossen haben, — um dann mit einem Schlag so grausam herabgezerrt zu werden? Unausdenkbar. Da hat mich ja das Schicksal gimpflicher behandelt als ihn, indem es mich nie auf einen Thron setzte. Denn ich war nie König — war immer Kärrner.

Februar.

Ach, immer die Examenangst. Ich arbeite viel zu viel.

Gestern abend nach langer Pause wieder einmal auf dem Eise. Die Fläche ist vom getauten Schnee, der wieder angefroren ist, holprig geworden. Vielleicht lag's daran, daß ich so oft fiel. Aber es fehlt mir jetzt auch wieder der Mut. Und wenn ich nur fürchte zu fallen, dann lieg' ich schon da. Natürlich: Thaddäus würde sich eben nicht fürchten, und darum fällt er nicht.

Liselotte hat mir mehrmals von dem heimlichen Kampf berichtet, der jetzt in Prima gegen Thaddäus ausgefochten wird. Die Neuen sind alle vom kleinen Ferdi gekapert worden. Selbstverständlich. Was ist Thaddäus den Neuen? Sie sehen ihn ja kaum.

In meinen Stunden ist's noch verhältnismäßig ruhig. Das Examenfieber hat sie doch sämtlich auch schon ergriffen, Gott sei Dank. Aber Erich v. Froben und Karl Taubert haben es als begeisterte Anhänger von Thaddäus recht schwer. Kleine Tücken und Schuljungenstreiche nehmen sie gelassen hin, getreu ihrem Vorbild. Peinlicher sind die „akademischen" Erörterungen, bei denen gewisse Anspielungen wie vergiftete Pfeile in noch offene Wunden eindringen können. Ferdi v. Schlüchtern hat die Partei der „Weißen Weste" gegründet. Er verwahrt sich dagegen, reaktionär zu sein. Nein, auf Namensadel legt er keinen Wert. Sein getreuester Schildknappe ist ja Kaspar Bruneck, dessen Vater zu den roten Vorkämpfern gehört. Aber „Wappenehre" verlangt er. Vielleicht ist seine ganze Theorie nur mühselig konstruiert, um Thaddäus zum Paria zu machen.

Ich habe mir den kleinen Gernegroß vorgenommen. Geschichtsstunde, eine Abschweifung auf deutsche Kulturtaten. Es macht ihm Vergnügen, bei solchen Gelegenheiten seine Prinzipien einzuschmuggeln, so daß die Neuen nicht nur seine Rednergabe, sondern auch seinen politischen Charakter bewundern. Er hat unbedingt Talent zum Parteisekretär und wird einmal im Reichstag enden. Nur muß seine verzwickte Partei erst noch gegründet werden. Wie unausstehlich feudal würde er wohl wirken, wenn er ein bis zwei Köpfe größer wäre. So hat er doch in seinem Kampf gegen Thaddäus eher etwas von Mime, dem Zwerg, der gegen Siegfried intrigiert. Als wir einander gegenüberstanden, der kleine Graf und ich, stellte ich fest, daß wir gleich groß sind. Wenn er nun gar noch meinen Buckel auf die Welt mitbekommen hätte —!

Seine fadenscheinigen Beweise für seine Theorie tat ich im Handumdrehen ab: Große Männer sind nur selten aus philiströs geregelten Stammbäumen hervorgegangen; viel öfter waren es die wilden Reise, die die Kraft ganzer Generationen empfangen hatten und durch neuen Saft aufgefrischt wurden. Ich lachte hernach über mich selbst. Vielleicht hätt' ich in aller Eile ebensoviel Beispiele für das Gegenteil zusammengescharrt, wenn er vom entgegengesetzten Standpunkt ausgegangen wäre. Jedenfalls hatte ich die Lacher auf meiner Seite, als ich mit Wielands Wort schloß: es gebe Leute, die suchten so lange, bis sie einen Gesichtswinkel gefunden hätten, unter dem ihnen eine Sache schief erscheine, und die sich dann herzlich freuten, daß die Sache so schief sei.

Mit Ferdi hab' ich's nun wieder einmal

Digitized by Google

verschüttet. Aber Liselotte hat von Erich v. Froben ein vollgerüttelt Maß von Lob für mich eingeheimst. Die kleine Partei Thaddäus ist dankbar für jeden Beweis von Zuneigung. Sie hat sich ja neuerdings sogar gegen Benachteiligung durch Tante Elisabet zu wehren. Das große Eckzimmer ist das kälteste im ganzen Haus, aber es bekommt die wenigsten Briketts. Es hat nur eine einzige Glühbirne, Karl Taubert mußte eine zweite von seinem Taschengeld anschaffen. Bei den Freibilletts für die Florian Geyer-Vorstellung ist das Eckzimmer vergessen worden. So war's auch bei der Benachrichtigung von der Schülerfeier an Kleists Grab. Als Erich v. Froben Lärm schlug, sagte Hans J. Krause, das Sprachrohr Schlüchterns, sie hätten nicht gewußt, ob ‚die Herren Studenten' sich noch für harmlose Pennäler-Angelegenheiten interessierten. So bringt nun jeder Tag wieder eine neue Bosheit. Sie trifft die Eckstube oder Liselotte oder mich — aber sie zielt stets auf Thaddäus.

Meldung auf dem Ministerium erledigt. Morgen erhalte ich Bescheid über Ort und Zeit meiner Prüfung. Ich bin kribblig, Liselotte zankt mich manchmal aus. Sie will wissen, wo ich mich jetzt so oft abends herumtreibe. Wenn ich Mut hätte, würd' ich sagen: komm mit! Ich habe in den letzten acht Tagen in den Rückwärtsbogen noch größere Fortschritte gemacht als in der Geschichte der Pädagogik, die nie meine Stärke war. Aber selbst Lilo wag' ich mich nicht anzuvertrauen. Und vielleicht — vielleicht hab' ich die Strapazen doch nur auf mich genommen, um vor ihr auch als sportgestählter Mann zu bestehn. Liebe Eitelkeit!

Mittwoch den 1. März vormittags 10 Uhr beginnt mein Inquisitorium. Ich habe den Tag rot im Kalender angestrichen. In dem bißchen Selbstironie, als könnt' ich das Datum vergessen. Drolligerweise ist es der Aschermittwoch.

Für den Faschingsdienstag wollte Kaspar Bruneck, unterstützt von der Partei Schlüchtern und vom Sloidlehrer, der jede Gelegenheit dankbar begrüßt, die Altphilologen zu verblüffen, einen Festabend in der Turnhalle arrangieren. Die süddeutsche Freude an dieser kalendermäßigen Heiligung des Unsinns steckt dem roten Kaspar nun einmal im Blute. Das hohe Direktorium hat indes abgewinkt. Vetter Theo findet, daß die Schwere der Zeit nicht dazu angetan sei usw., — aber Hauptsache ist wohl, daß Tante Elisabet die nicht unbegründete Befürchtung hegt, es würden bei dieser Gelegenheit an ihre Vorratskammer wieder außeretatmäßige Pfannkuchen-Ansprüche herantreten.

Liselotte hat mir eine weiße Krawatte genäht. Wenn ich mir auch den Frack erlasse, so muß ich doch in einigermaßen festlichem Schmuck vor das Forum. Das gute Kind ist mir jetzt fast ein wenig fremd geworden. Tante Elisabet beklagt sich darüber, daß sie in der letzten Woche dreimal stundenlang weggeblieben sei — Schlittschuhfahrten mit Thaddäus und seinem Anhang — das müsse nun ein Ende haben. Ich tröstete: es wird Tauwetter eintreten. Aber Tante Elisabet sagt: „Und überhaupt!"

Vorhin faßt' ich Lilo ab, wie sie an meiner Tür vorbei wollte.

„Geklopft wird gar nicht mehr, kleine Lilo?"

Da kommt sie denn auf einen Husch zu mir herein. Erzählt vom Rauhreif an der Pfaueninsel. Von einem Buch über die Azteken, das Thaddäus ihr mitgebracht hat. Und von dem Thermophor, den Erich v. Froben mir für die Prüfungstage nach Berlin mitgeben will. Sie plant eine Kraftbrühe oder Kakao- oder Kaffeemischung mit echtem Bohnenkaffee.

„Du kleiner Schwindelpeter," sag' ich ihr auf den Kopf zu, „in deinen braunen Guckaugen steht ganz anderes, du plauderst nur wieder, um mir was zu verschweigen."

Sitzt da nun also der liebe Bursch zwischen Schreibtisch und Bett und lächelt mich an und versucht noch zu heucheln, zu lächeln, — und es lösen sich kristallklare Tropfen aus den braunen Kinderaugen. „Ich sag' dir alles; aber erst später."

„Später. Hm. Als Belohnung, gelt, wenn ich mein Examen gemacht hab'? Ach du Kindskopf, schonen willst du mich. Und sagst dir nicht, daß ich doch bei einer Unzahl Fragen mich immer werde quälen müssen: ja, mein Gott, was ist denn nur mit unserer Lilo los? Hab' doch Vertrauen, Kind. Hast den alten Fakir nicht mehr lieb?"

Sie nickt heftig. Tut einen Atemzug. „Ich soll weg. Zum 1. April. Tante Elise hat schon eine Stellung für mich. Als Wirtschafterin. In Globsow."

„Warum — sollst du weg?" Und dann eine Ahnung. Ach so. Wegen Thaddäus.

Langsam tropft's aus ihren Augen über die von der Winterluft und der Wintersonne gebräunten Wangen. „Tante Elise sagt, es ist — es ist unmoralisch und — und unweiblich — und das ganze Haus — kommt durch mich in ein schlechtes Licht."

Tausend Eifersüchte verzehren mich. Ja, da ist es nun endlich ausgesprochen, hart,

Digitized by Google

Wasserburg am Inn. Zeichnung von Lisbeth Lommel

Digitized by Google

brutal, wie es nur Tante Elisabet kann. Ein paar Sekunden lang wiege ich mich im Klang der häßlichen Worte. Ja, wackere Königin Elisabet, das Glück anderer stört eben den Hungernden, du hast recht.

Aber da berührt nun die feste, etwas rauhe Hand der kleinen Liselotte meinen Arm. „Sag' doch, Onkel Gustav. Ist es wirklich so schlimm?"

Ich kann nicht sitzen bleiben. Ich presse ihren Kopf an meine Joppe. „Ach, du, kleine Lilo, schlimm. Um die ganze Welt könntest du mit ihm reisen, und es wäre nicht schlimm, und auch nicht unmoralisch, und ich wünschte dir nur ..." Ich sprach nicht aus, was ich ihr wünschte, aber ich küßte sie fest ins Haar, lange, ganz versonnen.

Als sie aufstand, trug sie das Wappen eines Hirschhornknopfs meiner Joppe mitten auf der linken Backe. Darüber mußt' ich lachen, und als ich ihr's im Spiegel zeigte, lachte sie auch und rieb sich.

„Also jetzt sind wir Verschworene, Lilo," sagt' ich und nickt' ihr ermunternd zu. „Laß mich nur erst die verflixten Tage hinter mir haben. — Nein, nein, es ist tausendmal besser, daß ich alles weiß. — Und hab' keine Angst, Lilo, es wird mir schon ein vernünftiger Ausweg einfallen." Das war ja wohl eine himmelblaue Phrase, aber sie kam noch aus einem gläubigen, tiefaufgewühlten Herzen. Der Lohn war ein lieber, weicher, von tränenheißen Lippen gegebener Gutenachtkuß.

Und nun sinne ich, wie dieser heiligen, jungen Not zu helfen sei. Und weiß doch, daß es für sie beide keine Rettung gibt. Sie werden scheiden müssen.

Faschingsdienstag.

Fünf Uhr. Wundervoller Winterhimmel. Ich habe seit drei Tagen kein Buch mehr angerührt, um im Examen frisch zu sein. Wenn nicht diese Unruhe rund ums Haus wäre, würd' ich die Schlittschuh nehmen und drüben noch ein Stündchen Bogen üben.

Neben der Schwimmanstalt ist in den letzten Tagen ein schöner Eisplatz freigelegt worden. Größer und glatter als mein Versuchswinkel am jenseitigen Ufer. Die Jungen wollen wohl eine Gymkhana veranstalten. Der Argentinier weiß neue Touren, die er in der Schweiz kennengelernt hat.

Schade, daß man den Stolper See nicht mehr auf den Stahlschienen überqueren kann, weil die Eisfischer eine Rinne aufgeschlagen haben. Ich habe mein Anschnallplätzchen in den Schutz der Brücke verlegen müssen.

Es sieht da unten am Schwimmsteg ganz festlich aus. Sechs melonenfarbige Lampions schweben über dem Eisplatz der Jungen. Ein geschäftiges Hinundher. Sie haben mich nicht eingeladen. Ein Zeichen, daß die Veranstaltung von der Partei Schlüchtern ausgeht.

Liselotte ist nicht im Haus. Auch Thaddäus von der Vorlesung noch nicht heimgekehrt. Sie wird ihm auf dem See entgegengelaufen sein.

Ich halt's in dieser Einsamkeit nicht aus. Jugend, Jugend —!

Zwischenbemerkung des Herausgebers

Als Gustav Dannegger, der Vikar, hier die Feder niederlegte und sein Stübchen verließ, harrte seiner eine jähe Erschütterung. Er hat es später versucht, die rasch einander folgenden Vorfälle aufzuzeichnen, um sich und anderen Rechenschaft zu geben. Aber es ist ihm nicht geglückt, sie lückenlos aneinanderzureihen. Es bedurfte der Umfrage bei den unmittelbar Beteiligten und den durch Zufall Zeuge gewordenen Stolper Schülern, es bedurfte der Anhörung von Fräulein Liselotte Dannegger, es bedurfte nicht zuletzt der gewissenhaften Nachprüfung aller Gerüchte und Kombinationen, die sich sofort an das Ereignis hefteten, um eine Darstellung geben zu können, die Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben darf.

Danach hat sich Dienstag den 28. Februar 1922, abends gegen sechs Uhr, folgendes abgespielt.

Ferdinand Schlüchtern und Kaspar Bruneck, denen die Veranstaltung eines Faschingsumzugs von der Anstaltsleitung nicht bewilligt worden war, hatten die Mitschüler aller Klassen zu einer Gymkhana auf dem neuen Eisplatz bei der Schwimmanstalt aufgefordert. Gegen die mit bescheidenen Mitteln vorgenommene Ausschmückung des Eisrinks hatte der Direktor nichts weiter eingewendet. Es war aber unter den Schülern bekannt, daß außer den üblichen Gymkhananummern auf dem Eise — Wettlauf mit nur einem Schlittschuh, Wettlauf unter gleichzeitigem Einfädeln einer Stopfnadel, Wettlauf mit einem Löffel, auf dem ein Stück Eis gehalten werden muß, und allerlei anderen Scherzrennen — auch ein paar Maskeraden vorgeführt werden sollten. Ungefähr siebzig Anstaltsschüler bildeten das Publikum, die Mehrzahl auf Schlittschuhen. Die Zuschauermenge vergrößerte sich noch, als der Renneifer wuchs und die anspornenden Zurufe über die Eisfläche klangen. Helles Gelächter begleitete die komischen Verrenkungen und das Hinfallen einzelner Teilnehmer an den Wettspielen. Aus dem Dorf gesellte sich Schul-

Digitized by Google

jugend hinzu. Auch einzelne Lehrer, die der Gymkhana ferngeblieben waren, weil sie darin eine Umgehung des Verbots der Anstaltsleitung erblickten, ließen sich durch die wachsende Fröhlichkeit auf dem Eise bestimmen, herauszukommen. Kurz nach sechs Uhr traf, von Neubabelsberg her, auch Thaddäus Printz ein. Liselotte Dannegger hatte ihn, wie schon mehrmals, seitdem die Havel zugefroren war, an der Lände unterhalb des Bahnhofs mit seinen Schlittschuhen erwartet, die er dort anschnallte, und ihn auf der gutbekannten Bahn trotz der Dunkelheit bis nach Stolp begleitet. Erich v. Froben, Hans J. Krause und Karl Taubert, die sie in mächtigen Holländerbogen flott dahersausen sahen, kamen ihnen entgegen und berichteten über die verschiedenen kleinen Siege und Niederlagen. Karl Taubert entsinnt sich noch der Bemerkung von Thaddäus über das Bild des Sportplatzes: die verfrorenen Gesichter der Zuschauer, die das abgesperrte Viereck als dunkle Mauer gegen das im schwachen Mondlicht liegende Eis umgaben, wirkten fast ebenso melonenfarben wie die Lampions, die am unsichtbaren Draht über der Bahn schwebten. Die eigentlichen Wettkämpfe waren vorbei. Jetzt kam eine Solonummer von Kaspar Bruneck. Er steckte in seinem schon aus früheren Jahren bekannten weißen Pierrotkostüm und hatte rote und weiße Farbe auf sein Gesicht aufgetragen. Auf den ersten Runden stieß er komische Juchzer aus, jodelte, schlug da und dort einen vorwitzigen Kameraden mit der Pritsche, holte aus der weiten Hosentasche Knallerbsen und schleuderte sie aufs Eis. Die Hauptwirkung aber war doch die, als er sich bei einer ungeschickten Bewegung mit dem linken Schlittschuh in seinem rechten Hosenbein verfing, das zu lang war, und zu Fall kam. Er lag auf dem Eis und kämpfte mit beiden Beinen, schließlich auch mit den Armen, gegen das tückische Objekt. Ein starker Lacherfolg war da. Froben meint freilich, gerade dieser Lacherfolg sei unbeabsichtigt gewesen, denn Kaspar Bruneck habe in dieser Nummer, die dem Zirkusaugust abgesehen war, zugleich seine Eislauftechnik im Spitzengang vorführen wollen, was ihm mißglückt war. Als das Beifallklatschen der dankbaren Gemeinde einsetzte, gab er jeden weiteren sportlichen Ehrgeiz auf, kugelte sich auf dem Eise und machte schließlich eine Parodie der ‚Mühle', indem er sich, nicht auf den Schlittschuhen hockend, sondern auf dem Hosenboden sitzend, unermüdlich im Kreise drehte. Während alles noch lachte, erschien eine kleine schwarze Gestalt am Eingang des abgesteckten Platzes: ein buckliger Eisläufer. „Der Fakir!" ging es durch die Reihen. Er bückte sich, um unter der absperrenden Schnur durchzukommen, stieß aber an, kam ins Rutschen und fiel hin. Als er sich ziemlich ungeschickt erhob, konnte man feststellen, daß der Buckel unförmig vergrößert war. Der Schlittschuhläufer mochte unter die Hausjoppe des Vikars einen Schulranzen gezwängt haben, auf den noch allerhand aufgeschnürt war. Als das Licht der Lampions auf sein Gesicht fiel, erkannte man Ferdinand Schlüchtern, der sich eine Art schwarzen Bocksbart angeklebt hatte. Mit zwingend komischer Grandezza begann er alsbald einen Walzer zu tanzen. Er legte sich rechts zur Seite, indem er die Arme wiegend ausstreckte, legte sich stolpernd auf die linke Seite, wiederum die Arme ausbreitend. Die Tragikomik war so stark, daß nicht nur die Kleinen in stürmisches Lachen ausbrachen, sondern auch die Großen dem Zwang nicht widerstehen konnten. Selbst Liselotte, die in den ersten Sekunden das Maskenspiel gar nicht durchschaut hatte, mußte hell auflachen. Und Thaddäus, in der letzten Zeit immer so ernst, rief Froben und Taubert überrascht, herzlich lachend gleich allen, zu: „Der Fakir!" In diesem Augenblick aber tauchte dicht neben ihm, aus der Dunkelheit hervorbrechend, das todblasse Antlitz des Originals auf, das hier verspottet wurde. Gustav Dannegger hatte, wie später festgestellt wurde, an der Brücke die Schlittschuhe untergeschnallt und war unbemerkt bis zur Schwimmanstalt gelangt, in deren Schatten er die Vorgänge beobachtete. Als er den bösen Streich erkannte, der ihm hier wieder von seinen alten Quälgeistern gespielt wurde, wollte er eilends seinen Posten verlassen,— aber da entdeckte er unter den lachenden Zuschauern auch seine Freunde, die einzigen, die er hier besaß und auf die er geschworen hätte: Thaddäus und Liselotte. Und da kroch es wie Haß und Verzweiflung in ihm hoch. Der Spott der andern war ihm gleichgültig. Jetzt mochten sie ihn sehen, vielleicht ihn auch mit seinem Zerrbild vergleichen. Aber daß Thaddäus und Liselotte an diesem Verrat teilnahmen, gab ihm den Rest. „Ich dank' euch — für die lustige Überraschung!" stieß er aus, als er dicht neben ihnen erschien. „Der Fakir! Der Fakir!" schrien die Jungen. Sie glaubten, sein Auftauchen gehöre mit zur Nummer. Alles wandte sich ihm zu, lachend, rufend, Beifall klatschend. Aber er war schon wieder ins Dunkel der weiten Fläche entschwunden. „Fakir!" rief nun auch Thaddäus und ließ die Hand von Liselotte los, die er bisher festgehalten hatte. Liselotte sagt: sie habe gesehn, wie das Lachen auf Thaddäus' Gesicht plötzlich erstarrte, wie sein Blick sich weitete,

Digitized by Google

wie ein Entsetzen sich in seinen Zügen malte. Und im Nu folgte er dem Flüchtenden. Aber die andern folgten auch. Der Doppelgänger, dessen komische Bewegungen jetzt immer übertriebener wurden, da auch der Pierrot wieder auftauchte und ihn nachzuahmen suchte, sah sich plötzlich fast ohne Publikum. Liselotte blieb dem davoneilenden Thaddäus am dichtesten auf. Sie hörte noch, wie Thaddäus rief: „Wo läuft er hin? Dort ist ja die Rinne! — Fakir! Onkel Gustav! Fakir!“ Tatsächlich schien Gustav Dannegger in der Dunkelheit, geblendet von dem Licht auf dem Vorführungsplatz vielleicht auch in der Verwirrung über das ihn verletzende Possenspiel, die Richtung verloren zu haben. Er hielt schnurstracks auf die Mitte des Sees zu, wo die Fischer am Tage mit der Eisernte begonnen hatten und eine schwarze Bahn von mehreren Metern Breite die feste Fläche durchschnitt. Der Mond war am klaren, fast wolkenlosen Himmel so weit über die kleine Waldanhöhe hochgekommen, daß er die Seemitte und das jenseitige Ufer voll beschien. Man sah die unzähligen Runen im Eise spiegeln, man sah die Wellen des Havellaufs zwischen den Eisrändern glänzen ... Mit einem Male ändert Thaddäus die Richtung seines Laufs. Vermutlich will er in einem großen Bogen dem Vikar den Weg abschneiden, um ihn von der gefährlichen Stelle abzudrängen. Wieder ruft er, jetzt warnend. Andere, die ihm folgen, rufen auch. Aber das sind Warnungsrufe, die nicht dem Fakir, sondern Thaddäus gelten. Es geht alles mit der Geschwindigkeit weniger Sekunden. Thaddäus ist nur noch zwanzig Meter von der kleinen Gestalt entfernt, die gekrümmt, weit ausholend, wie gehetzt, mit kratzenden Eisen über die Fläche zu entfliehen sucht. „Onkel Gustav —!“ hört man Thaddäus noch einmal rufen. Da wirft er plötzlich die Arme in die Höhe. Alles schreit auf. Er sucht zu bremsen, ist wohl aber schon auf eins der großen Vierecke geraten, die zur Eisernte zurechtgehackt sind. Ein Taumeln — und im nächsten Augenblick ist er von der Eisfläche verschwunden. Gustav Dannegger hat in seinem Lauf innegehalten. Jetzt erreichen ihn die Kleinsten der Schar. „Thaddäus!“ gellt es über das Eis. Der kleine Schottmüller, der der erste bei dem Fakir ist, hat noch eben das Aufspritzen der Wellen gesehn und weiß die Stelle. Was er gesagt hat, dessen entsinnt er sich nicht. Nur weiß er, daß er an den bisherigen Spaß nicht mehr gedacht hat, als er Thaddäus in die Flut stürzen und dort verschwinden sah. Der Fakir starrt auf die Stelle, die ihm der Kleine weist, — der Name Thaddäus schrillt von neuem durch die Nacht — da kommt es gurgelnd, klatschend, kratzend am Eisrand aus der Flut, aber schon zwei Meter weiter flußabwärts ... Und nun ruft auch Gustav Dannegger den Namen, den sie alle rufen ... Und im nächsten Augenblick wirft er sich der Länge nach hin, kriecht bis zum Wasser, tastet mit dem Arm in die Flut ... „Er hat ihn, er hat ihn!“ rufen ein paar helle Stimmen. Doch da gibt es einen unheimlichen Krach, das Eis spaltet sich dicht hinter dem Fakir, und Schottmüller kann noch eben die feste Fläche gewinnen. „Zurück! Zurück!“ ruft einer. Hernach wird festgestellt, es war Erich v. Froben, der inzwischen an die Spitze gelangt war. Auch er wirft sich hin. Aber da es nun unter der plötzlich so stark belasteten Fläche überall zu krachen, zu springen, zu bersten beginnt, wird die ganze Schar von einer Panik ergriffen. Schreiend kehren die Kleinsten zum Ufer zurück. Karl Taubert reißt Liselotte Dannegger, die wie geistesabwesend mitten auf der schwankenden Fläche steht, mit sich fort. Sie kommt zu Fall, er richtet sie auf. „Bretter! Bretter! Eine Leiter!“ schreit er. Inzwischen ist Erich v. Froben zurückgerutscht, hat sich aufgerichtet, weiter flußabwärts einen neuen Versuch gewagt, ist wiederum auf brüchiges Eis geraten und hat sich noch einmal in Sicherheit bringen können. Auf den Knien bleibt er liegen und starrt über die unheimliche weiße Fläche, an deren Rand sich etwas bewegt, eine tastende Hand, ein Arm. „Er hat ihn! Er hat ihn!“ ruft er und zeigt in die schon beträchtlich breiter gewordene schwarze Rinne. „Es war, als ob sie miteinander kämpften!“ hat er's später geschildert; aber er war ja in diesen Minuten der Angst und Spannung fast ohne Besinnung. Als Karl Taubert mit dem langen Laufbrett von der Schwimmanstalt ankam, wollte Erich v. Froben ihm helfen, aber er war so steif in den Knien geworden, daß er sich nicht erheben konnte. Er zeigte nur immer in die Richtung, in der er eine Hand, ein Gesicht, einen Körper über dem Eisrand auftauchen sah, und rief: „Da — da ist's!“ Karl Taubert schob das Brett bis an den Rand, rutschte darauf vor und tastete nach dem Arm, der auf dem Eis einen Halt suchte. Er zog die Hand, den Arm über das Brett — neues Krachen, neues Absplittern — aber es gelang ihm noch, die schwarze, nasse, triefende, im Mondschein glänzende Gestalt ganz aufs Brett zu ziehn. Nun wagten sich andere herzu. Sofort schwankte die Fläche wieder. „Zurück!“ schrie Karl Taubert sofort. Aber Krause und Bruneck und Schlüchtern hatten das Brett schon erfaßt und zogen und schoben es aus dem gefährdeten Bereich. Der Ge-

Digitized by Google

Loths Flucht. Gemälde von Paul Thalheimer

(Sezessionsausstellung 1923 im Glaspalast zu München)

Digitized by Google

Digitized by Google

rettete war der Fakir. „Wo ist Thaddäus? Thaddäus fehlt noch!“ rief Froben, der seinen Posten noch immer nicht verlassen hatte. Auch zu ihm hin wurde das Laufbrett gelegt. Krause kroch bis zu ihm vor, packte ihn und zog ihn aufs Brett. Inzwischen war das ganze Haus alarmiert. Überall sprangen Lichter auf. Es ergab sich, daß die Lehrer bei Beginn der Spottnummer sofort den Eisplatz verlassen hatten, weil sie diesen Spaß als gar zu geschmacklos empfanden. So war auch keiner über die Schreckensszenen unterrichtet, die sich inzwischen abgespielt hatten. Die Jüngsten brachten die erste, bei weitem übertriebene Kunde. Danach mußte man über ein Dutzend der Schüler für umgekommen halten. Die Botschaft, die jetzt Karl Taubert brachte, war lähmend genug: Thaddäus war ertrunken, der Fakir hatte ihn retten wollen, war aber selbst eingebrochen und nur mit knapper Not noch herausgezogen worden. Die Schüler zogen den Buckligen erstarrt, im triefenden Anzug, die Schlittschuhe unter den Sohlen, auf dem Laufbrett bis ans Ufer. Es war keine Möglichkeit, ihn auf die Füße zu stellen. Zwei der Lehrer trugen ihn ins Haus und sogleich ins Badezimmer, wo man ihm die Kleider, die Schlittschuhstiefel, die Wäsche vom Leibe riß. Der Sloidlehrer, der Bescheid wußte, übernahm die Behandlung, bis der Arzt zur Stelle war. Inzwischen wurde eine Art Generalappell abgehalten. Klassenweise mußte aufgerufen und an die Direktion berichtet werden. Alle Lehrer, auch das Gesinde, waren mit Theodor Dannegger und dessen Frau im Flur versammelt und harrten in großer Erregung der Nachricht aus jedem einzelnen Zimmer. Bis auf zwei Schüler, die zum Uraniavortrag Urlaub hatten, waren alle beim Aufruf zur Stelle. Nur Thaddäus Printz fehlte, der Student. Der Arzt, der bald erschien, war mit den bisher getroffenen Maßnahmen einverstanden. Gustav Dannegger war aber noch nicht vernehmungsfähig. Auch Erich v. Froben mußte ins Bett gepackt werden. Um Liselotte hatte sich niemand gekümmert. Zufällig sah sie einer der Jungen, als er ein Fenster öffnete. Sie stand draußen im Mondschein auf dem Eis, ungefähr in der Nähe der Stelle, wo das Unglück geschehen war. Er glaubte, sie weinen und rufen zu hören. Da meldete er's, und es wurde eine Abordnung geschickt, um sie hereinzuholen. Tante Elisabet sagte ihr tüchtig ihre Meinung. Aber sie blieb ganz stumpf. Die Tränen waren ihr auf den Backen festgefroren. Sie weinte nicht mehr, sie schluckte nur immer mit trockenem Halse und sagte klagend wieder und wieder den Namen ihres toten Freundes.

Schluß der Aufzeichnungen Gustav Danneggers

Dienstag, den 21. März 1922.

Frühlingsanfang! — Heute hat mir der Arzt zum erstenmal wieder erlaubt, bis zum Schreibtisch zu gehn. Da stehen noch die Bücher, die ich durchstudieren mußte für das Examen, da stehen die Frühlingsblumen, die mir die kleine Lilo bei ihrem Abschiedsbesuch geschenkt hat, bevor sie nach Globsow übersiedelte. Und da liegt mein Tagebuch mit den letzten paar Zeilen vor der verhängnisvollen Stunde. Und da hängt auch der Kalender, der mir sagt, daß heut ein Erinnerungstag ist. Heut vor drei Jahren ist Thaddäus hier im Hause eingezogen, — bald bewundert und bald gehaßt.

Als man seine Leiche in der Havel auffischte, lag ich noch in schwerer Krankheit. Man hat ihn beigesetzt, ohne daß seine Mutter oder sein Vater, deren Adressen ja nicht zu ermitteln sind, auch nur wußten, daß sie um ihn keine Kämpfe mehr gegeneinander zu führen haben. Liselotte und ein paar Kameraden waren im Trauergeleite die einzigen, die wußten, was für ein edles Herz da gebrochen ist.

Ferdi Schlüchtern war vorgestern bei mir. Es war ja alles nur Spaß. Und es täte ihm doch so leid. Und ich müßte ihm verzeihn. Ach, gibt es jetzt noch einen Menschen, dem ich nicht verzeihen könnte, wenn er mir Böses angetan hat? Hab' ich nicht geglaubt, auch Thaddäus hätte mir Böses angetan?

Er hat gelacht über mich! Selbst er, selbst er!

Ja, aber als ich ihn im eisigen Wasser zwischen den Eisschollen festhielt und für einen Gottesaugenblick ihm in die Seele sah, da wußt' ich, daß man lachen kann und doch lieben — wenn man eben groß genug geworden ist, auch über die eigene Torheit und Eitelkeit zu lachen.

Ich werde diesen Blick im Gedächtnis behalten, so lange noch Atem in mir ist. Er verstand, daß ich ihn retten wollte, er dankte mir, und er bat mich zu verstehen.

Freund Thaddäus, junger, frühvollendeter Mensch du, viel hast du mich gelehrt in deinem kurzen Leben. Aber dein Tod war doch dein Meisterwerk. Nur hat es wohl um mich nicht gelohnt, zu sterben.

Oft dacht' ich in diesen Wochen, für mich würde es nicht mehr lohnen, zu leben.

Aber es wäre ja ein Verbrechen an dir, Thaddäus, wenn ich das Leben, für das

Digitized by Google

du dich aufgeopfert haſt, nicht ſo leben wollte, wie dein Andenken es fordert: Jungen und alten Menſchen durch Beiſpiel einen neuen Weg zu zeigen. Es gibt nicht gut und ſchlecht. Es gibt nur heiter und traurig.

Aus den dunkelſten Tiefen des Erdenlebens, aus Alltagsnot, aus letzter Verwaiſung, ſelbſt aus der Krüppelhaftigkeit des Körpers und aus dem Spott der Geiſtesarmen zur Heiterkeit der Seele emporzufinden, das haſt du mich gelehrt, Thaddäus.

Der Geliebten. Von Hermann Heſſe

Wieder fällt ein Blatt von meinem Baum,
Wieder welkt von meinen Blumen eine,
Wunderlich in ungewiſſem Scheine
Grüßt mich meines Lebens wirrer Traum.

Dunkel blickt die Leere rings mich an,
Aber in der Wölbung Mitte lacht
Ein Geſtirn voll Troſt durch alle Nächt,
Nah und näher zieht es ſeine Bahn.

Guter Stern, der meine Nacht verſüßt,
Den mein Schickſal nah und näher zieht,
Fühlſt du, wie mein Herz mit ſtummem Lied
Dir entgegen harrt und dich begrüßt?

Sieh, noch iſt voll Einſamkeit mein Blick,
Langſam nur darf ich zu dir erwachen,
Darf ich wieder weinen, wieder lachen,
Und vertrauen dir und dem Geſchick.

Der Buſſard. Von Börries, Freiherrn von Münchhauſen

Auf einem Grenzſtein dicht am Deutſchen Holz
Ein Buſſard ſtand und kröpfte eine Schlange,
Dann ſtieg er auf, ſchwerfällig, groß vor Stolz,
Und hing am grauen Regen-Himmel lange,

Bis ihn des Abendrotes Wunderglanz
Weit übers Pleißental hinüberwehte,
Und er ſich in der Pracht des Wolkenbrands
Feuerumlodert ſelig aufwärtsdrehte. —

Welch eine Wunderwelt, in der er lebt!
Was Menſchenpflicht, was Arbeit, was Gewiſſen,
Was ſchiert ihn, ob das Herz der Natter bebt,
Wenn es ſein Fang aus naſſem Leib geriſſen!

Gott iſt vollkommen ſündenlos ihn ihm —
Wild in ein Tier verirrt ſich jäh mein Sehnen,
Ach, flügelrauſchend wie die Cherubim,
Darf er zu ſeinem Thron die Schwingen dehnen!

Mädchen und Madonna. Von Klabund

Madonna, deine Sonnenaugen
Blenden ſo ſehr.
Wirf deiner Gnade Schatten
Über mich her.

Schöne Kerzen
Weih' ich dir, und Bild und Seidenband.
Sünden und Schmerzen
Leg' ich in deine Hand.

Viel tauſend Roſenkränze will ich betend winden.
Nur: ſieh den Korb hier, ſchnörkelhaft und zier:
Madonna, es ſind meine Liebesſünden,
Madonna, laß ſie mir!

Digitized by Google

Grabbes Größe · Von Alfred Wien

Der Dichter Karl Immermann beschreibt ihn in seinen Memorabilien: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart, regte er sich in groben, eckigen, ungeschlachten Bewegungen. Die Arme wußten nicht, was die Hände taten, Oberkörper und Füße standen nicht selten in Widerstreit. Diese Kontraste erreichten in seinem Gesicht ihren Gipfel. Eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares Bildnisse von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase, bis dahin — das dünne fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich verworren, ungereimt. Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich stolz und frei hervorbaute."

Das ist Christian Dietrich Grabbe — in seiner Größe und dabei in seinem unseligen Unfertigsein die am meisten tragische Dichtererscheinung in der neueren deutschen Literaturgeschichte, berufen durch alle Segnungen des Genies, verworfen durch die Dämonie eines ihm teils durch Verhältnisse und Umgebung, überwiegend aber durch inneren Wurmfraß auferlegten, ihn wahrhaft zermalmenden Schicksals. Ein Titan, stürmend alle Himmel mit ihren Wolken und Sternen, aber zurückgeschleudert in Dunkel und Tiefen einer chaotischen Finsternis, weil sein Ansturm nicht wuchs an dem ihm begegnenden Widerstande, sondern daran zerbrach. Ein Verworrener, wilder als je vor oder nach ihm einer gewesen ist, aber aus aller Unklarheit strebend zur Kraft und zur Einheit, aus allen Nebeln dennoch zum Licht empor. Voller ergreifender Sehnsucht, immer wieder getrieben von einem geradezu rührend anmutenden Verlangen nach Reinheit und nach Wahrhaftigkeit, ein Sucher nach dem erlösenden Ja und — Verneiner, weil er das, was er außer sich suchte, im eigenen Innern nicht fand. Ein — Unglücklicher, dessen qualvoller Zusammenbruch aber geeignet ist, durch das ungeheure Aufgebot an — den Verfall bis zuletzt aufhebenden — Kräften neben dem Mitleid zugleich Bewunderung zu erregen.

Von Zeit und Nachwelt verkannt, in der Literaturgeschichte übel beleumdet, wo nicht gar verschrien, scheint er in seiner Wirrnis und in seiner Verwilderung der Gegenwart nahe zu kommen, die ihm jetzt eine späte Auferstehung bereiten möchte. Denn das ist es, was uns heute auf mancherlei Wegen zu ihm zurückführt: Selbst Kinder einer der Einhelligkeit, geschweige denn aller Schönheit und Ruhe entbehrenden Zeit, finden wir in seinen, einander auf Blut und auf Leben befehdenden Widersprüchen uns verwandt berührende Gleichartigkeit. Und so ist es kein Wunder, daß seiner Wiederentdeckung gerade in den letzten Jahren immer neue Wege bereitet werden, daß die jüngste Literaturrichtung des Expressionismus in ihm ihren ersten Bahnbrecher anerkannte, in der Form nicht minder als im Ideengehalt, wie anderseits freilich bereits der junge Naturalismus ihn seinerzeit für sich proklamieren konnte.

Einer rein oberflächlichen Betrachtung mag es nicht schwer erscheinen, die Spuren bloßzulegen, die dieses zerklüftete Dasein aus eigener Grundbedingung zur Tragödie entscheiden mußten: Frühzeitige, schon in den Schülerjahren zur Gewohnheit gewordene Trunksucht, ein in studentischer Leichtlebigkeit zu Leipzig erworbenes Rückenmarksleiden, dazu, den körperlichen und seelischen Mißwachs steigernd, ein stetes Verkanntsein und immer erneutes Enttäuschtwerden, weiter Hunger und Not, eine Ehe, die in ihrer leidenschaftlichen kalten Entsetzlichkeit an das Schlimmste erinnert, was Strindberg in jähen Visionen aufblitzen ließ — all das führt in seiner düsteren Verkettung von Fall zu Fall, bis dieses knapp fünfunddreißigjährige Gären und Sichgebärden in schnellem Siechtum zusammenbricht. So sind dem Anscheine nach die Wurzeln des Übels zutage getreten. Sein eigentliches Geheimnis doch nicht: das Geheimnis der Nichterwählung in allem Erwähltsein, des Unzwecks in allem Zweck. Man sieht nur auf diesem Daseinsgange in seiner gesamten Entwicklung in allem Nichtanderswollen doch auch ein Nichtanderskönnen, ein Verhängnis, das unausweichlich und ganz unrettbar ist. Überhitzung wechselnd mit Überkältung bewirken die Katastrophe, und niemand kann sagen, daß, wäre hier oder dort eine Wendung anders gewesen, mit ihr auch ein Wandel hätte eintreten können, ein entscheidender Aufstieg aus den Niederungen zur Läuterung und Befreiung. So bleibt uns Grabbe wohl immer Problem, aber nichts ist hier Zufall, alles vielmehr bedingt und notwendig gewesen.

Betrachten wir seinen äußeren Werde- und Leidensgang — nie ist er der Aussöhnung mit der Welt und sich selbst wirklich nahe gekommen. Auf der Kindheit des am 11. Dezember 1801 geborenen Dichters lastet der Druck der Detmolder Zuchthausumgebung, wo sein Vater als Verwalter angestellt war. Von dort führt eine abenteuerliche Passion zunächst nach Leipzig, wo er die Rechte studiert, und dann nach Berlin, wo der Stammtisch bei Lutter und Wegner in ihm einen allzu gewissenhaften Besucher findet, und weiter nach Dresden, wo er durch Tiecks Vermittelung bei völliger Talentlosigkeit in eingebildetem Eigendünkel auf eine Anstellung als

Digitized by Google

Schauspieler hofft. Alles Wähnen und Wünschen schlägt fehl, nach Detmold, ins Elternhaus muß er — so drückt er es selber aus — zurück sich „schleichen". Die große Lehrmeisterin Not bewirkt eine kurze Spanne der Stetigkeit. Er besteht sein Examen und tritt als Militärauditeur in lippische Dienste ein. Fleißig arbeitet er über den Akten, bis das verhängnisvolle Anerbieten eines befreundeten Leipziger Verlegers ihn zum Schaffen treibt. Ein Glücksfall, könnte man meinen, ein Aufruf des Schicksals an das von ihm erwählte Genie. Aber für Grabbe zum schweren Unheil geworden. Denn mit dem Schaffen zugleich verfällt er, in seiner Zerfahrenheit und Haltlosigkeit zur Arbeit des Antriebs bedürfend, dem Alkohol. Es wird ein Schaffen voller Gewalt, aber auch voller Gewaltsamkeit. Dem Rausch des Gestaltens folgt die Ernüchterung, die wieder den Rausch bedingt, geistigeGetränke helfen ihn künstlich erzeugen. Zuletzt, drei Jahre vor seinem Tode, jene unerquickliche Ehe, von ihm förmlich erdrängt, und doch am selbigen Tage der Trauung schon, dem 6. März 1833, in voller Erkenntnis als unselig eingestanden. Die zermürbenden und zerrüttenden Kämpfe dieser Ehestandzankschaft müssen ihn selbstverständlich noch weiter entnerven, sie fördern das Anheimfallen in das betäubende Laster, und damit Hand in Hand geht der Kräfteverfall. Die Nährstelle, den Beruf sieht er sich aufzugeben gezwungen. Flucht nach Düsseldorf aus Kleinstadtenge und unhaltbar gewordener Häuslichkeit. Trotz freundlicher, durchaus würdiger Aufnahme, die Immermann ihm bereitet — es ist zu spät, auch dort Zerfahrenheit nur und Zerfall. Und abermalige, letzte Rückkehr des vom Leben Geächteten, vom Tode Gezeichneten nach Detmold hin. Am 11. September 1836 ein entsetzliches Todesringen in den Armen der treuen Mutter. Als wäre all dieser Unrast und Friedelosigkeit an ihrer Brust ein versöhnendes Hinscheiden vorbehalten gewesen. — Das ist in wenigen Zügen der düster ernste Wirklichkeitshintergrund, auf dem die Schöpfertaten dieses Genies meteorhaft aufleuchten und in flammendem Sturze wieder verlöschen.

Im Anfange dieses aufs Außergewöhnliche zielenden Gestaltens steht der „Herzog Theodor von Gothland", des Achtzehn- bis Zwanzigjährigen in Berlin vollendete erste Tragödie. Ein groteskes Werk, in den Spuren deutlicher Beeinflussung zurückzuführen auf Shakespeare, aber auch auf die zeitgenössischen Schicksalstragödien, überschäumend und ungebärdig, wie nur je eines jungen Stürmers und Drängers frühe Schöpfung gewesen, voller Hilflosigkeiten und Dilettantismen, die man belächeln könnte, wäre nicht eins so erschreckend an diesem Ganzen: dieser für einen Zwanzigjährigen geradezu fürchterliche, an Gott und der Weltordnung, an der Natur und der Menschheit verzweifelnde Pessimismus. Öden hat, der solches schuf, in seinem Herzen getragen; ein vom Glauben Enttäuschter wimmert und schreit Lästerungen von unerhörter Schärfe und Brutalität, läßt alle Bestien und alles Gezücht des Tierreichs in hypertrophierten Gleichnissen aufspazieren und entwickelt in seinem Helden eine wahre Religion der Hölle: Kann ich nicht Engel mehr sein, so will ich denn Teufel werden.

Grabbe sendet die Ungeheuerlichkeit an Ludwig Tieck und erbittet ein Urteil von ihm. Dessen Aufmerksamkeit wird erregt durch diese in aller Unfertigkeit befremdende, ja beängstigende Neuerscheinung: Sie sind den dramatischen Schriftstellern unserer Tage ganz fern, schreibt Tieck an Grabbe nach der Lektüre. Er bewundert und ist doch entsetzt über so manche Grelle auf dem kolossalischen, aber stellenweise „abgekratzten Gemälde", anwidern müssen ihn dieser Zynismus und diese Grausamkeit, die nicht allein alles Gefühl schlechthin, sondern, wie er es ausdrückt, zugleich alles Gefühl und Leben des Dramas zerstören. Der Zynismus, der seinem eigenen Schaffen ja nicht ganz fremd war, mag immerhin sein: er, „der alles im Menschen tief unter das Tier hinabwirft und dadurch die Lüge vernichten will", darf nur nicht sich selbst „als die einzige und letzte Wahrheit geben". Er beschwört und warnt, er fürchtet: „Sind Sie noch obenein jung, wie ich aus dem Ungestüm der Dichtung fast glauben muß, so möchte ich in Ihrem Namen erbangen, denn wenn Ihnen schon so früh die echte poetische Hoffnungs- und Lebenskraft ausgegangen ist, wo Brot auf der Wanderung durch die Wüste hernehmen?" Und schon spricht Tieck von dem „Zerstörungsprozesse" in diesem seltsamen, wie dem Untergange geweihten Leben.

Im „Herzog von Gothland" peitscht ein infernalisch grimmer Humor die züchtigende Geißel. Befreiend ist diese Heiterkeit nicht zu nennen, ein fröhliches Lachen auf dem Grunde des Schmerzes will dem Verfasser niemals gelingen. Und so schwingt sich denn auch sein, noch heute im Aufführungsplan der deutschen Bühnen erhaltenes Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" zu den leichten Höhen sonniger Heiterkeit nicht recht empor, die zu erreichen seinen romantischen Vorbildern und Gegenstücken, Tiecks köstlich launiger Schnurre vom „Gestiefelten Kater", Eichendorffs gemütvoll bewegten „Freiern", Büchners „Leonce und Lena", möglich war. Eine Literaturverhöhnung der zeitgenössischen Salondichterei, mit all ihrem falsch aufgetragenen, süßlich angehauchten Empfinden, ihrer Unwahrhaftigkeit gegenüber dem Dasein, ihrer gedanken- und einfallverlassenen Langeweile. Wohl sprüht und knistert es darin von tausend Teufelchen einer überlegenen Spottlust, so wenn der Höllenpfuhl als das Triviale erscheint oder der Teufel eingeführt wird als scheinheilig frommer Kanonikus, der Klopstocks „Messias" als Schlafmittelchen verwendet. Aber es ist doch auch viel beißende Galle des sich selber ausgestoßen Fühlenden zwischen den Zeilen, der sich am Schlusse

Digitized by Google

in eigener Person persifliert als den „vermaledeiten Grabbe, die zwergigte Krabbe“: „so dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht.“ Wir glauben gern, wenn Grabbe zu der Entstehung seiner Satire bemerkt, in Ermangelung des Federkiels habe er sich genötigt gesehen, ein Schwefelholz zu verwenden, denn gar verdächtig nach Schwefel riecht es in dieser Verulkung der menschlichen Dummheitshölle. Dagegen möchte man zweifeln, daß dieses Schreibzeug in Tinte getaucht worden ist: Ätznatronlauge scheint eher Verwendung gefunden zu haben. — Ein toller, ihm wohl unter dem Einfluß des unentbehrlichen alkoholischen Narkotikums gekommener Einfall war es, das Stück dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Romantiker auf dem Königsthrone, übersenden zu wollen, mit einer Bittschrift um Unterstützung. Darin steht zu lesen, in halb überheblichem Stolz und wieder in jener ihn schonungslos verletzenden Selbstverspottung: „Viele nennen mich genial, ich weiß indessen nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger.“ — Immer wieder ist dieser Wüstenwanderung eines Genies das Manna vorenthalten geblieben.

Christian Dietrich Grabbe. 1835
Zeichnung von Ferdinand Theodor Hildebrand

In allem inneren und äußeren Entbehren jedoch wächst von Werk zu Werk sich steigernd die Dichterkraft. Noch nicht vollends frei. Der schon wuchtig geballte Konflikt des „Marius und Sulla“, der auf das Wesen jeglicher, aus der Hefe gegorenen Revolution blitzartige Schlaglichter fallen läßt: „Und es soll nicht auf den Zufall ankommen. Ehre, dem Ehre gebührt; wer die stärkste Faust hat, habe auch das stärkste Ansehen!“ — steckt im Fragment fest, die Gewalt der Fabel ist zwar erfühlt, doch nicht gezwungen. Ein tragisches Spiel „Nanette und Maria“, verfaßt mit der einzigen Absicht, Tieck für sich zu gewinnen, will als von nur geringer Bedeutung erscheinen.

Ein tiefer Einschnitt trennt diese Frühzeit der Jahre 1819 bis 1823 von der zweiten Periode mit ihrer eigentlichen Gestaltungsfülle. Vier Jahre vergehen, in denen unter Büroarbeit und Prozessieren zu Detmold das Schaffen fast völlig brach liegt. Dann aber jener, Außerordentliches bewältigende Aufschwung bis zum Zusammenbruch, von 1827 bis 1835. Es ist, als müßte Grabbe im Unterbewußtsein das jähe Ende vorausgeahnt haben, so sehr setzt er das Äußerste ein an Kraft, mit all der Übermacht an inneren Gesichten, dem Drang der Ideen, die ihm die Brust sprengen mochten, vorher noch fertig zu werden. Was an Gedanken bewegte diese gewölbte Stirn, was daraus trat dem Werden und — Nimmerwerden entgegen! Der Don Juan und der Faust, Glanz und Ende der Hohenstaufen, die Hermannsschlacht, Hannibal und Napoleon. Gemälde schleudert er hin von der Bildhaftigkeit den Ausdruck ins Ungemessene erhebender, riesig grandioser Fresken, daß man im Anschauen so mancher Einzelheit wahrhaft niedergerungen ist. Freilich, kaum jemals hält das alles als Ganzes zusammen; was sie gigantisch gedacht, vermag diese schon dem Ansturm erliegende Halbkraft nicht völlig in die der Intuition entsprechenden gigantischen Formen zu schweißen. Überall klaffen Spalten und Risse, nirgendwo ist Beherrschung und Konzentration, ein selbst Überwundener sinkt unter der Innenschau, die keine letzt gültige Offenbarung annehmen konnte, immer wieder gebrochen zusammen. Gewaltiges nahm er auf sich, aber die Schultern waren zu schwach, es auszutragen. Die Last, die ein Shakespeare, ein Goethe hätten zu Bergen getürmt, mußte diesen von Anbeginn Gezeichneten notwendig erschlagen. Stoffe wälzte er in sich, von einer Wucht, die Weltgeschichte und Weltall umspannen sollte, doch das Gefäß war zu eng, sie auszugären und zu vollenden.

Auf den, der Konzeption nach in die erste Periode zurück zu datierenden „Don Juan und Faust“ fallen die Schatten von Goethes

Digitized by Google

ewiger Dichtung, Byrons in ganz anders überzeugende Form gepreßten phantastischem „Manfred", Mozarts dionysischer Typisierung des Genialisch-Erotischen auf musikalischen Ausdruck hin. Grabbe vollbringt es weder, dem ästhetischen Verführer mit der bezeichnenden Ehescheu des Romantikers, noch dem „immer selber seine Himmel zertrümmernden" Denkerstürmer menschlich seelenvolle, geschweige denn dramatisch fest umrissene Züge zu leihen, die Donna Anna, die hier gleichzeitig als Gretchen wie als Helena zu fungieren hat, schwankt schemenhaft in bläßlichem Leben. Und die nebeneinander laufenden Handlungen berühren sich wohl, gehen aber nie ineinander über. Auf Schritt und Tritt spüren wir die um der Originalität willen entstellte, aber keineswegs zu eigenem Dasein gediehene Kopie.

Nun aber ringt er sich frei, wird ganz ein Eigener, mit bestimmt geprägten, vor jedem Urteil bestehenden Zügen. Als zwei Ausstrahlungen ein und derselben, sie zur Einheit verbindenden, in Wahrheit großen Vision entstehen die beiden Hohenstaufendramen, die einen ganzen Zyklus von Tragödien einleiten sollten: „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI." Als Bühnenstücke zwar aufführbar, doch zerfallend, da die zwischen Italien und Deutschland ständig hin und her geschobenen Handlungsverläufe keine rechte Geschlossenheit des dramatischen Eindrucks aufkommen lassen. Aber klar und bewußt durchgeführt in der Grundansicht, dem Kampf der Welfen und Ghibellinen. Und diese Thematik nun tiefer gefaßt, über das rein zeitlich Bedingte mit einer erstaunlichen Fähigkeit der geschichtlichen Blickschärfe ins Allgemeine des deutschen Schicksals erweitert und hoch gehoben. Was der Dichter hinter der abgeschilderten historischen Wirklichkeit vorbehält, die den Zwist von Stamm zu Stamm ins Tragische endet, ist die Trauer über die innere Zerrissenheit Deutschlands, das keinem äußeren Feinde, sondern allein der eigenen Uneinigkeit zu unterliegen vermag. Und was Grabbe solcher Tragik gegenüber vertritt, ist nichts Geringeres, als die großdeutsche Idee, und darum ist er so unerhört modern und für die Gegenwart Richtung weisend zu nennen. Die Vision eines erblichen Kaisertums in der Stürmer- und Dränger-Dichtung! Das klare Erfassen der Möglichkeit einer Weltmachtstellung, wenn Deutschland — nur einig ist:

„Kann's der Vasall durch Abfall nicht verraten,
So ist's der Erde Herrin ...
Und ruhig kann ich dann vom Thronsitz schau'n,
Und bin doch Schiedsrichter der Welt! — Das ist
Der Sinn der röm'schen Kaiserkrone der Germanen."

So Barbarossa. Im Munde seines Sohnes, Heinrichs VI., der auf der Reichsversammlung zu Hagenau die Edlen vergeblich beschwört, die Krone erblich zu machen, kehrt die Idee der Weltmachtstellung noch einmal wieder: „Ich seh' nicht einen nur, ich seh' die Welt."

Man wird dem Dichter seine Vision anrechnen müssen. Mag Zersetzung im Übermaß in seinem Leben und in seinen Werken zu finden sein, in dieser deutschen Idee war er groß und in seinem Können wie in seinem Charakter einmal voll Stärke. Der deutsche Grabbe läßt uns so viel Mängel und Schwächen des Menschen und Dichters verzeihn und vergessen, er erweist, welche Möglichkeiten an positiver, bejahender Kraft in seiner Verneinung dennoch enthalten waren, welchen Adlerflug diese Begnadung wohl hätte nehmen können, wäre sie nicht durch ein tief tragisches Schicksal verworfen gewesen.

Im Schwanengesang, der „Hermannsschlacht", erklingt dann noch einmal dieselbe Leitmelodie. Auch den Hermann treibt der germanische Königsgedanke, auch er trachtet danach, den Widerstreit in den einzelnen Stämmen zu überwinden. Aber als er den Schlachtruf: „Deutschland" erschallen läßt, verstehen die Seinen ihn nicht in ihrer national engen Umfriedung. Deutschland — wo liegt das eigentlich? fragen die einen. Andere erwidern darauf: Bei den Engern, Chatten, Cheruskern, den Marsen, Brukterern, Tenkterern oder irgendwo im kölnischen Sauerlande — Genaues wissen wir nicht. Da nimmt der praktische Hermann Anlaß, den Schlachtruf ihrem Verstehen angemessen zu korrigieren. Jeden einzeln erinnert er mitten im Getümmel des Kampfes, wie übel gerade ihm der Römer mitgespielt hat: Dir nahm er die schwarzen Ochsen, und dir verschwelgte er liederlich deine Gottesgaben — Linsen, Kohl, Erbsen und große Bohnen. Mit solcher Anfeuerung zwingt er sie eher zu entschlossenem Widerstand, das entflammt sie und bringt sie in Wut, daß sie wie die Berserker fechten, auf daß ihnen die frechen Eindringlinge nicht zum zweitenmal in Ställe und Töpfe greifen. — Diese Hermannsschlacht wahrt im übrigen der Dichtung Kleists gegenüber volle Selbständigkeit, insofern sie bei Grabbe aus dem preußischen Geist ins Urvolkliche übertragen wurde. Seine Germanen sind ganz naturalistisch gesehen kleine Bauern, zäh und beschränkt, nichts weniger als Helden, aber frisch und fröhlich drein hauend, als wenn es zur Kirchweih ginge, und Hermann spielt sich nicht auf als Fürst oder Edeling, sondern als schlicht gefaßter Freisasse aus Lippe-Detmold. Es ist erquickend, wie all das echt und trotzig aus dem Heimatboden erstanden ist, zu einer prächtig knorrigen Urwüchsigkeit, nicht ersonnen, vielmehr gesehen.

Vor diesem Abschiedssang an Heimat und Vaterland der „Napoleon" und der „Hannibal". Wieder ist es, als seien sie für unsere Tage geschrieben. Der „Hannibal" läßt sich geradezu als ein in die Römertragödie zurückübersetztes Gleichnis auf unsere Gegenwart ansprechen. So packend ist dieses Drama, daß ein Dichter unserer Generation für den Zusammenbruch Deutschlands keinen in allen Zügen besser treffenden symbolischen Ausdruck zu finden imstande wäre. Hannibal vor den Toren Roms scheitert am Doppelkampf wider zwei Fronten: gegen den äußeren

Digitized by Google

Feind, den niederzuwerfen er fähig wäre, und gegen die Heimat, die ihn zuletzt verrät, nachdem sie ihn von Anbeginn im Stiche gelassen. Er fällt nicht durch die Fortuna der Schlachten, sondern durch die Erbärmlichkeit der inneren Widersacher. Ein Unüberwundener kehrt er heim und wird in rücksichtsloser Berechnung mitsamt seinem Heere den Römern geopfert, weil Krämergeist mit dem unversöhnlichen, nur auf Vernichtung bedachten Imperium um jeden Preis zu paktieren wünscht. Freiwillig liefert Karthago die Waffen aus und wird, durch sich selber entmannt, wehrlos ein Trümmerhaufe. Ein Stück voller Analogien, dessen längst verheißene Wiederbelebung auf deutschen Bühnen darlegen dürfte, wie zeitgemäß dieser Grabbe doch eigentlich ist.

„Napoleon" hat noch unlängst die stichhaltige Neuerprobung im Berliner Staatstheater erfahren. Ein mächtiges Werk. Die Verehrung, die daraus für den die gesamte Umgebung überragenden Helden spricht, darf nicht gegen das kernige Deutschtum Grabbes gewertet werden. Sie gilt nicht dem fremden Tyrannen, sondern der herrschenden starken Persönlichkeit, die dem in sich selber schwanken, die große Tat vergeblich erstrebenden Grabbe von jeher Ideal der Größe gewesen ist. Das klein gewordene Europa bedarf der Zuchtrute — dazu ist Napoleon da, darum begegnet die Majestät seines Tyrannentums der Tyrannei der spießbürgerlich Vielzuvielen, die den von ihm gewollten Weltgeist in „Geistesschlaf" eindämmern werden. Über aller Verherrlichung der Persönlichkeit darf man nicht übersehen, wie Grabbe auch in dieser, seiner reifsten, am meisten geschlossenen Schöpfung das heiße Vaterlandsempfinden, die Begeisterung der Völkerbefreiung gegen sie anbranden läßt. Hinter der Sympathie für den Kaiser tritt die für die Deutschen niemals zurück. Da führen Vater Blücher und Gneisenau, vom Dichter mit merkbarer Wärme und Liebe gezeichnet, die Truppen von Sieg zu Sieg, da erbraust an den Lagerfeuern aus rauhen Kehlen Lützows wilde verwegene Jagd, da weiß der einfache Krieger, was und wofür es gilt, erkennt in der Größe Napoleons dessen Schwäche: „Ja, Napoleon ist auch groß, ist riesengroß, — aber er ist es nur für sich, und ist darum der Feind des übrigen Menschengeschlechts, — unser König ist es für alle."

Grabbe im Urteil der Zeitgenossen: Gubitz, der bekannte, vielfach kritisch nicht einwandfreie Sonderer des Biedermeier, nahm den Fall ziemlich leicht, als er den Dichter schlechtweg für — verrückt erklärte. Heine sah tiefer schon, indem er erwiderte: Sie irren sich, lieber Gubitz, ein Genie — nicht verrückt! Und er traf es noch näher, da er Grabbe in seinen Erinnerungen unter Worten des höchsten Lobes als den „betrunkenen Shakespeare" bezeichnete. Dessen Natur und Wirklichkeit sind ganz zweifellos in ihm gewesen, nun aber verzerrt und zernichtet zu einer Bizarrerie, die am ehesten etwa an E. T. A. Hoffmanns im Ernst plötzlich Grimassen schneidende „Skurrilität" erinnert. — Das Urteil der Nachwelt: Um des Hannibal und des Napoleon, um der Hermannsschlacht und der Hohenstaufen willen — sollte nicht viel vergeben werden dem, der das Unendliche mit allen Fibern einer heiß werbenden tragischen Sehnsucht liebte? Je trüber, endlich im brakkigen Wasser verlaufend, sein Leben ward, desto heller leuchteten seine schön und edel empfundenen inneren Gesichte. Ab fallen Schlacken und Makel; rein und in starken Farben, ein großer Bau steht seine Schöpfung heut da — auch als Torso eine der mächtigsten in der deutschen Dichtung.

Karikatur auf den dichtenden Grabbe. Bleistiftzeichnung von Herbert König

Digitized by Google

Über Moore, Moorkultur und Moorsiedlung

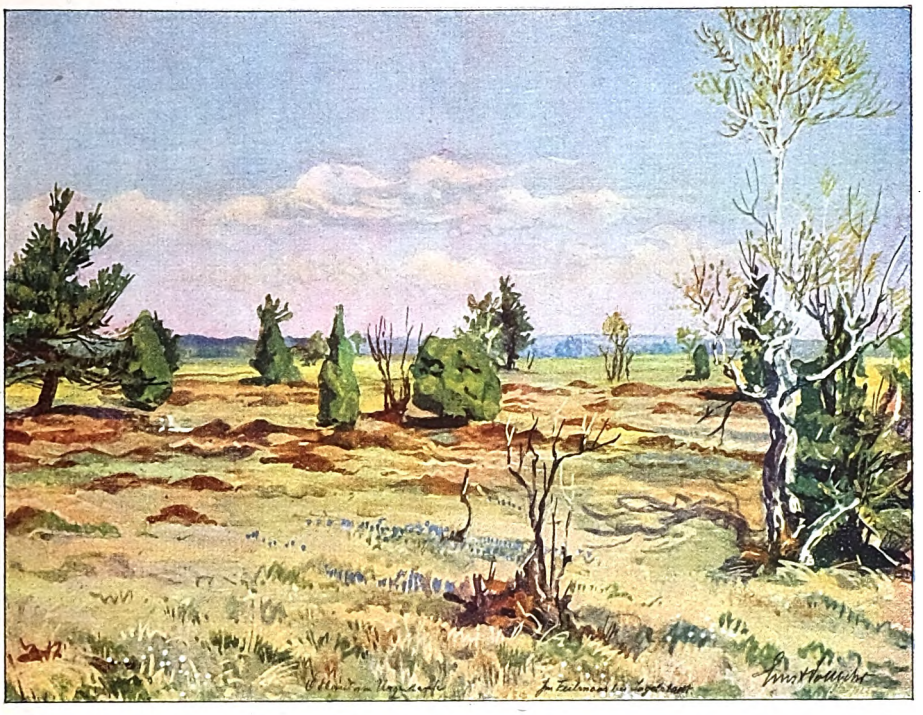
Von Prof. Dr. Bruno Tacke

Wandern wir von der Ems westwärts und durchqueren in stundenlangem Marsche große, nicht selten durch Züge von Binnendünen unterbrochene, vorwiegend mit Heidekraut bestandene Sandbodenflächen, so gelangen wir an den Rand des großen Bourtanger Moores. Soweit das Auge reicht, bis zum Horizont, tut sich eine völlige Ebene vor uns auf, in ihrer Pflanzendecke zunächst nicht wesentlich verschieden von dem hinter uns liegenden Gelände. Beim Fortschreiten merken wir jedoch sehr bald den großen Unterschied in der Bodenbeschaffenheit. Je weiter wir vordringen, desto feuchter und weniger tragfähig wird der Boden, in den der Fuß einsinkt; der von ferne scheinbar geschlossene Bestand der Heide lockert sich, wird von sumpfigen, pflanzenlosen, schlammführenden Schlenken oder kleineren und größeren Rasen bestimmter Moose, vorwiegend Torfmoose, unterbrochen und wo

Moorhütte

Torfstechen im Bourtanger Moor

Digitized by Google



Ödland im Urzustande. (Im Feilmoos bei Ingolstadt). Aquarell von Ernst Vollbehr

ein aufgeworfener Graben oder ein Torfstich die Bodenbeschaffenheit erkennen läßt, sehen wir eine braun bis schwarz gefärbte, völlig stein- und sandfreie Bodenmasse von glitschiger, gallertartiger Beschaffenheit. Wir stehen im Bourtanger Hochmoor, einem der größten deutschen Hochmoore, dessen deutscher Anteil rund neun Quadratmeilen beträgt, und das sich über die deutsche Grenze hinaus weit nach Holland hinein erstreckt und dort sogar noch eine größere Fläche, etwa elf Quadratmeilen einnimmt, so daß die Ausdehnung des ganzen Bourtanger Moores sich auf zwanzig Quadratmeilen beläuft.

Ein anderes Bild. Wir nehmen unseren Weg von der Reichshauptstadt nach Norden, vorbei an der weltbekannten Funkenstation von Nauen und gelangen kurz darauf in ein großes Moorgebiet von ganz anderer Beschaffenheit, in das große havelländische Luch, und schreiten wir weiter nach Norden durch dasselbe hindurch und über eine schmale Zunge nicht moorigen Bodens hinweg, so erreichen wir das annähernd ebenso ausgedehnte und ähnlich beschaffene Rhinluch. Doch wie verschieden sind diese Moore äußerlich von dem Bourtangermoor; die Pflanzendecke bildet überwiegend ein grüngrauer, aus hoch- und niederwüchsigen Gräsern, Halbgräsern und Kräutern mancherlei Art zusammengesetzter Rasen. Vielerwärts trägt der Boden Baumwuchs, in der Bodenbeschaffenheit sind im Vergleich zum Bourtangermoor allerdings äußerliche starke Verschiedenheiten kaum erkennbar. Und doch bestehen solche in hohem Grade, worauf auch schon die aus anspruchsvolleren Pflanzen gebildete natürliche Pflanzendecke hinweist. Es handelt sich hier um ein sogenanntes Niederungsmoor, das an für die Pflanzenernährung wichtigen Stoffen viel reicher ist als das Hochmoor und das nur dort entstehen konnte, wo den moorbildenden Pflanzen im Gegensatz zum Hochmoor ein größerer Nährstoffvorrat zur Verfügung stand. Die Erkenntnis der Verschiedenheit dieser beiden Hauptmoorbodenformen — abgesehen von hier nicht näher zu besprechenden Übergangsformen zwischen beiden — sowohl nach der Art ihrer Entstehung, der sie bildenden Pflanzen und nach ihrer chemischen Zusammensetzung, ist für die wissenschaftliche Erforschung wie für die praktische Verwertung der Moore von größter Bedeutung gewesen.

Kennzeichnend für Moorbildungen jeder Art ist, daß sie aus vertorften Pflanzenresten gebildet werden, daher reich sind an verbrennbaren Bestandteilen und somit auch als Brennstoff benutzt werden können. Ihre Entstehung ist an einen großen Wasserüberschuß gebunden, der einmal ein ausreichend üppiges Wachstum der moorbildenden Gewächse ermöglicht und weiterhin den Zutritt der Luft zu den abgestorbenen Pflanzenresten hemmt, wodurch sie vor vollkommener Zersetzung geschützt werden und dem eigentümlichen Vorgang der Vertorfung verfallen.

Digitized by Google

Einsame Dünenwelt bei List auf Sylt. Aquarell von Ernst Vollbehr

Aus dem entstehenden Torf bauen sich die Moore unter Umständen zu großer Mächtigkeit auf. Die von Natur graswüchsigen Niederungsmoore sind namentlich an zwei wichtigen Pflanzennährstoffen, an Kalk und an Stickstoff, zeitweilig auch an einem dritten, an Phosphorsäure besonders reich, die bei angemessenen Feuchtigkeitsverhältnissen heidewüchsigen Hochmoore an allen wichtigen Nährstoffen besonders an Kalk sehr arm, infolgedessen, da der vorhandene Kalk die bei der Vertorfung entstehenden Humussäuren nicht binden kann, reich an solchen, so daß Kulturpflanzen erst gedeihen, wenn sie durch Kalkzufuhr teilweise gebunden sind. Ferner bedürfen diese nährstoffarmen Moore starker Düngungen mit den übrigen Pflanzennährstoffen, Stickstoff, Kali und Phosphorsäure, wenn sie befriedigende Erträge liefern sollen.

Die natürlichen Bedingungen für die Entstehung großer Moore sind da vorhanden, wo ausgedehnte Flächen versumpfen und ein regenreiches, feuchtes Klima das Wachstum der moorbildenden Gewächse fördert. Solches ist vornehmlich in nordischen Ländern, besonders auch in der norddeutschen Tiefebene der Fall, aber auch im Mittelgebirge und Voralpenland sind die klimatischen Verhältnisse vielfach der Moorbildung günstig. Wir besitzen leider auch heute noch keine genaue Kenntnis von der Ausdehnung der deutschen Moore — auf die Gründe hierfür an dieser Stelle einzugehen, würde zu weit führen — aber wir dürfen immerhin nach vorsichtiger Schätzung annehmen, daß im unverkleinerten Deutschland etwa 2,75 Millionen Hektar Moorboden vorhanden sind. Nur der kleinste Teil dieser gewaltigen Bodenfläche ist auf die Ertragshöhe gelangt, die sie trotz der maßlosen Teuerung für alle Bedarfsmittel auch heute noch mit durchaus wirtschaftlichem Erfolg erreichen kann, und es erhellt ohne weiteres, von welch ungeheurer Bedeutung die vollständige Nutzbarmachung der Moorödlandfläche für die Hebung unserer Erzeugung an Nahrungs- und Futtermitteln im Inland und den Wiederaufbau unserer zusammengebrochenen Wirtschaft ist. Die Erkenntnis dieser Bedeutung ist auch in breiten Schichten unseres Volkes vorhanden, es ist unendlich viel über Ödland- und Moorkultur und Besiedelung des Ödlandes verhandelt und geredet worden, aber die Taten sind leider sehr weit dahinter zurückgeblieben.

Wenn vor langen Zeiten ein holländischer Prediger von den Mooren sagen konnte: „Von Gottes strafender Hand sind sie aufgebaut, ein Fluch für die Einwohner des Landes", so hat sich heute das Urteil wesentlich geändert. Wir besitzen eine Reihe trefflicher Verfahren, diese früher mißachteten Böden zu so hoher Ertragsfähigkeit zu bringen, daß sie den Wettbewerb mit besseren und besten Böden nicht mehr zu scheuen brauchen. Wenn, wie z. B. seit langem in Holland, die Möglichkeit vorliegt, die Hochmoore zum Zwecke der Brenntorfgewinnung nach angemessener Entwässerung abzutorfen, wozu nur die tieferen, dichten und einen festen Brenntorf liefernden ältesten Schichten der Hoch-

Digitized by Google

Oberbayrische Moorlandschaft. Gemälde von Carl Oscar Arends

Digitized by Google

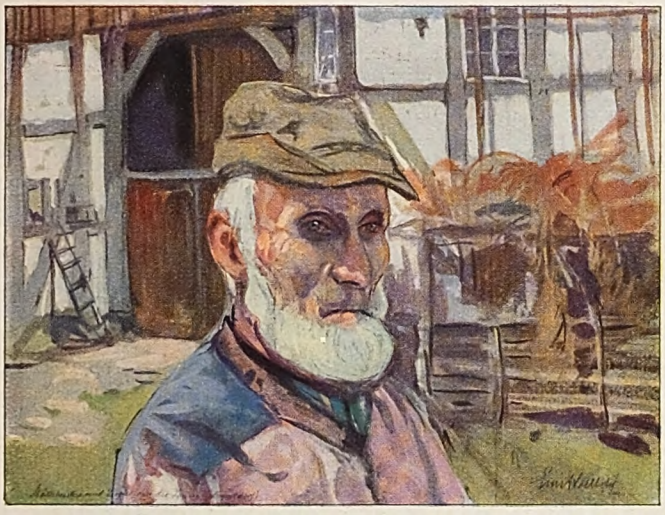
moore, der sogenannte ältere Moostorf tauglich sind, so kann die holländische Fehnkultur betrieben werden.

Die jüngeren Schichten, der sogenannte jüngere Moostorf, die zunächst beiseite gebracht werden, werden auf den abgetorften Grund geschafft, geebnet und an ihrer Oberfläche mit einer zehn bis fünfzehn Zentimeter starken Schicht Sand gemischt, der aus dem Untergrund des Moores nach dem Abtorfen leicht heraufgeholt werden kann. Unter Zuhilfenahme tierischen Düngers oder städtischer Abfallstoffe, neuerdings künstlicher Düngemittel, wird das so vorbereitete Land in Kultur gebracht und liefert, da durch die Sandbeimischung die Wachstumverhältnisse sehr wesentlich verbessert werden, hohe Ernten an Korn, Hackfrüchten und Rauhfutter. Ein schnelles Fortschreiten dieser Nutzungsform ist nur möglich, wenn bald größere Flächen durch Abtorfung für die Fehnkultur zur Verfügung gestellt werden können. Das war früher nicht der Fall und auch heute sind, trotzdem die Brenntorfgewinnung aus Hochmooren infolge der Brennstoffnot bedeutend zugenommen hat, die dadurch für die Kultur bereitgestellten Flächen klein im Verhältnis zu dem Zwang, schnell das ertragsfähige Kulturland zu vermehren. Nicht beengt ist in dieser Hinsicht eine zweite Nutzungsform des Hochmoors, die sogenannte deutsche Hochmoorkultur, die das nicht abgetorfte Moor nach ausreichender Entwässerung und Vorbereitung in Acker-, Weiden- oder Wiesenland umwandelt. Obwohl sie bereits mehr als anderthalb Jahrhundert alt ist, hat sie erst ihre heutige Vollendung erreicht durch die wissenschaftliche Forschung und praktische Tätigkeit der eigens für die Hebung der Moorkultur begründeten Anstalt der preußischen landwirtschaftlichen Verwaltung, der Moor-Versuchs-Station in Bremen. Nachdem diese nach wissenschaftlichen Vorarbeiten ihre erste Aufgabe gelöst, wie neben natürlichen Düngemitteln künstliche, wie Phosphate, Kali- und Stickstoffsalze und kalkhaltige Bodenverbesserungsmittel auf dem Hochmoorboden mit Erfolg verwendet werden können, war es möglich, schnell mit der Urbarmachung vorzugehen, da das Haupthindernis des Fortschritts, der ständige Mangel an Düngemitteln, beseitigt, und alle Fortschritte und Errungenschaften der neuzeitlichen Landwirtschaft auf das Hochmoor zu übertragen, so daß heute seine Leistungen im Ackerbau denen besserer Böden gleichstehen, und im Futterbau, in der Wiesen- und Weidewirtschaft den besten gleichkommen, sie sogar übertreffen. Dadurch ist aber für die Bewirtschaftung des Hochmoorbodens wie für die Besiedlung desselben mit selbständigen Bauernstellen eine sehr sichere Grundlage gewonnen worden.

Die von der Natur reicher ausgestatteten Niederungsmoore wurden seit alters her als Wiesen oder Weiden genutzt, da sie von selbst einen allerdings wenig wertvollen Grasrasen tragen. Ohne diese Eingriffe des Menschen würden wahrscheinlich die meisten Niederungsmoore wieder in einen Bruchwald über-

Kleiner Moorsee. (Schwarze Gumpe) bei Rimsting. Aquarell von Ernst Vollbehr

Digitized by Google



Stättebesitzer und Ziegler aus der Senne (Augustdorf)
Aquarell von Ernst Vollbehr

gegangen sein. Von den allgemeinen Fortschritten der Moorkultur zog auch diese Nutzungsart großen Vorteil und die nach neuem Verfahren auf Niederungsmooren gewonnenen Futterflächen gehören zu den besten ihrer Art. Vorübergehend hat eine andere Methode, durch die der als Ackerland unsichere reine Niederungsmoorboden als solcher tauglich gemacht werden kann, die sogenannte Sanddeckkultur, eine größere Bedeutung gehabt. Sie besteht darin, daß der in den oberen Schichten genügend zersetzte Moorboden nach angemessener Entwässerung und sorgfältiger Ebenung mit einer Schicht am besten mittelkörnigen Sandes in einer Stärke von etwa zwölf Zentimeter bedeckt wird. Die Bearbeitung des Bodens erfolgt nur in dieser Sandschicht, eine Vermischung mit dem darunter liegenden Moor darf nicht eintreten. Die Ackergewächse senken ihre Wurzeln in das Moor und entnehmen ihm ihren Wasserbedarf und bestimmte Pflanzennährstoffe. Die Wachstumsbedingungen, insbesondere die Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse, sowie die Möglichkeit der Bewirtschaftung des Niederungsmoorbodens, wird durch diese Sandbedeckung wesentlich verbessert und seine Erträge kommen denen der besten Böden gleich. In dem Maße, wie jedoch die Kultur des nicht besandeten Niederungsmoores als Wiesen oder Weiden vervollkommnet wurde, trat die Sanddeckkultur aus hier nicht näher zu erörternden Gründen immer mehr zurück und in den letzten Jahrzehnten sind neue Anlagen dieser Art wohl kaum geschaffen worden.

Man darf also behaupten, daß Wissenschaft und Praxis die Kultur des Moorbodens jeglicher Art heute zu solcher Vollkommenheit gebracht haben, daß bei richtigem Verfahren Fehlschläge nicht zu befürchten sind und daß wir damit ein treffliches Mittel zur Nutzbarmachung der noch in Deutschland vorhandenen großen Moorödlandflächen besitzen. Ferner ist durch die blühende Entwicklung der vordem meist wenig entwicklungsfähigen älteren Moorsiedlungen und der in den letzten drei Jahrzehnten besonders in Nordwestdeutschland im Hochmoor begründeten neuen Moorkolonien der Beweis erbracht, daß die Verfahren der neuzeitlichen Hochmoorkultur auch für die Besiedlung der Hochmoore eine erprobte Grundlage bieten. Leider ist vor dem großen Kriege die Notwendigkeit, alles kulturfähige Moorödland schnellstens in ertragreiche Kultur zu setzen, trotz der dauernden Mahnungen von berufener Seite nicht genügend erkannt worden. Wir hätten auch betreffs der Versor-

Ufer eines Moorbaches im Erdinger Moor mit Aurikeln, Mehlprimeln und Enzian. Aquarell von Ernst Vollbehr

Digitized by Google

Schafställe im Bourtanger Moor (westlich der Ems). Aquarell von Bernhard Lehmann

Digitized by Google

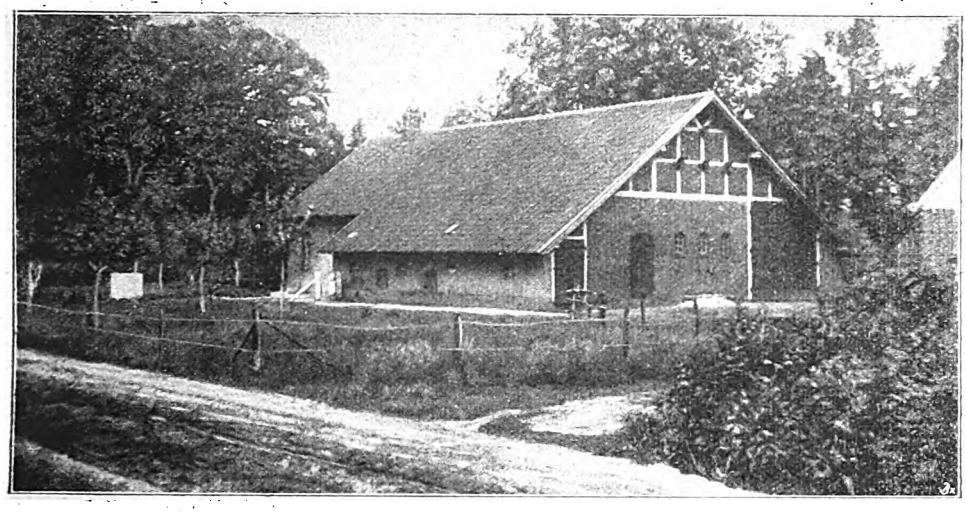
Birken im Moor (Oberbayern). Ölgemälde von Hermann von Le Suire
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

Frühling im Bourtanger Moor (westlich der Ems). Aquarell von Bernhard Lehmann (Aus der Monographie „Die Norddeutschen Moore" von B. Tacke und B. Lehmann.) Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

gung mit Nahrungsmitteln wohl ein ganz Teil besser dagestanden, wenn wir an ertragreichem Kulturland durch Urbarmachung unserer Moore und Heiden ein Gebiet etwa von der Größe der Provinz Ostpreußen gewonnen hätten. Heute, nach dem Zusammenbruch unserer Wirtschaft, ist die Durchführung dieser Forderung selbstredend viel schwieriger, aber

Digitized by Google



Neues Kolonistenhaus im Kehdinger Moor

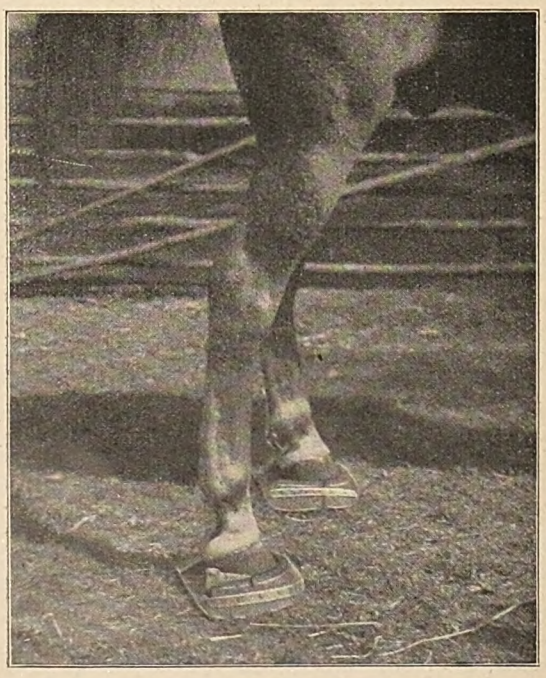
deshalb nicht weniger bedeutungsvoll und dringend. Es kommt alles darauf an, die Erzeugung zu heben, um die Ernährung unseres Volkes sicher zu stellen, uns möglichst frei zu machen von der Einfuhr vom Ausland und dadurch unsere Handelsbilanz wesentlich zu verbessern. Rein privatwirtschaftlich betrachtet ist die Nutzbarmachung von kulturwürdigem Ödland auch heute trotz aller Schwierigkeiten und Teuerung ein nutzbringendes Unternehmen und an dem Preis der Erzeugnisse, nicht nach Papiermark gemessen, ebenso billig oder billiger wie vor dem Kriege. Das größere und kleinere Privatkapital trägt auch keine Bedenken, sich in den Dienst der Ödlandkultur zu stellen. Insbesondere haben leistungsfähige städtische Gemeinwesen, wie die Stadt Dortmund oder große kapitalkräftige industrielle Gesellschaften neuerdings mehrfach große Ödlandflächen erworben und mit gutem Erfolg begonnen, sie in ertragreiche Kultur zu bringen. Besonders erfreulich ist die Erscheinung, daß auch in den Kreisen der hanseatischen Kaufmannschaft die

In der Torfkuhle

Digitized by Google

Einsicht stark geworden ist, daß die schnelle Nutzbarmachung des deutschen Ödlandes eine der wirksamsten Mittel zum Wiederaufbau unserer zusammengebrochenen Wirtschaft darstellt. Diese Erkenntnis hat z. B. in Bremen zu der Gründung der gemeinnützigen Aktien-Gesellschaft für Urbarmachung und Siedlung geführt, die mit Erfolg das private Kapital unter Gewährung einer mäßigen wertbeständigen Verzinsung für die Zwecke der Ödlandkultur heranzieht. Weiterhin sind besondere Einrichtungen getroffen worden, denen, die Ödland urbar machen wollen, die nötigen Mittel auf wertbeständiger Grundlage (Roggenrente) zur Verfügung zu stellen. Wenn nun, was zu hoffen, die Schwierigkeiten gehoben werden, die der Beschaffung bestimmter notwendiger Hilfsstoffe, insbesondere der phosphorsäurehaltigen Düngemittel, zur Zeit entgegenstehen, so wird voraussichtlich das Werk zum Segen der Allgemeinheit rüstig fortschreiten. Der Gedanke der Begründung neuer landwirtschaftlicher Betriebe größeren oder kleineren Umfangs auf dem nutzbar gemachten Ödland, die Besiedlung — aus sozialpolitischen wie volkswirtschaftlichen Gründen das höchste und letzte Ziel der Ödlandkultur — muß leider heute in der Not der Zeit etwas zurücktreten. Siedlen ist auch vor dem Kriege für den Unternehmer niemals ein besonders nutzbringendes Geschäft gewesen, wenn es sachgemäß mit Rücksicht auf das dauernde Gedeihen der Siedlungen betrieben worden ist, und aus dem Grunde konnten in erster Linie auch nur der Staat oder von provinziellen Verbänden getragene gemeinnützige Gesellschaften oder die Landkreise selbst Träger dieser Unternehmungen sein, die die mittelbaren Vorteile der Besiedlung so hoch anschlagen mußten, daß sie auf eine hohe Verzinsung ihrer Aufwendungen verzichten konnten. Heute, wo die Kosten der Errichtung von Gebäuden ins Phantastische gewachsen sind, die Beschaffung des lebenden und toten Inventars ungeheure Summen erfordert, die Regelung der öffentlichen rechtlichen Verhältnisse bei Begründung neuer Gemeinden auf dem Ödland gewaltige Anforderungen an den Unternehmer stellt, ist vorerst an Neusiedlungen in größerem Umfang nicht zu denken, aber Bedacht darauf zu nehmen, daß bei der Urbarmachung des Ödlandes eine spätere Besiedlung nicht unmöglich gemacht wird. Für die nächste Zeit wird die Begründung neuer Bauernstellen vorwiegend nur dort möglich sein, wo bestehende Betriebe noch kulturfähiges Ödland besitzen oder in nicht zu großer Entfernung vom Hofe erwerben können. Von dem vorhandenen wirtschaftlichen Stützpunkt aus kann in dem Maße, wie Arbeitskräfte und Mittel frei werden, das Ödland allmählich urbar gemacht und namentlich zur Begründung neuer Bauernstellen für die jüngeren Söhne oder verdiente Arbeiter benutzt werden. Die Frage der Beschaffung der nö-

Der Pferdeschuhmacher

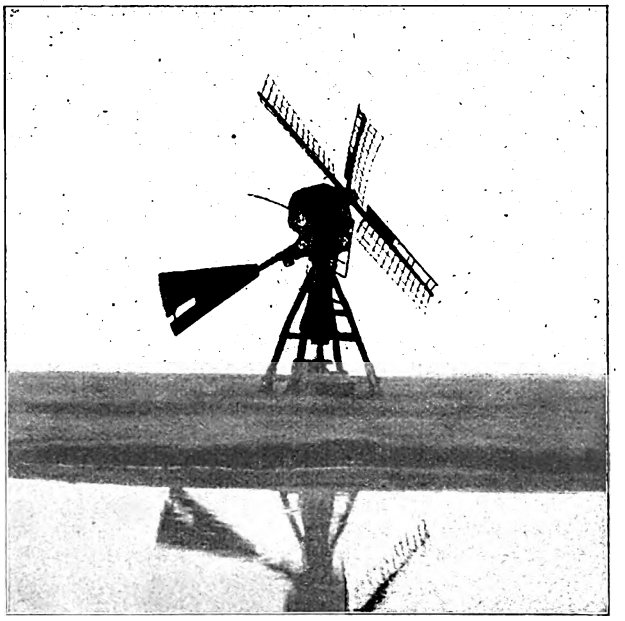


Pferdeschuhe

Digitized by Google

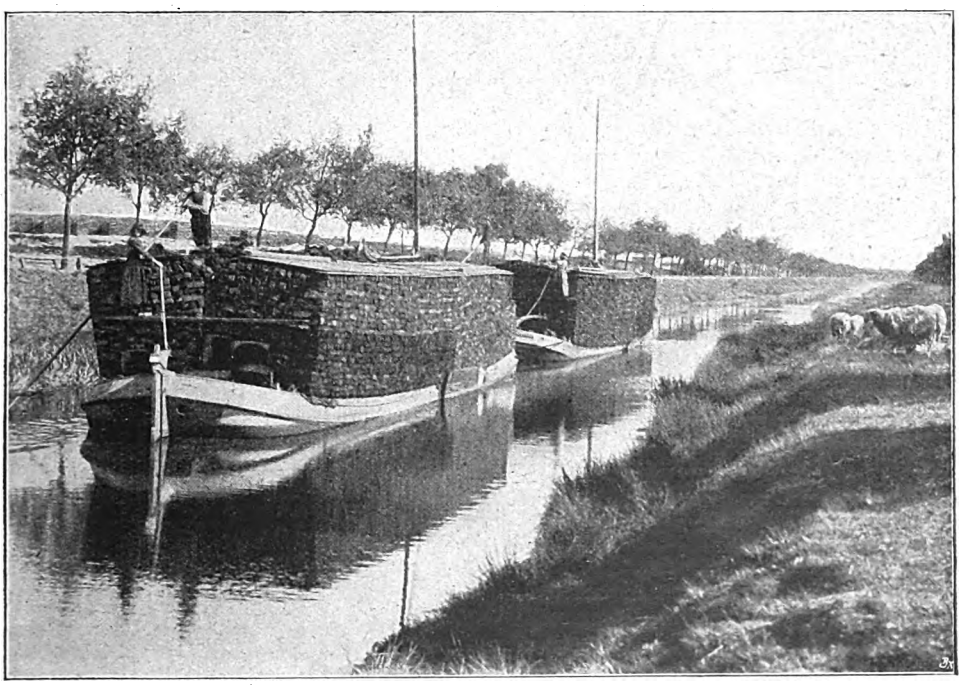
tigen Gebäude und der Ausstattung der Betriebe mit Geräten und Vieh läßt sich unter diesen Umständen ebenfalls leichter lösen, als wenn alles von Grund auf neu beschafft und eingerichtet werden muß. Es bestehen erfreuliche Anzeigen dafür, daß die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet.

Bei der herrschenden Brennstoffnot besteht nur die Gefahr, daß die Moore, soweit sie abbauwürdigen Brenntorf enthalten, in unzulässiger Weise hierfür ausgenutzt werden und dadurch die spätere landwirtschaftliche Nutzung unmöglich gemacht wird, namentlich nachdem die Abtorfung vielerwärts von industriellen Unternehmern in großem Maßstabe betrieben wird.



Wasserschöpfmühle an der Hamme

Bestimmungen über das Abtorfen, wie sie das Preußische Moorschutzgesetz vorsieht, sollen das verhindern, und es ist glücklicherweise fast immer möglich, dem auch unter Berücksichtigung der Bedürfnisse in brennstoffarmen aber moorreichen Gebieten genügend Rechnung zu tragen. Eine noch so gewinnbringende vorübergehende Ausnutzung der Moore durch unzweckmäßiges Abtorfen kann nie und nimmer den Schaden wettmachen, der der Allgemeinheit dadurch erwächst, daß eine ertragreiche landwirtschaftliche Nutzung dauernd unmöglich gemacht wird. —



Tjalken mit Torf auf dem Süd-Nordkanal

Digitized by Google

Mary · Eine Byron-Novelle

Von Sophie Hoechstetter

* *

Er ritt von Nottingham nach Newstead Abbey, wie all diese Ferientage schon, all diese unwirklich schönen Tage. Die Mutter hatte Newstead-Abbey an den Lord Gray vermietet und lebte in einer engen Stadtwohnung. Der Fünfzehnjährige errötete zornig bei diesem Gedanken, wie jedesmal, wenn es ihm ins Bewußtsein kam. Frau Byron machte die alte Abtei zu einem Boardinghouse. Kein übler Zug in ihrer Charakteristik! Sie rühmte sich, von den Stuarts abzustammen und hatte die Figur eines Fußballs. Königliche Regenteneigenschaften lebten sich in ihr aus, eine alte Dienerin stündlich mit keifenden Worten zu meistern. Den Sohn nicht zu vergessen. Er hatte genug davon, und die Mutter wußte, wenn ihm Lord Gray heute wieder anbot, sich ein Schlafzimmer in Newstead-Abbey auszuwählen, so würde er es annehmen. Konnte er dafür, daß seine Mutter um elenden Geldes willen Fremden das Recht gab, in seinem Schloß zu wohnen? Er war der Herr. Der Peer von England. Der Prinz von Newstead-Abbey. Und es mochte sein, er fand, wenn er ankam, eine Botschaft vor, daß man ihn zum Abend oder zu morgen in Annesley erwartete. Sie: Mary Ann Chaworth. Mary Ann. Mary. Meine süße Mary. Der Klang berauschte ihn, als wäre es der Fanfarenton des Ruhmes — oder der Duft aller Rosen der Erde.

Mary Ann. Mary. Angebetete Mary. Du heller Morgenstern von Annesley. DuTraumbild aller Wunder. Du Ostermorgenrot dieses seligen Jahres.

Byron ritt in Newstead ein. Seine Lordschaft seien fort, seine Lordschaft ließen seine Lordschaft bitten, doch zu nächtigen, man erwarte Lord George morgen bei Chaworths. Ganz recht. Er hatte es ja gewußt. Eilig riß er sein Taschenbuch heraus. Es war doch ein Reitknecht da, der in Nottingham die Sachen holen konnte, deren er zur Nacht und für morgen bedurfte?

Der Diener lächelte diskret und überreichte den Einladebrief aus Annesley.

„Lieber George, da Sie doch sicher heute in Newstead-Abbey sind, schreibe ich dorthin. Auf morgen, nicht wahr? Die Base und ich wollen reiten, und Sie sind doch dabei?

Ihre Mary Ann Chaworth.

Er fühlte sein Herz pochen. Er bebte vor Freude. War niemand da, dem er es erzählen konnte, daß Mary Ann, daß Fräulein Chaworth selbst geschrieben? Niemand, als die Dienerschaft. Dann mußte er es der alten Eibe erzählen, draußen im Ruinental.

Und er ging hinaus in den anscheinend so stillen und doch von allem österlichen Aufstrom durchbebten Park, bis hin zu der Steinterrasse, der halb geborstenen Mauer, hinter der die Felder begannen, die fernen Hügel sich wölbten. Im feuchten Gestein und vor zerbröckelnden Treppen stand hier die alte Eibe. Er begrüßte sie wie eine Vertraute. Was alles hätte sie erzählen können aus der Vorzeit, aus dem brandroten Düster der Jahrhunderte — aus den Tagen des Eroberers vielleicht schon, mit dem der erste Burun-Byron das Inselreich betreten.

Georg lächelte. Er griff in die kühle Grüne des Gezweigs, zerbiß von den breiten, herbschmeckenden Nadeln und flüsterte: „Mary Ann. Mary. Süße Mary."

Ihr Name war in sein Herz gegraben. Wohl, und er würde ihn unter die Sterne versetzen. Er würde diesen Namen zu einem ewigen machen, indem er ihn der Gloriole seines Ruhmes verband. Seines Ruhmes? Der Jünglingsknabe flüsterte: „O Ruhm, du meiner Seele Gott —"

Die Seele erwählt sich die Gottheit, die ihr bestimmt ist. Und das Herz den Abgott, zu dem es seine irdischen Gebete richtet. Mary, Mary. Blühten Veilchen hier zwischen dem kühlen Gestein? Nein, nur dort auf der zerborstenen Mauer hatte die Weide ihre schlanken Glieder mit grauen Pelzkätzchen besetzt, und aus ihnen stäubte goldenes Flimmern. Und die Luft war bebend von Verheißung, und durch die Kühle des Abends drang jene belebende Frische, jene aufrührerische Kraft, wie sie der Wildbach des Hochlands hat. Tödlich süßer Frühling. Byron stieg über zerbröckelnde Treppen höher, kam durch den Verfall eines gotischen Bogens, stand auf der Terrasse, wo man hinüber sah nach den Hügeln von Hucknall-Torkard und zu den teuren Hügeln von Annesley. Mary Ann, Mary. Der Name brannte in ihm, wie ein Wundenmal und wie eine Besessenheit. Von Hucknall-Torkard herüber klangen die Abendglokken. Der gute Thomas Moore hat sie besungen — die Abendglocken überhaupt, die Abendglocken der ganzen christlichen Welt, die überall von Jugend und Heimat reden.

Die Glocken von Hucknall-Torkard, klangen sie heut nicht so sonderbar? Beim Jupiter,

Digitized by Google

ja, sie waren die Totenglocken für manchen der Byrons gewesen — für manchen der Zerstäubten, Unbekannten, deren Rhythmus vielleicht in seinem Blut weitersang, deren unerfüllte Erdenwünsche er noch erlösen sollte.

Denn — indem wir wurden und sind, tragen wir nicht nur Mitleid, auch Mitschuld an der Vergangenheit und am Leid der Menschheit. Eine schmerzliche Welle lief über ihn hin. Schuld — Mitschuld — er wurde oft verfolgt von diesem Gefühl. Schuld und Gefahr, ein Locken lag in den Worten.

Noch immer klangen durch die Stille des Frühlingsabends die Glocken von Hucknall-Torkard.

Byron setzte sich nieder auf die Ruinenmauer. Und er wandte den Blick nach den Hügeln von Annesley.

Einst klangen die Glocken der ganzen Erde für Maria, die heilige Jungfrau. Und er hob die Arme, lächelte, bannte den Blick hinüber zu den geliebten Hügeln, und seine stolz geformten, schönen Lippen flüsterten: „Ave Maria."

Versunken in die unnennbare Lust und Melancholie des Frühlingsabends, und trunken von dem Gedanken an die heimlich Geliebte, die Auserlesene, das Idol ihrer Rasse und ihres Geschlechts, saß der kaum dem Knabenalter Entwachsene, und es war ihm, als höre er die Tropfen der Zeit rinnen, und niederfallen in den Becher, der ihm einst das Geschenk der vollen Stunde an die Lippen bringen würde.

Die Sterne waren schon heraufgekommen, als er wieder durch die Halbruinen der Gärten, des verschollenen Begräbnisplatzes und der Abtei zum Schlosse ging. Er sah seine Mauern im Sternenschein und Worte Ossians, der ihn schon als Knabe bezaubert, als er in Schottland noch unter dem Volk Bruchstücke seiner Gesänge gehört, kamen ihm: „Warum baust du die Halle, Sohn der flüchtigen Tage? Du blickst heute herab von deinem Turm — doch wenige Jahre später und der Wind der Wüste heult in deinem verlassenen Hof —"

Wenige Jahre! Gewiß, das Leben ist kurz! Aber das Herz kann die Seligkeit von Aonen in einem Augenblick fühlen und kann die flüchtigen Tage zum Paradiese machen.

Mary Ann, Mary, Mary — —

Selig ritt er am Morgen hinüber zu den Hügeln. Der ganze, lange Tag war sein. Dann freilich mußte er zurück nach Harrow.

Im Hofe von Annesley stand Mary Ann.

Er glitt vom Pferd, stürmte auf sie zu, um in dem schmerzenden und wie rasenden Schritt sein Hinken zu verbergen.

Er taumelte fast vor Glück. Sie bot ihm die schmale Hand, lächelte. Es war das bezaubernde Lächeln der Überlegenen, der großen Dame, des kühlen Stolzes der nun Erwachsenen. Er starrte auf ihr Blondhaar, die wundervolle Frische ihrer Haut, er wollte Seltsamstes ausdrücken und redete irgendeine Kinderei.

Marys Base, der George seine Verbeugung gemacht, sagte zwanglos: „Comme il est beau." Es war Byrons wunder Punkt, daß er wenig Französisch verstand, und die Base glaubte wohl, dem Vokabelschatz bliebe der Ausruf ein Rätsel.

„Denken Sie, George, Sie werden mir heute allein Gesellschaft leisten müssen. Meine Mutter macht einen Tagesbesuch und die treulose Base begleitet sie. Da steht schon der Wagen. Gehen Sie hinein zu Mama und versichern Sie ihr, daß Annesley unter Ihrem Schutze steht."

Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß vor Glück. Er ging zu Frau Chaworth und sagte ihr, daß sie beruhigt fahren könne. Marys Mutter lächelte. Wäre der Lord nur ein bißchen älter. Wie sehr beruhigt würde sie erst d a n n fahren! Eine so köstliche Partie! Ihre Mary Herrin von Newstead — ach, wäre der Lord nur ein bißchen älter.

Die Kutsche fuhr ab. „Kommen Sie, George, ich werde Ihnen die Gewächshäuser zeigen. Und dann gehen wir ganz feierlich zum Lunch und nachher in mein blaues Zimmer. Sie werden mir etwas vorlesen, nicht wahr? Und dann reiten wir —"

Er folgte Mary auf einem schmalen Mauerweg, der ihm gestattete, hinter ihr zu gehen. Wie wundervoll war ihr Gang. Sie geht in Schönheit, fühlte er und dachte an seine gequälten, mißgeformten Füße.

Sie kamen an das Treibhaus. In der schwülen, erdfeuchten Luft blühte holländische Tulpen- und Hyazinthenpracht, und Mary sagte: „Das ist, als sei man in fernem Land. Es war so still diesen Winter in Annesley."

Er schwieg. Die Stille galt dem Trauerjahr um den Vater.

Etwas Weißes, Zottiges schlängelte sich an Mary heran, sie bückte sich und hob Puzzle, die große Angorakatze, hoch.

„Darf ich die Herrschaften bekannt machen, Lord George Gordon Byron, Prinzessin Puzzle." Er hielt seine Hand hin und die Katze hob das Krallenpfötchen. „Ah, willst du wohl —" Er griff in das weiße Fell. Seine Hand begann zu zittern, die Katze war Mary so nahe. Die elende, die liebenswürdige Katze lag in Marys Armen, lag an ihrem Herzen. Er wurde blutrot, konnte die Hand nicht zurückziehen, ließ sie weitergleiten, und glaubte, mit seinen bebenden Fingern Marys Herzschlag zu spüren.

Digitized by Google

Sie lächelte unschuldig, plauderte mit dem Tier und ließ es dann plötzlich zu ihm hinübergleiten. Er hielt die Katze fest, lachte hart auf und dachte toll vor Verwirrung: „Heute noch will ich d i c h in meinen Armen halten, Mary Ann — —'

Sie saßen feierlich beim Lunch. Die Dame und der Herr. Ahnenbilder blickten auf sie herab. Darunter jener Chaworth, den ein Byron im Duell getötet.

Und dann saß er in Marys blauem Zimmer. Er sollte etwas vorlesen? Gewiß, gewiß. Sie saß in einer der Fensternischen, die mit Büchern ausgefüllt war. Ihr Profil stand gegen das Licht. Seine Augen waren festgebannt an die kühne, herbe Linie, während er, was er sprach, anscheinend aus einem Buche las, folgende Verse:

Durch dein Mauerwerk, Newstead, der kühle Wind weht
Und du Saal meiner Väter liegst tief nun im Staub —
Der Garten ein Distelfeld, Schierlingkraut steht,
Wo Rosen einst blühten, der Zeiten Raub.

Mary ahnte, was man einem Autor schuldet. Sie sprang auf, kam zu ihm, beugte sich über sein Taschenbuch.

„Sie haben das selbst gemacht, George? Sie dichten?"

Sie wollte sich des Buches bemächtigen. Um Gottes willen nein, sie durfte nicht lesen:

Fluren, stumm ist euer Ruf,
Marys Lächeln ist verschwunden,
Das mir euch zum Himmel schuf —

Sie hielt das kleine Lederbuch triumphierend hoch. Etwas, wie blaues Eislicht brach aus ihren Augen, knabenhaft-harte Beutegier. Dieser Blick machte ihn rasend. Wie er sie liebte! Wie er auch ihre Härte liebte. Er taumelte vorwärts — umschlang ihren Nacken, bog den stolzen Kopf herab und wühlte seine Lippen in die Wellen ihres Blondhaares. Ihre Schultern sanken nach vorn.

„Böser Knabe," sagte sie. Aber in ihrer Stimme lag das Vergessen. Um ihren Mund kam ein zielloses, unklares Begehren.

Und sie ließ ihm ihren Mund — —

Spät zur Nacht ritt er hinüber nach Newstead. Marys Lichtgestalt reichte ihm die Hand hinauf in den Sattel.

„Wenn du wiederkommst im Sommer, Georgie, dann trage ich zum erstenmal ein weißes Kleid — für dich, Georgie, für dich."

Wie lange ist es von den Osterferien bis zu Mittsommer? Ein Ozean von Sekunden, schwer wie Blei. Wie ist es, Mary Ann hundert Tage nicht zu sehen? Es ist endlos, wie die Nacht des Blinden!

Man konnte ihr schreiben, jeden Tag ein dutzendmal. Aber die Mutter in Annesley legt des Morgens ihre Hand mit den Witwenringen auf die Posttasche, und was da ankommt, ist, wie die Zeitung, für alle. Es würde George nicht stören, in allen Blättern der vereinigten Königreiche die Gedichte an Mary drucken zu lassen. Es wäre dann in einer Type, und dadurch entrückt, nicht wahr. Millionen Leser sind viel weniger, als ein zweiter. Millionen Unbekannte dürfen von dem Triumph einer Neigung und ihrer verzweifelten Sehnsucht erfahren. Aber — eine freundlich lächelnde Mutter? Unmöglich. —

Die Kameraden lachten, wenn er unter der alten Ulme, bei dem Grabstein an der Kirche von Harrow saß. Sie spöttelten und sprachen von „Byrons Grabmal". Idioten. Banausen. Bürger. Und doch: es klang so traurig schön: Byrons Grabmal. Kein Titel, kein Vorname, keine Andeutung seines künftigen Ruhmes: nur Byron.

So, wie man Shakespeare sagt, oder Ossian oder Goethe. Er konnte Mary nicht schreiben.

Wie natürlich war es da, daß er Verse schrieb. Es ging mit der Form noch nicht immer so, wie die Gedanken und Gefühle wollten. Um den Rhythmus der einfachen Melodie, die er in der Musik liebte, zu geben, hatte er immer zu viele Gedanken.

Er verbrachte die sehnsüchtigen Abende unter der alten Ulme, diesem Baum der Seufzer. Im letzten Sonnenabschied lag die ummauerte Kirche, der Rasen in aufglühendem Smaragd. Und in die Stille hinein war es, als recke sich der alte Baum, und sein Mühen verklang in Seufzern, die in den Ästen, im letzten Wipfel verrauschten, und dann — kein Ton zerbrach sonst die Stille — erneut wieder aufzurauschen in Stöhnen, in Sehnsucht.

Der Jüngling schrieb:

Baum meiner Jugend, Seufzer trägt dein Rauschen
Laß mich durch diese großen Einsamkeiten lauschen —
Und glauben, daß dereinst zur Sterbestunde
Ich Ruhe finde unter deinem grünen Runde —
Mit diesem Traum, dünkt mich, wär' süß zu schlafen
Hier, wo mein Herz so viele Wunden trafen —
Hier möcht' ich sein, wo all mein Hoffen wirbt
In Jugendsehnen, das einst müde stirbt —
Für immer deck' mich einst dein Schleierschatten,
In meiner Kindheit Erde soll man mich bestatten —

In seinen großen Augen tropften Tränen. Wie schön ist das Lied von frühem Tod. Mary würde weinen, wenn er starb. Sie würde wieder ein schwarzes Kleid tragen, wie an dem einzigen Tag, da er sie zuerst geküßt. Und er versenkte sich in den bebenden Nachklang der Stunde. Bis ihn jählings ein Frösteln überlief. Wenn er einst starb — wo würde dann Mary sein? Im Vergessen? Nein. An seiner Seite — nein. Warum dachte er dies? Warum war es ihm jählings, als höre er das Geläut der Glocken von Hucknall-Torkand? Aber es waren nur die vertrauten Seufzer der Ulme von Harrow. Und er saß hier, ge-

Digitized by Google

sund, nach Leben glühend — an Byrons Grabmal.

An vielen Abenden stand er auf dem Kirchhof von Harrow. Dort war der weite, weite Blick. Auf der einen Seite sah man, in den Schleier ewigen Dunstes gehüllt, die Kuppeln von London, und wie in einer Wüstenspiegelung ragten sie in gespenstisch-übernatürlicher Größe aus dem Nebelmeer.

Jenseits aber leuchteten im Abendschein die Türme und Zinnen von Windsor-Castle.

Er stand, und bettete sein Wollen in Jahrtausende und große Taten, während sein Herz den endlosen Rhythmus ging, Mary Ann, Mary Ann, meine süße Mary. — —

Und es kam der Mittsommertag, da er nach Nottingham fuhr und Newstead-Abbey betrat. —

Klopfenden Herzens fand er dort Botschaft. Sie würde ihm entgegenkommen zu jenem Hügel, den ein Kranz von Bäumen bekrönte. Zu den uralten Eiben, die eine versunkene keltische Kultstätte bezeichneten.

Heute — vor Sonnenuntergang.

Im Wehen des Abendwindes, im Brausen seines Herzschlags ritt er hinauf zu dem „Diadem von Bäumen".

Sie war schon da. Aus dem alten Hain schlafender Götter trat sie ihm entgegen, blond, licht, weiß. Er fühlte die Kühle ihrer Hände an seinen Lippen.

Und dann neigte sie sich zu ihm hinüber: „Laß dich küssen, Georgie, mein Junge."

Und der Traum dieses Mittsommers begann. Frau Chaworth lud George ein, er solle doch in Annesley wohnen. Aber er glaubte, die Sommernächte mit ihr, der süßen Mary, unter einem Dache, würden ihn töten. So sagte er, er fürchte sich vor den Ahnenbildern in Annesley-Hall, besonders vor dem Manne, den ein Byron im Duell erstochen hatte. Man lachte über ihn — und er ritt des Abends hinüber nach Newstead-Abbey. Kaum war er unterwegs, so schalt er sich einen Narren. Schon am andern Morgen brachte er eine Geschichte vor, ihm sei unterwegs ein Gespenst begegnet, und er fürchte sich vor Gespenstern noch mehr, als vor Ahnen. Frau Chaworth lächelte nachsichtig und gab Anweisung, ein Zimmer für ihn zu richten.

Ein unbewußtes Gefühl, seine Leidenschaft könne den Erwachsenen lächerlich scheinen, machte ihn linkisch im größeren Kreise. Er übte sich im Schießen, erwählte eine alte Türe als Ziel, da er die Jagd verabscheute. Er ritt mit Mary und der Base spazieren, und flehte den Himmel an, die Base möchte verschwinden.

Er saß des Abends wie ein Verstummter, wenn Mary am Klavier war und die alten einfachen Lieder und Balladen sang. Die Gäste von Annesley fanden, eine hochmütige Abwehr läge um den Knaben. Er wußte nichts davon. Er war wie blind und blöde bis zu dem Augenblick, wo er allein mit ihr sein konnte.

Hatte der Himmel der Base Augen gegeben? Oder war der Reverend wirklich ihr Interesse? Die Base mochte plötzlich nicht mehr reiten. War Frau Chaworth ein Engel geworden? Sie sagte: „Ihr braucht erst abends zu Tisch nach Hause zu kommen."

Und so ritten sie allein den Hügeln, den Wäldern zu. Der Thymian blühte im Grund. In den Wäldern war die unendliche Stille des hohen Sommers, nur unterbrochen durch den Ruf eines Hähers oder den Wipfelgesang der Winde. An freien Halden, in Heide und Brombeergestrüpp begann die Golddistel zu blühen. Und der Azur des Himmels ging über in das amethystene Blau der halkyonischen Tage. Ritt und Rast. Ritt im Drängen nach dem Ziel, im Spiel der Kraft, in sengender Sonne oder im feuchten Regenwind.

Rast an den Waldrändern, die wie Parks abschnitten, gegen grüne Wiesen, fernen Meier- oder Edelhöfen zu. Der Junge fabelte Märchen. Märchen vom Ginster der Plantagenets, Märchen von der Golddistel, von der Weihnachtsmistel. Er schenkte „Queen Mary" die vereinigten Königreiche, und wenn sie wollte, auch den Kontinent. Er machte die rosenrote Abendwolke zu ihrem Segelschiff, und er baute den Marmorpalast für sie am Meer der Griechen.

Er ließ sie aber auch drüben auf dem stillen Meierhof die Herrin einer Fohlenkoppel sein, oder auf Windsor-Castle die Befehlende.

Mary Chaworth hob ein wenig die trägen Lider von den grünblauen Augen.

„Und dann, Georgie?" Und ihr kühl-neugieriger Blick begrüßte sein Erröten. Er wagte nichts weiter. Er ließ es ungesprochen, daß Mary, die Gebieterin über alle Dinge, ihre Glücke nicht allein erlebte. Mary lächelte. Sie saßen im Grase. Drüben, um den herrschaftlichen Meierhof, standen alte Eichen, und weiter, der Höhe zu, windgebogene, schmerzlich hingeneigte Eschen, wie Wächter, die in allen Stürmen aushalten.

„Sie beugten sich ihrem Schicksal, darum liebe ich diese Bäume. Sie haben einen großen Sturm an sich erfahren. Und sie mögen sich nicht mehr aufrichten, wie die andern. Für immer haben sie das Stigma. Wundervolles Wort, für immer —"

Mary sah ihn lockend an: „Gibt es etwas für immer, Georgie? Alles fließt doch. Alles wandelt sich —"

Er tastete hinüber nach ihrer Hand. „Die

Digitized by Google

Wandlung im Sakrament ist immer neu — und doch für immer. Und die Wellen und Wogen des Meeres fließen unermeßlich wechselnd, und doch für immer. Und mein Herz kann jede Minute neu empfinden — und doch für immer."

Er lächelte schwärmerisch und glückbefangen.

„Du bist so schön," sagte Mary. „Wirst du es auch für immer bleiben? Ich weiß, ich weiß, dein Gesicht wird noch andere Schönheiten tragen, die eines andern Alters, die eines andern Himmels. Aber wird dein Fühlen immer so schön bleiben?"

Er wurde dunkelrot. „Wer sagte das doch: vergiß den Helden in deiner Seele nicht — ich denke oft an das Wort."

Sie beugte mit einer unnachahmlichen Gebärde ihren Nacken zu ihm herüber und küßte seinen Mund. —

Und er, betäubt vor Glück, konnte nicht fassen, daß sie jählings aufsprang, die schlanken Glieder reckte — und mit ihrer hellen, klirrenden Stimme rief: „Vorwärts, Georgie — reiten wir noch bis zu den Hügeln!"

Einmal kamen sie zum Sherwood-Forst, zu den Waldstreifen, die seinen Namen noch trugen. Der Augusttag umblaute sie. In der Luft war schon jenes leise, kühle Prickeln, das an das Ende des Sommers mahnt. Mary fiel in Träumereien um Robin Hood, den grünen Jäger. Sie saßen unter einem Eichbaum, und Mary beschwor den Helden des Sherwood-Forstes, und neckte George, daß er die Jagd nicht leiden könne. Er bog von dem Thema ab. „Warum sollen wir unter einer Robin-Hood-Eiche sitzen? U n s e r Baum ist die Rüster, die Ulme. Unter der Rüster von Harrow will ich einmal begraben werden, denn das ist dein Baum, ist unser Baum. —"

Mary Charworth lächelte ein wenig. Er wagte zu sagen „unser Baum"?

„Warum ist die Rüster, die Ulme mein Baum?"

Er wurde lebhaft. „Weil es der distinguierteste Baum ist. Die andern seufzen im Wind. Die Rüster klingt aus sich allein. Dies ist der Unterschied. Die Rüster ist der tönende Baum, der einzige Baum, der eine Stimme hat, wie —" er errötete — „Sie die einzige Frau sind, deren Stimme ich höre. —"

Sie warf ihm Thymianblüten zu und lachte: „Kleiner Bewunderer! Aber warum sollen Seufzer meine Stimme sein? Ich höre lieber das Jagdhorn als den Wind und das Ächzen des Waldes. Im Jagdhorn klingt der Ruf von Leben und Tod — es ist süß."

Er antwortete heftig: „Leben und Tod dürfen nur dann auf dem Spiele stehen, wenn es sich um den Befreiungskampf eines Volkes von fremdem Joche handelt. Aber Leben und Tod von armen, gehetzten Tieren? Ihr Recht ist die Freiheit. Und wie kann man töten ohne Not? Wie kann eine Frau es tun? Ein Blutstropfen auf der Hand einer Frau — von ihr vergossenes Blut, ich könnte mir denken, daran stürbe die Liebe eines Mannes" (Motiv im „Giaur".)

Mary Chaworth lächelte ihr rätselhaftes und ein wenig grausames Lächeln. Blitzschnell hatte sie an ihrem Gewand eine Schmucknadel gelöst, ihre Brauen zogen sich flüchtig zusammen, auf ihrem Handrücken perlte ein Blutstropfen.

„Ein Blutstropfen auf der Hand einer Frau — von ihr vergossenes Blut — George, fühlen Sie Entsetzen?"

Seine Lippen preßten sich auf die Stelle.

Mary Chaworth lächelte. — —

In dieser Nacht konnte er nicht schlafen. Er war unten in dem Garten und sah zu den taumelnden Sternen auf.

Mary Ann. Mary. Ewig Geliebte. Er stammelte das Wort — er seufzte es hinein in die majestätische Ruhe der Nacht — er hauchte es hinüber in die rätselvollen Welten der Himmelslichter.

Plötzlich sah er einen weißen Schein neben sich, und er sah Mary, die allein, ganz allein, den Weg herübergekommen war, aus dem Gartenhaus, wo eine alte Dienerin den Gnadenaufenthalt hatte. Sekundenlang blieb sie neben ihm stehen — im kühlen Sternenschein. Er wagte keinen Atemzug.

Sie aber flüsterte: „Dieser Sommer, George, dieser Sommer —" Und dann nahm sie seinen Arm und sie schritten langsam dem Hause zu, im Schweigen der geheimnisvollen Nacht und unter den fallenden Sternen des August.

Durch sein Herz fluteten Worte von der Unvergeßlichkeit dieser Tage, von der Verbundenheit seiner Seele mit der ihren, von ihrem Geständnis gleicher Neigung, und von seinem Kummer, den sie nicht wußte, von seinem Kummer um seine übergroße Jugend. —

Aber er wagte es nicht laut zu sagen. Seine Lippen lagen auf Marys Händen. Dann ging sie, und ihr flüchtiger Schritt, der sich von ihm wandte, war für sein Ohr, als lösten sich Blütenblätter, um zu sinken.

⁂ ⁂ ⁂

Die Gäste in Annesley erregte die Nachricht von einer Fuchsjagd, deren Reiterschar den Weg über die Straße am Schloß vorüber nehmen würde.

Byron sah, wie sich Marys Wangen röteten. „Wir wollen gehen und es ansehen. Wir lagern uns am Baumgarten und lassen die Jagdreiter vorüberziehen."

Es geschah. Und es währte nicht lange, so

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

erblickten Marys scharfe Augen den Reiter, der die Spitze des Zuges hielt und sich rasch näherte. Ein Ausruf der Bewunderung entfloh ihr: „Wie wundervoll elegant sitzt der Mann zu Pferd."

Der Reiter im roten Rock stob heran, stutzte plötzlich, saß ab, und stand in wenigen Augenblicken vor Frau Chaworth.

Er verbeugte sich tadellos, lächelte, ließ lange, weiße Zähne sehen und sagte: „Seine Majestät der Zufall ist mir gnädig. Ich wollte mir morgen gestatten, meine Aufwartung zu machen. Mein Name ist Musters, gnädige Frau. Ein neuer Nachbar!"

Etwas Unleidliches schien George an dem Reiter zu haften. Er trat beiseite, ehe er vorgestellt wurde, und ging auf einem Umweg ins Haus zurück. Ein unbegreiflicher Haß wühlte in ihm gegen Menschen mit eleganten, schön bestiefelten Füßen. Aber was ging ihn dieser Musters an? Und trotzig nahm er seine Flinte und schoß nach der alten Türe, stundenlang, bis man ihn zu Tisch rief.

Dort war kein Trost. Frau Chaworth erzählte, sie habe Herrn Musters, der morgen seinen Besuch machen wollte, und seine Freunde zu einem Ball geladen. Ja, man würde wieder tanzen auf Annesley. Frau Chaworth fuhr sich mit dem Spitzentüchlein leicht über die Augen. Ihr guter, seliger Gatte habe es ihr ans Herz gelegt, wenn sein Todestag sich gejährt habe, müsse Mary wieder tanzen, sie dürfe nicht ihre schönsten Jugendjahre vertrauern.

George schlich sich auf sein Zimmer. Tanzen! Ein Ball. Mary vertrauerte ihre Jugendjahre?

Er hämmerte mit den Fäusten auf das Fensterbrett — er riß die Stiefel herunter, die etwas unförmigen Stiefel, und starrte auf seine verklumpten Füße. Tanzen, tanzen. Es war das einzige, was er nicht vermochte. Und in knabenhaftem Zorn schluchzte er sich in den Schlaf.

Die kunstreichste Näherin von Nottingham bezog Annesley, und es war von nichts mehr die Rede als von Tanzkleidern.

Der Ballabend kam. George hatte sich, wie alle Neulinge, äußerst verfrüht angekleidet. Stundenlang, ehe die Gäste kamen, war er schon fertig. Nun stand er, in peinlichem Unbeschäftigtsein, müßig herum. Er wollte doch Mary noch etwas fragen. Etwas Großes. Ob er sie zu Tisch führen dürfe. Und er hinkte hinüber nach dem Nähzimmer, Marys Garderobenraum, neben ihrem Ankleidezimmer gelegen. Leise trat er ein. Es war leer. Doch die Türe nach nebenan stand offen. Er zögerte ein paar Augenblicke, da hörte er Mary sprechen: „Ich bitte dich, Maud, er ist doch ein Junge." Und die Base antwortete: „Junge hin, Junge her. Er ist toll in dich verliebt. Und dir gefällt Herr Musters. Mach' den Jungen nicht zum Gelächter der Herren — und dich dazu. Mit einem lahmen, fünfzehnjährigen Anbeter darfst du nicht auf dem ersten Ball in Annesley erscheinen. Auch um seinetwillen nicht."

Er stand, von Glutröte übergossen, und hielt den Atem an. Und er hörte laut und lässig die Stimme der angebeteten Mary: „Ich bitte dich, heute kommt es doch nicht auf den lahmen Jungen an."

„Das sagst du so hin, du bist oft grausam, Mary."

Und wieder kam ihre Stimme: „Glaubst du denn, daß der gute Junge mein Lebensinhalt sein soll?" — —

Auf dem Ballabend in Annesley waren nur herrliche Reitergestalten, und kein lahmer Junge bot Stoff zum Belächeln. Der lahme Junge raste auf schmerzenden Füßen den Weg nach Newstead-Abbey hinüber. Es tat ihm wohl, daß die Füße brannten und fast den Dienst versagen wollten. Es tat ihm wohl, daß Nachttau und Nebel wie erstickend seinen Atem beklemmten. Denn so empfand er nicht ganz so furchtbar sein Elend.

Man wunderte sich in Newstead, daß der junge Herr so unvermutet das langverlassene Zimmer wieder bezog. Der Diener eilte, es wirtlich zu machen.

Und George stand am Fenster und starrte in die Nebelnacht hinaus.

Am Morgen kam ein Bote von Frau Chaworth.

Byron ließ sagen, er habe sich gestern unpäßlich gefühlt, sei auch heute nicht wohl und ließe bitten, ihm seine Sachen zu schicken. Als der Reisesack kam, durchwühlte er ihn mit fiebernden Händen, ob nicht ein Brief von Mary sich darin befände. Es war nicht der Fall. Byron schleppte sich durch die Gärten von Newstead-Abbey — saß bei der Eibe, saß auf der Mauerterrasse, hörte die Glocken von Hucknall-Torkard und nannte sie sein Sterbegeläut. Er hatte noch zehn Tage Ferien. Und die Tage und Nächte schlichen ihm hin wie Bleilasten und als Millionen von Sekunden eines verzweifelten Wartens.

Da kam eines Tages der Reverend herüber, der bescheidene Anbeter von Marys Kusine.

Er solle Grüße von allen bringen, sagte er. Und man wäre in Annesley besorgt, Lord Byron ohne Wollen verletzt zu haben. Lächelnd fuhr der harmlose Herr fort: „Was ist es, gehen Sie heute mit mir zurück? Es wird in Bälde ein Freudenfest in Annesley geben. Fräulein Mary und Herr Musters. Ja, so-

Digitized by Google

zusagen eine Liebe auf den ersten Blick. Die Fuchsjagd war eine Schicksalsfügung. Sie haben doch Fräulein Mary so verehrt, wie muß es Sie da freuen, sie nun so glücklich zu sehen, als eine strahlende Braut."

Der freundliche Reverend ging etwas betreten. George aber wälzte verzweifelte Pläne durch sein Hirn. Er wollte hinüber reiten und mit Mary sprechen. Denn dies alles konnte nicht wahr sein. Sie und dieser Herr Musters? Seine Geliebte und Herr Musters! Mary, die ihn geküßt hatte und ihm ihr Lächeln geschenkt, in dem das Lächeln der Ewigkeit lag — und ein anderer?

Er wartete und wartete, entstellten Daseins, auf eine Nachricht. Er lief hinauf zu dem Heidenhügel, unter das Diadem von Bäumen — und rannte wie gehetzt wieder nach Newstead zurück, denn es konnte doch eine Nachricht da sein.

Aber die Nachricht kam nicht. Die schwebende Stunde brachte das Einst nicht wieder.

Morgen nun sollte er hinüber nach Nottingham, die Postgelegenheit nach Harrow zu erreichen.

Es drängte ihn, der wie ein Verwilderter aussah, noch einmal zu dem Heidenhügel. Er sah die alten feierlichen Bäume an: Konntet ihr lügen? Er warf sich auf den Boden. Konnte die Erde so täuschen?

Er weinte in ohnmächtigem Zorn, in ohnmächtiger Sehnsucht. Und da stand plötzlich Mary vor ihm.

Sie tat, als ob sie seine Tränen nicht sähe. Sie nahm ihr Spitzentuch, fächelte sich das Gesicht und sagte: „Es ist heute so furchtbar heiß. Sie haben auch ganz rote Wangen, George." Und leichthin fuhr sie fort: „Warum sind Sie neulich an dem Ballabend davongelaufen? Warum lassen Sie sich gar nicht mehr sehen?"

Die gesellschaftlichen Worte gaben ihm Fassung. Mit gespieltem Gleichmut sagte er: „Es ist töricht für einen Lahmen, Bälle zu besuchen. Sie hatten ja auch einen so trefflichen Tänzer, Herrn Musters."

Sie lächelte. „In der Tat, Herr Musters ist der eleganteste Reiter und Tänzer. Aber George, wir konnten doch einmal plaudern während des Balls."

Er riß sich zusammen. „Wirklich, Mary?" Es sollte überlegen klingen. Es sollte so herablassend lauten. Und er hatte vor, kleine, kühle, spitze Worte zu sagen, über Reiter ohne Hirn und Tänzer ohne Gedanken. Aber aus seinem Mund brach ein rauher Kehllaut: „Sie sagen, du — du willst diesen Musters heiraten?"

Über Mary Chaworths schönes Gesicht flog eine leise Verlegenheit, als bereite sie die Geburt einer Lüge vor. Aber dann hob sie wie in Unmut den Nacken.

„Wenn Sie es gehört haben, George — nicht wahr, das wußten Sie doch immer, daß ich einmal heiraten werde. Mein lieber Junge, ich hoffe, Sie werden später gut Freund mit Herrn Musters."

Sie überhastete sich. „Er will den Namen Chaworth annehmen, meines Vaters sonst erlöschenden Namen."

Stand dieser Hügel noch? Waren es noch die alten Bäume? War es noch der alte Himmel, der sein Azur über unendliche Räume spannte und über diesen Platz der Seligkeit, den ein Wort ihm zur Hölle machte?

„Mary!"

Ihr quälend-schönes Gesicht hatte wieder die leise, kleine Verlegenheit.

„Wir wollen immer gute Freunde bleiben, George. Wir haben ein wenig geträumt miteinander, nicht wahr, und es ist sehr süß gewesen."

Wir — haben — ein — wenig — geträumt?

Entschlossen fuhr Mary Chaworth fort: „Vor uns beiden liegt nun das Leben. Sie werden bald nach Oxford gehen und studieren. Und ich tue, was üblich ist — nicht wahr, in meinem Alter verheiratet man sich eben. George, mein Junge, komm. — Dank für den Sommer."

Dank für den Sommer? Adieu für alles, was der Ewigkeit angehört? Was unendlich ist. — —

Er wollte schreien.

Aber er sagte, verlegen, irgendwo wie zu Tode müde, während sein Herz hämmerte, als wollte es die Brust zersprengen: „Wenn ich Sie das nächstemal sehe, werden Sie also Frau Musters sein?"

„Ich bleibe doch Mary Chaworth," antwortete sie mit einem kleinen, zärtlichen, halb abgewendeten Lächeln.

Sie ging.

Sie konnte gehen.

Der leichte Gang ihres Schrittes durchbebte noch ein paar Augenblicke lang die grenzenlose Stille. — —

Gram und Grauen im Herzen suchte der Fünfzehnjährige sich zurückzutasten in das entzauberte Leben.

Seine träumende Seele und sein dem Dämonischen verbundener frühreifer Geist hatte in der Zeit des Abschieds vom Knabenalter alles Feuer auf eine menschliche Schöpfung geworfen: Mary Ann Chaworth.

Aller Brand der Phantasie in Byrons Herzen war auf die rätselhafte Weise der Neigung durch eine schöne, blonde, junge Dame erwacht: Mary Ann Chaworth.

Digitized by Google

War sie sein Schicksal, von Aonen her bestimmt?

Oder hat der Duft ihrer Haut, eine Biegung ihres Nackens es bewirkt, daß in der Kühnheit eines jungen Genies sie aufgeschaffen wurde zur ihm unsterblichen Gestalt? Rätsel des Seins. — —

Der Knabe konnte Mary nicht vergessen, und dem Jüngling blieb sie die ewige Sehnsucht im Blute. Ihre Existenz, und ihr Name, und das geringste, was mit ihr zu tun hatte, blieb ihm grausam verbunden mit dem Begriff von Leidenschaft. War sie eine Imagination oder eine erhabene Wirklichkeit? Ein Phantom oder eine Lichtgestalt? Errang sie die Unsterblichkeit in ihm kraft einer rätselvollen Bindung aus kosmischen Zeiten und Existenzen herüber, oder konnte er nur ihr Lächeln nicht vergessen und sein heißestes Glühen frühester Jahre? Dies zu enträtseln, weiß niemand. Wie viele, viele Menschen haben es auf ihre Weise auch erlebt, daß ein Jugendtraum unauslöschlich bleibt. — —

Es war fünf Jahre später. Das Leben hatte tausend Dinge gebracht. Universitätszeit, Einsamkeiten, einen Band Verse, Freunde und Feinde, Tollheiten, Dandyglück in London, kleine Mädchen und große Damen, wilde und süße Nächte. Und Lord Byron, vom Dämon seines Schicksals durch alle Finsternisse und alle wilden Freuden schon geschleift, wagte es, Newstead-Abbey wieder zu betreten.

Wagte es — und brachte einen Schwarm von Freunden mit, denn er wagte es nicht allein.

Durch fünf Jahre eines jugendtollen Lebens verfolgte ihn — Abgötterei und Gram — der Name Mary Ann, Mary. Durch alle Feuer seines Blutes trug er die Unvergeßliche.

Konnte man denn nicht ein Ende machen, indem man wiederkam und im Lichte der Gegenwart die Gattin des Herrn Musters wiedersah, und die Mutter einer Tochter des Herrn Musters?

Es waren die hellen Sommertage, wie einst. Und, begleitet von zwei Cambridger Studenten, ritt Byron hinüber nach Annesley, den Höflichkeitsbesuch eines zurückgekehrten Nachbars zu machen.

Er sprach fast unaufhörlich auf diesem Weg. Er erzählte zynische und leichtfertige Anekdoten, redete davon, in Annesley wohnten ganz gleichgültige Menschen, aber immerhin, man wolle der Konvention genügen. Als er die fast dünnen Schornsteine von Annesley aufragen sah, befiel ihn ein Zittern.

Die Halle von Annesley tat sich auf. Und wie ein Schwindelnder spürte Byron den Duft des Hauses, von feuchtem Stein, von seltsamem Holz.

Gab es noch einen Ausweg? Nein. In der Halle saß Musters-Chaworth und spielte mit seinen Jagdhunden, und in dem alten gotischen Stuhl am Fenster saß Mary Ann und spielte mit ihrer kleinen Tochter.

Er wußte nachher nicht mehr, wie er sich benommen, was er gesprochen.

Er hatte Mary wiedergesehen. Mit dem Kind von einem andern. Er hatte eine wunderschöne, hochmütig-kühle Frau wiedergesehen, deren Hände davon sprachen, daß sie — nicht immer glücklich war. Deren weiße, schlanke Hände, die einst so kraftvoll die Zügel gehalten, jetzt wie müde weiße Vögel waren, die auftaumeln aus verwirrtem Schlaf.

Sie hatte mit ihm gesprochen. Und der Klang ihrer Stimme löschte ihm die eigene aus. Er hatte ihre Hand geküßt, und die Berührung war ihm, als flösse ein neuer Strom unentrinnbarer Bezauberung in sein Blut.

Byron verwachte die folgende Nacht, schrieb Verse an Mary und ihr Kind, und daß er ihr Glück segne.

Und er wußte doch, sie war noch unruhigen Herzens, noch unruhigen Herzens.

Und er wußte: er konnte nicht wieder hinüber. Denn sie wiederzusehen, würde heißen, ihr zu Füßen zu stürzen. Und seine einzige Rede würde sein: Ich liebe dich. —

Dies durfte nicht geschehen. Zwischen Newstead-Abbey und Annesley mußte der Ozean liegen, oder der Strom des Vergessens.

Und er begann mit den Freunden ein tolles Leben. War hier nicht der Schauplatz, der beste Ort, die Spielerei hervorzuholen, die der große Friedrich in seinem Sanssouci nicht verschmäht? Wohl, sie würden hier Mönche sein, und er, Byron, der Abt von Newstead. Die Verschollenen, über deren Gräbern die Gärten blühten, über deren Grabplatten man in den Hallen der Abtei ging, sollten auferstehen. Auferstehen in den verruchtesten Dandies dieses herrlichen Jahrhunderts.

Bei kleinen Veränderungen im Garten grub man Totenschädel von Mönchen aus. Byron ritt nach Nottingham zu einem Silberschmied und ließ ein Trinkgefäß aus einer der Hirnschalen formen, den Schädelbecher. Er stellte andere in sein Arbeitszimmer, und führte lange Gespräche mit den Totenschädeln und mit Boatswain, seinem geliebten Hund. Und er schrieb an seinem Angriff: Englische Dichter und schottische Rezensenten.

Kam aber der Mond, so stiegen in ihren Verkleidungen angeblich die Mönche aus den Grüften, und die Nächte wurden zu wilden Freudengelagen von Gestalten, die das Ge-

Digitized by Google

wand der Askese trugen. Der Schädelbecher kreiste, Lieder wurden auf ihn verfaßt, und wohl manchmal kam ein kleiner Schwarm Kokotten in die melancholische Abtei, des Sommers letzte Rosen zu bringen! —

Byron, hingerissen von dem Gestirne Napoleons, machte ihn oft zum Gesprächsthema. Auch der endlos-vergebliche Freiheitskampf der Iren bewegte sein Herz. Die verkleideten Mönche waren keine ebenbürtigen Wortduellanten. Byron hielt Monologe und saß schön und schwermütig unter denen, die er doch so lustig wünschte. Ihm war es oft, als fühle er, hinter seinen gewaltsamen Zynismen, die Schmerzen und Leiden der Welt. Und ein dunkles Ahnen von der Mitschuld, die wir alle daran tragen, überschattete ihn. Die Welt. Die Menschheit. Seine Gedanken überflogen völkische Interessen. Ob wohl einmal die Zeit heraufdämmerte, in der es nur noch die Feindschaft auf das Niedrige und das Schlechte in der Menschenbrust gab?

Verachtung stieg in ihm hoch. Da saß er hier, eitel gekleidet, mit seinem weitausfallenden Byron-Kragen der Schöpfer einer Mode, und vertat seine Zeit mit müßigem Geschwätz. Und wartete — — weil drüben, eine Wegstunde weit, und jenseits des Ozeans Mary wohnte.

Er atmete auf, als die Freunde nach Cambridge zurückkehren mußten — und begrüßte Einsamkeit und Leere wie ein Geschenk.

Die Herbst-Äquinoktien wüteten. In der Melancholie des Sturmes ging der junge Byron durch die verödeten Gärten der Abtei. Er stand in dem Hain, wo Statuen zerbröckelten — und blickte hinüber zu der Frontmauer der Abtei. Ein klaffender Riß ging durch die Wand, halbzerbrochen waren die Glasgemälde der Fenster.

Verfall und Novembersturm.

Da ragten noch die gotischen Spitzbogen auf, da waren die edlen Spuren wundervoller Steinschnitzerei. Und im Schutz einer Nische stand, erdenentrückt, das Bild der Maria! Er erbebte. Maria — Mary. Durch Tag und Traum ging der betörende Name.

Er schritt an der Abtei vorüber zu dem unmittelbar gelagerten Schloß mit seinen Türmen, Mauerzinnen und Bastionen. Mein Gott, hier hatten die Byrons als Kriegsherren der Tudors und Stuarts geherrscht. Und ihre Geschichte verdämmerte in den Tagen der Plantagenets und des Eroberers.

Wüste von Zeit. Meer von Vergangenheit. — Und er, der Nachfahr der toten Jahrhunderte? Der Sturm trug das lockende Lied von Ruhm — das Herz flammte auf in erhabenen Wünschen.

Und ein Fröstelnder schlich zurück in sein einsames Studierzimmer, mit dem kindischen Schreckwerk armer Totenschädel — und um sich fühllos zu machen, um die ewige Sehnsucht zu bannen, ließ er den Kiel knirschen über die schottischen Rezensenten! —

Er ritt über die verödeten Felder, vorüber an den Dörfern, in die große Stille eingebettet, er sah über die entlaubten Hügel: Wie viele Tage oder Wochen der Einsamkeit lebte er nun schon? Er wußte es nicht. Er war kurz in London gewesen, um ins Parlament einzutreten, und dann zurückgekehrt nach Newstead — zu warten.

Da kam eines Mittags ein Billett.

„Ich würde heute gerne ein wenig mit Ihnen plaudern.

Ihre Mary Chaworth."

Die Welt ist voll Wunder. Die Rosen sind wieder aufgeblüht. Der Gram vieler Jahre ist zerstäubt.

Das Herz zuckt auf in unnennbaren Angst- und Glücksgefühlen.

Und Lord Byron ritt an den Parkmauern von Annesley entlang. Er hätte absteigen mögen, er hätte die Steine dieser Mauern streicheln wollen, er raste weiter.

Hatte es der Bote auch wirklich gesagt, Herr Musters-Chaworth sei schon seit Wochen in London? War's nicht ein Irrtum? Byron erblaßte. Im Fieber der Nervosität malte er sich aus, wenn er sich getäuscht — und stand in der Halle von Annesley. Mary erhob sich aus dem alten Eichengestühl.

„Wollen wir in meinWohnzimmer gehen?" fragte sie sanft.

Oh, so sanft, als sei nichts gewesen. Und er folgte ihr, Sklave, Kind, Herr, aufgepeitschten Blutes und mit linkischen Gebärden.

Ein Teetisch stand bereit und eine Flasche französischen Weins.

„Sie werden durchfroren sein," sagte Mary, unverbrüchlich sanft, und sie goß ihm selbst in einen zinnernen Becher von dem blutroten Burgunder.

Er nahm ihn mechanisch an seine Lippen.

„Kennen Sie den Becher?" fragte sie. Er sah verwundert auf das kleine, nach innen gebauchte Zinngefäß mit dem Henkel, eingeritzten Blumen, eingeritzter alter Helmzier und zwei Leoparden als Wappentieren.

Warum sollte er sich mit einem Zinnbecher beschäftigen? Ihm brannten die ungesprochenen Worte vieler Jahre auf den Lippen. Im Gespräche fuhr Mary fort: „Ich habe diesen Becher aus Diwes mitgebracht, ich war mit Herrn Chaworth und meiner Mutter einmal in der Normandie. Der Becher ist eine Nachahmung dessen, aus dem Wilhelm der Eroberer zuletzt trank, ehe er sich einschiffte. Ich dachte, er würde Ihnen Freude machen."

Digitized by Google

Byron antwortete nicht, er starrte auf das alte Wappen. Er merkte nicht, daß Mary hinter der kleinen Erzählung ihre Erregung zu verbergen suchte. „Ich war auch in der Kirche von Diwes. Sie hat einen flachen Turm mit der Mauerkrone. Über dem Portal sind in Stein gegraben die Namen der Ritter, die mit dem Eroberer auszogen. Und ich fand den Namen Burun — die alte normannische Form Ihres Namens. —"

Wahnsinn der Zeit. Die Eroberer! Ihn schwindelte.

„Sie dachten — dort an mich, als Sie den alten Namen meines Hauses lasen. Sie dachten — an mich, Mary?"

Sie beugte ein wenig den stolzen Nacken. Und in die Stille hinein fiel das Wort: „Immer — —"

Er war bei ihr. Seine bebenden Hände umschlangen die ihren.

„Sie haben mich nicht vergessen, Mary? Sie wissen noch etwas von meiner grenzenlosen Liebe. Sie wissen noch etwas von unserem Sommer — —"

Ihre Augen schimmerten feucht, „Ich habe ein Kind," flüsterte sie, „ich habe in einer mir nicht mehr faßlichen Verirrung den Mann geheiratet. Sie waren ein Knabe, George — aber soll ich nun verurteilt sein, mit meinem ganzen Leben einen Irrtum zu bezahlen? George — George. —"

Und sein Name erklang wie ein Flehen.

Er wollte sich in die Welle stürzen, die sich vor ihm ausbreitete. Und doch war da, wie eine Warnung, die Schule seiner Leiden. —

„Mary — ich ertrüge kein zweitesmal die Enttäuschung. —"

Als Byron heimritt, leuchteten die Sterne der Winternacht in majestätischem Gefunkel. Der Sirius schimmerte aus seiner Eiseswelt herüber, der Orion beherrschte den Himmel. Und Byron war, als tönte Sternenmusik zu ihm herüber, als vernähme er das Sphärenrauschen der Aonen. — —

Marys Herz hatte an dem seinen geschlagen. Er hatte die weißen Hügel ihrer Brust mit seinen Lippen gestreift.

Und nun leuchteten die Fanale des Himmels auf, ihn zu grüßen.

Was ihm Mary gesagt, mußte ihm die Gewißheit geben, daß sie sich zu dem Entschlusse durchgerungen, ihre unglückliche Ehe zu lösen. Takt und Unbekümmertheit seiner zwanzig Jahre ließen ihn nicht nach Rechtsgründen fragen. Sein Zartgefühl legte Schleier über ihre Leiden, sein Liebeswille sah nur das Ziel ihres Entschlusses, nicht das Labyrinth der Wege in die Freiheit.

Die Gewalt seiner Leidenschaft löschte die Jahre des Grams aus — und nahm die Hörigkeit von der Gattin des Herrn Musters. Ihr Willensentschluß, sich zu trennen, gab ihr in seinen Augen die Jungfräulichkeit wieder. Wenn eine große männliche Seele verzeiht, übt sie einen Schöpfungsakt aus und gibt der anderen, woran sie gerne glauben möchte, als Eigentum.

Der Tauwind umbrauste und umschmeichelte die Hügel, als Byron gegen die Stunde der Dämmerung hinüber ritt nach Annesley.

Sorglos als Gast. Als Gast in das alte Zimmer, das ihm einst Marys Mutter eingeräumt. Herrn Musters gehörte kein Stein von Annesley und nicht mehr Marys Herz.

Sie empfing ihn in ihrem alten Mädchenzimmer. Das Kind war bei ihr. Mit einer Gebärde, die ihn erschütterte, führte sie die Hand des ihr so ähnlichen kleinen Mädchens der seinen zu. Mit einem Blick, der um Vergebung bat, mit einem rätselhaften Lächeln, das ihm alles Geschehen ins Schicksalvolle hob, fragte sie eine stumme Frage.

George Gordon Lord Byron beugte seine Stirne auf Marys Hände. Und vielleicht dachte Mary Chaworth in diesem Augenblick, wie gütig muß Gott sein, wenn schon ein Mensch so viel Güte zu verschenken hat.

Und dann waren sie allein. Und er verströmte sein Herz und den Ungestüm seines Geistes. Er schüttete vor einer Beglückten die Ideen seiner wundervollen Jugend aus — seine grandiosen Phantasien, den schwermütigen Lyrismus seines Wesens, und die divinatorische Überlegenheit seines Geistes.

Sie lächelte. Vielleicht hätte sie das Törichteste nicht minder ergriffen. Und doch zitterte sie unter dem Flügelschlag seiner Dämonie.

„Wie kam es, daß du wieder an mich gedacht?" fragte er zwischen seinen Küssen.

„Wie es kam? Als du fort warst, wußte ich erst, wie nahe du mir bist. Es kam nicht. Es war immer. Seit unserem Sommer. Ach vielleicht, schon vor unserer Geburt. Wie kann ich es wissen, George?"

Wie sollten sie es wissen?

Doch er wußte eins: den Weg über alte Treppen, durch viele dunkle Türen, eingebettet in gotische Bogen, eingebettet in das Schweigen der Nacht, — den Weg in den alten, feierlich großen Raum, wo Mary Ann ihre Mädchenträume geträumt. Er ging diesen Weg — auf faustisch fühlend:

„Dein Herz
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen
Bebt auf."

Schwere Türklinken neigten sich demütig unter seiner Hand. Und endlich war die letzte Türe.

Digitized by Google

Und endlich besaß er — umschauert vom Gefühl des Ewigen — die kühle, weiße Frau, die ihm das Herz verbrannt hatte. Besaß sie — und trug sie in seine Himmel.

„There was a time, I need not name,
But it will ne'er forgotten be."

Es half nichts, er mußte für einige Tage hinüber nach Newstead. Die Gläubiger hatten sich dort versammelt, belagerten das Schloß. Sie durften ihn nicht in Annesley suchen. Die Gläubiger! Mein Gott, was für Plagen. Er war nun mündig, und sie heischten alte Erbschulden, sie heischten das für sein Londoner Leben geliehene Geld. Es mußte mit ihnen verhandelt werden. Neue Schuldverschreibungen ausgefertigt, Verlängerungen erkämpft sein.

Er bebte vor Zorn und mußte sich doch fassen. Er führte die wichtigen Geschäfte schlecht, überhastete sie, ließ sich düpieren — zerfetzte das Papier bei eiligen Unterschriften — um nur wieder zurück zu kommen zu Mary.

Er war volle dreißig Stunden fort gewesen, als er, brennend vor Verlangen, wieder in Annesley einritt.

Sie war nicht in der Halle? Narr, sie konnte ihn doch nicht jede Sekunde erwarten. Er fand sie nicht in ihrem Wohnzimmer?

Oh, vielleicht war sie zu dem Hügel gegangen, dem Hügel des Einst. Er hinkte die Treppe hinunter, ihr entgegen- oder nachzueilen. Da kam Mary. Sie hatte einen Schlüsselkorb in der Hand, einen schweren Pelz über der Schulter.

Er lachte laut. „Ja was ist denn das?" Die Beschließerin ging hinter der Herrin. Mary sagte auf Französisch: „Ich habe vierzehn Tage mein Haus vernachlässigt, ich mußte das Silber nachzählen und die Tischwäsche."

Er lachte noch lauter, trotzdem ihn der Ton ihrer Stimme so fremd und sonderbar berührte.

Sie ließ sich vor der Türe ihres Wohnzimmers von der Bediensteten den unförmigen Pelz abnehmen, sie verschloß den Schlüsselkorb, und als Byron nun sie umarmen wollte, wich sie zurück, ein leiser Zug von Verlegenheit lag um ihren Mund. — Und sie sagte: „Es hat sich viel — viel geändert."

Ganz ohne Begreifen, zu überrascht, um befremdet zu sein, tastete er nach ihren Händen.

Mary Chaworth trat vor ihm zurück.

„Ich bin sehr traurig," sagte sie mit kalter Stimme, — „denn du hast mich belogen."

„Belogen? Ich dich belogen?" Sein Gelächter hallte durch den Raum. „Belogen über meine Gläubiger? Nein, Mary, beim Himmel, ihrer sind wie Sand am Meer. Ich mache kein Hehl daraus. Aber es ist geordnet. Mindestens auf vier Wochen. Sei ruhig. —"

Knabenhafte Frische lag in seiner Art. Aber er bebte zurück, da er nun erneut ihr Gesicht sah. War das Mary? War das sie, die Sterbensgeliebte?

Eine etwas bleiche, aigrierte, fast puritanisch wirkende Dame stand an ihrem Schreibtisch, nahm mit spitzen Fingern einen Brief aus einer Lade und sagte: „Es ist Lord Holland selbst, der mir schreibt, daß der frühere Schützling von Annesley in London das wildeste Leben führte — mit Dirnen und Weibern und sogar einer als Page verkleideten Grisette."

Lord Byron antwortete: „Ja doch, ja doch. Ich habe gelebt wie hundert andere. Aber was geht u n s das an, Mary? Um der Barmherzigkeit willen, womit habe ich dich belogen? Ich verstehe dich nicht."

Mary Chawort faltete den Brief zusammen und legte ihn wieder in das Schubfach.

Und sie sagte: „Du hast mir von deiner ewigen Liebe zu mir und von deiner ewigen Sehnsucht nach mir gesprochen. Du lebtest also deine Gefühle für mich in den Armen von Dirnen?"

„Mary!"

„Du hast mich belogen," wiederholte sie steinern. Er fand nicht Worte. Was hatten Dirnen und Damen mit seiner unstillbaren Liebe für Mary zu tun?

„Sollte ich nicht essen und trinken, weil ich fern von dir war?"

Die puritanische Dame erhob die Hände: „Man hat mir noch anderes gesagt. Es ist fast unaussprechlich. Deine Lippen, die mich berührt haben, tranken aus Totengebein. Deine Hände, denen ich vertraute, haben nach Dingen gegriffen, die gegen die Natur sündigen. Nicht nur mit Totengebein —"

Sie sah ihn starr und kalt an.

„Und für einen solchen Menschen habe ich die unverzeihliche Sünde begangen, eine Ehebrecherin zu werden! Geh, ich will Gott bitten, daß er uns verzeihen kann."

Byron dachte, ihr Geist ist verwirrt. Und er näherte sich ihr sanft, und sie ließ es geschehen, daß er sie küßte. Schauder durchrann ihn — wie kalt und leblos waren ihre Lippen.

„Mary, meine Mary."

Voll Entsetzen wich sie von ihm zurück.

„Geh, geh, du hast mich belogen, und ich bin eine Sünderin geworden."

„Belogen? Nimm das Wort zurück."

„Es ist doch so — und ich habe nun eine Schuld zu büßen."

Er raste nach der Türe. Er warf sie ins

Digitized by Google

Schloß. Er hinkte die Treppe hinunter, schrie nach seinem Pferd.

Und ritt durch den nassen, nebelverhangenen Februartag heim, nach Newstead-Abbey.

Drei Stunden später war sein Reitknecht unterwegs und trug einen Brief mit verzweifelten Bitten zu der Herrin von Annesley. Und nun saß Byron und wartete.

Als schon die Dunkelheit über dem Land stand, kam der Reitknecht. Mrs. Chaworth habe den Brief gelesen, jedoch keine Antwort erteilt.

Wie, war er bei Sinnen? Er fragte den Reitknecht noch zweimal. Dann sagte er: „Natürlich, es sollte ja keine Antwort sein."

Gegen Mitternacht ritt Byron an der Parkmauer von Annesley entlang. Mary mußte es wissen, daß er kam, und ihm ein Lichtzeichen geben.

Schloß Annesley lag im tiefsten Dunkel. Nur am Himmel hingen in kühler Weite die sprachlos glitzernden, ewigen Gestirne. — Byron begriff nichts. War ihre Liebe nicht von Aonen her der Wille des Schicksals? Wie konnte sich Mary, nun da sie durch alle Feuer des Rausches miteinander gegangen, ihn einsam lassen, und sei es nur für bange Stunden? Er ritt durch das nächtliche Land — kam verfröstelt, im Innersten krank, endlich wieder heim, fiel wie tot auf sein Bett.

Er schlief gegen Morgen ein und schlief bis zum hohen Mittag. Da weckte ihn Gelächter.

Ein paar Bekannte aus London standen vor ihm. Sie heischten einige fröhliche Stunden, gegen Abend wollten sie nach Nottingham, in Geschäften.

Byron raffte sich zusammen. Er bat die ihn quälenden Gäste, sie möchten ihm gestatten, sich anzukleiden.

„Beim Jupiter, Byron, das nenne ich einen Winterschlaf," rief der eine. Und Byron entsann sich dunkel, er hieß William, und der andere, ein kleiner Baronet, ja der hieß wohl Alfred. In gedankenloser, aufgeregter Kordialität rief er sie mit ihrem Vornamen, trank und plauderte mit ihnen, schwur, in acht Tagen sei er selbst wieder in London, und fragte hastig nach den Neuigkeiten.

Er hörte Gesellschaftsklatsch, warf Scherzworte ein, belachte ein Dutzend Namen und Anekdoten, und jählings fiel der Name von Frau Musters-Chaworth. Er versuchte sein Erzittern zu verbergen, und hörte Witze, Herr Musters sei nach London verbannt, weil die schöne Mary zuweilen einen seelenvolleren Adorateur brauche.

„Aber das interessiert Sie nicht, Byron, Sie sind ja verfeindet mit den Nachbarn, wegen eines alten Duells."

Er war wie gelähmt. Er hörte es mit an, daß man über diese Ehe witzelte, in der jeder Teil sich seine besonderen Freuden suche. Er hörte es an, daß Frau Musters-Chaworth die Herzen in Nottingham skrupellos bräche. Vor seinen Augen schwamm es wie ein blutroter Nebel. „Verdammt," rief er plötzlich, „laßt doch die Menschen in Ruhe. Ihr seid ja betrunken."

„Beim Himmel ja, wir mögen ein bißchen betrunken sein."

Er litt Folterqualen, als die Gäste wieder fort waren. Er hatte Mary nicht verteidigt, um sie nicht zu verraten. Aber was war das? Hatte sie andere Freunde gehabt?

Der Reitknecht raste mit einem neuen flehentlichen Brief nach Annesley — und kam wieder ohne Antwort zurück.

In jener Stunde vor dem ersten Hahnenschrei, die man die Selbstmordstunde nennt, weil sie so tödlich hoffnungslos zwischen Nacht und Morgengrauen gebettet ist, taumelte er aus dem Halbschlaf hoch — ging zu seinem Tisch und schrieb etwas auf. Mechanisch und wie ein Traumwandelnder. — Als er es im kühlen Frühlicht fand, las er erschauernd die Zeilen: When we two parted. — —

Als wir einst schieden
In Schweigen und Leid
Mit zerrissenem Herzen
Für lange Zeit —
Bleich deine Wange und kalt,
Kälter dein Kuß.
Wahrlich, mein Ahnen galt
Bitterem Schluß.

Vom Morgentau spürt' ich
Mein Auge benetzt,
Ich fühlte in Bangen
Das ärmliche Jetzt,
Dein Jawort gebrochen,
Dein Ruf nicht mehr rein,
Dein Name gesprochen
Zu Kummer und Pein.

Sie nennen vor mir dich
So schrill für mein Ohr,
O wärest du zärtlich
Wie einstmals zuvor.
Sie wissen nicht, wie ich
So tief dich erkannt,
Nun bin ich zu Trauer
Und Stummsein verbannt.

Geheim war das Glück,
Geheim ist der Schmerz,
In Vergessen zurück
Sank fremd mir dein Herz —
Träfe dein Blick mich
Nach langer Zeit,
Schweigend nur grüßt' ich
In Tränen und Leid.

Er stieß das Blatt voll Entsetzen beiseite. — Gegen die Mittagsstunde ritt er hinüber nach Annesley. Der Hof lag wie immer, und doch schien er so unheimlich verödet.

„Ich muß die gnädige Frau sprechen," schrie Byron der Beschließerin entgegen.

Sie knickste: „Hier ist ein Brief der gnädigen

Digitized by Google

Frau für Eure Herrlichkeit. Gnädige Frau sind im Morgengrauen aufgebrochen, die Post nach Kent zu erreichen, zu den Verwandten des gnädigen Herrn."

Sie war — vor ihm geflohen? Er stand wie ein Vernichteter. Dann riß er den Brief auf: „Es war ein grausames Erwachen aus einem Traum und einer Schuld. Ich habe nichts mehr zu sagen. Ich bitte dringend, jede Nachricht an mich zu unterlassen.

In fernen Jahren können wir vielleicht einmal wieder gute Nachbarn werden."

Er starrte in das unfaßliche Rätsel. Er war wie ein Mensch, den man von allen Gütern des Lebens verstoßen hatte, weil ihn seine Liebe und Sehnsucht verzehrte — und sie, die diese Liebe erfüllt, konnte vergessen?

Zum zweitenmal vergessen?

In Zorn und Anklage flammte der Haß hoch. Sie war so klein, daß sie das Riesenmaß seiner Liebe abwog an seinen Schwächen und Fehlern?

Wohl, nun mußte auch er diese Liebe auf ewig stumm in seinem Herzen begraben. Er ritt von Annesley fort, als sei es eine Gruft voll Schrecken. Er ertrug keine Stunde in Newstead mehr — fort, fort. Nach London, in ein wildes Leben.

Kaum war er dort, so stürmten die alten Freunde und Bekannten seine Wohnung. Der Erfolg der Satire auf die englischen Dichter und schottischen Rezensenten war da. Was ging ihn das an?

Seine einzige Rettung schien ihm, England zu verlassen. Er ertrug dieses Vaterland nicht mehr, er haßte es, als habe es die Schuld an seinem Unglück. Auf dem grenzenlosen Meer der Liebe war er gescheitert. Nun drängte es ihn hinaus in das grenzenlose Meer des Lebens und in fremde Landschaften. Dem Neuen zu. Er erledigte auf seine wilde Weise die drängendsten Gläubiger, indem er neuen Kredit suchte — er machte alle Vorbereitungen in Hast und Erregung. —

Und er atmete auf wie ein Befreiter, als die Küste Englands vor seinen Augen verdämmerte.

Es lag schon der Frühschein neuen Erlebens über ihm, und das Vorgefühl neuer Kraft, als in seiner noch halbzerrissenen Seele der Gedanke des Childe Harold auftauchte, und er das Abschiedlied des Pilgers schrieb:

Nun bin ich auf der Welt allein
Auf weiter, weiter See.
Was qual' ich mich um andrer Pein,
Wer weint um all mein Weh?
Mit dir, mein Schiff, laß mich nun ziehn
Durch schäumend Flutgebraus,
Gleichgültig ist's, wohin wir fliehn,
Nur nimmermehr nach Haus.

Die blaue, blaue Woge trennt,
Und wenn die Fahrt vollbracht:
Willkommen, fremder Kontinent —
O Heimat — gute Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Verließ ihn die Sehnsucht nach Mary auf der großen Reise, auf Childe Harolds Pilgerfahrt? Ach, sie verließ ihn ja sein ganzes Leben lang nicht, denn sie war seinem Blut und seinem Traum anvermählt.

Als Byron, in der süßen Inkonsequenz seiner Jugend, den Boden Englands wieder betrat, fühlte er sich verwandelt. Die Schicksale von Jahrtausenden waren — steingeworden — vor seinem flammenden Blick erstanden. Die Faszination des Südens hatte ihn ergriffen, und daß er wieder heimkam, galt nur unerläßlichen Geschäften, sagte er sich vor.

Doch nun, als er die Luft der Heimat wieder schmeckte, wußte er, was ihn zurückgetrieben und was ihn nie verlassen: Die Sehnsucht nach einem Wort von ihr. Von Mary.

Er war fest entschlossen, Newstead nicht wieder zu betreten — und mußte sich jeden Tag zwingen, nicht den Wagen zu bestellen. Da kam die Nachricht, daß seine Mutter schwer erkrankt sei und dringend sein Kommen wünsche.

Er eilte so schnell als möglich, vier Pferde vor dem Wagen, zu der Sterbenden, die ihn so wenig verstanden.

Doch er kam nur zurecht, ihr Begräbnis zu bestellen. Newstead-Abbey, das alte, geliebte, eine Leichenhalle? Er stöhnte auf. Die ihn Tränen vergießen sahen, waren gerührt. Die es merkten, daß er Nachtwache bei der Toten hielt, ahnten, daß eine tiefe Herzensgüte hinter seiner oft zynischen Art stand.

Es waren die blauen Tage des August. Von Sommerblumen überströmt lagen die Gärten. Byron stand am Schloßtor und sah dem Trauerzuge nach. Er konnte sich nicht entschließen, der Toten das letzte Geleit zu geben. Er wußte, er würde weinen, vor aller Leute Augen weinen. Und er fürchtete, vielleicht würde Frau Chaworth, die gute „Nachbarin", sich einfinden am Orte der Beisetzung.

Fassungslos schleppte er sich in sein Zimmer. Als der Abend dieses Augusttages kam, trat eine fremde Frau über die Schwelle des unverschlossenen Raumes.

Byron taumelte hoch. Kam sie — sie, an die er so unablässig dachte?

Seine müdegeweinten Augen waren trübe.

„Ich bin es, George, Augusta."

Die Schwester? Sie, die er jahrelang nicht mehr gesehen? Sie, die einst in Kindertagen ihm die Ahnung gegeben, daß ihr naheverwandtes Blut einen ähnlichen Rhythmus ging, wie sein Ungestüm? Und er breitete die Arme aus, ihr heimatliches Herz zu fühlen.

Digitized by Google

Die Geschwister saßen draußen auf der Terrassenmauer, im Dunkel lagen die Hügel, und nur verflimmernde Gestirne bezeichneten die Richtung, in der Annesley lag.

Und Byron las der Schwester ein Fragment des „Traumes".

Zweifach ist unser Dasein. Auch der Schlaf
Hat sein Gebiet, ein Grenzland zwischen dem,
Was unsre Sprache Tod und Leben heißt.
Der Schlaf hat seine eigne Welt für sich,
Ein weites Land voll wilder Wirklichkeit,
Und Träume haben den lebend'gen Odem
Und Tränen und Tortur und Glanz der Freude.
Sie senken Last auf unsern wachen Geist,
Sie tragen Last von unsrer wachen Mühsal,
Sie spalten unser Selbst, sie werden Teile
Wie unsrer Zeit, so unsres Wesens auch,
Und scheinen uns der Ewigkeiten Bote.
Sie wandern, wie Gespenster toter Taten,
Sie reden wie Sibyllen ferner Zukunft.
Sie haben Macht, Willkür zu Leid und Lust
Und machen uns zu dem, was wir nicht waren,
Erschüttern uns mit Schemen des Vergangnen —
Einschlafender Gedanke faßt die Zeiten
Und preßt in eine Stunde langes Leben —
Ich möcht' ein Bild erneuern, das ich träumte:
Auf ihrem Antlitz lag der Hauch des Grams,
Der starre Schatten eines innern Kampfes,
Und unstet senkt' ihr Auge sich, als wären
Die Wimpern schwer von unvergoss'nen Tränen.

„Es ist an Mary," brach er hilflos ab — „ich will ja nichts mehr — aber das Leben ist mir vergiftet, wenn ich nicht noch einmal von ihr höre, daß auch sie unsere Liebe nicht vergessen kann." —

Byron hatte sich lange nicht entschließen können, in dieser Landschaft wieder zu reiten. Er fürchtete auf allen Wegen die Begegnung mit dem Einst. Doch endlich, als schon die amethystne Stille des Septembers die Himmelskuppel weitete, ritt er mit Augusta hinüber zu den Hügeln der Heimat.

Sie saßen im Grase unter alten Bäumen, und Augusta befeuerte ihn immer wieder von neuem, ihr von Griechenland zu erzählen.

„Mir ist," sagte sie, „als hättest du dort noch einmal eine Bestimmung zu erfüllen. Ich weiß nicht, welche. Aber ich fühle es, als wäre deine Seele jenen alten Kulturen rätselhaft verbunden, und als würde die Erde dort dich noch einmal rufen —"

„Die Erde?" Ein Schauer überlief ihn.

„Der Landstrich, das Meer, der Geist jener Erde," verbesserte sich Augusta und sah fast wie eine Bezauberte in sein edles, klares Gesicht.

Sie kamen im Abendschein nach Hause.

Auf Byrons Schreibtisch lag ein Brief.

Er erblickte die tausendmal ersehnte Schrift und glaubte zu träumen. Er sah sich aus der Finsternis des Exils heimatlichem Ufer zugewörfen — und glaubte, ein Wunder wäre hereingebrochen. Und zugleich wußte sein Herz: es ist nur das Wunder von der Dauer eines Augenblicks. Seine zitternden Hände erbrachen den Brief, seine Augen irrten, wie voll Angst vor einer Täuschung, über die wenigen Zeilen. Und er las, der Unvergeßliche wurde um ein Wiedersehen gebeten.

Weinte er? Riß ihn die Freude in Himmel der Entflammung? Ach, die Erfüllung ist nie der Vorstellung gleich! Er las diese unermeßlich oft ersehnten Worte — und wußte, sie besaßen keine Zukunft. Er wußte, vielleicht hatte sie sich hundertmal bezwungen, diese Worte nicht zu schreiben, und vielleicht bereute sie schon jetzt, daß sie sich verraten.

Aber dennoch, dennoch, die Worte waren gekommen, und für einen Augenblick flammte aus Finsternissen der Stern von Annesley noch einmal auf, ihn zu grüßen.

Er ging hinüber zu seiner Schwester. Er reichte ihr stumm das Blatt — und wußte kaum, daß in diesem Tun schon lag, es ist nur von der Gültigkeit des Augenblicks, nur ein Aufzucken aus dem Schlaf. — —

Die Schwester nahm schweigend seine Hände. Und in einer stillen Bewegung zog sie diese schönen, lichten Hände an ihr Herz. So blieben sie in Schweigen, gingen miteinander hinaus in den verdämmernden Garten, an der Eibe vorüber, hinauf zu der zerbröckelnden Terrasse.

Und endlich sagte Augusta Leigh: „George, kommst du morgen mit mir nach London?"

Er verstand sie. Und er vermochte zu lächeln.

„Du rettest dir deinen Traum für immer, George. Denn nun ist die Entzauberung von dir genommen. Nun weißt du, daß auch sie nicht vergessen hat. Und das ist das letzte, was sie dir noch schenken konnte." —

Nacht stand über Newstead-Abbey. Es war so still, als könne man das Rinnen der Zeiten hören.

Unvergeßliches zog aus verschütteten Gründen herauf, zog wie ein fernes Lied von Herzeleid und Liebe durch Byrons Seele. Er meinte, er sei ein alter Mann, und das Lied der eigenen Jugend würde ihm erzählt, wie ein verschollenes Märchen: Blaue Fernen, grünbebuschte Hügel, drüben im Dorf eintönige Melodien, durch Weite und Sommerstille getragen — Blondhaar, ein weißes Kleid, das geheimnisvolle Rauschen alter Bäume, der endlose Sonntag. —

Jugend, Heimat und Liebe.

Vorbei und unsterblich.

Er nahm Marys Brief. Er hatte vergessen, wie sehr sie ihn gequält. Er schrieb. Und weil er tausend Worte hätte sagen können, wurden es wenige:

Du einst mein Abgott, einst mein Gram,
Du hast mich niemals wieder lieb.
Doch letztes Glück, daß ich vernahm:
Der Liebe Angedenken blieb.

Digitized by Google

Philipp von Mazedonien
und der Untergang der griechischen Freiheit
Von Theodor Birt

Um 4. Jahrhundert vor Chr. erfolgte die lang befürchtete Knechtung Griechenlands. Sie geschah durch Philipp von Mazedonien. Alexander der Große hat sie als Knabe und Jüngling miterlebt, als König besiegelt. Über den für alle Zeiten bedeutsamen Hergang möchte ich kurz berichten, da ich fühle, daß es uns Deutschen nützlich ist, historische Erinnerungen zu pflegen. Das Geschichtsbild, das sich uns entrollen wird, soll uns nicht einschüchtern, aber warnen. Was sich da vollzog, war der Sieg einer planvollen königlichen Politik über die politische Undisziplinierheit der Masse. Aber unsre Sympathie gehört dabei nicht dem Sieger.

Das Griechentum war eine lose Masse von Kleinstaaten; zur festen Einigung kam es nie trotz der gemeinsam erfochtenen Siege gegen Xerxes, den Perserkönig im 5. Jahrhundert. Athen strebte unter des Perikles Führung die Vorherrschaft an; im peloponesischen Krieg wurde es zerrieben und niedergeworfen. Es war ein siebenundzwanzigjähriger Krieg, der entsittlichend und verwüstend wirkte wie bei uns der dreißigjährige. Zum Frieden aber kam es nicht; der Krieg wuchs schließlich zum hundertjährigen weiter; denn auch Sparta unter Agesilaos, auch Theben unter Epaminondas versuchten, was Athen versucht, und das diente nur dazu, den Zerfall zu steigern. Die Söldnerbanden lebten vom Kriege. Der Nervosität der Volksseele wuchs; der Kaufmann schrie nach Sicherheit. Die Philosophen begannen schon den Patriotismus zu verhöhnen und predigten antinational Weltbürgertum. Persiens Staatsmänner aber standen auf der Lauer und schürten den Hader, um im geeigneten Augenblick überGriechenland herzufallen. Die Pest hört einmal auf zu wüten, nicht aber die Seuche der Zanksucht, wenn sie einmal ausgebrochen. Auch wir Deutschen wissen davon. Es gibt nur ein Heilserum, das hilft: Knechtung bis zur Entwaffnung.

Im Norden Griechenlands, Thessaliens, ragt der erhabene Grenzberg, der Olymp, der Sitz des Zeus. Jenseits des Olymp lag Mazedonien. Die Griechen hatten sich gewöhnt als bevorzugte, kulturtragende Rasse mit Verachtung auf die Mazedonier zu blikken. Sie sollten sich wundern. Während Persien noch lauernd verharrte wie ein träges Reptil, kam der Zwingherr über sie vom Balkan her.

Es war für Hellas das Verhängnis, daß Philipp, einer der Prinzen des mazedonischen Königshauses, als Knabe für drei Jahre nach Theben verschleppt wurde, welche Stadt eben damals unter des Epaminondas Leitung sich Großmacht dünkte. Der begabte Junge war frühreif, wach und schlau, dazu herzgewinnend und mutmaßlich auch bei Gelde. Dem Epaminodas und Pelopidas sah er da als gelehriger Schüler genau auf die Finger, lernte das neue Kriegswesen, in dem sie Meister waren, aber auch die Schwächen der griechischen Kleinstaaten gründlich kennen: wie schwerfällig ihre Politik, wie brüchig ihre Bündnisse; dazu die Habgier und Käuflichkeit des Durchschnittsbürgertums.

Als er wider alles Erwarten, 23 Jahre alt, die Regierung Mazedoniens übernahm (im Jahre 359), fand der junge Mensch sein Land durch Wirren unter seinen königlichen Verwandten, mehr noch durch den Einbruch barbarischer Nachbarvölker bis zur Ohnmacht geschwächt und kläglich zerstückelt. Für die Herren in Theben und Athen war Mazedonien damals gradezu eine Niete geworden, mit der man nicht mehr rechnete. Philipp aber überblickte mit kaltem Hirn die Lage, und sein Genie begann sofort zu spielen; er organisierte sofort ein Heer als Mustertruppe nach modernstem Vorbild, warf die Barbaren, Illyrier, Päonier, Thraker in raschen Feldzügen oder auch durch Verhandlungen aus dem Land und trieb die etlichen Prinzen, die ihm seine Machtstellung bestritten, ins Exil oder brachte sie ums Leben. So war er Alleinherrscher, das Gebiet Mazedoniens überraschend schnell in seinem früheren Umfang wiederhergestellt, an Bodenfläche annähernd so groß wie unsre Provinz Hannover, viermal so groß wie die Gebiete, die damals unter Athens Oberhoheit standen. Im Heer hatte er die berühmte mazedonische Phalanx eingeführt, den Kerntruppen die alles überbietende, fast sechzehn Ellen lange Stoßlanze, die Sarisse, in die Hand gegeben. Dabei war er gar nicht einmal rechtmäßiger König. Dies war vielmehr sein Neffe Amyntas gewesen. Amyntas war noch Knabe, Philipp sein Vormund; aber Amyntas wagte auch später sein Recht dem Onkel gegenüber nie geltend zu machen. Erstaunlich, daß Philipp ihn nicht umbrachte.

Denn der Verwandtenmord grassierte seit langem und durch Generationen in dem Kö-

Digitized by Google

nigshaus just so wie in den Königshäusern der alten Germanen; man denke an die Merowinger oder an Shakespeares englische Königsdramen. So war auch Archelaos, der beste der früheren Herrscher, durch Mord aus dem Leben gerissen. Vettern und Stiefbrüder waren ihres Lebens nie sicher. Die Vielweiberei der Könige kam dazu; man hielt es damit wie der Held Gideon im Buch der Richter. Daher eben die vielen Stiefbrüder, daher aber auch die ewige Eifersucht, der Rachedurst der Königinnen. Die Frauen treten hier in Mazedonien dramatisch auf die Bühne, an Blut gewöhnt wie die Gotin Brunhilde oder wie Fredegunde bei den Franken. Auch Olympias, Philipps Gattin, war solcher Gewaltmensch.

Philipp hatte sein Kronland errettet, das Vaterland wiederhergestellt, und nicht nur der junge Amyntas wird darum in dankbarer Verehrung zu ihm aufgeblickt haben, sondern auch die Männer des Landadels, die wieder sicher auf ihren Höfen saßen, zum Teil hochbegabte und willensstarke Recken und Herrenmenschen, hielten fortan unbedingt zu ihm, trotz aller Selbständigkeit, die dieser Adel dem König gegenüber behauptete. Die Majestät konnte sich hinter kein steifes Zeremoniell verschanzen; völlige Redefreiheit herrschte vielmehr in ihrem Verkehr. Jene Herren hießen des Königs „Gefährten". Es war Kameradschaft. Freilich dienten die Söhne der Edelherren als Knappen oder Pagen am Hof, wo sie stramm in Zucht gehalten wurden; auf Vergehen stand die Peitsche. Die human erzogenen Griechen berichten uns das mit Schaudern. Ein derbes Leben. Derb und roh, und gänzlich unsentimental. Später rückten die Knaben dann in hohe Stellungen, zum Heermeister oder Statthalter, auf.

Aber auch ganz Griechenland war für den so sympathischen jungen Monarchen, der aus schwierigster Lage sich so rasch hochgehoben begeistert und voll Bewunderung; und Philipp verneigte sich auf das liebenswürdigste und dankbar für die Anerkennung wie ein guter Schauspieler nach allen Seiten. Es ist nichts praktischer als beliebt zu sein. Er spielte die Sirene, die betört und würgt. In Wirklichkeit war sein Lebensplan schon jetzt in ihm fertig. Eroberung. Er hatte es als Knabe den Thebanern abgelauscht. Er wollte es besser als sie machen. Denn er war in viel günstigerer Lage als sie. Die ganze Balkanhalbinsel wollte er haben; er konnte dann selbst Persien bedrohen.

Aber gemach. Es galt die kleinen Griechenstaaten einzeln zu schlucken, Bündnisse unter ihnen zu verhindern, freundlich gegen alle zu sein bis auf den einen, dem er gerade zu Leibe ging.

Zunächst Stärkung der Hausmacht. Weithin erobernd griff er im Balkan und über den Balkan bis ins heutige Bulgarien und Albanien aus. Festungen oder Burgen sicherten gleich den neuen Besitz. Die unterjochten Stämme stellten für Gebirgskriege trefflich zu verwendende Hilfstruppen. Aber auch an den lieben Griechen vergriff er sich schon ohne Besinnen. Sie saßen in ihren festen Mauern an seiner mazedonischen Küste unter dem Athos und Olymp, sowie jenseits des Olymp im Land Thessalien. Er wußte ihnen beizukommen. Nur nicht mit dem Säbel rasseln! Mit Lüge und Bestechung kämpft sich besser. Was die Lüge im Kampf der Völker vermag, haben wir auch heut erfahren; damals war sie Philipps persönlichste Gabe.

In Thessalien waren Unruhen; freundschaftlich griff er Ruhe schaffend als Protektor im Lande ein und behielt dort sogleich einige Plätze besetzt. Welch freundliche Fürsorge! Dann überfiel er die erwähnten Küstenstädte einzeln. Diese Städte hatten sich dem athenischen Seebund, der sie noch hätte schützen können, eigensinnig entzogen. Denn Athen steckte all sein überschüssiges Geld in seine Kriegsflotte, und diese konnte Schutz gewähren, da sie damals noch ohne alle Nebenbuhler das ganze Inselmeer beherrschte. Plötzlich belagert Philipp Amphipolis; Athen runzelt die Stirn; denn Athen selbst erhob auf den Besitz dieser Stadt Anspruch. Philipp beteuert: „Bei den Göttern, ich nehme sie nur, um sie euch, ihr Teuren, zu überliefern". Die Athener glaubten das, sandten der Stadt keine Hilfe. Philipp hatte die Beute. Ein Narr gibt heraus, was er hat.

Und so ging es weiter. Ganz Griechenland erschrak. Unter dem Athos lagen auf der Halbinsel Chalkidike, vom Meer bespült, zweiunddreißig betriebsame Handelsstädte dicht beieinander, Heimstätten alter griechischer Kultur. Philipp beschloß kurzerhand ihre Vernichtung und überrumpelte und zerstörte sie sämtlich. Sie existierten nicht mehr. Die stärkste und stolzeste unter ihnen war die Stadt Olynth, einst von Athen kolonisiert. Philipp verstand sie zuvor zu ködern; er spielte den Großmütigen, wendete ihr neues Gebiet zu (es war das Gebiet einer der Nachbarstädte, die er vor kurzem zerstört hatte), beschenkte die führenden Personen in Olynth mit Geld oder Geldeswert, wie mit Rinderherden, die aus Mazedoniens Weiden herbeigetrieben wurden. Als die Stadt eingeschläfert ist, steht er plötzlich vor ihren Toren, Unterwerfung fordernd. Jetzt rufen die Olynthier nach Athen. Als die athenischen Kriegsschiffe zur Hilfe anliefen, war es zu spät. Die Stadt fiel durch schmählichen Verrat und

Digitized by Google

wurde dem Erdboden, auf dem sie stand, gleichgemacht, die Frauen und Kinder auf dem Sklavenmarkt verhandelt (im Jahre 348). Würden sich für sie Käufer finden? Gewiß. Sogar reiche Athener kauften sich die jungen Töchter Olynths und prahlten damit, indem sie sie mißbrauchten. Philipp rieb sich indes die Hände und trank einige Schläuche Weins leer vor Vergnügen. Er wußte jetzt, wie's gemacht wird. Die Offiziere, die Kommandanten der belagerten Städte selbst, waren von ihm bestochen. Auf ihre Anordnung fuhr sich im Stadttor ein Lastwagen voller Bausteine fest, das Tor war nicht mehr zu schließen, und der Mazedone drang ein; und ähnliches mehr.

Ein Charakterbild Philipps ist schwer zu geben. Diese Mazedonenkönige gleichen in mancher Hinsicht Peter dem Großen, der auch sein Rußland groß machte, indem er sich die Kultur von auswärts holte, von ihr aber nur sehr äußerlich bestrichen wurde. Auch an die Könige von Serbien, die Balkanbewohner, kann man denken, die sich neuerdings ihre Bildung aus Paris holten. Listig und lauernd war Philipp und doch wild impulsiv und der Sklave seiner Instinkte; die Gastlichkeit selbst; er brauchte Leute, muntere, gute Gesellen, und sah ihnen so treuherzig jovial ins Auge. Griechen und wieder Griechen, Gesandte, Mimen, Dichter und sonstige Künstler, Clowns und allerhand Ehrgeizige sonst strömten nach Pella (so hieß seine Hauptstadt), die es schmeichelte, mit einem wirklichen König auf du und du zu stehn und sich zuzutrinken. Man staunte über die Weinorgien, die Waffentänze und über das wüste Leben sonst; es war gradezu unflätig, „Athleten der Unanständigkeiten" in Gunst. Auch Philipp, auch grauköpfige Offiziere sprangen da im Tanz mit, wenn sie bezecht waren.

Wir wollen in des Königs Schlafkammer nicht hineinleuchten. Gewisse Dinge sind dazu da, daß man von ihnen schweigt. In Kampf und Strapazen vergingen sonst so viele Tage. Dies Gesaufe war für die Festtage. Man denke sich die Korona toller Kriegsleute, die sich mit dem heißen mazedonischen Rotwein vollschlemmten; sie verlangten ihn, wie die Thrazier, pur, ohne Wasserzusatz. Das war strammer Comment, den der sittige Grieche grundsätzlich verwarf. Solche Völlerei bricht alle Schranken.

Man staunte, wie ich sagte. Wie brutal und doch wie bestrickend war dieser Mann! Stattlich an Wuchs, geschmeidig und doch schneidig im Wortwechsel, ein Haudegen im Gefecht, der seinen Mann stand, zugleich Intrigant und Held; dabei für jeden Spaß zu haben. Tragödien ließ er pflichtgemäß im Theater spielen und gab die besten Konzerte für seine feinhörigen Gäste. Er selbst aber lachte gern, und der Parasit und Possenreißer, der mit dem leeren Ranzen an der königlichen Tafel herumlungerte, um Speiseabfall bettelte und dabei dumme Witze machen mußte, hatte es gut bei ihm. Man schrieb die Witze für die Nachwelt auf; sie sind aber so schwach, daß unsere Fliegenden Blätter sich ihrer schämen würden. In Athen gab es nicht nur Philosophen, sondern auch eine Gilde von Berufswitzbolden, sechzig Mitglieder stark: Philipp schickte Geld, und ihre neusten Einfälle mußten für ihn gebucht werden. Solch Sammelheft entsprach dann ungefähr unseren heutigen Witzblättern oder Bierzeitungen.

Mit Geld warf er um sich wie ein echter Hazardspieler. Alle Ministerien vereinigten diese Könige noch in ihrer Person; so war auch Philipp sein eigner Minister des Auswärtigen, sein eigner Kultusminister, sein eigner Finanzmann. Das gab eine geniale Wirtschaft. Aber die Vergeudung war zweckmäßig. Er brauchte Agenten, Stimmungsmacher in Athen, Theben, Megalopolis, in allen Nestern; also galt es zu schenken, zu schenken. Die Personalien hatte er, Beziehungen überall; und er fand die richtigen Leute; gradezu Jahresgelder zahlte er den Schuften, käuflichen Demagogen, die breite Ellenbogen zu machen und gehörig zu brüllen verstanden, wenn sie sein Lob sangen. Überall entstanden in den Demokratien Parteigruppen der Philippfreunde. Nahm er unversehens irgendeinen Platz mit Gewalt weg, wie die reichen Goldbergwerke bei Amphipolis, so war zunächst die Bestürzung groß: „Wer hätte das gedacht?" stammelte man in Athen. „Hätten wir vorgesorgt, aufgepaßt!" usf. Aber man blieb untätig, wie hypnotisiert. Denn die Philippfreunde riefen dazwischen: „Nur keine Angst! Uns tut er nichts. Er liebt uns ja so unbeschreiblich, der Herrliche." Faßten die Athener trotzdem irgendeinen Beschluß, der auf Abwehr ging, so geschah es nach langem Gerede vor den Bänken des Volkes, mit Angabe aller Ziffern an Geld und Kriegsapparat, und Philipp erfuhr durch seine Zuträger gleich alles wie durch Funkentelegraphie. Was er selbst dagegen plante, erfuhr niemand vorher; denn seine Volksversammlung tagte verschlossen in seinem Busen, und seine Worte waren dazu da, seine Gedanken zu verbergen.

So wurde er groß und größer. Je mehr er hatte, je mehr nahm er. Sein Griff wurde immer stärker, und die Griechen, an das Kleine gewöhnt, standen gelähmt und staunten und glaubten so lange nicht an die Wirklichkeit,

Digitized by Google

bis der Hai sie faßte und zwischen die Kinnbacken nahm.

Diogenes, der Hundsphilosoph, der vor seinem Faß lag, wußte, was kommen würde. Er sagte: „Wenn ihr mich begrabt, begrabt mich, den Kopf nach unten.“ Warum? „Weil doch nächstens bei uns alles auf dem Kopfe steht,“ war seine Antwort.

Gewiß, Bestechung vermag viel. Daß sich aber so rasch überall mazedonisch gesinnte Parteien bildeten, hatte gewiß einen tieferen Grund: das sehnsüchtige Verlangen nach Rast und Ruhe, das in den breiten Massen steckte, und die vage Hoffnung, der mächtige König könne einmal irgendwie den allgemeinen Frieden erzwingen. Dazu kam die weltbürgerliche Gesinnung, wie jener Diogenes sie predigte: „Jedes Land ist mir Vaterland.“ Es war bequem und ausruhend, das zu glauben. Der alte Lokalpatriotismus wurde dadurch langsam entwurzelt, schon damals.

Gleichwohl regte sich, empörte sich doch das Ehrgefühl (wie konnte es anders sein?), das Staatsgewissen. Demosthenes, der Athener, durschaute Philipp, Demosthenes, der Advokat; wie ein Detektiv war er hinter dem Verbrecher: die Knechtung drohte. Ganz unmilitärisch war dieser Mann, der letzte große Wortführer der Freiheit, grollend und ätzend bitter, der Verächter des Weins, des Lachens unkundig und ungesellig, ein dürrer Abstinenzler und Antialkoholiker; aber zäher Patriot, dazu geschäftskundig und des Wortes mächtig wie kein anderer. Er hatte es schwer; denn der Volksredner stand gegen den Despoten. Der eine konnte nur überreden, der andere befehlen. Würde es ihm gelingen, Athen, ja, Griechenland zu bewaffnen? und würde es nicht zu spät sein? Das schreckliche Wort „zu spät“!

Der Stadt Olynth hatte Athen Hilfe geschickt. Demosthenes hatte das durchgesetzt. Es war zu spät gewesen. Dadurch aber befand sich Athen jetzt mit Philipp im Kriegszustand. Die Zaghaften jammerten: Wozu noch Krieg? Ein schmählicher Friedensschluß folgte, der dem König alle bisherigen Eroberungen beließ. Athens Gesandte mußten darum wiederholt nach Pella. Geschickt aber schob Philipp den Abschluß des Friedens, die übliche Eidesleistung, hinaus, um zuvor noch rasch an der nahen Küste einige weitere griechische Häfen wie Abdera und Anos wegzunehmen (im Jahre 346). Athen war wieder völlig düpiert. Schon war Athens Handelsstraße zum Schwarzen Meer bedroht; Philipps Machtbereich ging fast schon bis zum Bosporus, wo Athen von allen Handelsschiffen den Sundzoll erhob. Er begann sich schon eine eigene Kriegsmarine zu schaffen, Kampfschiffe. Wie bedrohlich! Wenn er athenische Handelsschiffe zu kapern anfing, was dann?

Ein klägliches Schauspiel war es, wie eben damals am Königshof Gesandte aus allen kleinen Staaten zusammenströmten, die dem mazedonischen Herren ihre Anliegen vortrugen, sich gegenseitig vor ihm beschimpften und ihn zum Schiedsrichter ihrer Differenzen aufriefen. Und da geschah zugleich das Entscheidende. Der Einmarsch in Hellas wurde ihm freiwillig eröffnet. Der Fuchs sollte dort als Vertrauensmann helfen, Banditenbanden zu vernichten, deren selbst Theben nicht Herr werden konnte. Die Thermopylen waren das einzige Tor Griechenlands. Demosthenes hatte zeitweilig durchgesetzt, daß das Tor militärisch verschlossen blieb. Jetzt zog Philipp hindurch mit Roß und Mann.

Ein genialer Bandenführer, Onomarch, aus Phokis, der Landschaft des Parnaß, hatte gottlos frech das heilige Delphi geplündert, die unermeßlichen Tempelschätze im Wert von 10 000 Talenten oder 45 Millionen Goldmark eingeschmolzen und damit Söldner über Söldner angeworben. Die größte Schmach für Hellas; alle heilige Scheu war dahin, der Religionsfrevel beispiellos. Eine Streitmacht kam dadurch in des Onomarch Hand, so stark, daß sie alles, was sich ihm entgegenstellte, niederwarf; auch als er starb, hielten die Banden zusammen. Das währte nun schon zehn Jahre.

Ein heiliger Bund der Nachbarstaaten, der sogenannten Amphiktionen, bestand seit Urzeiten, dessen Aufgabe war, die Unantastbarkeit Delphis, der hochehrwürdigen Weihestätte Apolls, zu sichern, die Prozessionsstraße zu schützen, der heiligen Festspiele zu walten. Der Bund hatte sich völlig ohnmächtig gezeigt. Jetzt wurde Philipp als Strafvollzieher aufgerufen, und er nahm die Miene des frommen Mannes an. Sein Erfolg war gleich vollkommen (im Juli des Jahres 346), und er, der Ausländer, wurde dort jetzt im Herzen von Hellas Vorsitzender des heiligen Synod, Vorsitzender der delphischen Festspiele. Gegen Theben war er besonders gnädig, indem er ihm griechisches Gebiet zuwies, das es selbst sich nicht hatte erkämpfen können. Das wurde als Schmach empfunden.

Athen fühlte sich völlig isoliert, und die Angst befiel jetzt die Stadt. Wie, wenn der König zum Angriff gegen Athen heranzog? Er stand mit seiner Phalanx so nah, und er zürnte gewiß; denn Demosthenes hatte die phokischen Banditenhaufen zum Widerstand gegen Philipp ermutigt. Man war, heißt es, wie seekrank vor Aufregung. „Wenn dieser Philipp sich doch erhängte!“ Schon setzte Philipp dreist erobernd den Fuß auf die nahe Insel Euböa. Schon wuchsen auch im Pele-

Digitized by Google

ponnes, Arkadien, Elis die mazedonischen Parteien an. Er wurde Schutzherr von Olympia, und überall sah man seine verwünschten Porträts in Bronzebildern.

Es war höchste Zeit, sich zur Abwehr zu rüsten, zu kämpfen. Jetzt endlich hörte Athen auf Demosthenes. Dröhnender als je schlug er Alarm und warb auch auf Reisen bis zu den fernen Illyriern unermüdlich aufhetzend Verbündete. Philipp war der neue Xerxes. „Aber Philipp lügt. Eine Herrschaft, die sich auf Lüge gründet, kann nicht bestehen." Das war sein Glaube. Es fragte sich, ob der frivole Gang der Weltgeschichte ihm recht gab.

Philipp ließ ihn ruhig reden und reisen. Er hatte zuvor unendlich Wichtigeres zu tun, im Westen und Osten, und ließ Athen liegen, wo es lag. Er machte sich zum Herren von Epirus als Vormund des dortigen jungen Königs; er kämpfte im Tal der Maritza, um sich die schwelgerisch schönen Gefilde Thraziens, des heutigen Rumelien, zu erobern. Als Herr von Epirus stand er im Westen am Adriatischen Meer, als Herr Thraziens näherte er sich im Osten von der Landseite her schon dem Bosporus und bedrohte den Schlüssel des Pontus, Byzanz im Jahre 340. Die ganze obere Balkanhalbinsel war jetzt endlich sein.

Byzanz bedroht! Philipp erdreistet sich, es zu belagern. Das ging den athenischen Großkaufleuten nun doch ans Leben. Die Selbsttäuschung ist zu Ende. Die große Entscheidung muß fallen. Unerbittlich Krieg! Es ging jetzt um Griechenlands Schicksal. Athen schickt rechtzeitig Flotte und Mannschaft und entsetzt wirklich Byzanz. Großer Jubel! Philipp muß abziehen. Es gelang. Athen konnte wirklich noch siegen. Es war des Demosthenes Werk.

Die Kampfreden, die Demosthenes damals gegen Philipp hielt, heißen die Philippiken. Durchschlagend war die dritte Philippika. „Wehe uns, Mitbürger! Wohin ist der alte Geist der Marathonkämpfer? wie eine gute Marktware ausverkauft und vom Markt verschwunden. Bestochene sind unter uns. Wir sind zu Tode krank an Verrat und jeder hier blaß vor Neid, der von Philipp kein Geld bezieht. Daher wird es uns wie Olynth gehen. Aber lieber tot sein als nachgeben! Strafen wir diesen König, den Verbrecher, der gar kein Grieche, nein, ein Barbar des verworfensten Gelichters, ein nichtswürdiger Mazedone ist. Untätig zusehen wollt ihr seinen Raubtaten wie der Bauer dem Hagelschlag, der Bauer, der nur froh ist, wenn es nicht ihn, sondern einen andern trifft? Den Göttern Dank: unser Staatsschiff ist noch stark und gesund. Alle Mann an die Riemen! und stramm im Dienst! Das Schiff wird nicht umschlagen." Wir hören, daß Philipp sich Nachschriften dieser Reden des Demosthenes verschaffte und sie mit Bewunderung las. Der große Gauner sah sich in ihnen entlarvt und wie im Spiegel.

Byzanz war glücklich befreit. Auch blokkierte Athen energisch die ganze mazedonische Küste, und kein feindliches Schiff konnte mehr auslaufen. Aber Philipp ließ das kalt. Er erkannte, weiter konnte ihm Athen nichts anhaben. Denn mit Kriegsschiffen kann man nicht auf dem Lande fechten, und ein Vorstoß ins Herz Mazedoniens war ausgeschlossen. So verschwand er mit seinem Heer plötzlich jenseits des Balkan im fernen Norden (im Jahre 340); es gab eine große Diversion an die Donau gegen die fremdländischen Szythen. Er wollte, bevor er zur letzten Entscheidung nach Süden zog, sein Reich an der Nordgrenze sichern: der Mann der Überraschungen. Nichts mißlang ihm.

Und schon stand er wieder im nahen Thessalien und rückte in Hellas ein. Er tat es in Sachen des Amphiktionenbundes; aber das war nur Vorwand. Er war da, forzierte die Thermopylen, zur Entscheidung drängend, und bedrohte jetzt Theben. Denn auch Theben war jetzt gegen ihn. Auch da bäumte sich der Griechenstolz endlich gegen ihn auf; die Thebaner konnten die großen Zeiten des Epaminondas nicht vergessen, als dieser, der bessere Mann, noch die Rolle Philipps spielte.

Demosthenes selber eilte jetzt zur Stelle; denn er war schon immer Vertrauensmann, der Interessenvertreter Thebens in Athen gewesen und man hörte auch in Theben auf ihn: Freiheit und Ehre! Seine Suada zwang allen Widerspruch nieder. Es galt in der Feldschlacht zu siegen. Ein enthusiastischer Glaube erfaßte alle. Erbfeindschaft war bisher zwischen Athen und Theben gewesen, wer weiß, wie lange? Jetzt standen sie wie Brüder zusammen. Es war wie ein Wunder. Der Zuzug aus anderen Städten war gering; aber sie allein würden es schaffen, sie waren dem Feind numerisch gewachsen; 30 000 Mann standen auf beiden Seiten. Die Priesterin in Delphi ließ Demosthenes töten, weil sie offen zum Landesfeind hielt und die Stimme des delphischen Orakels, auf das alles hörte, zu seinen Gunsten lenkte.

Es war der Sommer des Jahres 338. Philipp wählte sich das Schlachtfeld; an den Nordhängen des Helikon, des gewaltigen Musenberges, lag Chäronea im wasserreichen Tal, wo in den Wiesen und Weihern Narzissen und Iris blühten und Lilien und Rosen in Üppigkeit. Die Blumen wurden zerstampft, zertreten, aber auch die letzte Hoffnung Griechenlands.

Digitized by Google

Man sieht sich nach den Heerführern um. Neben Philipp reitet sein Sohn, der junge Alexander, damals siebzehnjährig, dazu Antipater, ein wohlbewährter Stratege; auf griechischer Seite ordnen unbekannte Männer die Schlachtreihen, deren Namen man liest, um sie wieder zu vergessen. Das mazedonische Heer ist einheitlich und erprobt, durch Gebirgsvölker aus dem Balkan verstärkt; bei den Griechen stehen in Landsmannschaften zerspaltene städtische Milizen unter den Waffen, keine Söldner. Die Bürger selber, alt und jung, langten nach Schwert und Spieß, um für ihre Heimstätten zu kämpfen. Demosthenes selbst stand als gemeiner Hoplit, als Fußkämpfer in schwerem Harnisch, mit in der Reihe.

Es wurde wacker gefochten. Aber die Schlacht ging verloren. Der Bürger gab im Angriff sein letztes her; aber er ermüdete zu früh in den ungewohnten schweren Waffen. Der junge Alexander entschied vorstürmend den Sieg. Die heilige Schar der Thebaner, 300 der vornehmsten Jünglinge, lag erschlagen. Die Entscheidung war gefallen, der Schlag genügte, und das Schicksal nahm seinen Lauf. Die ewig denkwürdige Stätte, das Schlachtfeld von Chäronea, wurde von neugierigen Reisenden schon im Altertum viel besucht; so geschieht es auch noch heute. Ein Massengrab der damals Gefallenen hat man neuerdings wirklich gefunden, sogar die Reste der Toten gehoben. Ein hockender Riesenlöwe, aus grauen Marmorblöcken aufgebaut, bezeichnet noch heut den Ort; es ist ein stummes Denkmal, stumm wie der Tod, da ihm jede Inschrift fehlt: kein Wort der Klage, Weh- und Anklage. Und das Verstummen griff um sich. Auch die Musen auf dem Helikon schwiegen, und das Tal, wo einst der Frühling blühte, liegt heut verödet und versteint, als trauerte es noch immer dem Tode nach, dem Tode der Freiheit.

Demosthenes floh, wo alles floh. Er war der Besiegte; er hatte die Schlacht verloren, im großen Haufen der Fliehenden mußte auch er sich in Laufschritt setzen. Zu sterben wäre ihm besser gewesen. Ein Wunder, daß er nicht verzweifelte. Ein Cato tötete sich selbst; für Demosthenes war die Zeit dazu noch nicht gekommen.

Eine Menge wohlhabender Athener hatte Philipp gefangen genommen, die als gute Bürger ihre Pflicht getan, nun aber doch froh waren, daß sie noch lebten. Philipp nahm sie gnädig mit an seine Tafel; denn mitten auf dem Leichenfeld gab es ein Siegesmahl. Er sprang hoch vor Jubel. Bezecht taumelte er durch die Haufen der Toten: da lagen sie! Er mußte lachen und trällerte wie ein Bänkelsänger, indem er dazu den Takt schlug, des Demosthenes Namen hundertmal vor sich hin. Hätte er ihn gegriffen, wer weiß, was geschehen wäre? „Willst du statt des Agamemnon den Thersites spielen?“ rief ein kühner Mensch ihm entrüstet zu. Da änderte er sofort die Haltung. Und in der Tat: er wollte diese Griechen, die nun erledigt waren, nicht weiter reizen; denn er brauchte sie für seine Zukunftspläne.

Theben belegte er freilich mit Besatzung; auch eine Anzahl von Bluturteilen wurde vollstreckt. Darum kam über Athen grenzenlose Bestürzung. Philipp aber dachte nicht daran, diese Riesenfestung zu belagern. Ihm war Athen wie eine alte vornehme Respektsperson, der man nicht wehe tut, wenn sie nur den Mund hält. Er strömte vielmehr von Edelmut über. Sein General Antipater mußte die Leichen der gefallenen Athener vom Schlachtfeld in aller Feierlichkeit persönlich nach Athen überführen. Gleichzeitig mit ihm betrat auch der Königssohn Alexander die Stadt. Und Athen bedankte sich: Philipp wurde ebenso wie sein Sohn Ehrenbürger Athens, Philipps Standbild auf dem Markt aufgestellt.

Das waren unerhörte Huldigungen. Hoffte man, daß sie verfingen? Man irrte sich. Der neue Ehrenbürger Athens ließ sich durch nichts zurückhalten. Er löste herrisch den athenischen Seebund auf, und Athens Bedeutung auf See war damit für immer zu Ende. In den Peloponnes rückt Philipp ein; auch da fällt ihm alles zu Füßen. Auch Byzanz am Bosporus unterwirft sich jetzt. So konnte nun an alle der Befehl ergehen; einen Kongreß in Korinth gab es auf Philipps Befehl, und der Sieger diktierte dort seinen Willen: sämtliche Staaten, ob klein, ob groß, mußten zum dauernden Friedensbund zusammentreten; ewiger Landfriede sollte gelten. Das klang herrlich; die Hauptsache aber folgte: der Bund war dem König Mazedoniens unterstellt und hatte diesem in allen auswärtigen Kriegen Heeresfolge zu leisten. Wer hiergegen verstieß, sollte der Strafe verfallen. Vasallentum. Die Knechtung war fertig. Den ersehnten Landfrieden hatte man nun, aber man war Untertan eines Bastardgriechen geworden.

Auch Athen unterwarf sich. Nur Sparta allein schloß sich trotzig aus. Philipp zuckte die Achseln und ließ die Stadt, die kaum noch etwas bedeutete, gewähren. Sie war für ihn wie der Bodensatz in der Flasche. Man muß ihn nicht schütteln; dann stört er den Genuß und die Freude nicht.

Der Krieg aber, den Philipp plante, war der Perserkrieg. Wie der Türke heute gern

Digitized by Google

an beiden Seiten der Dardanellen herrscht, so wollte es damals der Mazedone. Das üppige Kleinasien, das Land des alten Krösus, lockte ihn mächtig. Den Griechen predigte er den Nationalkrieg: „Es ist der Krieg, den ihr längst gewollt!“ Die Losung „Rache für das, was einst Xerxes getan!“ schien immer wirksam und bot sich von selbst dar. So würden aber auch die Massen der Söldner, der Landsknechte, die müßig in den Städten sich umtrieben, endlich Ablenkung und auswärtige Beschäftigung finden. Demosthenes freilich dachte ganz anders; er hatte vielmehr ein Bündnis Athens mit Persien gegen Philipp angestrebt. Ihm schien Philipp unendlich hassenswerter. Seine Verwünschungen begleiteten hernach auch Alexanders des Großen Siege in Persien, und breite Schichten in Griechenland empfanden wie er.

Es war das Jahr 336. Philipp warf schon Truppenteile zum Angriff über die Dardanellen. Ihn selbst hielt noch seine Tochter zurück. Denn er vermählte in der Königsstadt Aegae seine Tochter Kleopatra, Alexanders Schwester, mit dem jungen König von Epirus, dessen Vormund Philipp bisher gewesen. Eine Hochzeit mit geziemendem Gepränge, Theaterspiel und Festgesang. Es fiel auf, daß, als die Figuren der zwölf Götter, schön gewandet und mit Schmuck beladen. in der Prozession einhergetragen wurden, auch Philipps Bild sich mitten dazwischen befand, als wäre er Gott und ihresgleichen. Als er sich Vormittags zur Festvorstellung zu Fuß ins Theater begab, im schimmernd weißen Talar und unbewaffnet, stand seine Garde wie immer zum Dienst bereit. Doch er winkte ab; er wollte zeigen, daß er sie nicht brauchte, daß er sich sicher fühlte in der Menge der Einheimischen und Fremden. Das Theater war schon vom Publikum überfüllt. Gelassen schritt er zwischen Sohn und Schwiegersohn. Da trat in der Enge des Theatereingangs ein Kerl an ihn heran und stach ihn nieder. Philipp ermordet! Der Mann hatte ein keltisches Schwert. Es war die Zeit der umstürzenden Überraschungen. Diese war die aller unerwarteste. Der Mörder warf sich auf ein Pferd; seine Mitverschworenen sollten ihn retten; aber man griff ihn gleich und schlug ihn nieder. Pausanias hieß er.

War es ein Grieche in des Demosthenes Sold? und rächte sich Griechenland so an seinem Unterdrücker? Keineswegs. Eine Dichtung würde so endigen; das wirkliche Leben ist trivialer.

Der Mensch stand dem König persönlich nahe; denn er war einer von Philipps Leibwächtern. Ja, er war als der Liebling des Königs bekannt. Diese Leibwächter mußten besonders schöne Menschen sein, was zu allerlei Schändlichkeiten Anlaß gab. So hatte sich auch dieser Pausanias bei den Kameraden durch üble Reden verhaßt gemacht, war darum in der Trunkenheit von ihnen auf das schmählichste vergewaltigt worden und hatte in heller Wut von seinem König Genugtuung gefordert. Vornehme Mazedonen, die Philipp persönlich haßten, hetzten ihn überdies dazu auf. Philipp nahm das leicht. Er rechnete nicht mit dem Ehrgefühl des jungen Mannes. So fiel er seinem Knecht zum Opfer. Ein unsauberes Gefühl bleibt für den, der davon liest, zurück. Wie anders wirkt sonst der Tyrannenmord! wie anders Julius Cäsars Ende!

Vierundzwanzig Jahre hatte er regiert; er war nur 47 Jahre alt geworden, und Griechenland fuhr jählings aus der Betäubung auf. Es war ein großes Staunen. Sollte es doch die alte Freiheit wiederfinden? und wer würde Philipps Nachfolger sein? Der junge Alexander wurde es. Rasch alle Ränke niederschlagend setzte er sich durch. Größer und stärker, unerbittlicher als sein Vater war dieser Alexander und nahm nicht nur das kleine Griechenland, sondern das ganze Asien des Darius fest in seine Hand.

Regentag. Von Kurt Lange

Die Glocken sind stille geworden.
Die Straße sprüht auf und zerrinnt.
Nun rollen in schweren Akkorden
Die Räume im regnenden Wind.

Es sitzen auf wolkichten Stühlen
Die Engel in fröstelnden Reihn
Und starren gebannt in die kühlen,
Feuchtspiegelnden Städte hinein.

Sie schluchzen viel himmlische Grüße
Herab über Dächer und Feld
Und weinen über die süße,
Unselige Schönheit der Welt

Digitized by Google

Fünfzig Jahre Schaffen

Von Curt Herrmann

Fünfzig Jahre lang habe ich über mich und mein Schaffen die Kritik ergehen lassen, gerechte und ungerechte, milde und strenge, gescheite und törichte, wohlwollende und boshafte; und so begrüße ich die Einladung des Herausgebers dieser Zeitschrift, endlich selbst einmal über mich und meine Geisteskinder zu sprechen, die künstlerischen Grundgedanken, die meine Zeit bewegt haben, festzulegen, die Reise der Entwicklungsperioden der Kunst dieser Zeit an meinem Geiste vorüberziehen zu lassen.

Ein subjektives Bekenntnis, das ebenso dem Irrtum unterworfen sein mag wie jedes Urteil, das Menschen fällen. Wo meine Betrachtungen die Form einer Erzählung annehmen, werden sie wenigstens, so hoffe ich, insofern ein Spiegelbild der Zeit sein, als „das Einzelne zur allgemeinen Weihe" in unbedingtem Verhältnis steht.

Ich bin immer redlich bestrebt gewesen, mit der Zeit Schritt zu halten, und wenn dies auch im eigenen Schaffen seine Grenzen hat, so ist mir doch im Geiste nichts fremd geblieben, was sich mit Recht oder Unrecht bis heute Kunst nennt. Welche Kluft gähnt da zwischen dem heute und der Zeit vor fünfzig Jahren! Es gab nie einen gleich kurzen Zeitraum in der Kunstentwicklung, der solche Wandlung erlebt hat. — Ich blätterte kürzlich in einer illustrierten Zeitschrift, die in meiner Jugendzeit eine Rolle spielte; ich wollte Eindrücke der Vergangenheit wachrufen und die heutigen Zustände mit den damaligen vergleichen. Da fand ich eine hochinteressante Besprechung und Würdigung einer großen Kunstschau in München vom Jahre 1859 aus der Feder des damals hochgeschätzten Kunsthistorikers und Ästhetikers Moritz Carrière. Der Aufsatz erhebt sich weit über eine banale Kritik und behandelt sein Thema als ein großes Zeitereignis, das es in der Tat gewesen ist. Für mich wurden bei der Lektüre diese ganze Zeit, ihre Kunst und ihre Künstler, die meine ersten Jugendeindrücke bestimmten, lebendig. Ich fühlte stärker als je den hohen Wert dieser Epoche. Die war groß und reich aber doch nur epigonenhaft und die letzte Nachblüte größerer Epochen. Ich nenne es ein Glück, diese Zeit noch

Japanischer Goldfasan. Gemälde

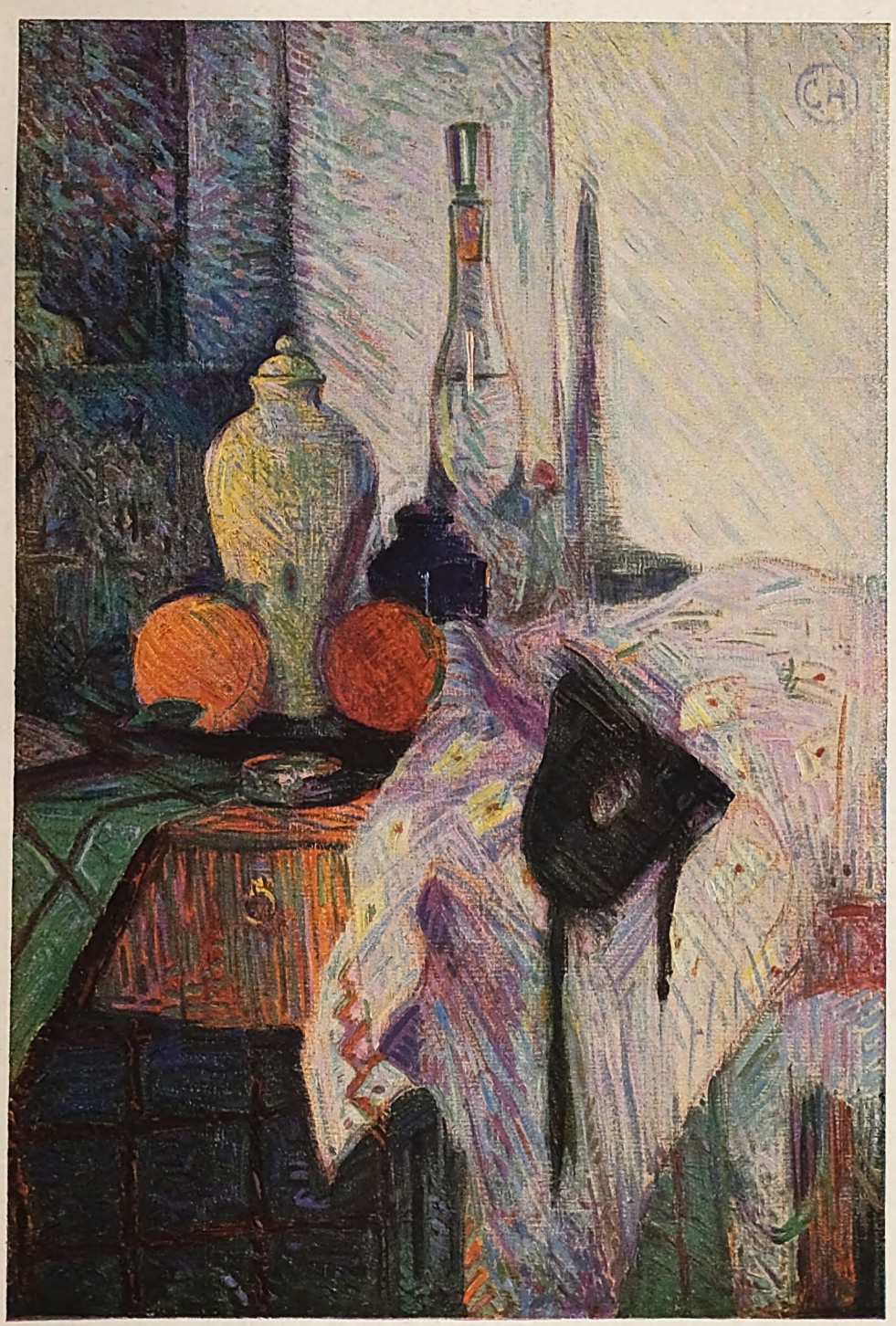
Digitized by Google

Berliner Winter. Gemälde. (Berlin, Ausstellung Lutz & Co.)

erlebt zu haben; sie war schön und abgeklärt und getragen von einer künstlerischen Stimmung, die ihre Resultate scheinbar ohne größere Kämpfe erreichte und sich nicht im Widerspruch befand mit den Empfindungen und Urteilen des Publikums. Cornelius, Rethel, Kaulbach, Schnorr von Carolsfeld, Piloty und Andreae, die Heroen der Historienmalerei wurden weniger kritisiert als bewundert und verehrt. Schwind und Ludwig Richter, Spitzweg brachten eine köstliche Märchenstimmung in die empfängliche Welt. Rottmann, Schirmer, Preller und andere große Landschafter erweckten die Sehnsucht nach fernen Ländern. Die ganze Welt und ihr Inhalt wurde mit idealen Augen betrachtet und geschildert. Man lebte in Illusionen und träumte von einer großen Zukunft, die dann auch mit dem Siege von 1870—71 ihre Erfüllung fand.

In dieser Zeit der beginnenden Kämpfe in der Kunst reifte mein Entschluß, Künstler zu werden, und erwartungsvoll trat ich in Karl Steffecks Atelier als Schüler ein. Steffeck stand als Schüler Krügers auf verhältnismäßig realem Kunstboden. Er war ein vortrefflicher Zeichner, seine malerische Technik elegant, aber seine Farbe etwas dünn. Sicher war er damals der beste Lehrer und war der Hüter einer guten künstlerischen Tradition. Seine Korrektur war sachlich scharf und oft witzig, aber Bemerkungen über Kunst im allgemeinen machte er höchst selten, und Anregungen oder Aufklärungen bekamen wir in dieser Richtung so gut wie gar nicht. „Machen Sie doch, was Sie sehen!“ Darin gipfelte zumeist seine Lehre, aber sie genügte doch nicht, uns die Augen auch für das geistige Sehen zu öffnen, und so blieb alles andere dem schwer zu definierenden Begriffe überlassen, den man Talent nennt. Aber wenn man auch bei der heutigen künstlerischen Jugend ein Zuviel an Ästhetik, Kunstwissen und Verstandesarbeit, vielleicht mit Recht, bemängelt, so war doch das absolute Fehlen solcher Lehren damals zweifellos ein Mangel, der dazu führte, daß jeder junge Künstler unter den alten Meistern ein Vorbild suchte, dem er meist mit äußeren Mitteln nachstrebte. Zu meinem künstlerischen Schutzpatron erwählte ich sehr bald Frans Hals, gewiß keine schlechte Wahl, aber ich gestehe offen, daß ich seine geistige Größe damals noch sehr wenig verstand, sondern daß ich mehr angeregt wurde durch seine verblüffende Technik, in der mir die eigentliche Größe seiner Kunst zu bestehen schien. Ein äußerer Umstand bestärkte mich in meiner Wahl. Ich entdeckte in einer Studentenkneipe in Halle, in der ich mit früheren Schulkameraden bisweilen verkehrte, zwei alte Bilder, die sich als (leider sehr schlecht erhaltene) flüchtige Skizzen von Frans Hals herausstellten. Es

Digitized by Google



Stilleben. Gemälde

Digitized by Google

gelang mir, sie zu erwerben, und ich benutzte sie fleißig als Anregung. So entwickelte sich nach und nach auch mein Verständnis für die geistige Größe des Frans Hals.

Ich war einer der letzten Schüler Steffecks in Berlin, der dann nach Königsberg übersiedelte, um die Leitung der dortigen Kunstakademie zu übernehmen. Etwa zehn Jahre vor meinem Eintritt in Steffecks Atelier hatten Hans von Marées, Max Liebermann und eine ganze Reihe junger Künstler, deren Namen bald einen guten Klang hatten, seine Schule verlassen, und Menzels Stern war in vollem Glanze aufgegangen. Eine wie vielseitige Entwicklung die etwas nüchterne, aber sachlich ausgezeichnete Schule Steffecks einleiten konnte, davon sind Hans von Marées und Max Liebermann die beredtesten Zeugen. Grundverschieden in ihren Temperamenten blieb der erstere der Bewahrer der klassischen Tradition, während Liebermann mit der Tradition brach, sich mehr an Menzel anschloß und realistische und naturalistische Elemente in die Malerei brachte.

Ich selbst widmete mich zunächst vorwiegend der Porträtmalerei, für die ich besondere Neigung und vielleicht auch Begabung hatte, und siedelte im Anfang der achtziger Jahre nach München über, um mich in Lenbachs Atmosphäre weiterzubilden. Eine lange Reihe von Porträten, zum Teil bekannter Münchener Persönlichkeiten, schuf ich dort im Lauf von zehn Jahren. Ich hatte schöne Erfolge, aber immer mehr bedrückte es mich, daß im Verkehr mit einem nicht immer kunstverständigen Publikum, dessen Wünsche ich be-

Bildnis des Sohnes des Künstlers. Gemälde

Digitized by Google

Lago Maggiore. Gemälde

Digitized by Google

Schloß Belvedere bei Weimar. Gemälde

friedigen sollte, eine große Gefahr für mich lauerte, denn es war keineswegs mein Ehrgeiz, eine Modegröße als Porträtmaler zu werden, sondern ich wollte unter allen Umständen Künstler bleiben. Meine Rückkehr nach Berlin im Jahre 1893 wurde hierin der Wendepunkt.

In München war ich mit Richard Muther eng befreundet, der damals an seiner berühmten Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts arbeitete. Unsre Freundschaft wurde zu einer gegenseitigen künstlerischen Befruchtung, und ich nahm regen geistigen Anteil an seiner Arbeit, die in der ganzen Kunstwelt geradezu revolutionierend wirkte. Die meisten von Muthers Nachfolgern leugnen heute seine Bedeutung, da er sich in der Tat auch manche Blöße gegeben hat. Ich aber bleibe sein begeisterter Anwalt. Muther war der sonderbarste Mensch, der mir vorgekommen ist. Ausgemachter Skeptiker und Pessimist trug er schwer am Leben, und seine Begeisterung für die Kunst war zersetzt mit geistigen Qualen, wie sie eben nur der Künstler selbst empfinden kann. Bisweilen schien er Kunstwerken gegenüber in seinem Urteil hilflos wie ein Kind und haschte nach jeder kritischen Bemerkung, die ich oder ein anderer Künstler bei gemeinsamen Besuchen der Ausstellungen machte. Da war er schweigsam und meist ablehnend; wenn er mir aber am anderen Tage seine Niederschrift vorlas, dann war jedes Wort eine eiserne Wahrheit, die nur er gefunden und geprägt haben konnte. Sein Gedächtnis war verblüffend, sein Wissen grenzenlos und seine Arbeitskraft unerschöpflich. Es ist ewig schade, daß er sich durch manchen allerdings nicht zu rechtfertigenden Leichtsinn um einen Teil seines Nachruhmes gebracht hat.

Muther würdigte als erster kritisch wertvoll die damals moderne französische Kunst, die Impressionisten, die dann in Berlin schneller als in München verstanden wurden und großen Einfluß auf eine Reihe jüngerer Künstler hatten. Es bildeten sich kleinere Gruppen: die Elf, die Novembervereinigung, der Westklub, jeder mit einer besonderen Nuance von Bestrebungen, bis das Bedürfnis nach engerem Zusammenschluß gegen veraltete und verrottete Kunstanschauungen im Jahre 1897 zur Gründung der Sezession führte, deren erkorener Führer Max Liebermann wurde.

Ich selbst hatte damals die heftigsten inneren Kämpfe zu bestehen. Die Früchte Münchens, ein solides Können auf der Basis der alten Meister, gerieten ins Wanken, neue Erkenntnisse von allen Seiten erweiterten den Gesichtskreis, die Farbe befreite sich vom Galerieton und wurde heller, der Einfluß der Luft auf die Erscheinung wurde erkannt, der literarische Inhalt aus der bildenden Kunst verbannt, der sachliche Naturalismus wurde zum Impressionismus, und die Künstler schwelgten in dem Genusse, die Natur von ganz neuen Seiten kennen zu lernen. Der Wahlspruch wurde: „l'art pour l'art." Was war das für eine herrliche Zeit, und was gab es für herrliche Ausstellungen!

Auf den verhältnismäßig kleinen Ausstellungen der Sezession gab sich das ganze künst-

Digitized by Google

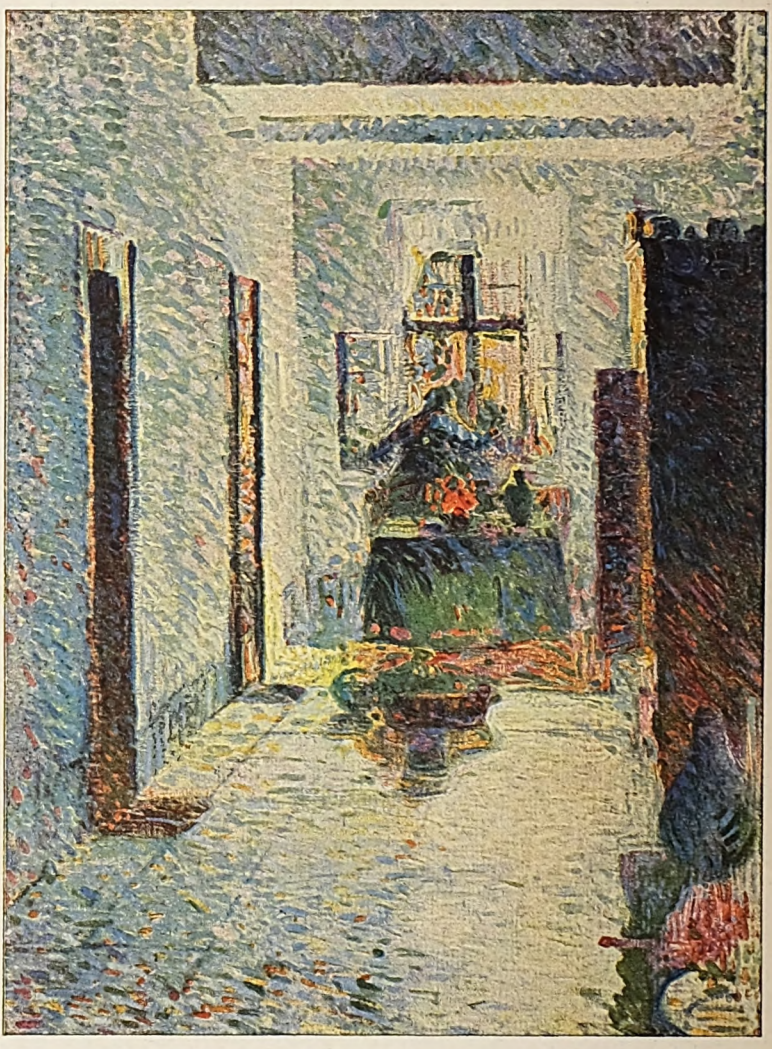
Tulpenstilleben. Gemälde (Ausstellung Lutz & Co., Berlin)

Digitized by Google

lerische Europa ein Stelldichein: Leibl, Trübner, Klinger, Böcklin, Marées, Thoma erhielten erst hier ihre endgültige Würdigung. Die Franzosen verbreiteten Licht in den Ausstellungshallen. Aus England kam Whistler, aus Schottland kamen die Glasgow Boys, aus dem Norden Munch und Anders Zorn, aus Spanien Zuloaga und Anglade, aus Rußland Somoff, aus der Schweiz Segantini und Hodler, aus Wien Klimt u. a. Dies nur wenige Namen aus der ungeheuren Fülle der künstlerischen Erscheinungen, die in Berlin in jedem Jahre zu Gaste waren und von der Jugend mit Enthusiasmus begrüßt wurden. Die neunziger Jahre entwickelten den Impressionismus zur Reife. Er wurde herrschend, erweiterte sich zur Weltanschauung und seine Formel lautete: „Der Eindruck, den das Weltbild auf den menschlichen Geist macht, ist das Entscheidende für die Weiterentwicklung des Kulturbildes."

Es ist heute nicht mehr zu verstehen, daß alle diese neuen wundervollen Ideen von offizieller Seite als nichts anderes als revolutionäre Äußerungen betrachtet und mit allerhöchstem Banne belegt wurden.

Aus dem Impressionismus entwickelte sich nun der Neoimpressionismus, d. h. die erste Kunstform, welche strenge, unnatürliche Gesetze für die Malerei aufstellte. Er verkün-



Flur in einem Schloß. Gemälde.

Digitized by Google

dete die große Lehre vom Licht und bewies, daß die ganze Erscheinungswelt in den Grundfarben des Prismas erstrahlt und daß die Malerei ihre höchsten farbigen Wirkungen nur erreichen kann, wenn sie alle trüben Erdfarben, Schwarz und gemischtes Grau von der Palette verbannt und nur die reinen Farben des Prismas nach optischen Gesetzen nebeneinander in kleinen Partikeln, Punkten oder Strichen auf die Leinwand setzte. Eine Reihe anderer Gesetze, z. B. das über die Komplementärfarben und die Reinheit der Linie wurde davon abgeleitet.

George Seurat und Paul Signac waren die Begründer des Neoimpressionismus und ein kleiner Kreis französischer Künstler, u. a. Henry van de Velde, Eduard Croß, Maximilien Luce und der Belgier Theo van Rhysselberghe schloß sich ihnen an.

Auch in Deutschland fand die Lehre, wenn auch wenige, so doch begeisterte Anhänger: Paul Baum, Richard Stremel, Charles Palmié, Dreydorf und ich selbst sind hier als Gruppe zu nennen.

Henry van de Velde, der wie gesagt als Maler Neoimpressionist war, aber dann der Schöpfer ganz neuer Ideen im Kunstgewerbe wurde, siedelte im Jahre 1898 nach Deutschland über und entwickelte hier eine ungemein fruchtbare Tätigkeit. Ich wurde eng mit ihm befreundet und suchte seinen Ideen in weiten Kreisen Geltung zu verschaffen. Es bildete sich gewissermaßen eine Gemeinde seiner Anhänger und Verehrer, und Weimar, sein neuer Wohnsitz, wurde zum Mekka vieler Künstler und Kunstfreunde, die hier neue Anregungen empfingen. Aber das böse Beispiel des offiziellen Berlins hatte leider auch auf das offizielle Weimar abgefärbt. Man machte van de Velde das Leben schwer, und der Krieg und seine Folgen boten willkommene Gelegenheit, den um Deutschland hochverdienten großen Künstler in die Verbannung zu schicken.

Der Neoimpressionismus hat die Grundlagen geschaffen, auf denen sich ein neues Stilgebäude erheben kann. Ich selbst bin meiner Aufgabe, den Neoimpressionismus bis zu seinen äußersten Möglichkeiten zu entwickeln, treu geblieben, denn das Wesen des farbigen Lichtes künstlerisch zu durchforschen und in Bildern festzulegen scheint mir eine Aufgabe, die ein Menschenleben ausfüllen kann.

Die Ergebnisse meiner Studien habe ich außerdem versucht, in Worte zu fassen, und habe sie in einem kleinen Buche: „Der Kampf um den Stil" niedergelegt.

Der Neoimpressionismus schreckte viele seiner Anhänger durch die großen Schwierigkeiten, die es zu überwinden gab, zurück. Sie begnügten sich entweder mit leichten Kompromissen oder verwerteten die neuen Erkenntnisse zur Entwicklung wieder neuer Ideen, in deren Bahnen sich nunmehr die Malerei bewegte. Der Expressionismus reifte heran, übernahm die Führung und hat sie mit seinen vielen Verzweigungen bis heute behalten. Er übernahm es, an Problemen weiterzuarbeiten, die der Neoimpressionismus nicht mitlösen konnte. Als Ganzes betrachtet kann man wohl sagen, daß der Wunsch, zu einer vollkommeneren künstlerischen Synthese zu gelangen, das Hauptziel der modernen Kunst blieb, aber welchen Künstlernamen soll man nennen, der diesem hohen Ziele in seinen Werken bisher am nächsten gekommen ist? Für mich bleibt der Name van Gogh der Stern, der alle anderen überstrahlt, an dem aber auch der menschliche Teil des Künstlertums als Schicksal seine tragische Erfüllung gefunden hat. Er wird wie Dürer und Rembrandt ganze Jahrhunderte germanischen Kunstgeistes in seinen Werken einzigartig repräsentieren. In ihm verkörpert sich das Wesen des Schöpferischen im Menschen bis zu der Grenze, die Menschen gesetzt ist, und man wird seine Werke nicht mehr Bilder nennen können, sondern Dokumente der Natur, die durch den Stempel seines Geistes Ewigkeitswert erlangt haben.

Bis zum Kriege lebte die sorglose Menschheit in Illusionen. Sie hatte hohe, ernste Ziele, zugleich aber auch Freude an einer harmlosen Lebensauffassung und vor allem am Genuß. Das Leben selbst war ihr ein schönes Märchen, das durch die Kunst verherrlicht wurde. Der Weltkrieg hat all diese hohle Pracht zerschlagen, und der Kunstkrieg ist im Begriff, den Sinn alles dessen, was wir bisher Kunst nannten, zu zertrümmern und durch neue Gebilde zu ersetzen, die vorläufig die Welt mehr erschrecken als befriedigen und erfreuen. So viel ist sicher: die neue Kunst ringt um die Erkennung, Läuterung und Deutung des Begriffes „Schönheit", und die neue Weltanschauung, die sie heraufführen will, soll von dieser neuen Schönheit erfüllt sein, eine Vorstellung, vor der sich der Laie und Philister entsetzt.

Der Name der letzten Kunstrichtung scheint mir zutreffend. Sie nennt sich Konstruktivismus, d. h. sie will aus der Verwendung rein konstruktiver Elemente mit Hilfe der Farbe künstlerische Einheiten schaffen, die mit der bisherigen Vorstellung von dem, was Malerei ist, so gut wie nichts mehr gemein haben. Der letzte Sinn dieser Kunstäußerungen und ihr Gesamtproblem ist das Finden und Herstellen eines unbedingten Gleichgewichtes von Formen und Farben, die nicht mehr an Naturobjekte gebunden sind. Die Kunst nähert sich damit immer mehr dem Geiste der Mathematik und Philosophie und stellt sich neben den ästhetischen ganz neue schöpferische Aufgaben.

Ein erkennbares Ziel im Sinne der Befriedigung eines größeren Publikums sehe ich in diesen heißen Bemühungen noch nicht, aber jedenfalls gehen sie parallel mit denen der jüngsten Politik, die ja auch aus der Ableugnung aller bisherigen menschlichen Einrichtungen den Willen geboren hat, ganz neue Staatsformen zu finden und sie wie eine neu konstruierte Maschine gebrauchsfer-

Digitized by Google

tig hinzustellen. Charakteristisch ist, daß alle diese neuen Gedanken darauf hinauslaufen, weniger die Malerei zu befruchten und zu erneuern, als vielmehr alle bildenden Künste in der Architektur zu vereinigen und in dieser ganz neue Ausgangspunkte für die gesamte bildende Kunst zu finden, was in der Gründung des Bauhauses zu Weimar zu praktischen Versuchen geführt hat.

Für uns ältere Künstler und Kunstfreunde ist es sehr schwer, in allen diesen gärenden Ideen, deren Anfänge wir ja selbst heraufbeschworen haben, die Möglichkeit einer lebensfähigen Zukunft zu erkennen, aber eine gewisse Jugend ist der ewigen Kompromisse müde, kennt keine Gefahren mehr und will eine neue Zeit mit Gewalt erzwingen.

Wollte Gott, daß es bei einem kurzen Versuche bliebe, denn so sehr wir auch die Phantasie schweifen lassen, begehrenswert will uns diese Zukunft nicht erscheinen. Was naiv sein müßte, wird zu bewußtester Absicht; der lebendige Rhythmus der Entwicklung ist unterbunden.

Die Kunst mühe sich noch so sehr, ein rein im Geiste wurzelndes Dasein zu führen, letzten Endes kommen wir doch immer wieder zu der Einsicht, daß auch der Geist an die Natur gebunden ist, und daß der Geist vom Körper getrennt nicht leben kann. Wenn wir gestalten wollen, so muß die Natur die Baustoffe dazu liefern, und zwar dergestalt, daß nicht nur der Geist, sondern auch die Sinne ihre Befriedigung dabei finden. Schon sind auch wieder junge Künstler am Werke, mit dem sinnlichen Auge ganz neue Eroberungen für die Kunst zu machen, man störe und lähme sie nicht durch vorschnelle Kritik und Namensnennung.

Aber wenn sie den alten Weckruf Rousseaus: „Zurück zur Natur" erst ernsthaft ertönen lassen, so schließe ich mich als alter Kämpe mit Begeisterung noch einmal ihnen an.

Die Magd. Von Hedwig Forstreuter

Sie küßte den Ring an seiner Hand.
„So muß ich von dannen gehn.
Eine junge Frau in Schleier und Band
Wird dir zur Seite stehn,
Am Herde werden die Funken sprühn
Um ihr erglühtes Gesicht,
Sie wird mit den Flammen selig blühn,
An mich denkt ihr beide nicht.

Deine Stirne so finster, als ich kam,
Und so finster war dein Haus,
Ich lächelte fort den bittren Gram
Und hellte die Winkel aus.
Nun leuchten Gesimse und Fensterbank
Von Blumen so hell und frisch,
Gebleichtes Leinen füllt deinen Schrank,
Eine Decke hüllt deinen Tisch.

Die guten Geister gehn aus und ein
Und segnen dir Brot und Ruh
Und weihen dir Predigt und Sonntagswein;
Doch die beste Weihe gibst du.
Ich stand so verzagt an deinem Tor,
Zwölf Monde rannen seither,
Du stießest das eiserne Schloß nicht vor,
Denn Waisenbitte wiegt schwer.

Zu jung, um allein in die Fremde zu gehn,
Von verratener Liebe matt,
Zu schwach, um im Felde Garben zu drehn,
Und zu heimatgebannt für die Stadt,
So kam ich in deine Einsamkeit,
Und sie wurde wie Sommerluft warm,
Und wir schafften und planten und schwiegen zu zweit,
Doch du hieltest mich nie im Arm.

Ich kniete im Garten und brach das Kraut,
Da wäre es fast geschehn,
Die Drosseln sangen so frühlingslaut,
Du bliebst in den Wegen stehn
Und riefst meinen Namen, in Sehnsucht, tief,
Wie er noch niemals erklang —
Ich kam und bebte, denn wer so rief,
Dem war wie vorm Sterben bang.

Wie sahst du mich an einen Herzschlag lang —
O Zauber, so heiß gespannt!
Dann riß es dich fort, und das Haustor klang,
Ich lauschte, von Scham verbrannt.
Die Drosseln sangen so frühlingslaut,
Und ihr Lied hat dich angeklagt . . .
Sie singen morgen für deine Braut —
Ich bin eine arme Magd.

Meine weichen Wangen küßtest du nicht
Und nicht meinen roten Mund,
Sahst nicht, wie die Zöpfe schwer und dicht
Mir niederfielen zum Grund.
Besonnte Schlangen in Gartenruh,
So lagen sie neben mir,
Und ich zog sie würgend am Halse zu
Und spielte, das tät' ich dir.

Und ich spielt' es so lang, bis das Grauen kam —
Deine Braut ist so jung und rein,
Und wenn ich bliebe, ich säte Gram
In euer Glück hinein — —"
Sie stürzte zu Boden und atmete schwer
Und lag, seinem Schlag bereit,
Doch er riß sie empor, und sie weinte nicht mehr
Und ging, schweigend, und ohne Geleit.

Digitized by Google

Afrika in Zechlin

Novelle von J. R. v. Loewenfeld

Mein Freund, der Pastor primarius Martin Seidel in Pritzwalk, pflegt seine Gäste nur bei gehobener Stimmung in das Labyrinth seiner Sammlungen zu führen. Er ist nämlich kein zünftiger Sammler — er handelt und empfindet dabei wie ein animistischer Heide, der in den Gegenständen heimliche Geistergewalten wirksam sieht, oder klingt das zu problematisch? Gut, dann sagen wir: Er sammelt wie ein seltsamer Poet. Wer davon nichts mitfühlt, den läßt er an seine Schränke nicht heran, und wenn seine Neugier auf dem Siedepunkte wäre. Sogar ich bin dem Pritzwalker manchmal verdächtig geworden.

Aber diesmal lag kein Mißtrauen in der Luft. Ich hatte dem alten Hagestolz und Einsiedlerkrebs ein Pfund echten Kaffees mitgebracht, kein kleines Geschenk in diesen gesegneten Zeiten, die leider nur die beglückenden Reden und das Papiergeld wohlfeiler gemacht haben. Martinus Seidel drehte sofort die Kaffeemühle, bereitete selbst sachkundig das duftende Getränk und schnupperte beglückt über Kanne und Tassen hinweg. Das Gebräu aber, das seine Wirtschafterin vorher auf den Tisch gesetzt hatte, schob er mit ehrlichem Schaudern beiseite: „Brrrr! Schlurcke für Murcke. Ich glaube, sie brüht am Ersten gleich für den ganzen Monat auf und wärmt dann jedesmal nur die Tagesration. Es lebe Java!“

Der Kaffee wirkte; denn zwanzig Minuten später standen wir vor Seidels Münzensammlung. Das erste Schubfach trug die große Überschrift „Lumpengesindel“. Der Pfarrer zog es heraus und sang in einem Tenor, der wunderbar zu seiner ausgefransten Gewandung paßte:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Ich mußte diese erbaulichen Verse aus dem Siebenjährigen Kriege die ganze Zeit erdulden, repetendo, solange Martin nicht erklärte, was aber zum Glück recht oft geschah.

„Schieber — alte Schieber. Zeitgemäß. Als ich sie zuerst mit den anderen Stücken zusammenlegte, rumorte es die ganze Nacht im Kasten — tatsächlich — am nächsten Morgen streckten alle redlichen Münzen verächtlich die Rückseite nach oben — tatsächlich. Schau sie dir nur an, diese Lumpenbagage. Hier die Kipper- und Wipperzeit. Da haben Alt- und Neustadt Brandenburg ganz munter mit Hilfe der beiden Schmiede Gebrüder Lindemann gewippt und Kupfer zu Silbermünzen geschlagen. Die rote Haut guckt höchst schamlos durch, aber das leichte Schleierkleid von Zinn mit Silberglanz tut doch auch möglichst seine Schuldigkeit. Und hier!

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Grüß Gott, ihr Rasselbande! Jaja, der alte Fritze mit seinen Helfern in der Geldnot: Ephraim Söhne, Moses Isaak und Daniel Itzig — er falschmünzt so ein bißchen für den bedrängten Staat und sie für ihre Prozente. Überall sind die Ringellöckchen unterwegs und vertreiben diese netten Ephraimiten. Nimm sie mal in die Hand — schön leicht — was? Sind bis in die feindlichen Kassen geflossen — überall Ringellöckchen und gestikulierende zehn Finger! Der große König in Not und Klein Ephraim in Seligkeit. — Was willst du nun sehen?“

„Die Angstmeier!“ las ich von einem anderen Schilde ab.

„Muß man verstehen, mein höchst unmündiger Freund — das redet nämlich nur für Kenner. — Naja — also ein Pröbchen! Dein Kaffee ist gut; darum muß ich wohl ... Was fehlt denn bei der Umschrift von diesem Taler des biederen Ernst August von Hannover? Was denn hier bei dem Mecklenburger Stück? Nur ein V. G. G., das heißt „Von Gottes Gnaden.' Beileibe kein Überzeugungswechsel, Kind, erscheint alles später nach alter Weise wieder. Aber schau, schau, wir lesen hier das böse Jahr 1848 auf dem Talerchen und darum, nur darum kein V. G. G. — doch schieben wir lieber das unerquickliche Fach zu. Es erfreut nicht und ist nicht einmal so putzig wie dort das freche Lumpengesindel. Fort damit!“

Da las ich das sonderbare Etikett: „Die großen Einsamen“ und zog ein drittes Schubfach heraus, in dem nur wenige, besonders sorgsam mit Seidenpapier umwickelte Münzen lagen. Eine größere Denkmünze fesselte sofort meine ganze Aufmerksamkeit, eine brandenburgische mit der Inschrift Coepta navigatio ad oras Guineae anno MDCLXXXI feliciter oder zu deutsch: Glücklicher Beginn der Schiffahrt nach der Guineaküste im Jahre 1681. Ich nahm sie sinnend in die Hand, und mein Blick begegnete den fragenden Augen des Pritzwalker Pastors.

„Selten, Martin?“

„Sehr selten.“

„Dachte ich mir. Großer Kurfürst — Guineaküste — Kolonialpläne — 1681. Was könnte diese Münze alles erzählen!“

Aber mein Freund Seidel schüttelte den Kopf: „Man ja nicht zu romantisch, Kindchen. Sie ist doch überhaupt nicht mit draußen gewesen, sondern nur für des alten Herren hiesigen Ruhm und Glanz geprägt worden. — Eins jedoch wüßte ich gar zu gern. Wahrhaftig!“

„Was denn?“

„Wie kommt diese schöne Denkmünze nach Zechlin in jenes kleine Häuschen der Wittstocker Straße, wo ich sie zufällig fand und für billiges Geld erhielt? Sieh, das Lumpengesindel drüben skandaliert mir fast zu toll im

Digitized by Google

Kasten, aber diese hehre Münze schweigt sich völlig aus."

„Das ist vornehmer Leute Art."

„Ach was — Dummzeug," knurrte der Sammler, „es ärgert mich aber."

Das Fach wurde hineingeschoben, daß es knallte — seine Stirn war gerunzelt, die vergnügte Laune verschwunden. Da tippte ich ihm leise auf die Schulter, und als er mich erstaunt anblickte, sagte ich — und doch ward es mir zugleich, als spräche eigentlich ein anderer: „Hier muß man Kenner sein, Freundchen. Wir werden diese ganze Historie morgen auf dem Papiere haben."

„Das soll mich doch wundern."

„Wunderte sich der Major nicht ebenfalls? Gleich nach vernommener Kunde wandte er sich an den dicken Priegnitzer Wirt und erklärte sehr ernsthaft: Was sotaner Bödeker ihm jüngst von fünfbeinigen, veilchenblauen Ziegen expliziert hat, deucht mir nicht halb so erstaunlich wie das factum, daß dieser Brave selbst endlich hier gelandet ist, und wenn meine ganze Hamburger Reise darob in Scherben ginge, sprechen muß ich ihn unbedingt."

„Hm," meinte Seidel nach einer Pause, „hm, hm! Höre mal, du hast vorhin wirklich nur alkoholfreien Kaffee getrunken. Ich betone das lediglich für den Fall, daß dich vielleicht eine gewisse Imagination narrt und du glaubst ..."

Wiederum tippte ich meinen besorgten Alten sänftiglich an und erwiderte: „Völlig einverstanden — völlig begreiflich, von deiner Seite aus angesehen; denn eine vorweggenommene Einzelheit wirkt bei solcher Historie immer wie ein Dach ohne Haus. Lassen wir darum den baß erstaunten Offizier gen Zechlin fahren, fahren wir selbst in der Nacht ebenso neugierig dahin und hören wir dann morgen alle Vorfälle nacheinander, die mit unserer Denkmünze mehr oder minder verbunden sind. Oben im Fremdenzimmer ist doch Lampe, Feder, Papier?"

„Ja."

Fortan sehr schweigsam und versonnen, nahm mein Pritzwalker Gastfreund zwei lange, schwarzweißrot betroddelte Pfeifen von der Wand, stopfte beide und reichte mir die größere. Blaue Nebelstreifen wiegten alsbald durch das Studierzimmer, um droben wie Ringe des Saturn den meerschaumfarbenen, verräucherten Moses des Michelangelo einzuschließen, der einsam auf seinem Bücherschranke thronte.

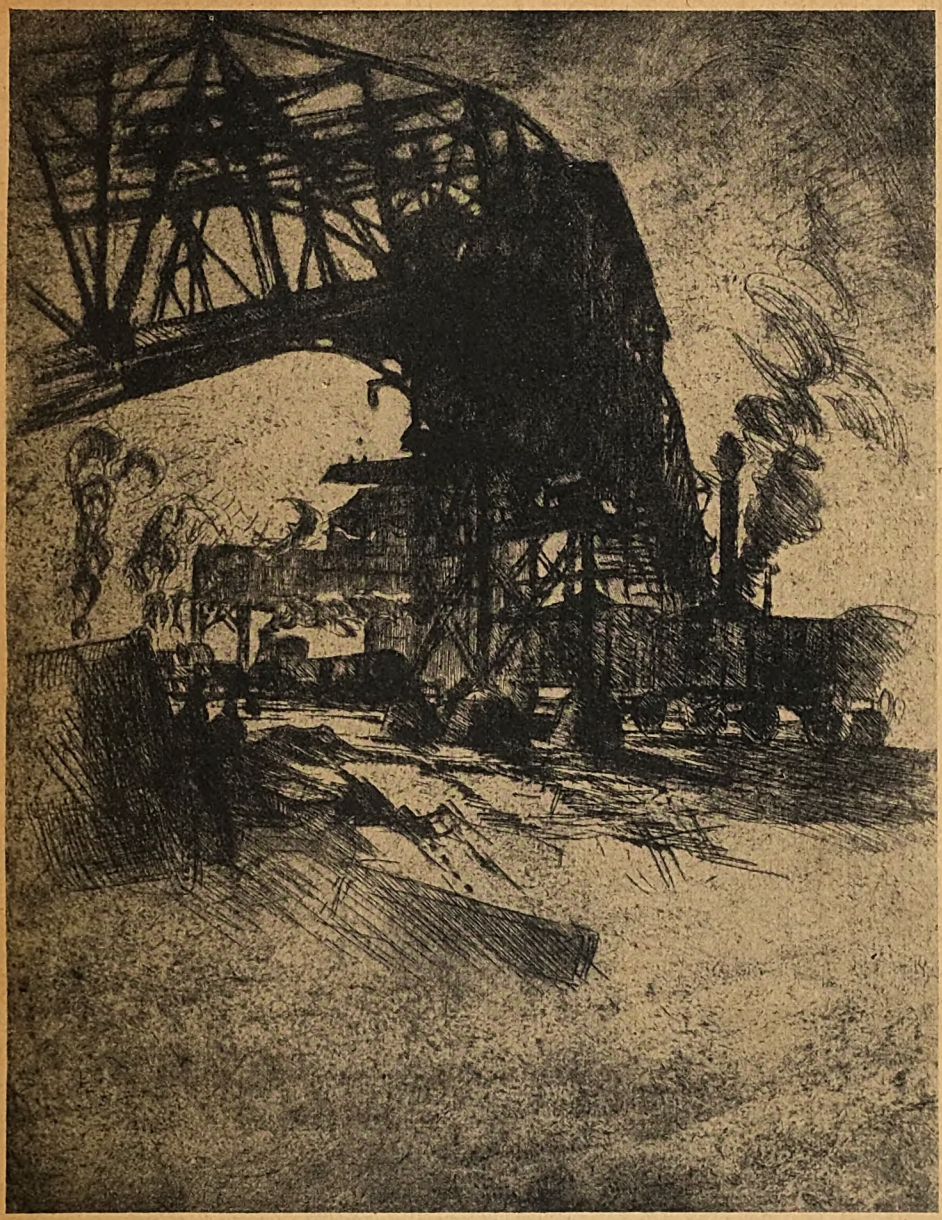
⁂ ⁂ ⁂

Der Wummsee bei Zechlin ist zumeist von feierlichem Ernste; aber heute hatte er beinahe etwas Kokettes, wie er seine feinen Wellenkämme spielen und dann weich gegen die Ufer schlagen ließ. Dabei glitzerte und sprühte es im Sonnenstrahle, und auch Schilf und Röhricht schimmerten hie und da im hellen Glast, als sei ihnen ein Geschmeide umgetan. Unbewölkt, tiefblau wölbte sich die Himmelskuppel, und die Wasser spiegelten dort, wo sie gerade kein Hauch streichelte, ihre heitere Klarheit zurück. Der Wummsee lachte heute geradezu ins Leben hinein. Es war so recht eigentlich ein Tag, Jacke und Weste abzustreifen und etwelche völlig sinnlosen Negertänze nach Weise der Matabele oder der wilden Massai zu versuchen, dazu ein blödsinnig u-reiches Gebrüll und endliches Radschlagen — alles aber nur, weil das unsinnig schöne Wetter dringend zu solch kindischer Seligkeit einlud.

Dem nüchternen Lebenssinne der Landeseinwohner lagen freilich solche negerhaften Wesensäußerungen um so weniger, als eigentlich nur das Epiphanienfest die sonderbare Welt der Mohren etwas in ihren Gesichtskreis rückte. Wir schreiben nämlich die ersten Jahre des 18. Säkulums, und der schwarze Erdteil mochte, wenn es nach dem Geschmack des Priegnitzers ging, ruhig noch weiter im Schatten bleiben, dafüro aber auf den Landkarten um so weißer als unerforschte Region erstrahlen. Auch in Zechlin hätte man Afrika ruhig Afrika sein lassen, ohne weiter darüber zu meditieren, wäre nicht Joachim Bödeker gewesen, der Afrikaner. Ihm gab die Schlosserwitwe Tiedemann Hausung und Kost. Dieser kränkliche Mann mit dem vergilbten Gesichte und dem stets hochgekrempelten Rockragen erinnerte in seiner Fremdartigkeit freilich auf Schritt und Tritt an den rätselhaften Erdteil und war doch, wie die Alten noch ganz genau zu sagen wußten, ein Lutterower Kind. — Bödeker stand am heutigen Festtage der Natur neben einer strichgeraden, schlanken Kiefer und schaute über den Wummsee. Von südlicher Tanzlust zeigte sich jedoch auch bei diesem Afrikaner nicht das mindeste — im Gegenteil, er blätterte mit seinen Nägeln die Borkenschuppen des Baumstammes ab, zerbiß einen Grashalm und spuckte das ausgekaute Ende möglichst weit von sich, ohne je, wie beabsichtigt, den Seespiegel zu treffen. Dann aber setzte sich Afrika mit hochgewinkelten Beinen auf eine Baumwurzel, wischte sich zwei Tränen aus den Wimpern und schimpfte leise: „O du Palmenaffe, du Kamel und großmäuliger Haifisch — es gibt Menschenkinder, die sind nun einmal zum Rabenfraß prädestiniert und können dafüro nicht das geringste. Und so bist du auch!" — Nach diesem wunderlichen Erguß schwieg Jochen Bödeker und vergrub sein gelbes Fiebergesicht in die Hände, seine Seele aber in Erinnerungen. — Erinnerungen. — Ja, was hatte nicht der Lutterower Anbauerssohn alles durchlebt, und wie bedeutsam war sein kleines Geschick mit etlichem der großen Weltgeschichte verbunden gewesen!

Wir kennen nach den Bildern des großen Velazquez die vornehme Leere auf dem Gesichte Philipp IV. — ja, der seltsam sachliche Meister hat den Prototyp eines erschöpften Geschlechtes so in allen Stadien seiner nichtssagenden Entwicklung konterfeit, daß man fast „genug" rufen möchte. Diese spanische Majestät, die sich bei aller Grandezza vor lee-

Digitized by Google



Meister der Graphik:
Seilbahn. Radierung von Paul Kottenkamp

Digitized by Google

ren Kassen sah, sprach sehr gelassen: „Io lo verré“ und nickte mit billigem Wohlwollen dem Kammerjunker von Ruck zu. Melchior von Ruck aber, der Schloßhauptmann zu Hornburg im Halberstädtschen, sollte endlich in Madrid die Zahlung jener lange fälligen, restlichen 1,5 Millionen Subventionstaler erwirken, die Brandenburg laut festem Vertrag zu fordern hatte. Steif war die Etikette am Manzanares. Sie schob den barbarisch ungestümen Dränger würdig und feierlich in sein bedeutungsloses kurbrandenburgisches Nichts zurück. — — „Io lo verré — ich werde zusehen!“ donnerte nun auch der zornige Große Kurfürst. Sechs Orlogschiffe einer jungen brandenburgischen Kriegsflotte furchten mit weiß umschäumtem Kiel die Wasser der Nordsee — voran der „Friedrich Wilhelm“, auf dem „Roten Löwen“ aber Jochen Bödeker als märkischer Fußsoldat und Mitstreiter. — Wohl flatterten bei Ostende die kastilischen Türme sehr stolz vom Maste des Carolus secundus und fünfzig Kanonen gähnten aus seinen Luken — doch der rote Adler besaß scharfe Fänge, und die würdigen Spanier bewegten sich mit allzuviel Gemessenheit. Das stolze Kriegsschiff erlag — sein alter Kommandant aber nahm mit dem weltüberlegenen Anstande eines kastilischen Kavaliers Geschick als Geschick. Unter schmerzlichem Lächeln versuchte der höfliche Señor sogar seinen zerschossenen, blutenden Arm zum Gruß in die Höhe zu bringen, als er die Planken des siegreichen „Friedrich Wilhelm“ betrat. — Seitdem hatte der märkische Ozeankämpfer noch manches Mal den schrillen Möwenschrei hinterm Heck vernommen, und der matte Windzug raunte ihm „Priegnitz, Lutterow, Zechlin, Plötzen — und Wummsee“ in die Ohren, während die Palmenwedel vom Ufer winkten oder man in das regellose Wirrwarr der Mangrowewurzeln an einem sumpfigen Delta sah.

Am Neujahrstage anno 1683 aber wurde auf dem Berge Manfro das brandenburgische Banner aufgezogen. Geschütze donnerten, und Trommeln wie Flöten erklangen über die Wasserflächen des Busens von Guinea. Dann aber erbaute „der tolle Groeben“ unter dem Schutze von zweiunddreißig Kanonen des „Churprinzen“ und zwölf des „Morian“ die Forteresse Groß-Friedrichsburg mit drei Curtinen und zwo Bastionen nach dem Lande, sowie einer geraden Brustwehr nebst Graben nach dem Atlantik zu. — Weit, weit ab lag heute die heiße Goldküste, weit ab auch jene Höllentage, die nur zu balde dem feierlichen actus folgten. — Das Fieber ... o Gott, das Fieber ... Wen's nicht dahinraffte, der schlich mit schlottrigen Knien umher oder legte sich taumelig in den Schatten — es war mit einem Male den Lebensfrohesten so ganz gleichgültig geworden, ob Leben oder Sterben ... Von Affen und Lianen, Palmen und Schlangen hat Joachim Bödeker einer erstaunten Priegnitz manches überreichlich aufgetischt, und die Balken bogen sich bei seinen Berichten. Aber über jenes trostlose Einerlei im Hexenringe der Seuche sprachen seine Lippen nie, geschweige davon, daß der todesmatte, fieberkranke Major von der Groeben einmal das Wort sagte: „Kerl, komme ich doch noch einmal lebendig zurück — deine Bravheit vergesse ich mein Lebtag nicht.“ — Wo weilte itzt wohl der tolle Herr Major? Ach na, was wird er noch von seinem Worte wissen wollen, da man eigentlich ja auch nichts weiter denn seine verdammte Schuldigkeit getan! Ist freilich dazumal ein bißchen sauer geworden — nun ja ... Unsereins hauset überdies in dem unauffindbaren Neste Zechlin und ist da soeben mit regelrechtem Reisigbesen aus dem Hausflure gejagt worden. — Dieses Reisigbesenschicksal Bödekers aber bleibet am Ende auch für sein jetziges Dasein viel wichtiger als Groß-Friedrichsburg oder gar jener Carolus secundus mit den fünfzig Feuerschlünden bei Ostende. — „O Gott!“ stöhnte der Afrikaner und schloß mit bitterem Lächeln die Augen.

„Bedenken und Unsicherheit wegen der Wahl des Mittels hat nur derjenige, welcher nicht die Kraft hat zu wollen,“ erklärt der energische Prinz Friedrich Carl von der Kunst des Strategen — Bedenken und Unsicherheit waren aber jener kampfeslustigen Persönlichkeit durchaus nicht eigen, die mit dem groben Kehraus wieder in den Gesichtskreis Jochen Bödekers trat. Sein Geist weilte bei der Witwe Luise Tiedemann geborenen Brand ebenso viele Stunden, als er Viertelstunden allen mehr weltgeschichtlichen Begebenheiten seines Lebens gewidmet hatte. Groß-Friedrichsburg erlag dem Besen einer Zechliner Amazone.

„Lise,“ hatte der Afrikaner strahlend gesagt, als ihm der Zufall die Witib sofort nach seiner Heimkehr entgegenführte, „ist das itzt aber ein fröhliches Zusammentreffen!“

Und weil sie verdutzt schwieg, fuhr er fort: „Na, du kennst mich wohl gar nicht mehr? Ich bin doch Jochen Bödeker.“

„O je — so was! — Also wirklich. Da hat dich aber dein Affika schön gelb angestrichen.“

Sie faßte seinen Ärmel und beäugte ihn mit einer schier beklemmenden Sorgfalt, als müßte sie ihn kaufen und bezahlen; dann meinte sie kopfschüttelnd: „Krähen sind in deinem Spitzbubenlande, scheint's, auch genug; denn Krähenfüße stehen dir überall um Mund und Augen. Und warum schauerst du denn immer so?“

„Weil ich etwas Sumpffieber habe.“

Mißbilligend stemmte die Schmiedsfrau ihre kräftigen Hände in die Hüften. „Auch das noch. Und wo willst du nun hin, Jochen?“

Fast ein wenig schamhaft kam nach einer Pause seine Antwort: „Lising, eigentlich wollte ich zu dir. Wer kennt mich denn sonst noch hier nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit? Übrigens zahle ich dir mein Kostgeld pünktlich.“

„Wirst grade viel zu zahlen haben, wo du so viel in der Welt herumgestrichen bist. Aber

Digitized by Google

kommen magst du meinetwegen, du Wandersmann aus Affika."

„Afrika," verbesserte er mit einem Gesicht, das an Zahnweh erinnerte.

„Naja," meinte sie kurz und blieb dann doch mit dem alten Trotz der Lise Brand bei ihrem mißgestalteten Schandnamen.

Es wurde dem Grübler am Wummsee immer klarer, daß in diesem verdammten „Affika" eigentlich schon der Keim des späteren Zerwürfnisses lag. Was war er ihr? Bestenfalls ein abenteuernder Glücksucher, jedenfalls kein im Schubfachsystem eines solid ehrbaren Zechliner Bürgerlebens unterzubringendes, klar umrissenes Etwas. Zwar lehnte sie ihren alten Jochen nicht ab, wohl aber fünfundzwanzig wichtige Jahre seines Lebens und pfiff hörbar auf die stolze Forteresse Groß-Friedrichsburg mit ihren drei Nebenwerken Accada, Taccrama und Taccarari.

„Hört man's nicht schon an solchen Namens? Das Ganze ist nur eine windige Geschichte gewesen. Darum sei zufrieden, nun wieder in unserm anständigen Zechlin zu sein, und laß dahinten, was wir nicht ändern können. Alt genug bist du mir drüben geworden."

Diese Feststellung ärgert allmählich auch das geduldigste Gemüt. Er begehrte auf: „Es handelt sich um volle fünfundzwanzig Jahre, Lise. Haben sie dich etwa verjüngt?"

Da war die Tiedemännin nun durchaus nicht verletzt, sondern wippte trotz aller Rundlichkeit höchst quick auf den Zehenspitzen und blickte ihn mit ihren lebhaften, braunen Augen ebenso herausfordernd an, wie es einst die bildhübsche, junge Dirne getan: „Mit mir passiert's, Jochen. Man hat eben viel erlebt, auch ohne in der Welt herumzulungern."

Und das stimmte. Donnerschock, sie hatte Arges durchgemacht! Was war aus Schmiedemeister Anton Tiedemann geworden, dem schmucken Räuber Zechliner Mädchenherzen, wider den Bödekers eifersüchtiger Haß einst so erfolglos Sturm lief? Ins Saufen war der Kerl geraten und mit dem Suff ins Prügeln, bis es erst blaugrüne Flecke und Geheul und schließlich einen sehr tapferen Entschluß bei seiner heimgesuchten Ehefrau gab. Als der Schlagewütige wieder einmal rot aufgedunsen in die Küche schwankte, hatte sie ihn kräftig an den Armen gepackt und mit vernehmlichem Krach auf den Stuhl gesetzt. Zwo klatschende Ohrfeigen aber inaugurierten hier wie das Donnern brandenburgischer Geschütze an der Guineaküste eine vollständige neue Ära. Von jetzt ab blieb Luise Tiedemann nämlich Herrin im Hause und strengte jeden Muskel an, diese Stellung zu behaupten, auch wenn das Wrack des Trunkenbolds einmal versuchte, Segel zu setzen und wie früher siegreich in See zu stechen. —

„Wenn man erst ins Handeln gekommen ist," bemerkt Prinz Friedrich Carl durchaus richtig, „findet man unterwegs eine Menge von Erleichterungen, die man nicht erwartet hatte." — Luise Tiedemann würde bei ihren Kämpfen diese Wahrheit nur bestätigen können; denn es war viel leichter gewesen, als sie anfangs gedacht, den Süffel kleinzukriegen; nur trank er leider im geheimen weiter, und da sie ihm Geld und Gelegenheit dafür entzog, ging er eines Tags auf und davon, Dieb und Einbrecher in seinem eigenen Hause. Nach zwo Wochen kam er völlig verstrolcht zurück und erhängte sich noch an demselben Abend im Keller.

Dies alles hatte die Witwe sehr nüchtern erzählt, während der Lutterower daneben auf dem Schemel saß und sich nicht genug verwundern konnte, wie trocken ihr Bericht herauskam.

„Mußte das sein?" fragte er, ohne aufzublicken. „Wie oft habe ich dich vor dem Windhunde gewarnt, Lising!"

„Damals war er noch ganz anders, Jochen, aber du haßtest ihn, weil du mich selbst haben wolltest. Das war die Geschichte."

Eine flüchtige Röte stieg ihr in die Wangen; doch sie sprach so siegesgewiß, der Topfdeckel klappte so laut, den sie in der Hand hatte, daß der Afrikaner beinahe verlegen abbrach. — Schade! Nachgeben war nicht so schnell ihre Sache. Als er aber ganz übereilt abzog, war sie recht enttäuscht und blickte beinahe traurig hinter ihm her, ohne daß er es gewahr wurde.

Kein Zweifel, Erlebnisse hatte Lise Tiedemann gemacht. Nur konnte man doch auch schließlich Jochen Bödekers aufregende Schicksale nicht als Pappenstiel werten, wie sie immer wollte. Es erboste ihn. Er schnitt jetzt bei seinen Schilderungen zu Hause ebenso auf, wie er's schon längst im Dorfkruge getan, um die Priegnitzer Esel zu äffen. Sie sagte gleichmütig „Naja" dazu. Von singenden, zweischwänzigen Affen erzählte er, die immer reihenweise wie die Puppen auf einem Aste hockten und so wunderherrlich flöteten, daß alle Nachtigallen der Priegnitz armselige Stümper dagegen wären. — „Naja," kam's zurück. — Er fing von einer langhaarigen, grasgrünen Riesenschlange an, die jedweden Morgen am Altar des Götzentempels einen strampelnden Negersäugling zum Fraße bekäme. Es ruckte und zuckte noch stundenlang im Leibe der träge Verdauenden. — Die Witfrau schaute kaum auf und klapperte nur etwas lauter mit den Löffeln im Spülwasser. Es war, um wahnsinnig zu werden, dieses völlig, aber völlig wirkungslose Vorbeireden, diese Gleichgültigkeit, wo es doch der ganzen Priegnitz gruselte. — Da — da fing er einmal, wie vom Satan gekitzelt, mit den schwarzen Negerweibern an— und da — flog er auch schon vor die Haustüre.

„Was? Heh? So heidnisch habt ihr's getrieben?"

Ihre Stimme schnappte vor Empörung über. Zuerst versuchte er eine begütigende Erklärung: denn er war ausnahmsweise bei der Wahrheit geblieben, aber da kam er schön an.

Digitized by Google

„Troll dich nach deinem Affika zurück, aushäusiger Kerl!“

Wiederumb dräute ihr Besen — die Türe krachte ins Schloß. Ein Bengel, der just mit seinem Kasten die Wittstocker Straße heraufbummelte, machte dem Ausgeschlossenen eine lange Nase, und Bödeker sauste wie von Erinnyen gejagt, ans einsame Gestade des Wummsees. Wahrlich, hohläugig und elend genug sah er aus, und trotz des schönen Wetters fror ihn ganz offenbar mitten im Sonnenschein. Dieses schöne Wetter aber war wohl auch im allmählichen Abziehen. Jedenfalls warf der Luftzug silbern gesprenkelte Streifen über die Wasserfläche, bald hier, bald da und stets in hin und her hetzender Unrast, und ein dreister Spatz schimpfte ganz auffässig, weil ihm immer wieder vom Winde die Kopffedern wie zu einem Mützchen hochgekämmt wurden. Drüben aber stieg Gewölk herauf, dunkles, bösartiges Gewölk.

⁂ ⁂ ⁂

Witwe Tiedemann geborene Brand wußte wohl, warum sie neulich dem alten Spielgefährten ohne Zögern ihr Heim geöffnet hatte. — Ach, wie lange lagen jene glücklicheren Jahre zurück, da der Lutterower den schüchternen Versuch gemacht, die energische kleine Hand des Zechliner Mädchens zu gewinnen, und doch nicht zum Ziele gelangte, so sparsam und treu er auch war. Damals verdrehte Meister Anton mit seiner kecken Art allen Mädchen den Kopf, und Lischen Brand „brannte“ lichterloh. Aber sie vergaß den tieftraurigen Ausdruck nicht, mit dem der Abgewiesene zuletzt am Zaun Abschied nahm. „Ach Liſing!“ flüsterte er nur mit halberstickter Stimme und ging. Damals blitzte die Erkenntnis in ihrer Seele auf: „Mit dem da wärest du wirklich glücklich geworden“ — es blitzte auf, und dann kam wieder das Leben, Glückwünsche und Aussteuer, und Jochen Bödeker war spurlos verschwunden.

Aus dem leuchtenden Vollmonde ihrer Ehe wurde Neumond, Anton Tiedemann starb endlich, und nach fünfundzwanzig langen Jahren tauchte der alte Liebhaber urplötzlich wieder auf. Das hatten sich ihre Träume manchmal ausgemalt, nur viel stattlicher; aber nun kam er ausgedörrt wie eine Apfelscheibe auf der Darre und wurde sein verfluchtes Affenland, sein „Affika“ nicht los. Naja — wer hat nicht schließlich irgendwo einen kleinen Strich? Nur diese schwarzen Frauensleute — da verstand sie keinen Spaß. War er Gevatter Liederlich geworden, dann Schluß. Sie hatte an ihrem Anton gerade genug gehabt.

Entschlossen wie stets war ihr Handeln, und ärgerlich blieb sie doch. Das erfuhr zuerst ihr Allerweltsköter Rupps. Der Edelhund steckte gerade schnuppernd seine Schnauze in eine leere Eierschale des Holzkastens, als er auch schon laut aufheulend dem Beispiele Afrikas ins Freie folgte. Seiner literarischen Bildung, seiner diplomatischen Biegsamkeit traute Kater Murrke größere Erfolge zu, aber diesmal endeten seine Schmeicheleien damit, daß auch er, den steifen Schwanz henkelartig sperrend, mit Shakespeares Ariel rief: „Ich trink' im Flug die Luft.“ — Eine Weile sahen sich die Hausgenossen in philosophischer Nachdenklichkeit an, gingen dann aber dazu über, ihre mitgenommenen Gliedmaßen zu belecken.

In der Küche der Schmiedsfrau jedoch setzte es eine wahre Sintflut, in deren Wassermassen sich der Witwe Leidenschaft schrubbend und scheuernd austoben wollte. Und dennoch! Die Gedanken nahmen einfach ihre Röcke hoch und wanderten neben dem planschenden Weibe einher. — Ha! Also ein halb Dutzend Frauenspersonen sollte dort jeder am Finger haben, und außer der kümmerlichen Vermummung ihres Lendenschurzes liefen sie eigentlich ganz bloß herum. Schamlos! — Viele Männer brachten es gar auf ein volles, ganzes Dutzend. So! Immer besser! — — Anfangs war die ehrliche Zechlinerin nur persönlich gekränkt gewesen, jetzt fing sie jedoch an, die Lage afrikanischen Familienglücks in einer Weise auszumalen, an der sich Jochen Bödeker mit Recht völlig unschuldig gefühlt hätte. Man denke: Zwölf Weiber, ein Mann — man denke ebenso an die massenhafte, schwarzweiß getüpfelte Kinderbrut, die da allenthalben zwischen den Beinen der Fußgänger herumkribbeln mußte. Einfach schauderhaft. — Hatte nicht der ernsthafte Kurfürst Johann Georg Ökonomus schon von drei christlichen Ehen nacheinander dreiundzwanzig Kinder gehabt? Aber in „Affika“ nahmen sie zwölf Weiber gleichzeitig — na, eine schöne Obrigkeit! Da kannte gewiß der Vater sein eigen Geblüte nicht mehr richtig, bis ihn irgend solch Knabe ganz überraschend mit „Papa“ anrief. — Und so etwas mußte Bödeker, ausgerechnet Jochen Bödeker schadenfroh erzählen, obgleich es doch weit über den betrunkenen Anton Tiedemann hinausging. Bums, stieß der erboste Schrubber gegen die Holzleiste an der Wand.

Währenddessen warteten Rupps und Kater Murrke mißvergnügt. Das struppige Hundevieh versuchte möglichst viel von seiner feuchten Schnauze durch die Spalte zwischen Tür und Schwelle zu zwängen und mit äußerst kräftigen, abgerissenen Stößen in den Hausflur hineinzuschnobern. Als es dann noch jaulend kratzte, öffnete sich die Pforte, aber nicht zum lieblichen Empfang. Murrke sah dem abgeblitzten Genossen und seinen Pöbelmanieren mit der weisen Überlegenheit eines höher organisierten Geistes zu. Er war sich längst darüber klar, daß nur unvorhergesehene Hilfe, ein deus ex machina ihre Lage verbessern könnte. Wartend starrten beide Quadrupeden auf den Hauseingang an der Wittstocker Straße.

Der deus ex machina, so sehr er wider alle dramatische Regel verstößt, kam aber wirklich.

Während etwas schleppenden Ganges eine leicht gebückte Gestalt die Straße herunter schritt, lief der eifrige Diener voraus, und die

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Zechliner Gassenjugend wies ihm hilfsbereit die Klinke der Witwe Tiedemann.

„Ist es wirklich hier? Welch ein Hundeloch!"

„Da wohnt er aber!"

Herrisch und durchaus nicht bittend klopfte der Bediente an und machte auf die überraschte Frau in seiner Lakaienpracht solchen Eindruck, daß sie ganz den dreisten Kater übersah, der sich mit ihm zugleich ins Haus stahl. Nach dem Losament Joachim Bödekers frug der Mann in der gestickten Livrei, und die Witib antwortete ohne weiteres Überlegen: „Ja, Herr, er wohnt bei mir!" worauf jener imposante Halbgott sofort den hochedelgeborenen Herrn Otto Friedrich von der Groeben anmeldete, um dann wie eine glänzende Sternschnuppe wieder zu verschwinden. Lise Tiedemann schaute ihm ob seiner gewandten, sicheren Fixigkeit entgeistert nach und erwartete auf solchen festlichen Prolog ein ganz besonderes Schauspiel — aber wie wurde sie enttäuscht! Was danach mit müde herunterhängenden Lidern, quittegelber Haut und fröstelndem Sicheinwickeln vor ihr stand, war — „Affika". Besser gekleidet als Bödeker, eine Sprosse höher auf der Leiter und doch dieselbe Schachtel. Mochte der Ankömmling Nil, Karmel und die Goldküste gesehen haben, ihr blieb er „Affika".

„E permesso?" frug Groeben nach einer Stuhllehne greifend und verbesserte sich, als er das mißtrauische Frauengesicht bemerkte: „Ich kann mich wohl hinsetzen?"

Törichte Frage! Die Witwe schwieg.

„Hum! Na! Höre Sie, Tiedemännin — ich wollte meinen alten afrikanischen Waffengefährten Bödeker sprechen, und der soll bei Ihr hausen. Rufe Sie ihn also herbei!"

Lise Tiedemann schüttelte den Kopf.

„Was ist denn? Will Sie etwa nicht?"

„Wat dem einen sin Ul, is dem annern sin Nachtijall. Euren Jochen müßt Ihr Euch am Plötzen-, Wumm- oder Zootzensee suchen; denn ich habe ihn vorhin aus dem Hause gejagt; das ruchlose Teufelsland brachte Bödeker um jede Reputation und Ehrbarkeit."

Es war ein unbeschreiblicher Blick, der nach solcher Erklärung die dicke Frau musterte, dann fielen die Mundwinkel des ostpreußischen Majors nach unten, und während er mißfällig mit den Fingern trommelte, stieg ein Seufzer empor: „Hum. Was gibt's doch für hirnlose Menschenkinder!"

„Stimmt," bestätigte die Schmiedemeisterin.

Wenn Groeben am Urteil der Anwesenden nicht das mindeste lag, pflegten seine Gedanken oft spazieren zu gehen. So fiel ihm jetzo der größte Urwaldroder Deutschlands, Kurfürst Friedrich Wilhelm ein. Wie oft hatte sich dessen Buschmesser durchs Gestrüpp Bahn hauen müssen! Immer unverstanden — unverstanden bei seinen Flottenplänen, unverstanden in seinen Kolonialgründungen, obwohl sie in Pillau oder Kolberg recht gern ausländischen Tobak und Tee nahmen. Stets das gleiche Lied beim Krämer wie beim Adel. Was besagte es, wenn im Dickicht auch noch so'ne kleine widerspenstige Zechliner Ranke dazwischen war? — Aber Respekt mußte diese Gans lernen.

Der schweigende Gast ward dem Frauenzimmer immer mehr zu einem unheimlichen Rätsel. Nur um so stärker wirkte der Gegensatz, als er urplötzlich die Augen aufschlug und sie mit einer Löwenstimme anbrüllte: „Ich habe Ihr etwas zu explizieren, was Sie sich um Ihrer selbst willen hinter die Löffel schreiben mag, oder der hiesige Herr Amtmann wird noch mit dem Obrigkeitsbüttel gebührend nachhelfen. Als Bödeker gen Afrika fuhr, war er unter meinem Befehl, und mich, den Major von der Groeben, sandte unser allergnädigster Kurfürst. Will Sie die Affäre ein Narrenstück und Ihren Landesherrn einen Narren schelten, so antworte Sie bündig. Dann wird man es an tatkräftiger Belehrung nicht mangeln lassen. Aber auf den Wackersten der Wackeren, der mit einer Treue ohnegleichen seinem Kurfürsten gedient hat, soll Ihr loser Schnabel nicht mehr loshacken. Was will Sie also?"

Die Witwe Tiedemann wagte nur noch ganz scheu zu dem rauhen Sprecher hinaufzuäugen, der diesen Teil seiner Rede mit den Sätzen beschloß: „Stumm bleibt Sie? Ergel, wir sind einig. Un birbone maledetto, ein Sau- und Haderlump, wer sonst noch in Zechlin an den Mesuren unseres Großen Kurfürsten zu deuteln wagt!"

Krach! schlug die Faust auf den Tisch.

„Höre Sie den zweiten Punkt! Es war in der brandenburgischen Forteresse Groß-Friedrichsburg. Wir alle, auch ich, lagen fieberkrank. Die einen tobten im delirio, die andern dachten, wollten, hofften nichts mehr denn sterben. Wen's aber traf, den scharrten die Mohren ohn' Federlesen in die nächste Grube, ohne daß einer der kraftlosen Genossen den Weg zum Grabe mitmachte. Nur e i n Mann war schwankend, zitternd, aber doch immerdar gehorsam zur Stelle— e i n Mann wurde der stumpfen Truppe noch immer zum Gewissen. Antworte Sie mir auf der Stelle, Weib: Wer war das?"

„Ich weiß nicht."

„Weiß nicht? Weiß nicht?" tobte der Ostpreuße und schleuderte einen Schemel gegen die Wand, daß der Kalk über die nächsten Bretter der Diele stäubte. „In Dreiteufels Namen, ich bin kein desparater Mäuserich in den Krallen Ihres Katzenbiestes, sondern der Major von der Groeben. Will Sie mir gefälligst Rede stehn, wer der Getreue war? Heh?"

„Jochen Bödeker, Herr!" rief die Erschütterte schnell.

Kopfnickend, mit etwas abschwellender Kraft fuhr der unheimliche Erzähler fort: „Certissime. Als sich nun balde danach feindliche Negerhaufen versammelten, um, von den Holländern angestachelt, unsere kleine Feste zu überrumpeln und die paar todes-

Digitized by Google

matten Märker darin zu massakrieren, rief ich sofort alle Schwarzen auf, die uns noch ergeben waren. Aber was sollten sie denn tun, wenn ihre weißen Herrn versagten? Da hätte man ebenso gut einer Herde Pferde unsere Protektion anvertrauen können. Draußen an der Küste jedoch kreuzte, die brandenburgische Flagge am Maste, unser superbes Kriegsschiff, der ‚Churprinz'. Das kam, der furchtbaren Seuche wegen, immer nur zögernd in unsere Nähe, und gerade in der höchsten Gefahr antwortete es auf kein Zeichen, kein Signal, keinen Böllerschuß der Desperation. War es taub und blind oder stellte es sich nur so? Da haben manche Männer in ihrer siechen Unmacht gleichwie Kinder gewimmert; ich selbst aber taumelte erschöpft von Flaggenhissen und Winken gegen eine glutheiße Mauer und ballte ratlos die Fäuste. Also das unser Los? Todesmartern unter den wilden Händen blutdürstiger Heiden, ein Schlachtopfer zur rohen Quälerei. Verloren — hat Sie das Wort einmal in die Ohren gellen hören? Beim Satan, es klinget schaurig genug, sage ich Ihr. Am gleichen Tage jedoch ruderte und segelte ganz heimlich ein treuer, fieberkranker Mensch allein den stundenlangen Weg zu unserm ‚Churprinz' und rapportierte dort dem Commodore Matthäus de Voß unsere Lage. Na, wer war wohl der Mann?"

„Jochen Bödeker," kam die Antwort, diesmal bereitwillig und fast stolz.

„Sie hat recht. Mein prächtiger Bödeker. Daß er dann seinen Mann stand, als die heulende Meute wirklich anstürmte, daß er sein canon abfeuerte, solange er stehen konnte, und der ‚Churprinz' gar fröhlich darein kartätschte — Sie mag sich's selbst ausdenken, Weib, meine ich. Kurz, die Wilden gaben Hasenpanier, und Groß-Friedrichsburg war salvieret. Und doch hatte sotaner Unteroffizier Bödeker nur *eine* Sehnsucht — nicht nach Gold oder Ehren — nein, auf den Zechliner Treppen wünschte er nach allem Elende noch einmal stehen zu dürfen, der gute Kerl. Aber kaum weilt nun die arme Menschenseele wirklich in der Priegnitz, so findet natürlich irgendeine Löffelgans, die noch nicht über den nächsten Zaun geflogen ist, einen Prätext, über diesen kreuzbraven Mann losschnattern zu können. — O Herrgott, wie groß ist dein Tierreich."

Des Majors von der Groeben müde Lider fielen wieder ziemlich tief über die Augäpfel herab. Er schwieg, und die Witwe starrte beklommen in ihren Schoß, weil ihre Gedanken wie mit Hornruf und Trommelschlag alarmiert waren. Der Verstand aber stand zusammengeduckt vor dem Prosoß des Gewissens und war doch so herrisch bisher einherstolziert. Wollte sie den Furchtsamen retten? Etwas zaghaften Tones wagte die Besenfechterin den Einwurf: „Aber wie viele schwarze Weiber hat Bödeker gehabt, und was ist es mit seinem getüpfelten Kinderhaufen?"

Da überkam Groeben eine solche laute Lache, daß des Verstandes Spießrutenschicksal entschieden war: „Getüpfelte Kinder? Schwarzweiß punktierte vielleicht? Das ist ja der köstlichste Jokus, so in Zechlin seit einigen saecula traktieret worden. O Weib, Weib! Was focht's denn meinen biederen Bödeker an, ob die Schwarzen ein paar mehr von ihren garstigen Negerdrachen ehelichten oder nicht? Der kümmerte sich wahrhaftig um andre Dinge. Als er im stärksten Fieber lag, schien er mir irgendeinem falschen Liebhaber seines alten Zechliner Schatzes an die Kehle zu wollen, und da ich ihn vor meiner Abfahrt einlud, mit heimzukommen, blieb er lieber draußen beim Kapitän Blonck, meinem Nachfolger, zurück. ‚Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, sie am Arme dieses Taugenichts zu sehn,' sagte er ganz kläglich. Und just *der* Fuchs soll drüben von den essigsauren Trauben genaschet haben? Seid Ihr in Zechlin eigentlich alle so auf den Kopf gefallen?"

„Nein," flüsterte die Schuldbewußte, „aber *ich* bin sehr dumm gewesen — sündhaft dumm."

Auf solch ehrliche Selbstanklage blickte ihr der Ostpreuße überrascht in die Augen. Helle Tränen rollten der Witfrau über die Wangen. Da brauchte man wohl nicht langen Ratens, um den Eifersuchtsbesen und das Schluchzen der Reue zur richtigen Rätsellösung zu vereinigen. — Von Groebens Antlitz war jeder verächtliche Zug gewichen. Es scholl sehr milde, als er fortfuhr: „Lasse Sie nur itzt vom Weinen ab; denn es wird ja wohl noch alles, deo volente, gut werden. Passe Sie lieber genau auf, was ich Ihr nun mitteile. Vom Zechliner Amtshof schicke ich am heutigen Abend spät noch einmal zu Ihr, um zu hören, ob mein ehrlicher Bödeker den Weg hierher zurückgefunden hat. Bis dahin bleiben dieser Beutel mit dreißig Talern und diese Medaille, die mir noch der höchstselige Herr in persona auf meine relation hin einhändigte, bei Ihr liegen. Sie wird mit solchen kostbaren Zeichen fürstlicher Gewogenheit seine treue Seele zum Jubilieren stimmen, wenn er zurückkommt. Und ich hege die espérance, er wird heimkehren."

Als Otto Friedrich von der Groeben ging, fauchte der Sturmwind durch die geöffnete Türe, und Rupps flitzte in scheuer Flucht vor den ersten schweren Tropfen unter die Ofenbank.

Zwei der Ausgewiesenen waren also wieder an Ort und Stelle. Aber Jochen Bödeker?

Der Regen trommelte gegen Ziegel und Scheiben. In starkem Gefälle schoß es über die Straße. Er kam nicht. — — Mühsam drang das Abendläuten durch den schweren Wasserschleier herüber, und die Witwe faltete bei der Betglocke ihre Hände. Sie sprach mit besonderer Andacht und unter vielem Seufzen Luthers Abendsegen. Dann horchte sie wieder. Er kam nicht. — — Irgendein Vogel schlug gegen die Türe, da glaubte sie erst, er wäre es, und hörte danach doch

Digitized by Google

nur immer Regen — Regen ohne Ende. Er kam nicht. — — Endlich klinkte ganz leise die Türe auf. Wie ein Dieb huschte es herein und schlich über die Holzstufen, um droben in der Kammer zu verschwinden. — Bödeker, Jochen Bödeker!

Wo war denn aber nun die Wärmkruke? Wo hingen die Decken am Ofen? Wo surrte der Kessel mit dem heißen Tee? — Die aufgeregte Frau tappte wie durch Nebel, weil ihr die Tränen gerührten Dankes das Gesicht trübten. Er war da, ach, er war da!

Als sie dann endlich nach oben kam, zog der Afrikaner seinen zähneklappernden Kopf unter die Decke, beinahe wie ein Kind, das den schwarzen Mann fürchtet. Es dauerte an, bis er sich seine Zehen an der heißen Kruke verbrannt hatte und eine bebende Stimme beim klirrenden Umherrühren des Löffels sagte: „Ach Jochen, du mußt mir nicht mehr böse sein. Ach lieber Jochen, trink doch nur, solange es heiß ist, sonst wirst du mir ja krank, und es soll doch noch alles gut werden, hat der gnädige Herr aus Afrika gesagt."

Afrika! Dieser unverstümmelte Name zeigte besser als alles andere, was die Stunde geschlagen. Aufatmend streckte er sein Haupt wieder hervor. — — Die Dinge hatten sich in der Wohnung der Schlosserwitwe gewandelt. Während draußen ein Unwetter den lustigsten Sommertag ablöste, meinte der geborgene Afrikaner, noch nie in seinem Leben solch fröhlichen Sonnenschein erlebt zu haben wie jetzt. In einer Hochflut kam das Glück, nach dem er so manchesmal verlangend vom Hecke des „Roten Löwen" ausgeschaut hatte. Bödeker betastete selig die funkelnagelneu schimmernde Denkmünze seines verstorbenen Landesvaters mit der rätselhaften Umschrift: Coepta navigatio ad oras Guineae anno MDCLXXXI feliciter.

„Er hat's dem Major selbst für mich eingehändigt. Denk dir, denk dir! Lising, der hohe Herr war es selbst."

Sie ließ noch lieber die dreißig Taler im Sacke tanzen; dann aber setzte sie sich wieder an sein Bett, griff nach seinen mageren Händen und erklärte: „Jochen, ich glaube dir jetzt alles — die flötenden Affenbiester und die greuliche Säuglingsschlange und die schamlosen Mohrenweiber, die gleich im halben Dutzend geheiratet werden."

Nun wurde er aber ein klein wenig schuldbewußt: „Ach Lising, beim Erzählen haut man doch mal etwas über die Schnur, und gerade die singenden Affen — ja — sieh — ja, sie brüllen eigentlich so schröcklich, daß man ihnen am liebsten den Kragen umdrehen möchte."

Schluchzend tätschelte sie seine Hand: „Vielleicht fleutjen sie aber doch einmal. Wer kann's wissen?" —„Heute würden sie sicherlich flöten. Ach Lising, Schatz — Lising, meinst du denn nicht? ..." — Und sie meinte und hing an seinem Halse.

Meine Erzählung war zu Ende. — Der alte Pritzwalker Pastor aber sah vor sich nieder und sagte eine geraume Zeit gar nichts; dann schaute er mich mit einem prüfenden Blicke an, der hinter irgendein Rätsel kommen wollte.

„Also Bödeker — hm! Bödeker und Luise — alles stimmt."

„Wieso stimmt es? Was stimmt?" frug ich mit einem Gesicht, das die Unschuld in Reinkultur darstellte.

„Je nun, der Grabstein stimmt, was denn sonst? Ein merkwürdig beredter Grabstein des Jahres 1718 steht an der Außenwand hiesiger Kirche und lautet auf den Namen der Luise Bödeker geborenen Brand. Der Tiedemann ist weggelassen — verdientermaßen. Wir haben den Stein hochgerichtet, damit seine Lettern nicht noch völlig ausgetreten würden. — Hm, das wäre denn also deine reuige Amazone und Pritzwalk der Ort, da sie das Zeitliche gesegnet. Eine hohe Ehre für uns! Aber, im Vertrauen, warum konnte der Afrikaner, kränklich, wie er nun doch einmal war, nicht vor ihr die große Reise antreten? Seine Grabplatte würde mich beträchtlich mehr interessiert haben. Nun hat sie auch da wieder den Rahm abgeschöpft und ihr redseliges, dauerhaftes Epitaph, während nach seinem einsamen Sterben wahrscheinlich keine Menschenseele mehr einen roten Heller für sein Andenken ausgeben wollte."

„Wie? Was?" rief ich aufgeregt. „Die Grabtafel der Lise Brand findet sich bei euch in Pritzwalk?"

Martin Seidel guckte mich mit einem ganz widerwärtigen Lächeln an und nickte: „Wir besitzen sie allerdings. Verblüffend, nicht? Ungemein überraschend, nicht?"

Trotz dieser wirklich hämisch klingenden Fragen führte er mich aber doch vor den sonderbaren Stein. Leider hatte derselbe zweifellos mit als Fußboden des Gotteshauses gedient.

Harte Sohlen und Hacken vieler Geschlechter traten respektlos Haube, Stirn, Nase, Wangen und Lippen der matronenhaften Gestalt platt. Aber der Lobeshymnus des trauernden Gatten auf die Verblichene war so ehrlich und kräftig gewesen, daß ihn sogar die Trampelfüße und schurrenden Nägelschuhe einer groben Nachwelt nicht niederwetzen konnten.

Dieser Lobeshymnus lautete: „Sie hat wegen ihrer liebligen Tugent weyt herrlicher geleuchtet als die Sonnen, wegen ihrer sonderlich angenehmen Sittsamkeyt war sie dem zarten Geruch des Röseleyns gleich, wegen ihrer unbeflekkten Auffrichtigkeyt war sie vil weisser denn die Liljen und hat an eheliger Zärtlichkeyt noch die Turteltaube um ein Grosses übertroffen. Wem ein tugentsam Weib bescheeret ist, die ist vil edler denn die köstlichsten Perlen. Proverb XXI. V. 10."

Alter, rührender Jochen Bödeker! —

Digitized by Google

Englisches=Allzuenglisches

Von Rudolph Stratz

Ein paar Jahre vor dem Weltkrieg war ich mit meiner Frau in London zum Fünfuhr=Tee bei einer englischen Dame. Eine gemeinsame, deutsch=englische Bekannte hatte uns angemeldet. Am andern Morgen erkundigte sie sich telephonisch bei der Gastgeberin, wie der Nachmittag ausgefallen sei, und bekam die Antwort: „Meine Liebe! Ich war starr! Und meine Gäste (lauter Vollblut=Engländer) auch! Wir erwarteten Deutsche! Stattdessen kamen eine Lady und ein Gentleman herein — Menschen wie wir."

*

Vor dem Spielpalast in Monte=Carlo. Ein Gibsongirl zu einer britischen Miß: „Wer ist die Dame dort?" — „Das ist keine Dame! Das ist eine Deutsche!"

*

So sah uns der Engländer. Der Durchschnittsengländer. So wollte er uns sehen. Denn wir waren ihm in tiefster Seele verhaßt, seit wir ihm gefährlich schienen.

*

Ein Abend, vor zwanzig Jahren, im Roten Meer. Wir saßen auf Deck und fächelten uns Kühlung. Vor kurzem war hier die russische Flotte durchgedampft, gehängte Meuterer wie die reifen Pflaumen reihenweise an den Raaen, dem fernen Osten, dem Krieg wider Japan, dem Untergang bei Tsuschima entgegen. Ein anglo=indischer Gentleman, nachdenklich: „Weiser wäre es, die deutsche Flotte zu versenken." Darauf ich: „Glauben Sie nicht, daß wir ein gutes Teil der britischen Schiffe mit uns nehmen, und dann Amerika stärker ist als Großbritannien?" Er, freundlich: „Wohl! Wenn das nicht wäre, hätten wir euch schon lange untergetunkt!"

*

Dies „... Germaniam esse delendam ...' war seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, seit der wahnsinnigen Krüger=Depesche, allmählich ein eiserner Bestand aller Hirne im englischen Mutterland und in den Dominien geworden. Die Stimmung der Dominions haben wir nie genug beachtet. Jedesmal, wenn ich in Holland war, warnten mich die von den Sunda=Inseln heimkehrenden Mynheers: „Seid ihr denn krankzinnig, daß ihr, ohne Not und Nutzen, den Japs zum Krieg drillt? Der weiße Mann in Australien fühlt sich bedroht und haßt euch blutig!"

Staatskunst aus der Wilhelmstraße 76 (deutsches Reichspatent): Japan und Australien 1914 brüderlich Arm in Arm wider uns.

*

Wann mir zum erstenmal, an einer Kleinigkeit, der britische Deutschenhaß sozusagen als typische Erscheinung aufging? Es war auf einem deutschen Dampfer in fernem Meer. Neben unserer heiteren Gesellschaft am Kapitänstisch saß einsam und trübe abseits ein alter Engländer. Er tat uns leid. Wir holten ihn heran und setzten ihn zwischen uns. Wir sprachen sogar ihm zuliebe englisch. Am nächsten Mittag saß der Gentleman wieder verbissen als Solokrebs am Seitentisch. Er wolle nicht mit Deutschen zusammen sein, erklärte er. Dabei fuhr der Kerl auf einem deutschen Schiff ...

*

Das Unglück immer: wenn der Brite zu frech war, waren wir zu höflich! Ich saß einmal im Speisewagen des Mediterranee=Expreß zwischen Paris und Marseille an einem Tisch mit einem Deutschen und einem Briten. Im Gedeck war eine halbe Flasche Wein mitinbegriffen. Der junge Deutsche trank keinen Wein. Er schob dem jungen Engländer, der seine halbe Flasche geleert hatte und beim Kellner gegen Bezahlung eine zweite bestellte, freundlich seine Flasche zu. Eine Handbewegung eisiger, verächtlicher Abwehr, mit der der Gentleman ihm stumm die Flasche wieder hinrückte. Dem Deutschen, einem netten Menschen, waren, als der andere ohne Gruß ging, vor Zorn die Augen feucht. Der ganze schöne Reisetag war ihm verdorben. Ein Tropfen Gift mehr in das Meer des Völkerhasses.

*

Des Hasses? Der Brite verachtet im Grunde seines Herzens alle anderen Nationen. Aber den Deutschen begann er damals, mit dem Grimm einer Bulldogge, zu hassen. Er zeigte es den Deutschen — nicht dem, der mit dem Bädeker in der Hand in die Kirchen und Museen stürmte, sondern dem, der die Augen auf hatte — er zeigte es ihm auf Schritt und Tritt. In Biarritz, dem Pyrenäen=Seebad, führen ganz schmale Bürgersteige auf den krummen Gassen des Städtchens hinab zum haushohen Donner der Brandung des Atlantischen Ozeans. Ein mächtiger, breitschulteriger Engländer kam mir entgegen. Er hatte sich vorgenommen, unter keinen Umständen vor einem Deutschen auf den Fahrdamm zu weichen. Ich umgekehrt auch nicht. Wir blieben voreinander stehen. Wir sahen uns an. Wir machten stillschweigend halbrechts und halblinks und schoben uns langsam aneinander vorbei. Es geschah nichts. Aber es war „dicke Luft".

*

In der algerischen Mode=Oase Biskra, in dem eleganten Royal=Hotel, hatten die deutschfeindlichen Britinnen folgenden Kniff ausgeheckt. Die breite, zum Speisesaal hinab führende Treppe war in der Mitte mit einem Läufer belegt. Auf den stellten sie sich und nötigten absichtlich meine Frau, seitwärts auf die Steinfliesen zu treten. Ich empfahl ihr,

Digitized by Google

wie der Österreicher sagt, „mit Brachialgegewalt", einfach mit dem Ellbogen, den Durchgang zu erzwingen. Das half sofort.

*

Als ich damals aus Afrika auf mein Gut in Oberbayern zurückkehrte, flammten — zu Ehren einer Deutschlandfahrt englischer Zeitungsmänner — Bergfeuer von allen Höhen des Chiemgaus. Aber inmitten dieser Versöhnungstage ereignete sich etwas Fabelhaftes, Unerhörtes: die „Daily Mail" — die Mutter der Lüge — und die „Times" — deren Großmutter — hatten plötzlich die Wahrheit gesagt und klipp und klar geschrieben, sie machten die Reise nach dem Rhein nicht mit, weil ihre Grundsätze ihnen jede Annahme deutscher Gastfreundschaft verböten. Und dies Geständnis loderte greller als Brandfackel durch die Welt, als alle Bergfeuer im Hochland und alle zündenden Reden im Rathaus in München.

*

War der Brite immer ein Mann, der zum Frühstück ein halbes Dutzend „Hunnen" verzehrte? Nein. Aus den Fahrten meiner Jugend kreuz und quer durch die weite Welt entsinne ich mich noch deutlich John Bulls als eines „jolly good fellow", der in seiner Würde als Weltpolizist in allen Breitengraden, unter weißen und farbigen Menschen, väterlich für Zucht und Sitte sorgte.

Manchmal unter derben Späßen. „Wenn Sie nach Deutschland heimkommen, melden Sie doch, daß Ihr Linienschiff ‚Oldenburg' hier seine Barkasse vergessen hat!" sagte mir in Gibraltar am Hoteltisch ein wohlgelaunter britischer Admiral. Ich schaute in Old Mole nach. Die „Barkasse" war unser kleiner Kreuzer „Eber", der sich allerdings zwischen der langen Reihe der Panzerriesen des Malta-Geschwaders wie eine Nußschale ausnahm.

Aber diese englischen Feuerschlünde ermöglichten es mir — es war zurzeit des spanisch-amerikanischen Kriegs —, auf dem spanischen Schunkelkasten „Joaquin Pielago" hinüber nach Marokko zu gondeln, ohne zwischen den Säulen des Herkules von Onkel Sams draußen im Atlantik kreuzenden Torpedojägern „abgezwickt" zu werden. Denn jener Admiral hatte mir bei Tisch versichert: „England erlaubt kein Geknalle in europäischen Gewässern."

Man stelle sich vor, daß damals — im April 1898 — sich z. B. die Vertretung der Hamburg-Amerika-Linie in Gibraltar weigerte, mir ein paar Hundertmarkscheine zu wechseln. „We are an American line!" hieß es kurz in dem nur Englisch sprechenden Büro. Der deutsche Konsul in Gibraltar, dessen Geschäftsraum ich, meinen deutschen Reisepaß als Ausweis in der Hand, betrat, schrie schon von weitem, ohne mich überhaupt zu Wort kommen zu lassen: „Ich brauche Ihren Paß nicht! Ich gebe Ihnen kein Geld! Ich kümmere mich nicht um Sie!" Die englische P.- and O.-Dampfer-Linie half mir dann aus der Verlegenheit, indem sie mich an Herrn Walter, einen hilfsbereiten, deutschen Kaufmann, wies.

*

Etwas ähnliches: Im April 1902 wollten mich auf dem Bahnhof von San Remo italienische Geheimpolizisten als einen, nach der Ermordung seiner Frau flüchtigen piemontesischen Dragonerhauptmann verhaften. Ich suchte den deutschen Konsul auf. Er war natürlich abwesend. Sein Vertreter, der österreichische Vizekonsul, ein unsauberes, kleines Männchen, öffnete auf mein Klingeln persönlich die Treppentüre und krähte: „Hut ab, wenn Sie vor mir stehen!" Ich ging und vergaß den ganzen Vorfall. Aber am Abend wurde ich auf das Municipio, das Stadthaus, gebeten. Ein höherer Beamter empfing mich und bat mich artig wegen des Mißverständnisses um Entschuldigung. Der britische Konsul in San-Remo, der durch den Hotelier-Verband von der Belästigung eines Ausländers Kenntnis erhalten —, habe auf diese „Wiedergutmachung" gedrungen ...

*

Nein: Die Engländer hatten damals noch nichts gegen uns. Ich reiste einmal auf einem großen englischen Dampfer als einziger Deutscher und überhaupt Ausländer. Viel britisches Volk an Bord, das nach Indien ging. Darunter auch, als Gegenstand andächtiger Verehrung, ein waschechter Lord, ein scheuer, schweigsamer, junger Mensch. Er saß zur Rechten des Kapitäns, ich, zu meinem Erstaunen, auf der anderen Seite neben Seiner Herrlichkeit. Ich fragte den Kapitän der „Caledonia" nachher, wieso gerade ich zu der Ehre käme? Er sprach philosophisch: „Welche Briten ich auch neben Seine Lordschaft setze — bei den anderen macht es böses Blut! Da nahm ich lieber einen fremden Gentleman als Sturmbock!" ...

*

Manches frischen, fröhlichen Kumpans von Britenblut entsinne ich mich aus jenen fernen Tagen: des behenden, grauköpfigen Gentleman vom Londoner Alpenklub, der unmittelbar unter der Spitze des Montblanc in einem Endspurt mit seinen Führern an mir vorbeizog und mich, als ich erst nach ihm den Gipfel erreichte, tröstete: „Seit ich älter werde, seit fünfzehn Jahren, besteige ich jedes Jahr einmal aus Gesundheitsrücksichten den Montblanc!" Ein paar Jahre darauf traf ich zufällig in Alexandrien seine Witwe. Die schon betagte Lady kam gerade von einer kleinen Spritztour nach der westafrikanischen Goldküste zurück.

*

Oder jener Kapitän der Kitchener-Armee im Land des Mahdi, mit dem ich das Schlafwagenabteil des Sudan-Expreß nilabwärts teilte. Gleich hinter Assuan, in Ägypten, „gährte" es. Bloody English! Go to hell! Faustgroße Nilkiesel krachten an die Holzjalousien des Fensters. Der „blutige Engländer" überzeugte sich gähnend, daß keine

Digitized by Google

Glasscheibe dahinter war, die hätte Schaden nehmen können, und fuhr sofort — nicht, wie gewünscht, in die Hölle, sondern ins Bett zurück und entschlummerte sanft wie ein Säugling. Er litt nicht unter dem Albdruck der „Straße", wie das heutzutage manchmal und irgendwo vorkommen soll ...

*

Oder ihr beiden tapferen kleinen Londoner Heilsarmee-Mädchen — innen — schon tief innen in der Sahara, jenseits der ländergroßen, schneeweiß flimmernden Salzmeere. Rosenrote Flamingo-Wolken am tiefblauen Himmel. Schwefelgelb leuchtend die Wüste und zwischen bleichenden Kamelrippen und Eselskinnbacken des Karawanenpfads, auf einer Araba, einem plumpen, zweiräderigen Holzkarren mit zwei Maultieren nach Tandem-Art davor, die beiden rotbäckigen, jungen Dinger in ihren Schutenhüten auf ihren Kisten voll arabischer Bibeln, die sie, als Augenärztinnen, in die Harems schmuggelten. Ich ritt auf sie zu. Ich fragte sie, ob sie sich denn nicht fürchteten, allein mit einem verdächtigen eingeborenen Maultiertreiber mitten in der Wildnis? Das eine Kind machte große Augen: „Allein, Sir? Herr Jesus ist doch mit uns!" Und der liebe Gott war wirklich mit den beiden Hallelujahmädchen. Denn ich hörte später, daß sie wieder wohlbehalten die Oasenzone am Atlas erreichten.

*

Närrische Menschen: In Jaice in Bosnien fischte ein alter Engländer Forellen. Vom Morgen bis zum Abend. Er wohnte im Arazischen österreichischen Hotel nebenan. Er sprach kein Wort außer Englisch. Er verständigte sich seit Wochen nur durch Zeichen. Er war vollkommen mit sich und der Welt zufrieden.

*

Närrische Menschen ... Einerseits so stolz auf ihre Freiheit. Der Beamte ist ihr bezahlter Diener. In einem Tube der Londoner Untergrundbahn grunzte ein Haufen respektabler Citymen vor meinen Augen strafend den Lokomotivführer aus, weil er sich um eine Minute verspätet hatte! Ich sah ein andermal, wie ein Volkshaufen einen Polizisten, der gegen eine Dame nicht höflich genug gewesen, durch wildes Grunzen zwang, seinen Posten zu verlassen, und ihn grunzend bis zur Wache geleitete. Ich sah die Suffragettes — nicht die „wilden" Suffragettes, die unter Hurra Minister ohrfeigten, Museumsbilder zerschnitten und sich auf der Galerie von Westminster anketteten — nein — ich sah die zahmere Sorte, elegante junge Ladies mit ihrem buntscheckigen Banner den Londoner Weltverkehr hemmen, indem sie, am Boden kniend, ihr „vote for women!" auf das Pflaster pinselten. Die von ihnen aufgehaltenen Londoner lachten! Das war die britische Freiheit, von der der sklavische Mitteleuropäer nichts ahnte!

Aber wehe diesem britischen Männerstolz, wenn ein Lord auf der Bildfläche erscheint! Dann ist's aus! „How glorious!" „Wie glorreich!" rief verzückt eine Lady, als eine ältliche Miß erwähnte, daß sie mit einem Earl entfernt verwandt sei. Auf der Schutzhütte am Theodulpaß oberhalb Zermatt trat ich mein Lager einem erkrankten, älteren Engländer ab. Am andern Morgen reichte er mir dankend die Rechte, ehe er mit seinem Sohn zu Tal stieg. Kaum war er aus der Türe, so umringten mich begeisterte, erhitzte, neidische Gesichter: „Wissen Sie, wer das war? Der Herzog von X selber! Keinem von uns hätte Seine Gnaden die Hand gegeben! Das tat er nur, weil Sie ein Ausländer sind!"

*

Allerdings: Die Lords stellen ja auch ihren Mann. Sie sind sich ihrer Pflichten der Gottähnlichkeit bewußt. In einer großen Hafenstadt eines andern Erdteils bat einmal ein vornehmer, junger Engländer, den Abend mit mir verbringen zu dürfen, um sich in der deutschen Sprache zu üben. Ich gab ihm als Thema, mir seinen Lebenslauf zu erzählen. Und er berichtete: Das Elternschloß. Eton. Cambridge. Mit achtzehn Jahren mit dem Vater rund um die Welt. Blattschuß auf einen Tiger in Indien. Dann mit dem Vater rasch auf die höchsten Berge der Schweiz, um die nötige Zahl Punkte zur Aufnahme in den Londoner Alpenklub zu gewinnen. Eine Season in London. In Paris. Jetzt war er im Begriff, mit einer Karawane in das Innere zu gehen und ein halbes Jahr, ohne Berührung mit einem Europäer, ausschließlich mit Mohamedanern zu sprechen und zu leben. „Denn ich bin aus einer Familie," erläuterte er, „in der man Vizekönig von Indien werden kann! Indien, meint mein Vater, kann man nur durch den Zwiespalt zwischen Moslem und Hindu regieren. Also kann man gar nicht früh genug anfangen, sich wahrhaft in den Islam einzuleben, und ich bin schon beinahe zwanzig."

Ich dachte dabei an irgendeine kleine, deutsche Universität: Nachtwächter-Ulk. Mensuren. Kneipe. Die Schnellbleiche des juristischen Repetitors in Berlin ... Fertig! Los! Ich dachte daran, wie unsere jungen Leute von Stande darauf vorbereitet wurden, ein Sechzigmillionen-Volk zu führen ...

Wenn bei uns die Studentenmannschaften von zwei Hochschulen — etwa von Heidelberg und Bonn — auf der Oberspree miteinander wettruderten, für Berlin wäre das ein Tag wie jeder andere. Für London ist die Regatta Oxford—Cambridge ein Ereignis! Ehe ich mich der Völkerwanderung nach Hammersmith anschloß, ging ich über den „Strand". Durch eine der düsteren Quergassen von der Themse herauf kroch ein schmutziger Lastkarren. Ein struppiger Gaul davor. Ein graubärtiger, vom Alter gebeugter Kutscher daneben. Er machte Halt und knüpfte andäch-

Digitized by Google

tig seinem Klepper ein dunkelblaues Band, als Sinnbild, daß er für Oxford sei, in die Mähne. Närrisch — nein: Rührend! Ein innerlich einiges Volk!

*

Närrische Menschen ... Für den Inselbriten sind es umgekehrt so ziemlich alle Bewohner des Europäischen Festlands. In meinem Londoner Hotel stand ein großer Maskenball bevor. Ein geschlossener Kreis. Eine Anzahl Lords und Ladies hatten ihr Erscheinen in den Originalkostümen ihrer Vorfahren in Aussicht gestellt. Durch eine besondere Vergünstigung durften auch einige in dem Hotel wohnende ausländische Ehepaare sich in die Teilnehmerliste — ein Pfund Sterling pro Kopf — einschreiben. Welch maßloses Staunen, als ich dankte! Ein Fremder, der nicht mit englischer „society" zusammen sein wollte — verrückt ...

Närrische Menschen — die Engländer? ... Zuweilen auch nicht.

Der Leuchtturmwärter am Kap Spartel in Afrika hauste viele Meilen von der Kultur, zwischen einem Haufen träge sich sonnender Eingeborener und ein paar zahmen Stachelschweinen in Erdgruben. Sonst nur Klippen und ewiger Donner der Brandung. Ich fragte ihn, wie er dies Leben aushielte? Er antwortete: „I have my wife!" Dies einfache: „Ich hab' meine Frau" gehörte zu den Worten, die ich nicht vergaß ...

*

Oder jener englische Spruch — der beste, den es auf der Welt gibt: „Tu' immer das, wovor du dich fürchtest ..."

*

Im Jahre 1886 kam die Königin Viktoria von England zum Besuch ihres verwitweten Schwiegersohns, des Großherzogs Ludwig von Hessen, nach Darmstadt. Sie stieg im alten Schloß ab. Ich hatte, als junger Leutnant, die Wache. Das Schloß war sonst unbewohnt. Um so phantastischer, wie eine Maskerade am hellen Tag, wirkt in den stillen Höfen und Gängen das bunte Gefolge der Kaiserin von Indien: der Kammerdiener im Hochschottenschurz mit nackten Knien — „Guckt emol — der hot kei' Hosse an!" jauchzten die hinter ihm herströmenden „Hainer", die Darmstädter Gassenbengel — der baumlange, scharlach-goldene Colonel der Coldstream-Garde mit der zwei Fuß hohen Bärenmütze — die düsteren zimtbraunen indischen Trabanten in purpurnen Turbanen und farbigen Seidengewändern — die „Queens Messengers", die Kabinettskuriere in Reisekappe und Ulster, noch die Hotelzettel und Schiffsmarken irgendeines fremden Erdteils und Weltmeers auf ihren Koffern und Taschen — und das alles bedingt und zusammengehalten durch diese eine alte und altmodische Dame da oben. Und diese alte Lady war England ...

*

War das „merry old England" — das kleine — das europäische England. — Wirklich: Es hatte, schon als ich es zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal betrat, etwas Altmodisches — Umständliches — Unpraktisches, gewollt Unmodernes wie eine alte Dame. Kein Wunder, daß wir es in Deutschland ständig unterschätzten. Denn wir sahen eben nur diese alte Lady, die sich in der Königin Viktoria verkörperte, und ahnten zu wenig von ihren Söhnen und Enkeln draußen in der Welt — von dem stummen, farbigen Massengehorsam der Kolonien, von der rüden, erwachenden, weißen Kraft der Dominions.

*

Ich weiß, daß mir damals die ersten Wochen in London Zeichen und Wunder waren. Alles schien mir so kleinlich, so kniffelig, so zopfig, so zeitraubend und unkaufmännisch wie möglich. Und dabei lief die ungeheure Maschine der City lautlos, gleichmäßig, wie geölt. Und ebenso der Mechanismus des ganzen modernen englischen Handelsstaats, trotz aller Großfalkeniere und Großalmoseniere, Wappenkönige des Hosenbandordens, Großsiegelbewahrer, Custodes Rotulorum, Lord Wardens der Cinque Ports, die noch von Amtswegen wie zu Shakespeares Zeiten in der Verfassung herumgeistern.

Und als mich Reisen dann in die weite Welt hinausführten, sah ich: Es war im ganzen britischen Weltreich auch nicht anders. Nicht ein Ding dem nächsten gleich. Das Gewesene neben dem Werdenden, das Gewordene neben dem Morgen. Alles scheinbar ein unentwirrbarer Widerspruch, alles wie zufällig, wie Kraut und Rüben nebeneinander, durcheinander, ohne Zusammenhang, mit vermischten Grenzen. Also allgemeines Tohuwabohu? Aber im Gegenteil! Wo England war, da war auf der Welt Ruhe und Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit, geregelter Verkehr, nützlicher Handel, Anstand der Eingeborenen, gute Haltung der Weißen. Diese Beobachtung drängte sich mir als Globetrotter jeden Tag von neuem auf.

Lange begriff ich das nicht. Auch noch nicht, als ich, zwei Jahre vor dem Weltkrieg, mich zum letzten Mal monatelang in allen Ecken Englands aufhielt. Denn ich war damals, wie wir alle, in den Gedankengängen befangen, daß Organisierung, Numerierung, Zentralisierung allein selig macht. Aber aus den Wetterstürmen, die seitdem über uns hinbrausten, klingt — und das ist das Ziel, dem ich in dieser Betrachtung über England zusteuere — klingt für uns das Dichter- und Donnerwort: ‚Höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit!' Aus scheinbarer Ungebundenheit der Staats- und Wirtschaftsform wächst die Ellbogenfreiheit des Einzelmenschen und damit im freien Spiel der Kräfte die Höchstleistung des Tüchtigen! Aus der Mechanisierung und

Digitized by Google

zwangsläufigen Regelung der Volkskraft wächst die stramm organisierte Mittelmäßigkeit und damit die knappe Durchschnittsleistung. Das ist unser Fluch in Deutschland.

Und doch — ich glaube: John Bull sitzt manchmal jetzt nach gewonnenem Weltkrieg recht tiefsinnig vor seinem Kaminfeuer! Es dämmert ihm auf, daß er aus diesem Feuer die Kastanien für andere holte, daß er Blut und Schweiß jahrhundertelanger Kämpfe gegen Frankreich opferte, um eigenhändig Frankreich in den Sattel zu setzen und in Europa napoleonische Zustände — ohne Napoleon! — zu schaffen.

Ich sagte das vor einiger Zeit einem in höherer Amtsstellung in Deutschland befindlichen Briten. Er hörte mich aufmerksam an und fragte dann lächelnd: „Und wann machen Sie (die Deutschen) den nächsten Krieg?" So tief steckt der gute Northcliffe noch in den Köpfen. Aber trotzdem — John Bull versteht nur zu gut die Feuersprache des Kamins: was mußtest du dir aus blindem Deutschenhaß die Finger am Weltbrand verbrennen, statt sie am Weltbrand zu wärmen?

Man sagt, Deutschland sei in den Weltkrieg „hineingeschliddert." Gewiß. Aber wußte England, was es tat? Vor mir liegt ein Schicksalsblatt: die Nummer der ‚Times' vom 4. August 1914, dem Tag der Kriegserklärung Großbritanniens. Auf Seite 5 des Riesenblattes steht unter „Tagesneuigkeiten" an vierter oder fünfter Stelle, ganz unauffällig, ganz in dem gewöhnlichen Druck, daß heute die Mobilisierung der britischen Armeen (d. i. der Krieg) erklärt werde. Gleich dahinter folgen in der gleichen Spalte, mit gleichen Lettern, die Nachrichten, daß Lord Carnarnon's Pferd ‚Dolta' gestern die ‚Holiday stakes,' in Sandow Park gewonnen und daß in Canterbury die Criquet-Festspiele mit 327 runs für Sussex gegen Kent begannen. Also ungefähr die Stimmung wie vor einem größeren englischen Kolonialfeldzug. Leichtsinn und Unterschätzung des Gegners. „Es ist zu dumm," sagte mir einmal ein junger Highländer der gegen den Sudan ziehenden Kitchener-Armee, „daß die Derwische unsere Feldwachen immer nachts im Schlaf überfallen und niedermachen!" Und auf meine Erwiderung: „Bei uns in Deutschland darf der Feldwachhabende kein Auge zutun!" — sorglos lachend: „Da will ich lieber einmal sterben als hundert Nächte wachen!"

In dieser Sportlaune, wie zum Fußball-Match, machte sich das englische Heer auf den „Weg nach Tipperary", nach Belgien, in den Weltkrieg.

Heute beherrscht der französische Säbel Europa und der amerikanische Dollar die Welt. Zwei lachende Sieger. Zwei andere schauen sich kopfschüttelnd an. Der Japaner, der gar keinen rechten Krieg führte und ihn doch für sein Land verlor, und der Brite, der einen Krieg auf Tod und Leben führte und für seinen Todfeind an der Seine gewann.

Ich rüste auf den siebten Tag... Von Gerty Hau

Ich rüste auf den feinen siebten Tag.
Ich ziehe ab die schweren Sorgenkleider,
Auf denen lastend eine Woche
Und ihre sechs geliebten Plagen liegen.
Ich streife Flügel an, um aufzufliegen
Ins reine Klar des Äthers überm Staube ...
Schon hör' ich Glockenstimmen warm sich wiegen
Auf Morgenlüften. — Fröhlich brennt mein Glaube
Als eine stille Leuchte ohne Prunk,
Doch süß und selig, königlich und jung ...
Der Alltag liegt ganz drunten unter mir.
Es ist so fein und waldeskühl und fern
Um meine Sinne, die mit Gott sich speisen,
— Und wenn ich Alltags Joch von neuem trag',
— Ich rüste auf den feinen siebten Tag ...

Wolkenschatten. Von Karl von Berlepsch

Wie der Mantel des Zauberers lag
Über den blumigen Matten
Wechselnd in Licht und Schatten
Der phantastische Tag.

Seht im Schwanken des Spiels,
Wie wir wundern und staunen:
Welch bezaubernde Launen
Unentschiednen Gefühls! —

Kraftvoll herrsche der Mann,
Stetig in Glück und Gefahren,
Aber des Weibes Gebaren
Künde im Wechsel sich an! —

Digitized by Google

Die Greizer Sammlung

Von Prof. Dr. Hans W. Singer

In meinen Studentenjahren bin ich einmal durch das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel gekommen. Es war die gewöhnliche Rudelführung, — mit dem schaulustigen Sonntagspublikum. So ziemlich in der Mitte des Erdgeschosses, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, lag eine Bibliothek, durch die wir nur strömten, ohne Aufenthalt, da sie keine der „Sehenswürdigkeiten" barg. Im Vorbeigehen bemerkte ich hinter den Glastüren der Bücherschränke eine größere Anzahl von hohen Folianten, auf deren Rükken in Goldpressung Namen wie Rembrandt, Peter Paul Rubens, Ostade, Callot, Dürer, als Inhaltsangabe natürlich, standen.

Ob es nun genau diese Namen waren, die ich soeben angegeben, kann ich nicht verbürgen. Zu jener Zeit bekam man von den Kathedern auf unseren Universitäten noch so gut wie nichts über die graphische Kunst zu hören. Ich gehe gern eine Wette ein, daß unter den ordinierten Professoren der Kunstgeschichte im Jahre 1887 sich kaum einer befand, der eine Radierung auf den ersten Blick von einem Stich unterscheiden, oder erklären konnte, welch ein Unterschied zwischen einem Aquatinta- und einem Schabkunstblatt bestehe. So viel aber wußte ich damals doch schon, daß es sich bei den genannten großen Bänden um Sammlungen von Stichen usw. der berühmten Mei-

Mrs. E. Stanhope als ‚Contemplation'. Punktierstich von Caroline Watson nach Reynolds

Digitized by Google

ster handeln müsse. — Seit der Zeit habe ich mich unendlich oft gefragt, was für Schätze da wohl verborgen sein mögen, und mich ebenso oft gewundert, daß man nie etwas von dieser Sammlung gehört hat, nachdem endlich auch die graphische Kunst das Interesse der Liebhaber gewonnen hat und in Anbetracht des Umstandes, daß dieses Zimmer in diesem Schlosse doch keinem Dornröschenschlaf überantwortet ist. Möglicherweise bergen die Bände nur minderwertige Reproduktionsware; es ist ja auch nicht einmal ausgeschlossen, daß Photographien den Inhalt bilden. Ebenso wahrscheinlich ist es, daß man dort eine ganz ansehnliche, oder gar bedeutende Sammlung alter Graphik vorfindet.

Die Wilhelmshöhe ist wohl kein alter Bau mit hundertjährigen Überlieferungen. Welche Unzahl aber an alten Burgen und Schlössern gibt es noch, durch ganz Deutschland verstreut, wo sich wahrscheinlich Funde an alter Graphik machen lassen müssen. Wenn man bedenkt, daß das Schwarz-Weiß eine Kunst der Vervielfältigung ist, daß von jedem Stich zahlreiche, oft viele hunderte von Exemplaren gedruckt worden sind, so will einem die Annahme, daß wir alles Material heute schon kennen, nicht sehr wahrscheinlich vorkommen, und man wird es für höchst merkwürdig erklären, daß so sehr viele alte Stiche und Drucke in überhaupt nur einem oder zwei Exemplaren bekannt sind. Die Graphik ist öfters und lange Zeiten über mißachtet worden: auf Rumpelböden und sonstwo mögen in jenen zahlreichen Burgen und Schlössern noch Sammlungen versteckt liegen, von denen die augenblicklichen Bewohner gar nichts wissen. — Das alles drängte sich mir auf bei dem Fund, den ich im Sommer 1920 in Greiz machte. Ich muß mich gleich verbessern und bekennen, daß ich mit dem Wort Fund eigentlich etwas zu viel gesagt habe. Die Sache kam so.

Königin Charlotte von England. Schabkunstblatt von G. Dupont nach Gainsborough

Robinetta
Punktierstich von J. Jones nach Reynolds

Als infolge der deutschen Revolution Auseinandersetzungen zwischen den neuen Staatsbehörden und den Fürstenhäusern stattfanden, ist, glaube ich, die Trennung nirgendswo so glatt und gut abgelaufen, wie in Reuß. Beide Teile haben das Entgegenkommen gezeigt, das derartige Verhandlungen allein ersprießlich macht. Das sogenannte obere Schloß war schon lange nicht mehr von der fürstlichen Familie zu Wohnzwecken in Anspruch genommen worden, und es befanden sich dort Diensträume von Behörden und Amts-, sowie andere Wohnungen: auch eine Bibliothek von alters her. Diese Bibliothek fiel dem neuen Staat zu. Man fand auch Bände mit Kupferstichen darin. In Greiz waren keine Sachverständigen aufzutreiben, und da um diese Bibliothek nicht viel Aufhebens gemacht worden war, wußte man nicht so recht, ob

Digitized by Google

man etwas Wertvolles an ihr, — insbesondere aber an den Stichen, — habe. So schrieb man nach Berlin und Dresden um Rat, und auf diese Weise bin ich eines schönen Tags im Juni nach Greiz gelangt.

Wie viele von meinen Lesern kennen Greiz? Ich glaube recht wenige und es wundert mich nicht. Man ist durch sein Heimatland, vielleicht mit Ausnahme des äußersten Nordostens und des Südwestens, — viel und oft gereist und hat nicht nur alle die Stätten besucht, die an den großen Karawanenstraßen liegen, sondern auch manche sozusagen in Sackgassen verborgene wie Rothenburg ob der Tauber oder Dinkelsbühl, deren Ruf eine ungewöhnliche Anziehungskraft auch auf sonst bequeme Leute hat. Greiz besitzt diesen Ruf aber nicht: an einer der Hauptverkehrsadern liegt es auch nicht. Und doch lohnt sich die Reise dahin. Allerdings an sogenannten „Sehenswürdigkeiten" bietet es nicht eben viel. Es ist keine „alte" Stadt, denn das meiste ist einmal zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrannt. Besonders bemerkenswerte Kirchen gibt es nicht: das Stadtschloß ist kein außergewöhnlicher Bau; es bleiben nur das hübsche Palais im Park und das burgartige obere Schloß. Aber landschaftlich bietet Greiz eines der reizendsten Städtebilder Deutschlands. In einer Mulde gelegen, wo mehrere Täler sich treffen, von der Elster durchzogen, die hier merkwürdigerweise eben so groß erscheint, wie in dem weitentfernten Leipzig, wird die kleine Stadt an einer Seite von

Caroline Colyear Scarsdale mit ihrem Sohn. Schabkunstblatt von J. Watson nach Reynolds

Digitized by Google

Fürst Bagration
Punktierstich in Farben von J. Godby nach Tonci

einem sehr schön angelegten Park begrenzt, der unmittelbar in einen herrlichen Naturgarten von Wald und Berg übergeht. Inmitten des Ganzen thront auf einem besonderen kleinen, steilen Bergrücken das obere Schloß über der Stadt. Hierhin wurde ich bei meiner Ankunft gleich geführt.

Keinerlei Wink hatte ich darüber erhalten, was ich zu erwarten hätte. Im Lauf der dreißig Jahre, die man nun bereits „im Geschäft" sitzt, hat man oft genug Enttäuschungen auf solchen Ausflügen erlebt. Immerhin bat mich mein damaliger Chef mit ungläubigem Lächeln, ja auf die Blätter des 15. Jahrhunderts, — das Wertvollste was es auf unserm Gebiet gibt, — zu achten. Sein Mangel an Zuversicht war nicht unangebracht: an Graphik aus dem 15. Jahrhundert fand ich allerdings nicht das kleinste Pröbchen vor, und so gut wie gar nichts aus dem 16. Wohl aber gingen mir in etwa anderthalb Stunden Blätter durch die Hand, die damals zu kaufen, wie die Preise nun einmal stehen, viele, viele Millionen gekostet haben würde.

Die Bibliothek ist durch Erbschaft nach Greiz um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangt. Sie galt damals wahrscheinlich als eine fürstliche Liebhaberei, als die Mußebeschäftigung einer Prinzessin, die vom Leben zu keiner ernsten Tätigkeit bestimmt, zu ihrem Privatsteckenpferdchen sich wohl auch was ausgesucht haben möchte, das für andere keine allzu große Bedeutung habe. So scheint die Bibliothek mit den Kupferstichen in Greiz angekommen, in ein paar Räumen wohl geborgen, dann aber so gut wie gar nicht benutzt worden zu sein. Das mag als ein großer Glücksfall gelten. Denn auf diese Art hat sie die Schäden der Abnutzung nicht erlitten, für die sie, als Spielkind fürstlicher Liebhaberei, durchaus nicht geeignet war.

Die dritte Tochter des Königs Georg III. von England, Elisabeth geheißen, hat diese Sammlung zusammengebracht. Leute, die in Bibliotheksange-

Mademoiselle Olivier als ‚Cherubin'
Aquatintablatt in Farben von J. Coutellier

Digitized by Google

legenheiten Bescheid wissen, haben von der berühmten „King's library" gehört, der prachtvollen Büchersammlung dieses Königs, die er an das Britische Museum als Grundstock der Bücherei vermachte und die heute noch, nach mehr als hundert Jahren, einen der wichtigsten Bestandteile bildet. Sie tut dies insbesondere dank ihrer Einbände und Ausstattung. Als Herrscher des Landes flossen George III. alle Prachtveröffentlichungen nicht nur leicht zu, er erhielt jedes Werk, wenn es verschiedene Ausgaben davon gab, in der Vorzugs-Luxusausgabe auf feinsten Papieren und in prachtvollen, handverzierten Ledereinbänden; oder er ließ die Bücher nachträglich mit solchen wundervollen Einbänden versehen.

Das findet man, wenn auch nur im kleinen wiederholt, bei der Bibliothek, die seine Tochter zusammengebracht hat. In Greiz stößt man auf eine große Anzahl von Prachtwerken, namentlich naturwissenschaftlichen, mit ausgemalten oder gar in Farben gedruckten Tafeln, in herrlichen, handvergoldeten Lederbänden. Es sollte mich nicht wundern, wenn da für den Generalkatalog der in deutschen Bibliotheken vorhandenen Werke man-

Madame Du Barry
Röteldruck (Kreidemanier) von L. M. Bonnet

Mademoiselle Contat als ‚Suzanne'
Aquatintablatt in Farben von J. Coutellier

che Seltenheit herausspringt, die sich sonst in keinem weiteren Exemplar bei uns erhalten hat: jedenfalls in keinem schöneren. Der Gewinn ist freilich bedeutender für die Bibliophilie als für die Wissenschaft. Denn mittlerweile sind Zoologie, Anatomie, Botanik und was noch in Frage kommt, so weit vorgeschritten, daß vor 1800 erschienene Werke selten mehr als einen historischen Wert haben, und selbst die wunderbaren Tafeln haben neben den Bildern, die wir seither mit Hilfe der Photographie haben herstellen können, an Bedeutung eingebüßt.

Anders steht es um das reine Kunstwerk, das geradezu mit dem Alter an Wert gewonnen, und die Kupferstichsammlung, so klein sie an Umfang neben der zwei große Räume füllenden Bibliothek ist, übersteigt sie doch wohl an Wert.

Die Prinzessin Elisabeth, — übrigens die spätere Landgräfin von Hessen-Homburg und angeheiratete Tante jener Hessen-Homburg, die diese Schätze als Erbin nach Greiz brachte, als sie sich mit einem Fürsten Reuß ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

Frederica Charlotte Ulrica, Herzogin von York und Albany
Schabkunstblatt von V. Green nach Reynolds

Digitized by Google

Gräfin Du Barry mit einem Negerpagen darstellend, voran. Vorderhand sind von diesem Bildnis nur noch drei andere Exemplare in öffentlichen Museen nachgewiesen, eines in der Bibliothek des Arsenals zu Paris, das zweite im Kupferstich-Kabinett der Nationalbibliothek daselbst, das dritte in der Sammlung Model zu Berlin. Dem Greizer Exemplar fehlt die kleine besondere Platte mit den Versen: sonst ist es aber bei weitem der schönste und besterhaltene Druck.

Von den neun Blättern des Coutellier, die Portalès und Beraldi beschreiben, besitzt die Greizer Sammlung nicht weniger als sieben. Es sind ebenfalls Farbendrucke und seltene Blätter, einerseits, weil solche Dinge nie in größerer Auflage gedruckt worden sind, sodann weil die Goethezeit und die ganze Ästhetik des 19. Jahrhunderts bis etwa auf das Jahr 1875 herab, diese Art von Kunst, wie alles, das nur einigermaßen an Rokoko gemahnte, mit Verachtung strafte und nicht nur verkommen ließ, sondern geradezu vernichtete. Selbstverständlich spielt die Wut des Proletariats und die Politik eine Rolle. So hat der Erfinder des eigentlichen Farben-Tiefdrucks J. Ch. Leblon ein fast lebensgroßes Brustbild Louis XV. geschaffen. Bailly berichtet, daß noch im Jahre 1750 Drucke dieses Blattes in jedem Büdchen zu Paris zu finden gewesen wären! Heute kennt man vorderhand alles in allem nur noch sechs Exemplare!

Laurence Sterne
Schabkunstblatt von E. Fischer nach Reynolds

Mrs. H. Mackenzie und ihr Töchterchen
Schabkunstblatt von J. Grozer nach Reynolds

Von Leblon befindet sich leider nichts in Greiz, wohl aber noch mancher andre Farbendruck und vor allen ein ganz vorzügliches, 191 Drucke umfassendes (also wohl ziemlich vollständiges?) Exemplar des bei Blin erschienenen Werkes „Portraits des grandes Hommes, Femmes illustres, et Sujets mémorables de France" mit den Stichen von Sergent-Marceau, Ridé, Morret usw.

Den Hauptschatz der Sammlung bilden fünf Prachtalben, in denen die Prinzessin etwa 800 Kupferstiche nach den Werken des berühmtesten englischen Malers Sir Joshua Reynolds eingeordnet hat. Hier ist meines Wissens die wunderbarste Sammlung an englischen Schabkunstblättern beieinander, die außerhalb des Kupferstich-Kabinetts im Britischen Museum zu London überhaupt zu finden ist.

Die englische Schabkunst ist auch so eine Kunst, die generationenlang mißachtet worden ist. Als über ganz Europa der Taumel von Raffaelo-Santi-Verehrung ging und der klassizierende, leblose Linienstich von Mailand aus den Siegeszug durch Paris und alle deutschen Kunststätten an-

Digitized by Google

trat, hatte man für das schönste Blatt von Watson oder Green oder J. R. Smith nur ein Naserümpfen übrig. Selbst als ich noch „in die Branche" trat, vor zweiunddreißig Jahren, kamen Schabkunstblätter auf den Versteigerungen so gut wie nicht vor und waren für ein Butterbrot zu haben, während man für einen öden Linienstich nach der Sixtinischen Madonna immer noch tausend Mark zahlte. Das Blättchen hat sich gewendet und jetzt zahlen Amerikaner die Tausende für die Schabkunstblätter. Aber sie können doch den Vorsprung alter Sammlungen, wie in allem anderen, auch hier nur schwerlich nachholen. Ich zweifle, daß sich trotz der aufgewandten Millionen, — nach unserem heutigen Geldstand, — dort drüben etwas zusammen hat bringen lassen, was sich annähernd mit dem messen läßt, was der Zufall in Deutschland an drei Stellen verschlagen hat. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts gab es einen königlichen Sammler, Friedrich August II. von Sachsen, der sich für Graphik interessierte und seine Reisen nach London und die dortige Anwesenheit seines Untertans, des Kupferstechers Ludwig Gruner, glücklich benutzend, eine prachtvolle Sammlung von englischen Schabkunstblättern zusammenbrachte. Sie befindet sich heute noch in der sogenannten Kupferstich-Sammlung weiland S. M. Friedrich August II., auf der ehemaligen Akademie, Brühlsche Terrasse zu Dresden, der Öffentlichkeit zugängig. Möglicherweise noch kostbarer ist die Sammlung auf der Feste Koburg, die auch dank der verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscherhäuser zum englischen Hof so schön ausgebaut werden konnte. Nun kommt als dritte und allerbedeutendste die Greizer Sammlung hinzu. Auf dem europäischen Festlande wird es wohl keine Stätte geben, die es auf diesem Felde mit nur einer der drei genannten Sammlungen aufnehmen könnte.

Was die Greizer Sammlung so auszeichnet, ist die hohe Qualität der Abdrücke und der wunderbare Erhaltungszustand. Der erste Umstand läßt sich leicht erklären. Der königlichen Prinzessin, die teilweise die Blätter beim Erscheinen gesammelt haben mag, wurden selbstverständlich ganz besonders schöne Exemplare angeboten. Der Erhaltungszustand ist die Folge davon, daß die Blätter in eine Privatsammlung gelangten, die nur der geringsten und sorgfältigsten Benutzung diente, und daß sie jetzt wohl zwei Menschenalter lang so gut wie gar nicht benutzt worden ist. Es wird auch die größte Sorge der Behörde sein müssen, diese Blätter, wenn sie sie der Öffentlichkeit zugängig zu machen gedenkt, in der sorgfältigsten Weise mit all den Vorsichtsmaßregeln, die große Kupferstich-Kabinette anwenden, so aufzustellen, daß sie unter der Benutzung der Museumsbesucher nicht leiden.

Vom Inhalt der fünf Bände, — der durch

Liebeswerben bei den Vornehmen — Liebeswerben beim Volk
Bemalte Radierungen von H. Wigstead nach S. Alken

Digitized by Google

Madame Du Barry. Schabkunst-Vierfarbendruck von J. B. Gautier d'Agoty

den Befund in weiteren Bänden zu Greiz ergänzt wird, — besteht das meiste aus Bildnissen, wie ja die großen englischen Maler und vor allem Reynolds in der Hauptsache Bildnismaler waren. Gerade er entwickelte ein Genie in einer besonderen Richtung, die man eigentlich in der Malerei vor ihm vermißt — nämlich in der Gabe, aus einem Bildnis ein Bild zu gestalten. Wenn man hier sein Lebenswerk überblickt, kommt man aus der Bewunderung nicht heraus, nicht nur über die Vielfältigkeit und den Abwechslungsreichtum seiner Motive, sondern auch wie er die Motive ohne jedwede Aufdringlichkeit, rein überzeugend ausarbeitet. Allein in der Zusammenstellung von Mutter und kleinem Kind hat er Unerreichtes geschaffen. Dagegen tritt sein seltenes Talent, die Frauen vornehm, die Männer bedeutend erscheinen zu lassen, in zweite Linie zurück. Es wird ihm seine Beliebtheit bei den Bestellern gesichert haben, ist aber als künstlerische Tat nicht so wichtig. Viel wichtiger war, daß er den seltenen Blick besaß, dem jeweiligen Modell den günstigsten Augenblick abzufangen.

Darin hat er bei Romney und Hoppner Schule gemacht.

Es ist ein seltener Genuß, eine derartige — zwar nicht gewaltige, — aber doch überaus verfeinerte und ansprechende Kunst an sich vorübergehen zu lassen. Hier in Greiz könnte die Parade in glänzendster Ausrüstung vor sich gehen, und ich schließe mit der Hoffnung, daß die Ereignisse zu der Möglichkeit führen werden, in anderen Worten, daß die dortigen Behörden in die Lage geraten, die wunderbare Kupferstichsammlung würdig aufstellen zu lassen, um für alle folgenden Geschlechter ihren Mitbürgern und allen Kunstfreunden die Aussicht auf eine große Freude zu eröffnen.

Digitized by Google

Durchlaucht, das Kind

Von Carl Marilaun

Durchlaucht hatte mit seinem Hofmeister, dem cand. phil. Oskar Beran, einen Lehrspaziergang unternommen. Es gab Dinge, die ergötzlicher waren. Aber man hatte Durchlaucht gelehrt, Lästiges und Unangenehmes mit dem ihm zustehenden Gleichmut zu ertragen.

Also ging der kleine Prinz ohne sichtbares Zeichen von Gelangweiltheit an der Seite seines Präzeptors, der, einen komisch gestreiften Schal von grüner und gelber Wolle um den empfindlichen Hals geschlungen, die gestrige Lektion in vaterländischer Geographie repetierte. Es muß gesagt werden, daß Durchlaucht den Bemühungen dieses Herrn Beran mit dem artigsten Gesicht von der Welt, aber mit einer vielleicht etwas weitgehenden Zerstreutheit folgte. Durchlaucht war offensichtlich mit anderen Dingen beschäftigt. Besuch hatte sich angesagt. Der Staatsminister Stritzko kam mit einem Akt, dessen Wichtigkeit Durchlaucht keineswegs zu überschätzen geneigt war. Durchlaucht war noch jung, Knaben von zwölf Jahren bringen Staatsangelegenheiten und politischen Dingen kein übertriebenes Interesse entgegen. Und überdies lagen die Dinge schon längst so, daß die Angelegenheiten unseres Landes in den Händen des Herrn Ministers Stritzko weit besser aufgehoben schienen als in der weichen, weißen und zarten Kinderhand Seiner Durchlaucht. Mindestens wurde Herr Stritzko in seinen, letzter Zeit gottlob recht selten gewordenen Vorsprachen nicht müde, zu behaupten, daß Regierungsangelegenheiten ohnedies nicht die richtige Beschäftigung für einen Knaben seien, der noch wachsen müsse.

Der Spaziergang des Kandidaten Beran mit seinem prinzlichen Schutzbefohlenen ging an einem großen Gittertor vorüber, das den Gesindehof des Schlosses gegen die Straße zu absperrte. Durchlaucht verzögerte seine Schritte. Dieser Hof, den er nie betreten durfte, interessierte ihn ausnehmend. Zwei Kinder spielten dort im Bereiche einer großen, grünen Regentonne, ein Knabe und ein Mädchen; und Durchlaucht hatte in Erfahrung gebracht, daß dies die Kinder Antons, des zu seiner persönlichen Bedienung Leibkammerdieners, waren. Sie ließen Schiffchen aus gefaltetem Papier in dem einen Tümpel bildenden Abwasser der grünen Regentonne schwimmen. Es mußte schön sein, mit nackten Füßen, wie es dieser Knabe im Gesindehof tun durfte, in eine Wasserlache zu steigen. Und das Verfertigen von Papierschiffchen war ohne Zweifel reizvoller als die Ausführungen des cand. phil. Beran, der sich nicht genug in vaterländischer Geographie tun konnte.

Solche Erwägungen waren es, die Durchlaucht veranlaßten, vor dem in den Gesindehof führenden Tor ein wenig stehen zu bleiben. Herr Beran führte den Zwicker an seine Nase, um zu erforschen, welche Dinge hier geeignet waren, das offensichtliche Interesse Seiner Durchlaucht zu erregen. Aber es war nichts zu sehen als eine große Regentonne und eine schmutzige Wasserlache, an der die Kinder Antons, des Leibkammerdieners, spielten. Und so hielt sich der Kandidat Beran für berechtigt, seine weißbehandschuhte Rechte auf die Schulter von Durchlaucht zu legen, ihn zur Fortsetzung dieses ersprießlichen Lehrspazierganges einzuladen und seinem hohen Schüler auseinanderzusetzen, daß die Vorgänge in einem Gesindehof keineswegs angetan seien, ihnen auch nur die geringfügigste Beachtung zu schenken.

„Außerdem," sagte Herr Beran im Weitergehen, „werde ich Herrn Anton aufmerksam machen, daß ich es nicht für angezeigt halten würde, meinen Sohn zu dieser Jahreszeit mit nackten Füßen in einer Wasserlache herumplätschern zu lassen."

Er zog frierend den komisch grün und gelb gestreiften Schal fester um seinen Hals, sah auf seine Uhr und beschloß, Seine Durchlaucht auf ihr Zimmer zurückzuführen.

⁂ ⁂ ⁂

Anton, der Kammerdiener, erwartete Seine Hoheit mit Ungeduld. Seine Exzellenz der Staatsminister Stritzko hatten aus der Stadt telephoniert. Exzellenz hatte vor, eine halbe Stunde früher als ausgemacht zu kommen, und es schien untunlich, diesen außerordentlich beschäftigten Herrn, dem bis zu einem gewissen Grade die Geschicke unseres Landes anvertraut waren, warten zu lassen. Herr Beran wurde infolgedessen sogleich abgefertigt. Er verschwand, nachdem er sich von Durchlaucht formvoll empfohlen hatte, und Anton entnahm der Tasche seines mit silbernen Knöpfen besetzten Fracks einen mit echtem Koniferensprit, Marke „Brustwohl", gefüllten Zerstäuber. Mit diesem reinigte er ernsten Angesichts die Luft des Gemaches, die zu atmen der cand. phil. Beran soeben gewürdigt worden war.

Sodann eröffnete er Seiner Durchlaucht, daß es angesichts gewisser wichtiger und weittragender Eröffnungen, die heute von seiten

Digitized by Google

des Ministers Stritzko zu gewärtigen wären, angezeigt sei, Seine Exzellenz im großen Empfangsraum zu erwarten. Durchlaucht hatte nichts dagegen, er wurde in den Saal hinübergeführt, dessen Wände die Geweihe der von seinem verstorbenen Großoheim geschossenen Hirsche schmückten. Es war kalt in diesem Saal, obwohl man im Steinkamin um der bevorstehenden, ungemein schwerwiegenden Zeremonie willen vor einer halben Stunde ein kleines Feuer von Buchenscheiten angezündet hatte.

Buchenwälder umgaben das einsame, alte Jagdschloß. Durch die vom eben einsetzenden Regen des Herbstmorgens beschlagenen Fenster sah man ihre braunen, triefenden Kronen. Hoheit mußte, obwohl der Staatsminister dringend telephoniert hatte, warten. Es überraschte ihn keineswegs. Die seltenen Besuche, die aus der Stadt hierherkamen, pflegten sich nicht nur durch Unerfreulichkeit, sondern auch dadurch auszuzeichnen, daß man sie mindestens zwanzig Minuten über die angesagte Zeit hinaus zu erwarten gezwungen war.

Pünktlichkeit, hatte man Seine Durchlaucht gelehrt, ist die Höflichkeit der Könige. Aber der Doktor Stritzko, der heute kam, war kein König, sondern erster Staatsminister der vor acht Wochen über den blonden Knabenkopf Seiner Durchlaucht hinweg gegründeten Republik. Und Durchlaucht glaubte sich erinnern zu können, daß der Staatsminister Stritzko bei früheren Besuchen nur geringen Wert auf Höflichkeit gelegt hatte.

Jedenfalls stand der Knabe geduldig in dem blauen Matrosenanzug, den ihm die alte Julie, seine Nänä, heute morgen angelegt hatte, an dem in die Mitte des Saales gerückten Tischchen. Er legte, wie dies bei Empfängen von Persönlichkeiten angezeigt schien, den linken Arm auf die mit grünem Tuch überzogene Platte, wozu er sich ein wenig auf die Zehen stellen mußte. Er hatte, um es klar herauszusagen, etwas Angst vor Seiner Exzellenz dem Doktor Stritzko, der in der nächsten Viertelstunde durch die hohe, weißlackierte Tür ihm gegenüber in diesen Saal treten würde.

Überdies schmerzte ihn ein Zahn, und Durchlaucht stellte fest, daß es natürlich der rechte Backenzahn war, den der amerikanische Dentist Mister Hopkins schon längst plombieren sollte. Aber Mister Hopkins hatte eine ausgebreitete Klientel und konnte seit vierzehn Tagen die zwei Stunden Bahnfahrt, die für einen Besuch bei Durchlaucht erforderlich waren, nicht erübrigen.

Es war merkwürdig: seit Durchlaucht vor acht Wochen aus Gründen, die nicht völlig klarzustellen waren, dieses Schloß seines verstorbenen Großoheims bezogen hatte, schienen die bemerkenswertesten Veränderungen vorgegangen zu sein. Die Staatsminister kamen nicht pünktlich und sogar die Zahnärzte sagten ab.

Durchlaucht hatte übrigens nichts dagegen, nein, keineswegs. Er erinnerte sich jenes stets versperrten Tores in den Gesindehof, er hatte deutliche Sehnsucht nach der grünen Regentonne und er empfand ein vielleicht ungehöriges Bedürfnis, mit den beiden Kindern seines Dieners Anton spielen zu dürfen. Es wäre sicher hübsch, dem Mädchen, das den Kopf voll komischer, weißblonder Ringellöckchen hatte, seinen Teddybär zu zeigen. Und vielleicht konnte es ermöglicht werden, hinter dem Rücken der alten Julie einmal Halbschuhe und Strümpfe auszuziehen und, wie jener Bursch aus dem Gesindehof, nacktfüßig in der Wasserlache herumzusteigen.

Solches müßte aber allerdings ohne Wissen und gegen die direkte Willensmeinung der alten Julie ins Werk gesetzt werden. Und in der Sorge, wie dies Verbotene zu veranstalten wäre, vergaß Durchlaucht die unbehaglichen Gefühle, mit denen er Seine verspätete Exzellenz den Herrn Staatsminister Stritzko hier erwartete.

⁂ ⁂ ⁂

Der Lakai Anton öffnete von außen die weißlackierte Flügeltür. Und Seine Durchlaucht neigte, wie ihn Julie und Monsignore Preduzzi gelehrt hatten, ein wenig, nur ein wenig den Kopf zur Begrüßung.

Es war Doktor Stritzko im schwarzen, an den Knopflöchern etwas schadhaft scheinenden Salonrock. Sein mächtiger, ins Rötliche spielender Schnurrbart wehte, und er begann ihn sofort mit beiden Händen nachdrücklich zu bearbeiten. Über den dunklen Zwickergläsern, die er schief über eine Zutrauen erweckende, kleine und kühn gegen Himmel strebende Nase gestülpt hatte, begann seine Glatze: eine ungeheure, energisch gebuckelte, hin und wieder schwärzlich beflaumte Glatze. Zusammengefaßt: der Herr Staatsminister Stritzko hatte sich, seit man das letztemal das Vergnügen gehabt, in keiner ersichtlichen Weise verändert. Hingegen stellte er gleich nach dem Eintreten durch den trübfunkelnden Zwicker fest, daß Seine Durchlaucht ein bißchen angegriffen, jawohl, blaß aussähen.

„Sollten Bewegung machen," sagte er und sah sich nach einer Sitzgelegenheit um. „Fleißig Bewegung machen. Turnen, marschieren, schwimmen ..."

Schwimmen. Seiner Durchlaucht schlugen die Zähne aneinander, wenn er daran dachte. Aber er lächelte artig, stellte sich ein wenig

Digitized by Google

auf die Zehen, um den linken Arm auf die grünbehangene Tischplatte zu bringen, und hätte den Doktor Stritzko zum Sitzen aufgefordert. Aber Doktor Stritzko saß schon. Wahrhaftig, er hatte sich nicht im mindesten seit dem letztenmal verändert.

„Fleißig Bewegung machen," wiederholte der Staatsminister nun schon zum drittenmal und musterte, die schwarzen Flügel seines Gehrockes über dem runden Bäuchlein, nicht ohne Wohlwollen die dürftige, blasse Knabengestalt Seiner Durchlaucht. Er holte aus der inneren Rocktasche einen zusammengefalteten Kanzleibogen, schlug mit der schwärzlich behaarten Hand auf das Papier und sagte, indessen er die Regentropfen sorgfältig vom Zwickerglas wischte, mit etwas merkwürdiger Betonung: „Eine Luftveränderung, junger Mann, würde Ihnen ausgezeichnet anschlagen, denke ich."

Seine Durchlaucht stand unbeweglich, obwohl ihn der linke Arm beträchtlich zu schmerzen anfing. Und er schielte nach dem Tintenzeug, das der Diener Anton auf dem grünen Tischchen bereits zurechtgestellt hatte. Doktor Stritzko, wußte der Knabe, hatte wieder irgendeine langweilige Schrift mitgebracht, die er umständlich vorlesen und unter die Seine Durchlaucht ihren Namen setzen würde. Selbstverständlich würde er unterschreiben; wahrhaftig, er hätte seiner Exzellenz gern die Mühe der Vorlesung erspart. Aber Doktor Stritzko las bereits. Sein ins Rötliche spielender, ungeheurer Schnurrbart wehte über den aufgefalteten Kanzleibogen, und der Knabe schickte sich gehorsam in sein Schicksal, die ihn nicht sehr interessierenden Ausführungen des Herrn im schwarzen Salonrock entgegenzunehmen.

Die heutige Vorlesung zeichnete sich übrigens durch eine ganz erstaunliche, Seine Durchlaucht mit aufrichtiger Befriedigung erfüllende Kürze aus. Genau genommen, hatte Doktor Stritzko überhaupt nur einen einzigen, wenn auch beträchtlich verwickelten und dem Verständnis von Durchlaucht nicht gleich einleuchtenden Satz zur Kenntnis gebracht. Er nahm seinen Kneifer ab und sah mit seiner frohgemut gen Himmel strebenden Nase, seiner dunkelbeflaumten Glatze und dem jetzt völlig zerknüllten Schnurrbart in diesem Augenblick geradezu einschüchternd ernst, angespannt und echauffiert aus.

Die glatte Stirn Seiner Durchlaucht trübte kein Wölkchen. Unschuldig scheuerte er verstohlen an dem rechten, kranken Backenzahn und war bereit, unter die anscheinend beendeten Ausführungen Seiner Exzellenz des Herrn Staatsministers die sieben Kurrentbuchstaben seiner Unterschrift zu setzen.

„Haben Sie also verstanden, mein lieber, junger Mann?" fragte Doktor Stritzko nicht ohne Wärme. Und es schien, als ob er die Wirkung seines heutigen, nicht eben von unbeträchtlichen Dingen handelnden Vortrages aus dem unbewegten, blassen Gesicht seines kleinen Zuhörers zu lesen beabsichtigte. Aber er las nichts. Und der Doktor hatte, übrigens nicht das erstemal, das einigermaßen irritierende Gefühl, daß die verschleierten, kühl und müde blickenden Augen dieses jungen Mannes durch ihn hindurch nach irgend etwas hinter seinem Rücken, der Tür, der Wand, einer Fliege auf der Wand blicken würden. Seine Durchlaucht, dieses Kind, stellte der Herr Minister peinlich berührt bei sich fest, beliebten eine höfliche Gleichgültigkeit zu bezeigen, die nicht sehr weit von Hochmut entfernt war.

Doktor Stritzko breitete die heruntergerutschten Schöße seines Salonrockes über die kurzen, stämmigen Schenkel, zupfte einen losgetrennten Faden aus den Nähten und sprach nachsichtig: „Ich möchte Ihnen, bevor Sie Ihren Namen unter dieses Schriftstück setzen werden, den Inhalt für alle Fälle erläutern." Und Doktor Stritzko erläuterte. Daß die Nationalversammlung der Republik, wie Seiner Hoheit ja bekannt sein dürfte, die Geschicke des Staates künftighin nach dem Ermessen ihrer freigewählten Vertreter zu bestimmen gedenke. Daß jede Art von Sonderrecht einzelner Privatpersonen unwiderruflich und für ewige Zeiten aufgehoben sei, jawohl! Zusammengefaßt: daß von Seiner Hoheit die loyale Erklärung erwartet werde, die Regierungsgeschäfte ohne jedweden, wie immer gearteten Vorbehalt in die Hände der Nationalversammlung zurückzulegen.

„Dies heißt," vollendete Doktor Stritzko seine Ausführungen, „daß Ihnen, junger Mann, in Hinkunft nichts im Wege stehen soll, sich wie andere Burschen Ihres Alters mit den Ihnen zukommenden Dingen zu beschäftigen. Also etwas Ordentliches zu lernen, sich als nützliches Mitglied der Gesellschaft zu betätigen und unter anderen auch etwas für Ihre — ich habe es schon gesagt — geschwächte Konstitution zu tun."

„Wozu ich Ihnen," setzte der Staatsminister nach einer Pause hinzu, „als Ihr — wenn Sie gestatten — älterer, Ihnen aufrichtig wohlwollender Freund von Herzen raten möchte."

Und Doktor Stritzko beugte sich über den Tisch, tauchte die von ihm zuvor sorgfältig geprüfte Feder in das Tintenfaß, spritzte auf dem Löschblatt aus und rückte den Kanzleibogen mit der von ihm selbst verfaßten und von der Nationalversammlung gebilligten Formulie-

Digitized by Google

rung des Thronverzichtes Seiner Durchlaucht dem Knaben zurecht.

Seine Durchlaucht setzte sich. Gewiß, er hatte verstanden. Es handelte sich darum, für alle Zukunft einer Menge gefährlich verwikkelter, anstrengender und nicht eben amüsanter Geschäfte enthoben zu sein. Und wenn wir auch das mit dem „Turnen, Marschieren und Schwimmen" des Doktor Stritzko keineswegs allzu wörtlich nehmen wollen, so standen nach dieser vollzogenen Unterschrift möglicherweise Dinge in Aussicht, die bisher streng verboten waren. So zum Beispiel — und der Knabe setzte die Feder genau an der Stelle an, die Doktor Stritzkos rundlicher, schwärzlich behaarter Finger wies — so zum Beispiel wird es vielleicht morgen schon möglich sein, die alte Julie zum Öffnen eines bestimmten, in den Gesindehof führenden Tores zu bewegen. Jenem kleinen Mädchen mit den weißblonden Ringellocken den braunen Teddybär zu bringen und vielleicht sogar die Schuhe ausziehen zu dürfen, um die wundervollen Papierschiffchen ihres Bruders in der großen Lache fahren zu lassen ...

„Haben Sie schon?" fragte Doktor Stritzko und setzte mit der Feder, die er aus der Hand Seiner Durchlaucht genommen hatte, aus eigenem einen dicken Strich neben die vollzogene Unterschrift. Dann trocknete er, sich erhebend, die noch nassen Buchstaben umständlich an dem bereitliegenden Fließpapier ab, versorgte das Dokument nicht ohne Feierlichkeit in seiner Brusttasche und griff nach seinem Hut.

„Leben Sie also recht wohl, mein junger Freund," sagte er mit unstreitiger Wärme, indes er seinen mächtigen Schnurrbart in Ordnung brachte. „Leben Sie wohl, lassen Sie es sich gut gehen. Und was ich Ihnen privat raten möchte: wie wäre es, wenn Sie sich von Ihrem Arzt Lebertran verschreiben ließen? Guten, echten, chemisch gereinigten Lebertran. Ich kann Sie versichern, daß der bei einem etwas angegriffenen, blutarmen jungen Burschen wie Sie Wunder wirken wird!"

Er begrub die Hand Seiner Durchlaucht mit aufrichtiger Herzlichkeit in seiner warmen, runden, schwärzlich behaarten Rechten. „Ja," sagte er noch und strebte pressiert der von Anton bereits geöffneten Türe zu, „ja, und was die gleichfalls dringend nötige Luftveränderung anbelangt, verpflichte ich mich gern, Ihnen die entsprechenden Beschlüsse der regierenden Nationalversammlung in Bälde zukommen zu lassen."

Seine Durchlaucht verneigte sich. Seine Durchlaucht war allein. Unten im Hof wurden die breiten Torflügel geöffnet, mit grölenden Sirenentönen fuhr das Auto Seiner Exzellenz des Herrn Staatsministers Doktor Stritzko — ein Auto, von dessen Wagenschlag man das Wappen der unlängst noch regierenden Familie zu entfernen vergessen hatte — davon.

⊠ ⊠ ⊠

Die alte Julie stürmte herein. Ihre schwarzseidenen Röcke flogen, ihr ungeheurer Busen wogte. Eine aufgescheuchte, ihr Junges rettende Gluckhenne, barg sie den blassen, kühlen Lockenkopf ihres hohen Schutzbefohlenen an ihrer Brust.

„Hat es weh getan?" fragte sie dringend. Und: „Hat mein Pusselchen kalte Füße gekriegt?" Anton, der merkwürdig angegriffen aussah, brachte Tee. Julie goß ihn brennheiß in die Tasse mit dem blauen Bienenmuster und zwang den Knaben, der mit einem grübelnd verschlossenen Gesicht in seinem mit abgeschossenem Damast überzogenen Stuhl kauerte, nun auch ein wenig von dem garantiert reinen Lindenhonig zu nehmen, der dunkelbernsteinfarben von dem silbernen Löffel rann und vom Pfarrer des benachbarten Dorfes eigenhändig als Produkt einer im Lande berühmten Bienenzucht ins Schloß gebracht worden war.

Seine Durchlaucht nahm lustlos den Tee und ließ sich von der schwatzenden, klatschenden und ohne ersichtlichen Grund zuweilen eine dicke, runde Träne vergießenden Julie überreden, einen Löffel von dem Pfarrerhonig auf eine halbe Biskotte zu nehmen. Im übrigen schien er nicht geneigt, auf Julies stürmische und bekümmerte Redseligkeit einzugehen. Hingegen gab er verwunderlicherweise die Absicht zu erkennen, das von Herrn Oskar Beran, dem Kandidaten, gestern aufgegebene Pensum aus der vaterländischen Geschichte vor Abend noch einmal durchzunehmen.

Die Nänä Julie entfernte sich, nicht ohne Pusselchen in bezug auf kalte Füße einer eingehenden Untersuchung unterzogen zu haben und für den abendlichen Nachtisch eine halbe Schale Kamillentee in Aussicht zu stellen. Sie drückte einen Kuß auf den blonden, sanften Mädchenscheitel Seiner Durchlaucht und mit offenbarem Mißverstehen der keineswegs rosigen Laune ihres Schutzbefohlenen sagte sie: „Ja, Pusselchen, und was die Unterschrift betrifft, die dir dieser widrige Doktor Stritzko abverlangt hat, so möchte ich bloß sagen, daß ich sowohl wie unser Monsignore Preduzzi sie keineswegs als bindend betrachten. Wir haben unter offensichtlicher Zwangslage gehandelt, und überdies, Kindchen, bist du minderjährig. Und so Gott will, wird über diese Unterschrift auf diesem famosen Staatsakt wohl noch ein Wörtchen zu reden sein ..."

Digitized by Google

Seine Durchlaucht entzog ungeduldig den blonden Kopf den Händen der alten Julie. Sie entfernte sich mit bekümmertem Seufzen. Ihre schwarzseidenen Röcke flogen, ihr Busen wogte von unbekannten Gemütsregungen, die aber jedenfalls irgendwie mit dem Besuch Seiner Exzellenz des Staatsministers Stritzko zusammenhingen.

Und der Diener Anton brachte die in blaues Glanzpapier sauber gebundenen Schülerhefte Seiner Durchlaucht.

Der Knabe überzeugte sich, daß Julie endgültig gegangen war. Und er rief mit leiser Stimme, nachdenklich an seiner blassen Unterlippe nagend, den Diener zurück, der an der Türe bereits seine Verbeugung gemacht hatte.

„Wollen Sie," sagte Seine Durchlaucht stockend, und eine fliegende Röte überzog seine Wangen bis hinauf zu den etwas eingesunkenen, blaugeäderten Schläfen, „wollen Sie wohl so gut sein, Anton, und mir die Tür in den Hof ein paar Augenblicke öffnen?"

„Die Türe," setzte er mit wiedergewonnener Festigkeit und über den von ihm bewiesenen Mut selbst erstaunt, hinzu, „die Türe in den kleinen Hof, die immer verschlossen ist. Für mich verschlossen ist. Ich ... ich möchte dort heute spazieren gehen, wenn Sie so freundlich wären, Julie nichts zu sagen."

Herr Anton verbeugte sich, ohne sofort Antwort zu geben, und der Knabe sah ihn an. Es war merkwürdig, auch Anton sah heute etwas angegriffen aus. Ja, es schien, was sich vorzustellen nicht ganz leicht war, als ob er vor kurzem geweint hätte. Seine Durchlaucht besaß aber nicht die Gabe, fremde Erschütterungen anders als mit stummem, unvermindertem Gleichmut hinzunehmen. Man hatte ihn früh gelehrt, sich über Personen, die dazu da waren, über das kostbare Wohl Seiner Durchlaucht in dem ihnen zugewiesenen Wirkungskreis zu wachen, keine Gedanken zu machen. Und wenn Anton wirklich geweint haben sollte, war dies unstreitig seine Sache.

Seine Durchlaucht erhoben sich von ihrem Stuhl und geruhten, in jenen verbotenen Hof zu gehen, dessen Türe Anton inzwischen wohl geöffnet haben würde.

⁂ ⁂ ⁂

Wahrhaftig, Herr Anton hatte geöffnet, obwohl er keineswegs sicher war, wie sich Julie zu diesem Unterfangen verhalten würde.

Seine Durchlaucht erschien, und siehe, er trug seinen ungeheuren, braunen Teddybär, der mit dem Kopf wackeln und, wenn man an einer diskret angebrachten Schnur zog, sogar brummen konnte. Anton war gottlob unsichtbar. Die gestern noch verschlossene Tür stand offen, es gab kein Hindernis, den Hof zu betreten.

Und Durchlaucht hatten Glück, die Kinder des Leibkammerdieners Anton spielten noch immer im Bereich der grünen Regentonne. Das schlechte Wetter hatte sie nicht vertrieben. Jenes Mädchen mit den weißblonden Ringellocken war beschäftigt, ihrer Puppe eine mächtige Haarmasche zu binden, und die Papierschiffchen des Knaben schwammen in der großen Wasserlache. Das Erscheinen Seiner Durchlaucht erregte begreiflicherweise Sensation bei den auf das Eindringen solch hohen Besuches nicht vorbereiteten Kindern. Aber Durchlaucht waren gewöhnt, angestarrt zu werden; es fiel bloß etwas schwer, nun die richtigen Worte zu finden.

„Wie heißt du?" fragte der vornehme Knabe im blauen Matrosenanzug das Mädchen, das törichterweise und ohne ersichtlichen Grund sofort zu weinen anfing, indes ihr Bruder für alle Fälle seine schwimmenden Schiffchen zusammenraffte.

„Ich heiße Paul," sagte Durchlaucht sehr sanft und brachte den großen Teddybären zum Vorschein, mit dem nun gespielt werden sollte. Er zog an der Schnur, der Bär brummte, nichts hinderte, daß es nun gemütlich werden sollte. Aber das höchst kunstvolle Brummen des Untieres aus braunem Samt war keineswegs geeignet, das weinende Mädchen von den reellen Absichten des hier eingedrungenen Besuches zu überzeugen. Sie flüchtete schreiend, sie ließ sogar ihre geliebte Puppe im Stich, sie verschwand in der Tür, die zu den Gesinderäumlichkeiten führte, und Seiner Durchlaucht Prinz Paul blieb nichts übrig, als seinen Bären neben die am Boden liegende Puppe dieses dummen Mädchens zu setzen. Stirnrunzelnd untersuchte Durchlaucht die Puppe. Es war nicht zu leugnen, daß sie bei näherer Betrachtung verlor, und der Knabe begriff nicht gut, was ihn zuvor an jener verschlossenen Tür zu dem sicherlich wenig gehörigen Gedanken, mit diesen Kindern zu spielen, verführt haben mochte.

Er separierte, indes sich die Falte in seiner Knabenstirn vertiefte, sein braunes Untier von jener traurigen Ruine, der ein Arm fehlte und aus deren unanständig nackten Füßen Sägespäne rieselten. Aber da er nun einmal hier war, beschloß er, in dem kleinen Hof auf Entdeckungsreisen auszugehen. Allerdings war da nichts eigentlich als die große Wasserlache, Abwasser aus der grünen Regentonne, die von der Nähe besehen nichts Bezauberndes hatte. Den Bruder des geflüchteten kleinen Mädchens übersah Seine Durchlaucht. Er stand hier im Wege, und überdies war er unhöflich genug gewesen, seine Papierschiffchen vor dem Besuch zu retten und naß, wie sie waren, in die Tasche seines ziemlich schmutzigen Röckchens zu stecken.

Digitized by Google

Durchlaucht erwog, ob man diesen Jungen um Überlassung eines der immerhin noch reizvoll erscheinenden Schiffchen ersuchen könnte. Aber er stand davon ab, denn es stellte sich heraus, daß draußen auf der etwas ölig schimmernden Fläche noch ein solches Fahrzeug schwamm, das in den Hafen zu retten versäumt worden war. Es war ein richtiger Kahn, aus altem Zeitungspapier kunstgerecht gefaltet, und Seine Durchlaucht beschloß, damit zu spielen. Vor allen Dingen schien es nötig, dem Kahn ein Segel zu geben und des Kahnes überhaupt habhaft zu werden. Ihn mit freien Händen zu erlangen, schien unmöglich. Er schaukelte weit draußen in der Strömung, und es blieb nichts übrig, als sich der Schuhe und Strümpfe zu entledigen und das Fahrzeug, vorsichtig watend, ans Ufer zu bringen.

Zögernd streifte der Knabe den rechten Schuh und einen hübschen, schottisch gestreiften Halbstrumpf vom Bein und wagte es, indes sich seine Stirn stärker krauste, zunächst die Zehen vorsichtig mit dem geringes Zutrauen erweckenden Gewässer zu benetzen. Es war sehr kalt, und Seiner Durchlaucht fiel ein, was der Staatsminister Stritzko vor einer Stunde zu ihm gesagt hatte: Fleißig Bewegung machen, turnen, marschieren, schwimmen ...!

Nein, man war kaum dazu da, unangenehme Ratschläge dieses Doktor Stritzko, der seine Kompetenzen offenbar überschritt, hier auszuführen, ohne zunächst Julie um ihre Meinung befragt zu haben. Überhaupt schien es, daß jene Tür zum Hof besser verschlossen geblieben wäre. Man stürzte sich hier in Abenteuer und Ungehörigkeiten, kleine Mädchen liefen weinend davon und es konnte ganz und gar nicht in Ordnung sein, daß Seine Durchlaucht im Gesindehof, Strumpf und Schuh in der Hand, mit einem nackten Bein frierend am Rand einer Regenlache stand und eines Papierschiffchens habhaft zu werden versuchte.

Durchlaucht rief mit düster umschatteter Stirn, indes sich um seinen blassen Mund zwei feindselige Falten zu bilden begannen, den an der Regentonne stehenden und starrenden Jungen an. Mochte er seine Schiffchen behalten. „Wollen Sie mir, bitte," sagte er in bestimmtem Ton, „wollen Sie mir behilflich sein, diese Dinge" — er wies mit tiefem Verdruß auf Strumpf und Schuh in seiner Hand — „anzuziehen?"

Der Bursch kam nach einigem Zögern näher und, nicht zu glauben, dieser unanständige Bengel verzog seinen Mund zu einem Grinsen. Durchlaucht traute nicht seinen Augen. Er stand hier in der unerquicklichsten Situation, die sich überhaupt denken ließ, und dieser Junge lachte! Nie, soweit Durchlaucht zurückzudenken vermochte, war es vorgekommen, daß irgend jemand gewagt hätte, ihm geradeswegs ins Gesicht zu lachen, ihn — jawohl — auszulachen ...

Böser Tag, ruinierter Tag. Der Knabe im blauen Matrosenanzug mußte alle Fassung zusammennehmen, um nicht hier auf der Stelle und vor einem hierzu sicherlich nicht befugten Zuseher zu weinen, wie eben zuvor noch jenes törichte Mädchen mit den weißblonden Ringellöckchen geweint hatte. Aber in diesem peinlichen Augenblick wurde die kleine, in den Gesindehof führende Gittertür aufgerissen und niemand anderes als Julie stürzte mit dem bekümmerten Schrei einer aufgescheuchten Gluckhenne herein. Ihre schwarzseidenen Röcke rauschten, ihr mütterlicher Busen wogte. Sie rang nach Luft, nach Worten; sie hatte Lust, augenblicklich ihre Kongestionen zu bekommen. Aber hier waren zunächst andere Dinge vonnöten, und sie schloß Pusselchen, aufs tiefste erschüttert und bestürzt, in ihre Arme.

Jener nun auf einmal nicht mehr grinsende Junge floh, die Erde schien ihn verschlungen zu haben. Es brauchte von ihm nicht weiter die Rede zu sein, und sein Kahn aus Zeitungspapier schwamm umgestürzt weit draußen in der schmutzigen Regenlache.

Schluchzend zerrte die alte Julie Strumpf und Schuh über das nackte blaue Bein Seiner Durchlaucht. „Was für ein Einfall," jammerte sie und packte den Knaben wie ein Bündel über ihren Arm. Das schwarzseidene Korsett krachte in allen Nähten und Julie rang nach Luft. Aber sie wäre eher hier auf der Stelle elend erstickt, als Seine Durchlaucht Pusselchen auch nur einen Augenblick noch in dieser sowohl wenig würdigen als seiner Konstitution keineswegs zuträglichen Umgebung zu belassen.

Anton, dessen Anteil an diesen Ereignissen später untersucht werden sollte, wurde in die Küche geschickt. Seine Durchlaucht geruhten, sofort eine Tasse heißen Kamillentees zu sich zu nehmen. Er wurde gebracht und der Knabe trank ihn; er verbrannte ihm fast die Zunge, aber er weigerte sich mit keinem Wort. Und er lehnte jede Äußerung über Ereignisse des heutigen Nachmittages mit einem tiefverdrossenen, gereizten, ja geradezu bösartigen Schweigen ab.

Dies bewahrte Seine Durchlaucht allerdings nicht davor, noch bei lichtem Tag zu Bett gebracht zu werden. Aber er hatte eigentlich nichts dagegen. Er ließ sich von Julie in seine Polster und gewärmten Flanelldecken stecken und lag in dem verdunkelten Zim-

Digitized by Google

Digitized by Google

mer noch grübelnd wach, als die alte Julie längst gegangen war.

Nein, es nützte nichts, Papiere zu unterschreiben, die Seine Exzellenz der Staatsminister Stritzko aus der Stadt gebracht hatte. Man malte die vorgeschriebene Anzahl von Kurrentbuchstaben hin und Doktor Stritzko versah sie mit einem Punkt. Aber es war nicht so, wie er sich ausdrückte — „daß Ihnen, junger Mann, in Hinkunft nichts mehr im Wege stehen würde, sich wie andere Burschen Ihres Alter mit den Ihnen zukommenden Dingen zu beschäftigen“ ...

Es war keineswegs so und es standen durchaus beträchtliche Dinge, die Doktor Stritzko nie im Leben hinwegräumen würde, dagegen, sich wie andere Burschen unseres Alters umzutun. Es tat nicht gut, Türen zu öffnen, die verschlossen waren. Es war klüger und in jeder Hinsicht zuträglicher, sein Pensum Latein, Geographie und vaterländischer Geschichte makellos aufzuarbeiten und zur Belohnung hierfür vor künftigen Besuchen dieses Herrn im schwarzen Gehrock vollständig gesichert zu sein. — — — — — — — —

Die alte Julie öffnete leise die Tür des Gemaches, in dem Seine Durchlaucht unter dem Damasthimmel eines von Löwenklauen und vergoldeten Sphynxhäuptern getragenen Bettes schlief.

Der Knabe lag da, seine dünnen Atemzüge hoben kaum die schmale Kinderbrust, und sein auch im Schlafe blasses Antlitz mit den bläulichen Äderchen an den etwas eingesunkenen Schläfen sah gefaßt, ernsthaft und unkindlich verschlossen aus. Er bewegte im Traum den Arm: Anton erhielt Auftrag, die Tür in den Gesindehof zu verschließen und den Schlüssel in die große, grüne Regentonne zu werfen, aus der ihn keine menschliche Macht mehr hervorholen würde.

Und mit gekrauster Stirn, eine frühalte Falte um den festgeschlossenen Mund, grub sich der Schläfer fester in seine Polster. Beschwichtigt trippelte die alte Julie aus dem Zimmer, warf Pusselchen unter der Tür eine gerührte Kußhand zu und gab dem Diener Anton den Auftrag, Seine Durchlaucht Punkt sieben Uhr zur Kommunionmesse zu wecken.

Gedichte. Von Frida Schanz

Die Sperlinge

Graufilbern flirrt und schwirrt ein Sperlingsschwarm
Im Sonnenschein aus knospenstarkem Flieder.
Stiefmütterbeete leuchten bunt und warm.
Aus einem offnen Fenster tönen Lieder.

Ein Kirschbaum strahlt, lichtweiß, noch ganz allein.
Die Pappel blitzt im Wind wie Silberquellen.
Graufilbern flirrt der Schwarm im goldnen Schein
Wieder hinauf ins Fliederknospenschwellen.

Sterne

Spät abends; — spät im Jahr;
Sternfunkelnd wird die Weite
Der Himmel offenbar. —
Es ist, wie ich so schreite,
Als dehne sich die Welt,
Als ob, da aus dem Reigen
Jetzt einer blitzend fällt,
Die andern singend steigen.

Der Schmetterling

Heute, im goldroten Steinbrechwalde,
Auf der sonnheißen Almenhalde,
Ward mir ein seltenes Gottgeschenk.

Auf meinem ruhenden Handgelenk
Ließ sich ein Perlmutterfalter nieder,
Hob sich, entflog, kam wieder und wieder,
Schimmernd in prismenfarbiger Helle,
Ruhvoll zurück auf dieselbe Stelle,
Bis ein Wind durch die Blumen stob
Und er sich hoch in die Luft erhob.

Strahlend sah ich den Gast entschweben
Und ich meinte, ich sähe mein Leben.
Glück, der schillernde Schmetterling
Kam, entflog wieder, kam und ging.
Aber in diesem Kommen und Gehen
Lag etwas von der Ewigkeit Wehen,
Lag etwas, das Ruhe verleiht
Zwischen den hohen Wellen der Zeit.
Glück erwählt uns; wer fragt warum?
Dreimal hab' ich so, selig stumm,
Auf der Hand meinen Falter getragen,
Und ich will es nimmer beklagen,
Wenn er für immer im Glanz sich verlor. —
Meine Seele sieht froh empor.

Digitized by Google

Das Theater im Reich 1923

Von Dr. Ernst Leopold Stahl

Die deutsche Schaubühne als nationale Anstalt — Im Zeichen Schillers: Der „Tell" als Lieblingsstück — Allerlei „Tell"-Inszenierungen — Neue vaterländische Bühnendichtung und ein nationalistisches Greuelstück — Belebung des „Ur-Götz" — Im Zeichen Gerhart Hauptmanns — Der Weg der neuen Jugend? — Der Drang zur Komödie — Neue Lustspiel-Erscheinungen (Georg Britting, Karl Hänsel) — Ein Lieblingsthema der jüngsten Komödie: Spekulation und Gefühl — Max Mohr: Hoffnung oder Enttäuschung? („Der Arbeiter-Esau") — Eine Geschichte des deutschen Lustspiels — Späte Siege des deutschen romantischen Lustspiels: Eichendorffs „Freier", Brentanos „Ponce de Leon" — Die ernste neue Dichtung des Jahres — Bonsels und die Lagerlöf als Bühnendichter — Neue Namen — Theatraliker oder Dichter? — Melchior Vischer („Debureau") — Paul Altenberg („Eigentum") — Das Drama als Thema mit Variationen — Die „großen" Premièren des Jahrs — Alfred Brust — Bert Brechts „Dickicht" — Unruhs „Rosengarten" — Deutsche Theater ohne Zuschüsse? — Die wirtschaftliche Sanierung der Theater: Mannheim als Beispiel — Das Abbau-Gespenst: „produktiver Abbau" beim Theater — Wachsende Anerkennung für das Theater im Reich — Die wichtigsten Theaterbücher des Jahrs

Wenn je das deutsche Theater seine Bedeutung als wesentlicher Mitträger unseres nationalen Empfindens zum Ausdruck hat bringen können, so war das im Jahre 1923 der Fall, als der französische Einbruch ins Ruhrgebiet erfolgt war. An der zähen Verteidigung deutscher Selbständigkeit hat das Theater an Rhein und Ruhr einen nicht geringen Anteil genommen. Es war eine Selbstverständlichkeit (von der sich, so viel ich sehen konnte, einzig die Kölner Oper ausschloß), daß man an deutschen Bühnen in jener Zeit keine französischen Werke zur Aufführung brachte. Aber weit über solche Anstandspflicht hinaus haben gerade die Theaterleiter des widerrechtlich besetzten Gebietes sich zum Teil mit einem persönlichen Wagemut, der ihnen nicht vergessen werden darf, für die gerechte Sache eingesetzt. Was das deutsche Theater nur selten, allzuselten in seiner Geschichte erlebte, ward hier mehr als einmal Ereignis: die Schaubühne als nationale (beileibe nicht nationalistische) Anstalt. „Tell" ward das erkorene Lieblingsstück des Volks der besetzten, bedrohten wie unbesetzten Gebiete. Es gab kaum eine einzige Bühne, an der es in den Monaten des heißesten passiven Widerstands nicht wieder und wieder gespielt worden wäre. Ich selber habe ihn auf meinen Theaterfahrten im ersten Halbjahr 1923 wohl ein Dutzendmal gesehen, und die Art seiner Wiedergabe war eigentlich fast immer eine sichere Probe nicht bloß auf die künstlerische Geschmacksrichtung der betreffenden Bühne, sondern geradezu auf das Ethos, das ihre ganze Arbeit bestimmt. Da gab es z. B. ein einstens recht angesehenes Ex-Hoftheater, an dem der „Tell" nicht recht, sondern nur schlecht, wie jeder grade wollte und konnte, heruntergespielt wurde in einer Weise, daß Brahm und Reinhardt durchaus vergebens für diese Bühne dagewesen waren. Und dann wieder sah man voller Freude an einem kleinen Stadttheater oder auf einer Freilichtbühne junge Menschen mit allem Ernste und innerem Anteil an der Interpretation des deutschen Volksschauspiels. Und wieder an einem Theater andern Typs, an einem großen Stadttheater, konnte man einen jungen Regisseur, dem durchaus nichts Eigenes einfallen wollte, sich vergebens abmühen sehen, eine Synthese aus den beiden markantesten „Tell"-Inszenierungen unserer Zeit zu finden, die in ihrer stilistischen Ausprägung sich gegenseitig ausschließen, nämlich die streng naturalistisch durchgestaltete Gerhart Hauptmanns vom einstigen Berliner Künstlertheater und die (in der Absicht zum mindesten) rein expressionistisch-symbolhafte Jeßners vom Berliner Staatstheater.

Neue vaterländische Bühnendichtungen großen Formates hat auch dieses bitterste Schicksalsjahr nicht hervorgebracht. Der „Tell" von heute, die „Hermannsschlacht" unserer Zeit, lassen auf sich warten. Es ist wirklich nicht so, wie Ungeduldige und persönlich interessierte Dilettanten behaupten, daß den deutschen Dramaturgen oder Bühnenleitern das Organ oder der Wille fehlen, sie zu finden. Aber manches sympathische geschmackvolle Stück ist immerhin aufgetaucht, das nicht nur Gesinnung, sondern auch Gestaltung aufwies. Als das geistig überlegenste, allerdings auch am kühlsten abwägende dieser Art ist „Geschlagen" von Hans Franck zu nennen (Uraufführung am Stuttgarter Landestheater, Buch bei Walter Seifert), als das kräftigste Hans Gustav Wagners „Trotzdem" (Uraufführung am Staatstheater in Kassel, Buch bei Cotta), ein warmherzig menschliches, phrasenloses Stück auf dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges. Neben lauteren Spielen dieser Art, zu denen man auch Alex von Frankenbergs „Leuchtfeuer" (Uraufführung am Stadttheater in Dortmund) trotz seiner Redseligkeit rechnen darf, konnte man in München ein Tendenzwerk sehen, das sich solcher Mittel bedient, wie sie die Kriegsgreuelpropaganda unserer Feinde angewendet hatte und die wir ihnen neidlos überlassen wollen. (Es hieß „Das deutsche Leid".)

Digitized by Google

Das Schauspieljahr 1922—23 stand also in seiner zweiten Hälfte stärkstens im Zeichen Schillers. Auch Goethes „Götz" wendete sich daneben die Aufmerksamkeit manches Theaters wieder zu; besonders interessant war die Belebung des Ur-Götz, d. h. der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen dramatisiert", durch Eugen Keller am Darmstädter Landestheater, das mit eindringlichster Wirkung ausschließlich diese Erstfassung zu Wort kommen ließ, anstatt sie, wie es sonst üblich ist, mit Elementen der beiden späteren Götz-Bearbeitungen Goethes zu vermischen.

In der ersten Spielzeithälfte war es vor allem Gerhart Hauptmann gewesen, mit dessen Aufführungen anläßlich seines sechzigsten Geburtstags die deutschen Bühnen sich selber ehrten. Von der verfehlten Art, wie mit Schauspielern, die aus allen Himmelsrichtungen herbeidepeschiert waren, die Bühnengenossenschaft den Dichter in Breslau gefeiert hatte, war bereits am Ende meines vorjährigen Berichts die Rede. Aber unzählige sorglich vorbereitete Aufführungen, die ohne den Tamtam jener Breslauer Tage in Szene gingen, — von Werken aus allen Schaffensperioden des Dichters außer der letzten, vor allem aber von seinen realistischen Dichtungen — zeigten, wie tief der Dichter als Gesamterscheinung allen Widerständen und Anfeindungen zum Trotz in den Allgemeinbesitz unseres Volks übergegangen ist. Der große Gestalter und der milde, gütige Mensch hat bei den „Webern" und den „Ratten", dem „Hannele", „Henschel" und der „Rose Bernd" über das ganze deutsche Sprachgebiet hin (ich selber erlebte eine sehr würdige Gedenkaufführung bei Direktor Otto Schwarz in Winterthur, fernab vom schlesischen Lande) auch Angehörige einer neuen, jüngeren Generation in tiefer Ergriffenheit vereinigt.

Wohin die neue dramatische Jugend steuert — selbst der Hellhörigste, Scharfsichtigste vermöchte das wohl nicht mit einiger Bestimmtheit zu sagen; auch unter den drei vielleicht Begabtesten der jüngsten Generation, Brecht, Bronnen, Brust, vermissen wir das sie verbindende Gemeinsame im Ziele heute noch. Vielleicht, daß sich ein neues soziales Drama entwickelt, das sich in Versuchen anzukündigen scheint, denen man bei zwei mehr schriftstellerisch als im höheren Sinne dichterisch begabten Dramatikern in vorangehenden Jahren begegnete, bei Rehfisch (Chauffeur Martin) und programmatischer bei H. E. Jacob (in soziologisch-historischen Schauspielen). Vielleicht gar auch, daß die junge Generation drauf und dran ist, sich nach einer Periode ethosdurchdrungenster Dramatik in leichteren Komödien über die Düsternis und Ungeklärtheit der Zeiten hinüberzulachen. Symptome dafür haben wir bereits im vorigen Jahre festgestellt. Die Anzeichen mehren sich seitdem. Eine ganze Reihe unserer jüngsten Dramatiker, die tief in den Sinn dieser Zeit einzudringen gestrebt hatten, besonders drei unserer stärksten Potenzen unter ihnen: Paul Kornfeld, Hanns Johst, Max Brod, auch neue Männer wie Max Mohr und H. W. Philipp, von den Gereiften Hofmannsthal und zuvor schon Schmidtbonn, haben uns in jüngster Zeit Komödien beschert, teilweise sehr hübsche geistvolle Zeitarabesken sogar — wenn sie auch im Rahmen des großen Ganzen noch nicht allzuviel bedeuten —, und zum anderen Teile zumindest liebenswürdige gepflegte Unterhaltung. Da gab es von Max Brod ein gänzlich zeitentbundenes Lustspielchen von der launenreichen berühmten Schauspielerin, „Clarissas halbes Herz" (Uraufführung mit der, in dieser Gestalt entzückenden Leontine Sagan am Frankfurter Schauspielhaus, Buch bei Kurt Wolff). Da gab es weiter eine klug pointierende, gelegentlich ein wenig überspitzte Schieberkomödie von Hanns Johst, „Wechsler und Händler" (Uraufführung am Reußischen Theater in Gera, Buch bei Albert Langen). Und von Kornfeld, einem der wenigen, sehr talentvollen Exponenten des Bühnen-Expressionismus, eine von gutem Witz erfüllte Komödie auf allerhand zeitliche und überzeitliche Torheit, „Der ewige Traum" (Buch bei Rowohlt, Uraufführung am Frankfurter Schauspielhaus, das sich unter der Leitung seines Intendanten und besten Regisseurs, Richard Weichert, von den deutschen Bühnen des Reiches auch im letzten Jahre mit besonderem Geschick für künstlerische Neuheiten einsetzte). Ein paar junge Erscheinungen tauchen mit Lustspielen erstmals auf der Bühne auf. Georg Britting, von dem eine ältere Komödie, „Das Storchennest", gedruckt im Arkaden-Verlag in Darmstadt-Treisa vorlag, fand mit einer „Stubenfliege", einem naturalistischen Nachzügler von kleinem Format und allzu episodischem Charakter, aber hübscher Beobachtung, den Weg auf das Münchner Residenztheater. Karl Hänsel, ein kluger, scharfer Kopf, von dem Erzählendes wie Dramatisches bei Georg Müller erschienen ist, durfte auch erstmals die Bühne erblicken, und nicht mit Unrecht. Seine Komödie „Menschen ohne Tragödie" (Uraufführung am Heidelberger Stadttheater unter Paul Helwigs Leitung mit dem begabten Franz Sauer in der Hauptfigur eines menschheitbeherrschenden Bettenfabrikanten) zeichnet noch mit den Schwächen der Anfänger, aber einer unzweifelhaften Lustspielbegabung in einer immerhin neuartigen Variation wieder einmal den Gegensatz von Spekulation und Gefühl, von Geschäft und Idealismus, der so viele in den letzten Jahren als tragischer Vorwurf gereizt hatte.

Auch Max Mohr diente dieses Thema zur Grundlage seiner „Improvisationen im Juni" — der schon im Vorjahr in Bild und Wort erwähnten, unzweifelhaft besten Komödie der jüngsten Zeit, wie auch seiner folgenden Komödien „Sirill am Wrack" und „Der Arbeiter Esau". Aber fast will es leider scheinen, als ob auch diese Hoffnung bald zu einer Enttäuschung werden könnte. Denn der junge Autor hat in keiner seiner drei weiteren, in

Digitized by Google

diesem Jahre gespielten Komödien (die als schön gedruckte Bücher alle bei Georg Müller erschienen sind) gehalten, was er dort versprach. Gefährlicher als daß seine Jugend noch verlegen wird, wenn es sich um eine irgendwie positive Deutung einer neuen Lebensform handelt (geht es doch dem, um ein halbes Menschenalter älteren Unruh sogar nicht viel anders) — gefährlicher ist, daß Mohr sich heute schon so gern selbst plagiiert. Er hat eigentlich nun schon dreimal das gleiche Stück geschrieben. Schon die „Improvisationen", die Münchens besterSchauspieler, Gustav Waldau, im Residenztheater zum Siege geführt hatte, litten ein wenig unter einer allzureichen Verschnörkelung. In den, seitdem der Bühne übergebenen Komödien aber vergißt er vor lauter Schnörkeln, dem Werk zunächst einmal die Substanz zu geben. Wahrscheinlich handelt es sich indessen bei diesen Komödien lediglich um Überarbeitungen älterer Stücke, die allzu dringliche Regisseure dem Erfolggekrönten nicht immer zum Vorteil seines künstlerischen Ansehens nachträglich entwunden haben. Während das „Gelbe Zelt" (Uraufführung am Kölner Stadttheater) und „Sirill am Wrack" (Uraufführung an Direktor Hellmers Neuem Theater in Frankfurt a. M.) in der künstlerischen und ethischen Dürftigkeit kaum weiter interessieren können, enthält „Der Arbeiter Esau" (Uraufführung unter Dr. Liebschers Regie ebenfalls am Kölner Schauspielhaus) einige, für Mohr neue Züge, einen stellenweise feinpointierten witzigen Dialog und wenn auch nicht in den schemenhaften „neuen" Menschen, wohl aber in ihrem irdischen Gegenspiel — dem Neureichen Frebbe und einem Modephilosophen Dr. Gade — sehr amüsant gezeichnete und endlich auch einmal mit Fleisch und Blut gefüllte Wesen. Von Hugo Wolfgang Philipp, dem anderen neuen Mann der Komödie (der seine Werke im Spitzweg-Verlag, Berlin W. 35 erscheinen ließ) hat der letzte Berliner Bühnenbericht in diesen Heften und meine vorjährige Überschau gesprochen. Auch da sind erst zarte Keime vorhanden bei diesem bitter lächelnden, noch wenig originellen Ironiker. Wird er zu Eignerem durchfinden?

In der Bevorzugung des Lustspiels ist das deutsche Publikum einmal durchaus einig mit seinen Dichtern: was bei uns durchaus nicht sehr häufig der Fall zu sein pflegt. So kommt auch ein großes wissenschaftliches Werk, das seit einem Jahrzehnt vorbereitet wurde, zu diesem Zeitpunkt wie gerufen, die Geschichte des deutschen Lustspiels von Karl Holl, dem Karlsruher Literaturgelehrten (bei J. J. Weber-Leipzig), die mit glänzender Beherrschung des Stoffs in einer reichfundierten Darstellung bis mitten in unsre Tage der Sternheim und Georg Kaiser hineinführt.

Auch das Kostümlustspiel der älteren Zeit hat es zu ungeahnten, noch vor wenigen Jahren einfach unausdenkbaren Erfolgen gebracht. So sind Eichendorffs „Freier" für die Bühne überhaupt erst entdeckt worden, ein ganz leichtes, liebes Stücklein der Posthornzeit, das sich fast alle großen Bühnen eroberte. Eine andere Ausgrabung, kaum minder durchschlagend, war die des „Kaffeehauses" von Goldoni, einer der farbigsten Komödien des italienischen Sittenschilderers des 18. Jahrhunderts. Beide wurden von Otto Zoff-München auf etwas robuste Weise mit allerlei Amputationen und nicht unbedingt geschmacksicheren Zutaten und Stilredaktionen eingerichtet (seine Bearbeitung der „Freier" erschien bei Reclam), und beiden hat das rührige Frankfurter Schauspielhaus zuerst zum Bühnendasein verholfen. Noch ein Spielchen der deutschen Romantik außer den „Freiern" erlebte seine Uraufführung: der „Ponce de Leon" von Clemens Brentano, mit dem die Bayrische Landesbühne die Tätigkeit eines weiteren Ensembles im Stadttheater in Augsburg eröffnete. Seltsam genug, daß es mehr als eines Jahrhunderts bedurfte, bis endlich dieses, vielleicht echteste, reinste Produkt romantischer Bühnendichtung in seiner originalen Form auf das Theater gelangte; nur eine grausame Verstümmelung hatte Brentano selbst noch für das Wiener Burgtheater zugerichtet, während der taktvolle Bearbeiter O. F. Schuh auf das Original zurückging: dem es an dramatischer Substanz ebenso gebricht wie den „Freiern", denen gegenüber es allerdings ein erhebliches Minus an Gefühlswärme durch ein Mehr an Wortwitz und Wortspiel ersetzt. Seinen eigentlichen Reiz macht seine Atmosphäre und die (teilweise in neuer Auswahl des Bearbeiters) freigebig darüber hingestreute köstliche Lyrik Brentanos aus. — Ein neues Kostümlustspiel kam aus Rußland zu uns. Ein jetzt lebender junger Graf Alexei Tolstoi hat um die große Katharina herum ein kleines, sehr kleines Anekdotenlustspiel geschrieben, „Die Liebe ein goldnes Buch" (Uraufführung ebenfalls am Frankfurter Schauspielhaus, Buch in der Allgemeinen Verlagsanstalt München).

Schlimmer denn je stand es diesmal um die ernste Produktion, die im Laufe des Jahrs neu auf der deutschen Bühne erschien. Über Emil Ludwigs Bismarck-Trilogie, von der der erste Teil „Volk und Krone" zuerst am Neuen Theater in Frankfurt a. M., der dritte „Die Abdankung" am Leipziger Schauspielhaus herauskam (als Buch erscheint sie bei Rowohlt) ist kein Wort zu verlieren. Es ist eine — dazu noch geschäftlich falsche — Spekulation eines hochbegabten Publizisten und Ästheten. Erwähnenswerter ist ein erster Bühnenversuch von Waldemar Bonsels, dem Vielgeliebten, mit einem „Weihnachtsspiel", das seine Uraufführung am Meininger Landestheater erlebte, wo ein junger Intendant seine Bühne zur geistig führenden des jungen Thüringen machte, Dr. Franz Ulbrich. (Buch bei Carl Stephensohn, Wien I). Bonsels versucht darin eine Synthese von Kindermärchenstück und Weihnachtskrippenspiel, indem er sich der etwas abgebrauchten Einkleidung

Digitized by Google

Szenenbild aus Händels „Julius Cäsar". München, Nationaltheater. (Aufnahme Lt Osborne, München)

des über seinem Geschichtenbuche einschlafenden kleinen Mädchens bediente, dem dann seine Märchengestalten das Heil der Menschenliebe verkünden. In der Sintflut des elenden Kindertheaterkitsches, den auch die seit zwanzig Jahren mannhaft betriebene aktive Abwehr von seiten führender Theaterpraktiker noch nicht völlig bannen kann, ist Bonsels' Spiel eine sympathische Bereicherung der noch immer wenig zahlreichen, ästhetisch ernst zu nehmenden Kinderstückliteratur. Auch Selma Lagerlöf ist zur großen Überraschung ihrer Verehrergemeinde unter den Bühnenschriftstellern aufgetaucht: mit einem allerdings nur beiläufigen, in ihrem Gesamtschaffen wenig bedeutenden Werkchen, einer schwedischen Idylle „Flaumvögelchen" (Uraufführung am Alberttheater in Dresden), das aber, so klein im Format es geblieben ist, doch die Schöpfung eines echten Dichtermenschen bleibt, vergleichbar vielleicht am ehesten dem gütigen optimistischen Spätling Björnsons, dem immer noch zur Freude von vielen auf der Bühne blühenden „jungen Wein".

Ein paar neue Männer tauchten mit ernster (und ernst zu nehmender) Dramatik da oder dort auf. Den jungen hannöverischen Dichter Hans Havemann reizte es, die Tragödie von der „Not in Calais", die Georg Kaisers monumental-rhetorische „Bürger von Calais" schon dargestellt hatten, erst recht noch einmal und von einer andren Seite her zu gestalten, ohne doch mit diesem erst von einem Künstler, einem bildenden, Rodin, bewältigten Stoff fertig werden zu können (Buch bei Wolf Albrecht Adam, Hannover, Uraufführung am Hildesheimer Stadttheater unter Direktor Büllers verdienstvoller Leitung). Mehr als Theatraliker denn als Dichter versprechen vorläufig Paul Altenberg wie Melchior Vischer. Von letzterem, dem Kleistpreisträger dieses Jahrs, von dem mehrere Dramen vorliegen, kenne ich erst eines: „Debureau" (Uraufführung am Frankfurter Schauspielhaus), das — mutatis mutandis — etwa die Bedeutung hat, die einstens ein guter, nicht allzugrober Theaterschlager wie der „Narziß" des begabten Romanschriftstellers Brachvogel besaß, weder mehr noch weniger: ein schmissiges farbiges Schauspiel von der Tragik eines großen Lustigmachers. Auch von Paul Altenberg liegt bereits eine Kollektion von Stücken vor (im Chronos-Verlag in Ludwigsburg i. W.). Auf die Bühne ist von ihnen bisher nur eines gekommen, „Eigentum" (am Landestheater in Stuttgart), während „Quartier" und „Gewalt" noch der Uraufführung harren. Was theatermäßig in „Eigentum" erstrebt wurde, ist gut und talentvoll. Die Geschichte von der verloren geglaubten Handelsflotte, die dann nach großen Wirrsalen wieder zum Vorschein kommt und den einstigen Besitzer dieser Schiffe, den großen Handelsherrn Anselm aus dem mittelalterlichen Delft, als einen Geläuterten, vom Wahnglauben an die Macht des Eigentums Geheilten, wiederfindet. Immer wieder wird von einer anderen Seite her dieses eine Thema „Eigentum" abgewandelt und durchgehandelt: in jeder Gestalt, jeder Rede, wie ein musikalisches Thema mit Variationen. Man ist ähnlichen künstlerischen Tendenzen schon in manchem Bühnendrama der letzten Jahre begegnet; so hat Herbert Kranz' „Freiheit", eine der künstlerisch und ethisch reinsten und feinsten Schöpfungen des dramatischen Expressionismus, völlig die Form einer Symphonie in Worten, die, wie

Digitized by Google

eine Eroica, ganz um eine (geistig-künstlerische) Idee kreist. Was bei Kranz ideenhaft, abstrakt, von der Realität des Einzelfalls möglichst abseits vorgeführt wird, versucht Altenberg nicht ohne Glück und Geschick in das bühnengerechte dramatische Geschehen eines quasi-historischen Vorgangs überzuleiten. Mit einer Tolstoi-nahen Weltanschauung gibt auch Altenbergs „Eigentum" einen Beitrag zu dem, da und dort in Ansätzen sich regenden neusozialen Drama ab.

Nun aber schließlich zu den spärlichen „großen" Premièren des letzten Jahrs. Da bleiben eigentlich überhaupt nur Unruh, Brust und Brecht von den Jüngeren zu erwähnen, und auch sie nicht mit Werken, die sie uns auf ihrem Wege sehr wesentlich weitergekommen zeigten. Der starke künstlerische Erfolg bei den Willigen, Aufnahmefähigen und Aufnahmebereiten blieb Unruh und Brecht (bei Brust handelt es sich um ein nebensächlicheres Stück), auch in diesem Jahre versagt, was bei dem vierzigjährigen Unruh natürlich schwerer wiegt als bei dem dreiundzwanzigjährigen Bert Brecht. Von Alfred Brust ist diesmal wenig zu berichten. Das Literaturtheater seiner engeren Heimat, das Neue Schauspielhaus in Königsberg, zeigte ihn von einer neuen Seite, mit einem historischen Drama „Ost-Rom", das die Kulturgegensätze des Ostens und Westens zum Thema und zur Hauptgestalt einen allgewaltigen Popen und Volksmann hat; bedeutender als persönliche Äußerung ist Brusts bei derselben Gelegenheit wieder ans Licht gezogener „Ewiger Mensch", eine Erlösungsdichtung von starkem Gefühlsausdruck.

Mit höchsten Erwartungen hatte der große Münchner Freundeskreis des dort lebenden, aus Augsburg stammenden, noch sehr jungen Bert Brecht der Uraufführung seines neusten Dramas: „Dickicht" am Münchner Residenztheater, der intimen Bühne der Bayrischen Staatstheater, entgegengesehen. Man kann annehmen, daß auch von ihnen nicht wenige enttäuscht und bedrückt weggegangen sind. Ein Stück von unendlicher Breite, einer oft quälenden Kompliziertheit ihres (dann in Momenten wieder außerordentlichen) Wortausdrucks, und von einer vollkommenen dramaturgischen Gesetzlosigkeit, die ihrerseits geradezu zum Gesetz erhoben wird, ja von einer zerfließenden Form- und Gestaltlosigkeit. Es ist schon schwer, in diesem „Dickicht" den Weg nicht zu verlieren, den Faden der Vorgänge in der Hand zu behalten. Ein reicher malayischer Holzhändler stößt in Chicago durch Zufall auf einen jungen Menschen, dem er seinen Reichtum schenkt und seine Wünsche erfüllt und den er, der selber im Besitze nicht glücklich Gewesene, damit nicht etwa beglückt und bereichert, sondern dem er nur seine Ruhe dadurch raubt, den er aus einer Abhängigkeit in eine andere schlimmere treibt. So entspinnt sich Kampf und Chaos bis zur Vernichtung. Ein menschlich interessantes Thema von starker Kraft der Idee, aber völlig übersichtslos und verschwommen auf die Bühne gesetzt.

Fritz von Unruh hat es — und diese Zurückhaltung ehrt ihn — noch nicht vermocht, den Abschluß zu seiner Dietrich-Trilogie zu finden, deren erste beide Teile „Ein Geschlecht" und „Platz" gewesen sind. Er schob vor dem letzten Werke nun ein abendfüllendes Zwischenspiel ein, den „Rosengarten", den sein eifrigster und verständnisvollster Förderer am deutschen Theater, Gustav Hartung, der Generalintendant des Hessischen Landestheaters in Darmstadt, zur Uraufführung gebracht hat. Gegenüber den „Stürmen", die gerade derjenige unbedingt hatte ablehnen müssen, der in Unruhs früheren Werken die dichterische Potenz neben der ethischen Kraft und Hochgesinntheit in Eindringlichkeit verspürt hatte, bedeutet dieser „Rosengarten" gewiß einen Fortschritt. Man begegnet wieder dem Streben nach einer dramatischen Antithese, dem Bedürfnis nach einer Gestaltung seiner Wesen, die ihm immer mehr in schönen und gedankenreichen Reden zu zerfließen gedroht hatten, kurz man merkt den Drang zur Erzeugung bühnengemäßer und bühnennotwendiger Substanz. Rainmar Dietrich, der Dichter, ist hier mehr als irgend vorher mit Unruh identifiziert. Wieder geht es, diesmal im Milieu des Florentiner Rosengartens, in den der Weltflüchtige sich zurückgezogen hat, um die alten Themen Geistliebe-Fleischliebe, Preußentum und Pazifismus. Der Kampf des Johanniter-Kapitels, das aus Potsdam mit der Absicht kommt, um Dietrich zu beseitigen, bildet das, was dem Stück als Wesentliches an Fabel innewohnt. Ein mit jenen ausgezogener Prinz Wilhelm von Preußen wird zu Dietrichs Anhänger. In Dietrich selbst vollzieht sich die Entwicklung vom passiv Klagenden, lyrisch Träumenden zu dem zur Tat Entschlossenen. Zu welcher Tat — das zu zeigen wird dann der Abschluß des Werks zu sagen haben. Noch verwechselt Unruh hier Persönliches mit Privatem. So rückt manches in allzu greifbare, fast peinliche und fast indiskrete Nähe gerade im „Rosengarten", der indessen bloß Zwischenglied sein will und so genommen werden muß: so harren wir einstweilen in der dunklen Wirrnis dieses Winters der Fortführung und des Abschlusses dieser großgedachten, gewaltig angelegten Tetralogie, in der Hoffnung, daß der letzte Teil auch künstlerisch die ersehnte Erfüllung bringe.

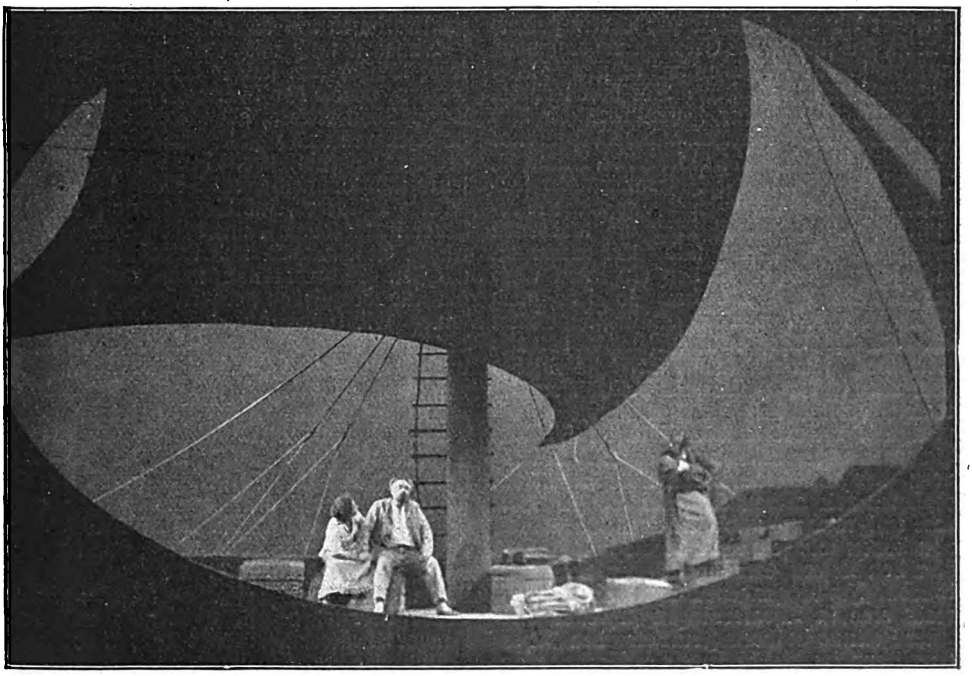
⁂ ⁂ ⁂

Man hat im Laufe des Jahres 1923 aus mehreren Städten Nachrichten lesen können, daß die dortige Bühne sich neuerdings ohne Zuschüsse erhalten lasse. Das hörte sich vortrefflich an und an Belobigungen der betreffenden Direktionen durch die Presse hat es nicht gefehlt. Schade nur, daß es sich wohl in allen oder doch den meisten Fällen entweder um einen rechnerischen Trick handelte, der aus der rapiden Geldentwertung resultierte, oder daß die Beitragsleistungen des Reiches, die

Digitized by Google

auf Grund des Reichsbesoldungsgesetzes zu den Beamtengehältern der Städte und damit auch den Gagen der gemeinnützig geführten Theater zurzeit noch zu leisten sind und rund siebzig Prozent des Gesamtgagenaufwands ausmachen, nicht als Zuschüsse mitgezählt worden waren. Diese Zuwendungen des Reiches hören noch im Laufe der Spielzeit 1923 bis 1924 auf, und dann gilt es allerdings tatsächlich für die Stadt- und Staatsbetriebe der Theater, zu zeigen, ob sie in der Lage sind, trotz völlig fehlenden oder nur noch geringfügigen Zuschüssen fortbestehen zu können. Die kritische Stunde ist nun da, wo auch am deutschen Theater mit dem seit Jahren immer wieder heraufbeschworenen Worte „Abbau" wirklich ernst gemacht werden muß. Daß die großen Städte auch nicht entfernt mehr daran denken können, Zuschüsse in der Höhe der Friedensleistungen von 1913—1914 aufzubringen, steht wohl außer allem Zweifel. Und daß es sich nicht um irgendeinen Schreckschuß, wie manchmal in früheren Jahren, handelt, beweist der Vorgang der Stadt Mannheim, der als richtungweisend insofern angesehen werden kann, als der Oberbürgermeister dieser Stadt ja der erste Vorsitzende des Verbandes der gemeinnützigen Theater ist und als anderseits es sich hier um ein uraltes und edles Kulturbesitztum der Bevölkerung handelt, das preiszugeben man nur in alleräußerster Not bereit wäre. Die Stadtverwaltung Mannheim also hat bindend beschlossen, den Theaterbetrieb für 1924—25 nur dann aufrechtzuerhalten, wenn er, was in seiner Geschichte nie da war, ohne Barzuschüsse sich selbst bezahlen kann. Zur Verfügung gestellt wird lediglich das Haus mit allen Einrichtungen und der Mietbetrag dafür, den die Stadt sich selber anrechnete und der allerdings immerhin einige hunderttausend Goldmark betrug. Die Fortführung des Theaters wurde abhängig gemacht von der Zeichnung einer entsprechend großen Anzahl von Abonnements, die denn auch tatsächlich bis zum Beginn des neuen Jahres zu recht beträchtlichen, gegenüber 1914 etwa um das Doppelte erhöhten Preisen in der notwendigen Höhe erfolgt war. Man ersieht hieraus bereits, daß tatsächlich bei vorsichtiger Geschäftsführung aller Voraussicht nach auch an durchaus künstlerisch geleiteten Bühnen der Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben zu ermöglichen ist.

Die neue kunstorganisatorische Aufgabe wird heißen: Abbau in Verbindung mit Aufbau zu treiben, also sozusagen einen „produktiven Abbau" zu leisten. Hierbei wird sich mehr als einmal zeigen, daß wirtschaftlich Unproduktives zugleich künstlerisch Unproduktives gewesen ist. Man braucht dabei nur, als Beispiel, an das, keine Menschenseele mehr infolge seiner Überholtheit und künstlerischen Unzulänglichkeit interessierende typische deutsche Ballett zu erinnern, das durch einen Tanzchor von körperlich nach modernen Bewegungslehren geschulten Mädchen und Männern aus der Stadt ersetzt werden könnte



Die Fahrt nach Orplid. Von Wilhelm Schmidtbonn. München, Residenztheater
(Aufnahme Li Osborne, München)

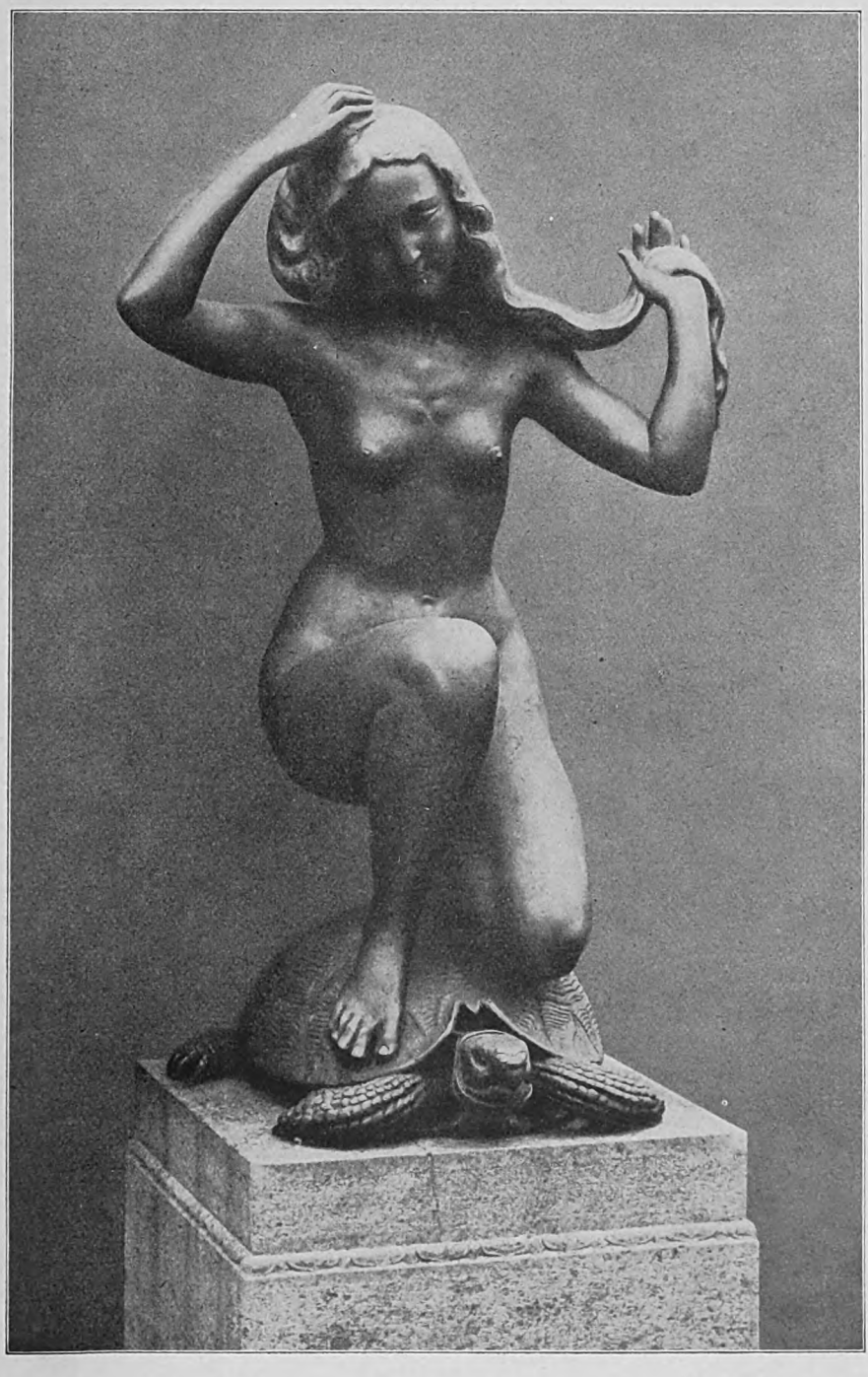
Digitized by Google

— zum Vorteil der Theaterkasse wie der künstlerischen Wirkung. Oder es ist an den Riesenapparat zu denken, den heutigen Tages der Opernbetrieb beansprucht. Oder wiederum an die Scharen von Theaterarbeitern, von denen bei energischerem Vorgehen an vielen Bühnen ein ganz beträchtlicher Prozentsatz entbehrt werden kann. Große Theater — besonders Staatstheater — sind wenigstens teilweise bis zum heutigen Tage immer noch viel zu sehr als Luxusinstitute geführt gewesen. Man darf mit gutem Gewissen von ihnen sagen, daß sie künstlerisch nicht notlitten, wenn sie bloß etwa die Hälfte der bisherigen „Gehaltsempfänger" in Zukunft zu bezahlen hätten — sofern nur die Auswahl die richtige sein wird. Kein mutiger Bühnenleiter wird zurückschrecken vor der Drohung mit dem „Abbau". Sie muß ihm im Gegenteil ein Ansporn zu rationellerer Nutzung seiner künstlerischen Kräfte sein und gibt ihm Gelegenheit, Morsches und Überaltertes abzustoßen. Auf Barzuschüsse aus Staats- und Stadtkassen wird er sich fernerhin allerdings kaum mehr verlassen dürfen. Jetzt ist der Zeitpunkt da, wo sich das kunsterhaltende Prinzip der „Theatergemeinden" bewähren muß.

Immer wieder ist im Laufe der Jahre an dieser Stelle von mir auf die, seit dem Anfang des Weltkriegs stetig wachsende kulturelle Bedeutung des Theaters draußen im Reiche hingewiesen worden. Allmählich haben sich auch Berliner Kritiker zu dem Standpunkt bekannt, daß in vieler Hinsicht heute die einstmals vielgeschmähte „Provinz" in Theaterfragen künstlerischer und organisatorischer Art das Vorbild für Berlin geworden ist, und sind zu der Erkenntnis gekommen, auf wie schwanken Füßen das ernsthafte Berliner Theater heute steht. Vor drei Jahren, als Weichert, Hartung, Falckenberg, die Dumont-Leute und mancher andere bedeutende Regisseur in Frankfurt, Darmstadt, München, Düsseldorf usw. längst Inszenierungen subtilster und vollkommenster Art geschaffen hatten, erschien ein Buch über die modernen deutschen Regisseure und Bühnenmaler, das, so geistvoll es in den einzelnen Charakteristiken auch ist, doch so sehr noch unter dem rein berlinischen Gesichtswinkel das deutsche Theaterkunstgeschehen betrachtete, daß jene Namen, weil sie bisher noch nicht in Berlin selbst in die Erscheinung traten, ebensowenig in dem Buche vorkamen, wie diejenigen der vielleicht stärksten Potenzen unter allen deutschen Bühnenbildnern, der untereinander wieder diametral verschiedenen beiden Künstler Ludwig Sievert in Frankfurt und Pilartz in Darmstadt, von denen wir seit einer Reihe von Jahren hier den Lesern Entwürfe haben vorführen können. Im vergangenen Spieljahr hat erstmals eine in Theaterdingen führende Berliner Zeitung in ihrem Feuilleton den „Theaterwillen" im Reiche in einer Umfrage anerkannt, und auch die Buchliteratur des letzten Jahres hat in dieser Hinsicht eine andre Einstellung gezeigt. Ein sehr lebendiges, mit zahlreichen Bildern seine Absicht erläuterndes Sammelwerk von Max Krell über das „Deutsche Theater in der Gegenwart" (im Verlag von Rösl & Co., München) zeichnet sich gerade dadurch besonders aus, daß es den ganz bedeutenden Leistungen der Provinz — vor allem von Hartung-Pilartz in Darmstadt, deren Dreijahreswerk auch eine überaus gelungene Theaterausstellung noch einmal zusammenfaßte — in vollem Maße gerecht wird. Ähnlich verhält es sich mit einem zweiten Werke, dem Oscar Fischels über „Das moderne Bühnenbild" (Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth), das über die geradezu erstaunliche Entwicklung der neuen szenischen Kunst in dem letzten Vierteljahrhundert seit der Jahrhundertwende endlich an Hand von zahlreichen Bildern aus Deutschland und dem Ausland den lange ersehnten Gesamtüberblick gestattet, den keine noch so schön und reich ausgestaltete Einzeldarstellung, wie wir sie über Ernst Stern, Karl Walser u. a. in Aufsätzen und monographischen Betrachtungen besitzen, bisher hatte ersetzen können. Mit diesen beiden Werken und einem ersten (und hoffentlich noch nicht letzten) Bande eines Jahrbuchs für Drama und Bühne, von Bourfeind, Gentges und Cremers, das unter dem Titel „Das deutsche Theater" bei Kurt Schröder in Bonn erschien und neben ästhetischen und soziologischen Aufsätzen eine ungemein wertvolle und fleißige Bibliographie aller einschlägigen Literatur aus Zeitungen und Zeitschriften enthält, haben wir die drei, an erster Stelle zu nennenden großen Theaterpublikationen des letzten Jahres genannt.

Daneben muß noch einiger weniger weiterer Bücher von starker Bedeutung gedacht werden, voran der überaus anregenden, an Aufschlüssen reichen, aber in vielen Punkten anfechtbaren und zum Widerspruch reizenden großen Programmschrift des russischen Regisseurs und Bühnenleiters Tairoff („Das entfesselte Theater", im Verlage von Kiepenheuer in Potsdam), mit dessen theaterästhetischen Anschauungen und Ergebnissen ich im nächsten Jahresbericht mich ausführlicher auseinanderzusetzen gedenke, wenn das Maß seines Einflusses auf die deutsche Bühne deutlicher als im Augenblick übersehbar sein wird. Rudolf K. Goldschmit hat in einer feinen, klugformulierenden Weise das Wesen der darstellenden Künstlerin umrissen („Die Schauspielerin", bei Hädicke in Stuttgart). Von der Arbeit deutscher Bühnen im Ausland, von der ich in einem früheren Bericht schon erzählt habe, geben zwei vorzüglich ausgestattete und inhaltreiche Jahrbücher Kunde, das des Züricher Stadttheaters, von dem bereits zwei Jahrgänge, beide von dem als Opernleiter sehr geschätzten Intendanten Trede herausgegeben, vorliegen, und das Prager Theaterbuch, herausgegeben von Carl Schluderspacher, ein überaus dankenswertes erstes Zeugnis wiedererstarkenden deutschen Theaterwillens in der Tschechoslowakei.

Digitized by Google



Brunnengruppe. Bildwerk von Prof. Fritz Behn

Digitized by Google

OF THE

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull (Stuttgart 1923) — Joseph Winckler: Der tolle Bomberg (Ebenda 1923) — Klabund: Pjotr, Roman eines Zaren (Berlin 1923) — Theodor Birt: Moderne Novellen. Hans Dittmer: Die Mutter. Novellenbücherei fürs deutsche Haus (Leipzig 1923) — Hermann Stegemann: Die Bantiger (Stuttgart 1923)

Thomas Mann ernennt in seiner neuen Erzählung: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull den Leser zum Mitarbeiter, eine Würde, die bei einem Dichter dieses Ranges nicht gering zu schätzen ist. Er bekennt nämlich, daß er den Roman schon vor zwölf Jahren begonnen, aber um anderer Arbeiten willen zurückgestellt habe. Jetzt gibt er den größten Teil des bereits Geschriebenen heraus: ein Bruchstück von 96 Seiten, das nur die Kindheit Krulls umfaßt. „Den Autor angehend," sagt der Dichter zum Schluß, „so ist er willig genug, sich durch freundliche Teilnahme, die das Fragment etwa finden mag, zur Fortführung und Beendigung spornen zu lassen."

Mit anderen Worten: Thomas Mann braucht — was nach zwölfjähriger Unterbrechung durchaus verständlich ist — ein Stimulans zur Vollendung des begonnenen Romans, eine Aufmunterung, die ihn innerlich wieder hinreichend Anschluß an den Stoff und seine Hauptgestalt finden läßt. Den Rezensenten angehend, so ist er willig genug, seine freundliche Teilnahme an dem Fragment zu bekunden und, soviel an seinem bescheidenen Teil liegt, den Autor zur Fortführung und Beendigung zu spornen. Im Ernst: es wäre schade, wenn Thomas Mann den Roman unbeendet ließe. Er ist eigenartig und in hohem Grade fesselnd, schon durch seine Form. Der Meister nimmt die Maske eines Gesellen vor. Er schreibt den Ichroman eines sogenannten Halbgebildeten, eines Nichtschriftstellers, der indessen eine gute Beobachtungsgabe und ein nicht geringes Selbstbewußtsein zeigt. Sehr hübsch beginnt er: „Indem ich die Feder ergreife" und knüpft daran einen Schachtelsatz, in dem jedes Hauptwort sich eines Beiwort-Trabanten erfreut, wie denn der Verfasser nicht ermangelt, sich seiner „sauberen und gefälligen Handschrift" zu rühmen. Hier ahnt man schon, daß die Eitelkeit der eigentliche Charakterzug ist, der Felix Krull später auf die Bahn des Verbrechers führen wird. Diese Eitelkeit drückt sich sehr hübsch in dem Bericht über seine Herkunft und Familie aus, wenn Felix erzählt, er stamme aus „feinbürgerlichem, wenn auch liederlichem Hause", sein Vater habe, „wiewohl dick und fett, viel persönliche Grazie" besessen und sein Pate Schimmelpreester werde von jedermann im Städtchen „Herr Professor" genannt, obwohl ihm dieser Titel „von Amts wegen wohl nicht einmal zukam". Auch der Beruf seines Vaters ist nicht ohne „aber", er ist Inhaber einer Sektfirma, die das Hauptgewicht auf die Ausstattung der Flaschen, die „Coiffure", weniger auf die Qualität des Inhaltes legt. Es macht den heimlichen Humor dieses Ichromans aus, daß Felix dies alles mit sichtlichem Stolz erzählt, auch wenn er von der „Villa" seines Vaters spricht und eine höchst kitschige Einrichtung ebenso rühmt, wie die vielen Zwerge, Pilze und Rehe aus Steingut, die den Hausgarten nebst Glaskugel, Äolsharfe, Grotten und Springbrünnlein zieren. Ein reichlich munteres Treiben entfaltete sich übrigens in dieser geschmackvollen Villa, namentlich des Nachts, so daß der Realschüler Felix, wenn er morgens um sieben oder halb acht das Speisezimmer betrat, um seinen Kaffee zu trinken, die Gesellschaft „noch fahl, zerknittert und mit Augen, die das Tageslicht schlecht ertrugen, bei Kaffee und Likören versammelt fand und unter großem Hallo in ihre Mitte aufgenommen wurde".

Kein Wunder, daß Felix Krulls Jugendeindrücke so nicht gerade zur Versteifung moralischer Grundsätze führten. Auch sein Pate Schimmelpreester, obwohl „Professor", wirkte keineswegs ethisch fördernd auf die Erziehung des Knaben ein; der „Maler" genoß freilich große Achtung — bei den Gästen des Hauses, aber wenn er die Lebensanschauungen des Knaben dahin erweiterte, daß Künstler und Verbrecher so ziemlich dasselbe seien, oder wenn er ihn frühzeitig an Verkleidungen allerart gewöhnte, ihn auch als Jüngling nackt Modell stehen ließ, so trug dies sicherlich nur wenig zur Befestigung strengsittlicher Grundsätze bei, vor allem aber wurde dadurch eine wachsende Abneigung des Knaben gegen das „feindselige Institut" der Schule geweckt. Um sich ihrem Despotismus zu entziehen, kommt Felix eine „lange spielerische Übung", die Handschrift seines Vaters nachzuahmen, ebenso zustatten, wie seine schauspielerische Verstellungskunst, wenn es galt, Entschuldigungszettel zu schreiben oder Krankheit vorzutäuschen. Auch stellt sich neben den ersten erotischen Ausschweifungen schon der Hang zu kleinen Gelegenheitsdiebstählen ein, vorläufig ist's nur

Digitized by Google

„Mundraub“ aus einem Schokoladengeschäft, aber nicht ohne System. Wenn also um die Zeit, wo Felix seinen „Schulbesuch endgültig eingestellt hat und vorderhand eines freien Übergangszustandes ohne bestimmte Aussichten genießt“ — der Vater in Konkurs gerät und sich selbst entleibt — womit das Buch schließt — so sehen wir episch alle Vorbereitungen getroffen, den Felix Krull auf die abschüssige Bahn zu führen, die der Titel in Aussicht stellt.

Überblicken wir das ganze Bruchstück, so werden wir Thomas Manns Frage, ob er es vollenden soll (denn darauf läuft sein Appell an den Leser schließlich hinaus) bejahen. Freilich wäre eine Anmerkung dazu am Platz, die wohl auch den tieferen Grund aufdeckt, aus dem ein Künstler, wie Thomas Mann, sich zu dem ungewöhnlichen Schritt eines Plebiszits entschließt. Der Wert dieses „Buchs der Kindheit“ liegt vor allem in jenem versteckten Humor, mit dem hier ein kleiner Gauner (mehr ist Felix vorläufig nicht) in seiner Eitelkeit, seiner Halbbildung und der instinktiven Fähigkeit, schlimme Dinge in harmlosem Licht zu zeigen, geschildert wird, kostbar vor allem in der Schreibart: diesem tastenden Suchen eines Ungeübten und Unberufenen (der aber gut beobachtet), die erzählerische Kunstform zu finden. Dieser Humor ist sehr fein, aber oft so fein, daß man ihn nur bei unverdrossenem Suchen herausfindet und sich versucht fühlt, mitunter statt fein — dünn zu sagen. Schließlich kennt man die Art dieses Jünglings, seine belanglosen Erlebnisse darzustellen, und da seine Persönlichkeit nicht geeignet ist, den Leser dauernd anzuziehen, so wird man manchmal ungeduldig und fragt sich etwa, weshalb der Blick des Felix hinter die Theaterkulissen und seine Enttäuschung in dieser gesucht schwerfälligen Form fünfzehn Seiten in Anspruch nehmen muß, oder welches Interesse sich der Verfasser von den Betrachtungen S. 88 f. beim Leser verspricht.

Wenn ein Dichter wie Thomas Mann einen an sich ergiebigen Stoff zwölf Jahre liegen läßt, nachdem er bis an die hundert Seiten davon verarbeitet hat, so wird sein künstlerischer Instinkt sicher heimlich dabei im Bunde sein. Und spitzt er sein inneres Ohr, so hört er diesen künstlerischen Instinkt vielleicht also wispern: „Wenn du in dieser Art fortfährst, Thomas Mann, so ermüdest du den Leser, was schlimmer ist: dich selbst. Der Gedanke: die Bekenntnisse eines mittelmäßigen Hochstaplers (bisher wenigstens ist er ein etwas unwesentlicher Herr) in seiner eigenen Sprache und in seiner Anschauungsweise zu erzählen, ihm mit überlegenem Lächeln auf die ungelenken Schreibfinger zu gucken, ist an sich ausgezeichnet, und du hast, wie nicht anders zu erwarten, ihm köstliche Möglichkeiten abgewonnen. Aber: auf einen ganzen Roman angewendet wird diese parodistische Form zu einem Hemmschuh, zu einer Verengung, Verflachung. Sie genügt dir nicht. Gewiß: du hättest es packender gestalten können, wenn du es gröber gemacht hättest. Aber das Grobe ist, gottlob, deine Sache nicht. Nun bleibt dir nur übrig: neue Mittel und Wege zu finden, oder mit der Wichtigkeit der Ereignisse auch den Humor und die Satire wachsen zu lassen. Wie du das machst, wird deine Erfindungsgabe dir sagen müssen.“ So etwa mag die heimlich wie ein tickender Holzwurm beratende Stimme des Künstlers zu ihm sprechen. Und er wird hoffentlich den guten Stoff zu gutem Ende führen. Ein neuer Roman von Thomas Mann tut uns wahrhaft not.

Ein Buch, von dem ich gewiß weiß, daß ich es nicht zum letzten, auch nicht zum vorletzten Male in die Hand genommen habe, ist Der tolle Bomberg von Josef Winckler. Daß eine so ausgeprägte Eigengestalt wie Bomberg, dieser übermütige und in seiner Art geniale Kauz, an der Schwelle unserer nüchternen Neuzeit überhaupt noch dasein und sich auswirken konnte, daß er Zeit und Mittel hatte, seine Narrheiten, die man sehr wohl als „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ bezeichnen kann, restlos durchzuführen, daß er endlich einen Dolmetsch in der Literatur fand, der ein wirklicher Dichter ist und mit sichtlicher Freude, mit kongenialem Verständnis den verzwicktesten Sprüngen seiner Laune folgt — das ist eine Kette von glücklichen Umständen, der wir eine Rarität von vielhundertjähriger Dauer verdanken.

Ich glaube nicht, damit zuviel gesagt zu haben. Dies Buch wird das ganze Schrifttum unserer Zeit überleben. Denn es ist keine papierene Literatur, nicht am Schreibtisch von klügelndem Gehirn mühsam erdacht, es ist die lebendige Gestaltung eines Erzschelms, vielseitiger und bodenständiger als ein Münchhausen und Eulenspiegel, größer und sittlicher (trotz seines unsittlichen Lebens) als Falstaff, kein armer Narr, wie Don Quixote ist, vielmehr ein Vollmensch, ein großer Humorist und Satiriker, der aber seinen überlegenen Spott nicht in Wort und Schrift, sondern in Taten, in kühnen und witzigen Streichen zur Geltung brachte.

Er hat wirklich gelebt, dieser Baron Bomberg auf Bullenbergen im Münsterischen, und noch mancher Westfale hat ihn von Angesicht zu Angesicht gekannt, denn er lebte um die Mitte und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er stammt aus märkischem Uradel und er selber führt die Unrast in seinen Adern, dies ewige Gefühl des Kitzels nach immer neuen Streichen darauf zurück —: „Die Ahnen revoltieren mir im Blut wie eine tolle Hammelherde.“

Aus dieser Unruhe des Bluts einerseits, aus ungewöhnlicher Stärke der Persönlichkeit und Größe der Anschauung anderseits stieg der wilde Drang in ihm auf, immerfort gegen die Einrichtungen und die Liliputaner seiner Umwelt anzurennen mit tollkühnem Übermut, mit schlagender Drastik, mit ver-

Digitized by Google

nichtender Ironie. So war es erklärlich, daß der Baron schließlich bei den geistlichen Herren ein Besessener, bei den adligen ein Trottel, bei den Spießern ein Hundsfott, bei den Militärs ein Saufgenie, bei den Damen ein Wüstling, aber beim Volk ein „Kerl" war.

Bomberg war dem westfälischen Adel immerfort ein Dorn im Auge, obwohl er nach Herkunft, persönlicher Ehrenhaftigkeit, Stand und Besitz hinter keinem von ihnen zurückstand. Er nannte dreißig Güter sein eigen. Als aber ein berüchtigtes Wort des Grafen Golen im Landtage fiel: „Der westfälische Adel steigt nicht ins Volk herab", fuhr Bomberg im Sechsspänner, den er selber hoch vom Bock lenkte, bei einem Barbier in Münster vor und ließ sich hoch oben rasieren, worauf dann sein berühmter Diener Dachs nach einem Hornsignal in die gaffende Volksmenge hinabrufen mußte: „Der westfälische Adel steigt nicht ins Volk hinab!" Solche und ähnliche Scherze verschnupften natürlich die Standesgenossen. Dennoch war es ein starkes Stück, daß man ihn bei den Einladungen zur großen Feier des westfälischen Adelstages in Bonn offiziell überging. Sobald Bomberg davon Wind bekam, fuhr er mit seinem getreuen Dachs nach Bonn, kaufte wenige Stunden vor Beginn der Festtafel das ganze Hotel, in dem die Feier stattfinden sollte mit lebendem und totem Inventar, wobei der Wirt natürlich ein glänzendes Geschäft machte. Als nun die ersten Teilnehmer erschienen, fanden sie Bomberg ganz allein an der großen Tafel speisend. Er stand auf und hielt ihnen wortlos den Kaufvertrag hin. Kaum hatten die Verdutzten ihn gelesen, so blies die Kapelle auch schon einen Tusch und vier stämmige „Rheinroller", die Bomberg unter Kommando seines Dachses an der Tür postiert hatte, packten die Herren und warfen sie ohne weiteres auf die Straße. So erging es dem gesamten männlichen Adel von Westfalen, worunter sich sogar ein leibhaftiger Großherzog befand. Die Polizei war machtlos, denn Bomberg machte sein Hausrecht geltend und, wie der alte Zecher humorvoll begründete: „In seinem Hause duldete er keine Säufer" ...

Der Raum verbietet, bei diesem kostbaren Buch nach Gebühr zu verweilen. Es würde einem auch schwer, aus den hunderten von tollen Streichen, voll Bosheit, Weisheit und überschäumender Kraft, die hier erzählt werden, in enger Grenze noch ein paar auszuwählen, denn fast alle stehen sie über dem Durchschnitt landläufiger „Läuschen". Einige eignen sich nicht gerade zum Vorlesen in Damengesellschaft, denn — um nur ein Beispiel anzuführen — eine so unglaubliche Groteske wie „Bestrafte Standhaftigkeit", die unter den Schelmenstreichen aller Völker und Zeiten ihren Sonderplatz einnimmt, ist jedenfalls nicht für „höhere Töchter" die passendste Lektüre. Aus allen diesen Geschichten aber tritt, je weiter man liest, immer deutlicher das Bild eines unruhigen Suchers hervor, dem die Welt zu eng und — zu lächerlich vorkommt. Im Alter packt auch ihn die Hypochondrie, er hat schlaflose Nächte, wird einsam und unleidlich, namentlich im Winter. Aber dann bricht mit der Frühlingssonne der alte Übermut und die alte übermenschliche Verwogenheit wieder in diesem Erzschelm hervor, so zur Hochzeit seines „Dachses" und der letzten Weinprobe. Als es mit ihm zu Ende geht, sitzt die Geistlichkeit, wie erklärlich, auf der Lauer, die abtrünnige Seele vor ihrem Entfleuchen noch für ihr Dogma einzufangen. Wird es ihr gelingen? Der eifrige „Kooperator" freilich versagte vor dem Eigensinn und schlagfertigen Witz des Kranken. Anders der alte Pastor, der ihn kennt. Er läßt ihn ruhig sprudeln, schimpfen, spotten, stundenlang, bis Bomberg endlich merkt, daß der Pfarrer ihn sich selber leerpumpen lassen will, da schweigt er und dreht sich zur Wand. Und nun beginnt sein alter „Seelenhirt" zu sprechen von der Freude, die im Himmel größer ist über einen bekehrten Sünder als über hundert Gerechte.

Bei dem Gedanken horcht der dem Tode Nahe auf, nimmt noch einen kräftigen Schluck und fragt: „Können Sie mir garantieren, falls ich in den Himmel komme, daß dann Gott selber schmunzeln wird —?" Der Pfarrer kann nur das Bibelwort wiederholen. Da lacht es in dem tollen Baron bei dem Gedanken, daß er dem Himmel bei seinem Eintritt noch Spaß bereiten könne, zum letztenmal auf. Der Pfarrer hat gewonnen Spiel. Der alte Schalk will nun gern sterben — „d a n n gern — dann wirklich gern" — denn so bleibt er sich treu. Er nimmt noch eine Prise vorm Angesicht Gottes und meint: „Nun ist's aber genug." Er lehnt sich zurück. Die letzten Atemzüge keuchen. Der Pfarrer hebt die Wegzehrung an seine Lippen. Die Glocken ertönen. Da überkommt noch einmal der ganze Spaß des Lebens die scheidende Seele, mit einer letzten Zuckung hebt der Baron den Kopf und: haps! schnappt er wie ein versinkender Karpfen heftig nach der Hand des Priesters. Der erschrickt bis ins Innerste — hält aber fest und der Baron vermag noch gerade das Lid ein wenig zu heben, schielt ihn mit brechendem Auge listig zwinkernd an — und neigt das Haupt.

So stirbt der tolle Bomberg. So hat er gelebt. Kann man mehr zum Preise dieses Schelmenbuches voll tieferer Bedeutung sagen, als mit diesen Proben gesagt ist? Original, fahr her in deiner Pracht! Du wirst ein unversieglicher Quell der Heiterkeit in trüben und hellen Tagen sein, und mit besserem Recht noch als Coster auf seinen „Uilenspiegel" kann man dir zur Aufschrift setzen: „Ein fröhliches Buch, trotz Tod und Tränen."

Ein Werk, das von Alltagsmenschen handelt, nach diesem zu lesen, fällt nicht leicht; so greife ich zu einem, das mehr als Unterhaltung verspricht: P j o t r, R o m a n

Digitized by Google

eines Zaren von Klabund. Zunächst enttäuscht der Dichter, den wir hier wiederholt betrachtet haben, weil es ihm auch hier (vgl. das Maiheft 1923) an sichtender Selbstkritik fehlt. Er nimmt zur Darstellung Peters des Großen zwar einen poetisch-phantastischen Anlauf, indem er die Mythen, die sich um das Leben und besonders um die Geburt des Zaren ranken, zu einem romantischen Strauß flicht, aber bald gleitet das Ganze in einen ziemlich trockenen Bericht der nicht mehr unbekannten Ereignisse über. In wechselnden Lichtbildern zieht das Leben Peters am Blick vorüber, ohne weder durch die Art noch durch den Inhalt der Erzählung besonders Anteil zu erwecken. Um die Mitte des Buchs scheint Klabund tendenziös zu werden, die blutrünstige Roheit Peters und seiner Umgebung geißeln zu wollen. Aber auch dieser Eindruck geht vorüber, plötzlich merkt man zu seiner Freude einen stärkeren Antrieb in der Erzählung, wie wenn ein Segler nach längerer Windstille auf einmal spürte, wie die Leinwand sich strafft, das Boot ins Gleiten kommt. Den Dichter hat der Stoff gepackt, es geht mit Schwung vorwärts und die Größe der Darstellung erhebt sich weit über das Gewöhnliche. Jetzt ringt ein Meister mit der Schwere des Materials und bleibt Sieger. Einzelbilder voll Wucht und Größe, voll Glanz und Farbe tauchen auf, dazwischen scharfe Schwarzweiß-Blätter, charakteristische Konturen. Mit künstlerischem Schmiß ist die Begegnung der Zarin und der Katharina hingeworfen, der Bau von Petersburg wird zu einem Drama, groß und packend ist die Lebensbeichte Peters auf dem Sterbebette — und das Werk, das ungleich im Stil und tastend begann, klingt wie eine Symphonie in vollen Rhythmen aus. Wohltuend ist dabei die einfache aber gediegene Ausstattung und vor allem — heute leider eine Seltenheit — der große Druck des Buchs.

Die grelle Plakatmanier des Umschlags, die meist ein Zerrbild in amerikanischem Exzentrikstil bringt, scheint sich ja glücklicherweise nicht so bei uns einzubürgern, wie einzelne Verlage in ihrem Geschäftseifer vorauszusehen meinten. Es spricht für Geschmack und Formgefühl, wenn jetzt eine so reizend künstlerisch und doch einfach ausgestattete Bücherreihe wie die Novellen fürs deutsche Haus von Quelle & Meyer (Leipzig) herausgegeben werden. Der Name des Verlages bürgt für eine gewisse Gediegenheit auch des Inhalts. Nicht jene für eine Weile „gefragten" Modegrößen, keine Seifenblasen des Tages steigen hier auf, dafür wird gute Lesekost von bleibendem Wert geboten, goldene Äpfel in silbernen Schalen. Auf den Inhalt der einzelnen Bändchen einzugehen, würde hier zu weit führen. Vor mir liegt ein anmutiges Büchlein „Moderne Novellen" von Th. Birt und eine Erzählung Die Mutter von Hans Dittmar. Birt will mit dem Titel „Modern" sich nicht etwa unter die Jungen und Jüngsten reihen, sondern nur im Gegensatz zu früheren Novellen, die in der Antike spielen, betonen, daß die vorliegenden der Neuzeit entnommen sind. Das Bändchen bietet vier kleine Geschichten, denen „der Falke" nicht fehlt, die aber auch formvollendet und teilweise mit gutem Humor erzählt sind. In der Mutter faltet Hans Dittmar die Schicksale einer schwergeprüften Frau liebevoll auseinander. Ihr tapferes Verhalten im Kampf mit der haltlosen Künstlernatur ihres Mannes und für die beiden aus der Heimat getriebenen Söhne, die es aber schließlich doch, nach schweren Entbehrungen, zu tüchtigen Menschen in führenden Stellungen bringen, ist beherzt und mit behaglicher Laune geschildert. Die hübschen Novellenbändchen eignen sich besonders zu Geschenkzwecken.

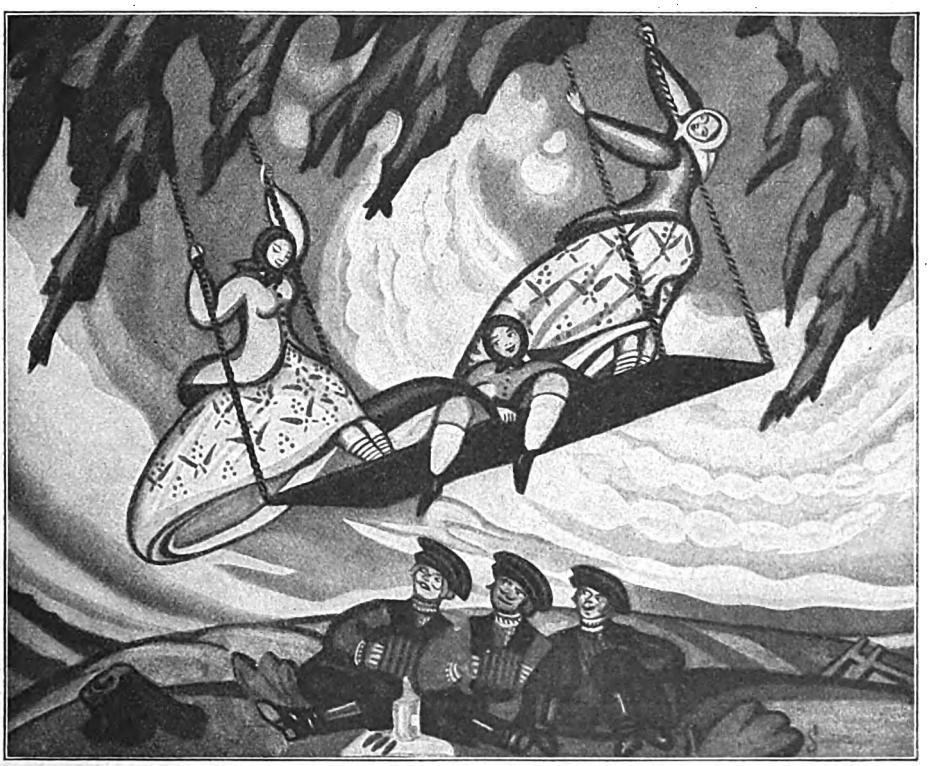
Zu größerem Wurf holt wieder Hermann Stegemann aus. Wie er in seinem Roman „Der gefesselte Strom" (1914) eine männliche Kraftnatur im Kampf mit den Gewalten der Elemente schildert — es gilt dort die Bezwingung der Rheinschnellen — so in seinem jetzt erschienenen Werk Die Bantiger einen älteren Mann von stählernem Eigenwillen und unanfechtbarer Selbstsicherheit. Mit der Zähigkeit eines Versessenen setzt er seine ganze Lebenskraft und sein Leben selbst für seine letzte große Schöpfung, den Bau einer Bergbahn ein. Sein Sohn verunglückt bei der Durchbrechung eines Tunnels tödlich, sein anderer Sohn geht im Ausland zugrunde, er selber, der alte Bantiger, trotzt allen Widersachern und auch zwei schwere Schlaganfälle werfen ihn nicht eher vollends nieder, bevor das Werk nicht vollendet ist. Seine Tochter, eine zähe, willensstarke Kraftnatur wie er, greift die dem Sterbenden entsinkenden Zügel mit fester Hand auf. Sie verheimlicht den letzten, entscheidenden Schlaganfall des Vaters, verheimlicht sogar seinen Tod einen ganzen Tag lang — bis der erste Zug die neue Strecke gefahren, bis der Sieg errungen ist.

Die Charaktere der Familie Bantiger hat Stegemann mit großer Sorgfalt und eindringender Seelenkunde gezeichnet, namentlich die Wechselbeziehungen zwischen dem Wesen des Vaters und seiner Kinder sind zart und fein. Die zum Teil aufregenden Vorgänge beim Bergbau, eine Verschüttung von Arbeitern und ihre teilweise Rettung sind mit der technischen Meisterschaft des ehemaligen Militärschriftstellers von höchstem Rang geschildert. Aber auch mit einer kühlen Zurückhaltung und Objektivität, die sich dem Leser mitteilt. Wenn man das Buch ausgelesen hat, so sieht man die Fäden des Gewebes deutlich vor sich, man erkennt, warum Stegemann diesen Roman so gestaltet hat, ohne an seinen Personen wärmeren Anteil zu nehmen. Aber das Buch, vortrefflich geschrieben, erneuert in dankenswerter Weise die Bekanntschaft mit einem vornehmen begabten Schriftsteller.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Wenn wir die Illustrierte Rundschau mit dem humorerfüllten Schaukelbild des russischen Malers Soudeïkine einleiten — das sonst so ernste Heft verlangt nach einer heiteren Note —, dann muß ein gewandter Führer auf kunstgeschichtlichem Boden rasch einen kleinen Seitensprung zu Fragonard machen. Und gibt das Geschichtchen zum besten, das der Maler Doyen im Jahre 1766 über die Entstehung des Fragonardschen Bildes „Die Schaukel" erzählt hat, — weil es so bezeichnend ist für unsere lieben Nachbarn. „Wenige Tage nachdem im Salon meine ‚Heilige Genoveva' aufgehängt worden war, ließ mich ein Herr vom Hofe auf sein kleines Landgut kommen, überhäufte mich mit Schmeicheleien über mein neustes Werk und gestand mir: er verzehre sich vor Sehnsucht, von meiner Hand ein Bild zu bekommen, das er sich selber ausgedacht habe. ‚Malen Sie Madame' — er wies auf seine hübsche, junge Freundin, die die Einsamkeit seines Landhauses teilte — ‚hoch oben auf einer Schaukel, die ein Geistlicher in Bewegung setzt. Und mich selbst setzen Sie auf dem Bilde so hin, daß ich die Wädchen dieses schönen Kindes sehen kann.' Ich muß gestehen," sagt Doyen, „daß mich dieser Vorschlag angesichts des Bildes, das ihn mir gebracht hatte, erstaunte, ja zuerst verstimmte. Aber ich erholte mich bald genug, um zu antworten: ‚Ach, Monsieur, noch eines fehlt in Ihrem Bilde: die Pantöffelchen Madames müßten davon fliegen und Amoretten müßten sie festhalten!' — Da ich aber gar nicht daran dachte, eine solche Szene zu malen, die meiner Art ganz fern liegt, so wies ich den Herrn an Monsieur Fragonard, der den Auftrag angenommen hat und jetzt dieses merkwürdige Bild malt, allerdings unter Verzicht auf den Geistlichen." Nun, Fragonard hat dieses Werk zu einem der berühmtesten der französischen Malerei gemacht — übrigens existiert es in zwei Exemplaren: in der Wallace Collektion und in der Sammlung des Barons Rothschild — und der amüsante Stich Nicolaus de Launays nach dem Bilde hat es in aller Welt bekannt gemacht. Ein ganzes Zeitalter verrät sich in dem Fragonardschen Bilde. Wenn Soudeïkine den Vorwurf aufgreift, so tut er's als Russe und gibt unversehens ein Spiegelbild von Land und Leuten. Es liegt so unendlich viel Komik in Haltung und Miene der drei dankbaren Spießbürger,



Die Schaukel, Aquarell von S. Soudeïkine

Digitized by Google

die da beim Fläschchen sitzen und unter melancholischer Harmonikabegleitung dem luftigen Schaukelspiel ihrer Freundinnen zuschauen, daß alle französische Pikanterie sofort vergessen ist.

Dem russischen Aquarellisten folgt in unserer Rundschau ein deutscher Graphiker, dessen Stärke ebenfalls in der Bewegung aller Linien liegt. Ausstellungsbesucher werden sich des Pastellgemäldes „Die Wiesenthals" gern entsinnen, in dem es dem Künstler und seiner erstaunlichen Virtuosität gelungen war, den Tanz der drei berühmten Schwestern in einer bewegten, von aller Erdengebundenheit befreiten und doch organisch und harmonisch zusammengefaßten Gruppe festzuhalten. Die hier gezeigten Zeichnungen der Pawlowa und des Fokin entstammen zwei vorzüglichen Sammelwerken, auf die die Bildunterschriften noch besonders hinweisen.

Damit sei's aber genug von leichterer Lustbarkeit. Der Fasching geht ja auch im März zu Ende. Wir treten also in den Konzertsaal ein und lassen uns vom Dresdner Streichquartett klassische Kammermusik spielen. Als Übergang vom Wiener Walzer vielleicht zuerst ein Schubertquartett. Und dann umfängt uns feierlich ein Beethovensches Adagio. Otto Wiedemann hat uns seinerzeit in einer liebenswürdigen Plauderei von seiner Scherenkunst und seinen Modellen allerlei Wissenswertes erzählt. Daran sei heute erinnert. Wie gut sind die vier Kammermusiker in Haltung und Physiognomie erfaßt, wie glücklich ist die Gruppe im engen Raum verteilt! Widemann arbeitet nicht bloß mit der Schere. Er erzählt uns: Freilich wäre ich mühelos imstande, unmittelbar nach der Natur zu schneiden, aber ich tue das nicht, weil man mit Sicherheit nur die helle Rückseite des Silhouettenpapiers ausschneiden kann. Das aufgeklebte Bild würde also ein Spiegelbild ergeben, und das ist falsch, selbst im Schatten. Ich mache vielmehr Zeichnungen nach der Natur, zeichne danach den Schattenriß auf Pauspapier und übertrage ihn auf die Rückseite des schwarzen Papiers. Erst dann greife ich zur Schere.

Fokin als Harlekin im ‚Karneval'. Verkleinerte Nachbildung eines Blattes aus dem Mappenwerk „Russisches Ballett" von Arthur Grunenberg (Verlag von J. Casper, Berlin)

Unser Titelbild schlägt einen starken Akkord an. „Nach der Hochflut" nennt Otto Marx sein Ölgemälde. Der Künstler gehört der jungen Düsseldorfer Schule an. Sein Bild führt uns an den Rhein. Kein Deutscher kann jetzt des Rheins gedenken, ohne daß es ihn an der Kehle würgt und seine Hände sich zu Fäusten ballen. Kampf liegt in der Luft. Über das wehrlose Land, das waffenlose Volk ist eine trübe Flut hinweggebraust, die nur vernichten, nur roh zerstückeln, nur alles Gute ersticken wollte. Noch sehen wir die Trümmer, die der übermächtige Feind geschlagen. Viel guteSaat ist weggeschwemmt. Wo alte Kultur lebte, ist Schlamm geblieben. Aber ein Völkerfrühling folgt auch diesem Unglück feindlicher Überflutung. Jung und alt stehen und sehen den Schaden und richten die Köpfe wieder auf. Es heißt von vorn beginnen! — Ein Gegen-

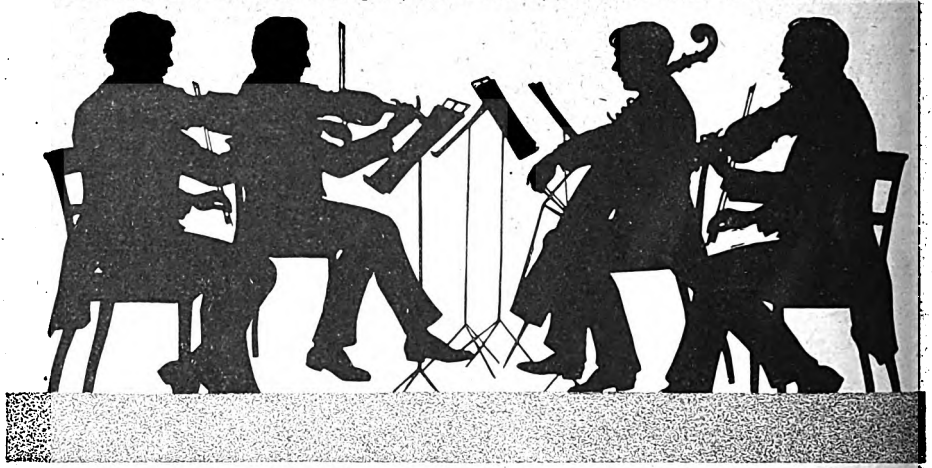
Digitized by Google

Anna Pawlowa in ‚Valse caprice'. Verkleinerte Nachbildung eines Blattes aus dem Mappenwerk „Anna Pawlowa" von Arthur Grunenberg (Verlag von Weise & Co., Berlin)

stück zu unserem lustigen ersten Rundschaubild bietet Alexander Remisoff in seiner Russischen Teestube. Auch hier ein Genrebild neuer Richtung. Mit dem ganzen Fleiß und dem großen Können Remisoffs gemalt. Hier ist alles in behaglicher Bestimmtheit erzählt, was der Künstler gesehen hat und was er darstellen will. Bis aufs Tapetenmuster und die Quästchen der Lambrequins wird uns auch das kleinste Nebending nahegebracht. Ein Kulturhistoriker kann hier ebensogut Anschauungsunterricht nehmen wie ein Kunstgewerbler. Aber er ist doch nicht nur ein gewissenhafter Schilderer und amüsanter Erzähler, sondern ein Künstler, der mit Humor und mit Liebe seine kleine Welt umfaßt. Und — er kann malen!

Ein Neuer in unseren Heften ist Paul Thalheimer, dessen Gemälde „Loths Flucht" in der letzten Münchner Sezession auffiel. Ein Moderner, der zuerst befremden mag. Sein Gemälde folgt Gesetzen des Gleichgewichts, der Parallelen. Man sucht und findet sie. Die lohenden Flammen — die Gestalten der Schreitenden — die Beine der vier Menschen — die Häupter der Begleiter Loths, sogar bis auf den Kopf der Puppe im Arm des Kindes — da liegen rhythmische Absichten, taktische Beziehungen. Und es hat wohl seine innere gesetzmäßige Bestimmung, daß

Digitized by Google



Jan Dahmen, Fritz Schneider, Alex Kropholler, Hans Riphan
Dresdner Streichquartett: Scherenschnitt von Otto Wiedemann

Loth allein den Kopf zur anderen Seite beugt. Hat der Beschauer sich mit allen Einzelheiten vertraut gemacht, dann kommt er erst so recht zum Genuß, die ganze Komposition zu erfassen. Und es liegt Größe darin, Wucht und Spannung!

S. Sorin ist unseren Freunden nicht mehr fremd. Verblüffend ist die Pose, in der er die junge Bühnenkünstlerin porträtiert hat. Denn es handelt sich nicht um eine szenische Darstellung in irgendeiner Rolle, sondern um ein Bildnis. Wenn man die erste Überraschung überwunden hat, wird man zugeben müssen, daß die Versammlung der ganzen Erscheinung auf das kürzere Format, der gutausgeglichene Aufbau, die Verteilung des Schwergewichts in Linie und Farbe ungemein glücklich gelöst sind. Das dunkle Haar und die dunkeln Augen des interessanten Kopfs bilden freilich auch eine besonders dankbare Aufgabe für die Verwendung im Raum, gewissermaßen als Spitze des ganz hell gehaltenen Dreiecks.

Nach längerer Pause erfreut uns der Berliner Tiermaler Alfred Weczerzick wieder mit einer fein komponierten Gabe aus seinem ureigensten Gebiet. Der frühere Schüler des alten Meyerheim war lange Zeit dem großen Publikum besonders lieb und vertraut als der humorvolle Schilderer der Dackelwelt. Sein großes Können als Landschafter ward oft darüber vergessen. In seinem „Wintervolk" zeigt er's wieder einmal aufs beste und gibt uns zum Scheiden von der Schneezeit einen winterfröhlichen Jägergruß.

Claus Bergen, der mit dem packenden Gemälde „Ein stürmischer Tag" vertreten ist, hat als Sohn des berühmten Zeichners der Fliegenden Blätter ebenfalls auf graphischem Gebiet begonnen. Sein Lehrer Carl v. Marr in München erkannte bald seine starke Begabung für die Landschaft, besonders die Marine. Bergens „Englisches Fischerdorf" erhielt auf der zehnten Internationalen Kunstausstellung in München die zweite goldene Medaille.

Exotische Farben, exotische Düfte umfangen uns, wenn wir vor das Gemälde „Javanerinnen" von Heinz Schmidt-Rom treten. Es ist nicht die künstliche Primitivität der Allerjüngsten gesucht, die uns bei vielen Weltbürgern von Friedenau und Wilmersdorf schon so auf die Nerven fällt. Heinz Schmidt malt, was er sah und wie er's sah. Und eine wohltuende Harmonie macht das ganze farbenfrohe Bild klingen.

Mit der Bauerngruppe von Fritz Behn, die alle Vorzüge des vornehmen Gestalters aufweist, beschließt das Heft die Reihe seiner Kunstbeilagen. Und die Schriftleitung fügt nur den Wunsch noch an: daß der bunte Wechsel von alt und jung unter den Künstlern, die hier zur Geltung kommen, auch unsere Freunde befriedigen möge. Bei der ständig wachsenden Ausdehnung unseres großen Leserkreises — er umfaßt jetzt ja dreiviertelhunderttausend Bezieher — gilt es viel und vielerlei zu bieten. Aber es ist eine Freude, in den Werkstätten unserer Künstler, in den Kunstsälen und auf den Ausstellungen sich umzusehen, um neuen Stoff zu sammeln, denn allenthalben herrscht jetzt nach schwersten Zeiten des Versagens eine arbeitsfrohe Stimmung! H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
38. Jahrg. / April 1924 / 8. Heft

Der Apfel der Elisabeth Hoff

Roman von Wilhelm Hegeler

Als Elisabeth von ihrem morgendlichen Besorgungsgang zurückkam, war sie überrascht, ihren Mann noch zu Hause anzutreffen. Während Margret mit leicht zerzaustem Haar und geröteten Wangen die letzten Wäschestücke in ihren gefüllten Rohrplattenkoffer stopfte, schaukelte der Professor, der sonst um diese Zeit bereits längst die Fahrt nach seinem bakteriologischen Institut angetreten hatte, sich in einem Lehnstuhl und machte dazu das vergnügte Gesicht eines Jungen, der die Schule schwänzt. Ohne einen Hauch von Eifersucht freute Elisabeth sich über die gute Laune ihres Mannes und daß ihre Schwester die Ursache dazu war, aber zugleich stellte sie unwillkürlich fest, daß Roland ihretwegen noch nie einen Zug versäumt hatte.

„Du noch hier?"

„Ich kann Margret doch nicht den letzten Morgen allein lassen. Außerdem muß ich ihr helfen."

„Ich habe ihn angestellt, daß er sich auf meinen Koffer setzt, wenn ich ihn zuschließen will."

„Sie hält nämlich das Sitzfleisch für das hervorragendste Organ eines Gelehrten."

„Nun mach' von deinem hervorragenden Organ, bitte, Gebrauch. Aber um Gottes willen nicht so stürmisch!" unterbrach sie ihren Schwager, der sich mit der ganzen Schwere seiner Gestalt auf den zierlichen Reisekoffer niedergelassen hatte. „Mensch, du weißt wohl gar nicht, was du tust! Du zerdrückst mir ja meine ganzen Toiletten."

„Sie werden nicht gleich explodieren. Wenn es auch Nahkampfwaffen sind. — Nun sage mal, Margret, wie viel Herzen hast du in diesen Tagen damit erlegt?"

„Seid ihr eingebildet, zu glauben, wir machten uns nur euretwegen schön."

„Ist das Einbildung, wenn man konstatiert, was die Natur will? Seitdem es zweierlei Geschlechter gibt, macht das eine auf das andere Jagd. Und Männlein und Weiblein kommen erst dann zur Ruhe, wenn sie im Hafen der Ehe eingelaufen sind."

„Kommen sie dann wirklich zur Ruhe?" fragte Margret und sah aus ihren übermütigen, blauen Augen den Schwager unschuldig an. „Ich habe mir sagen lassen, der Hafen der Ehe wäre nur allzu oft ein Kriegshafen."

„Doch nur, wenn Mann und Frau sich nicht verstehn."

„Hältst du es für so leicht für einen Mann, eine Frau zu verstehn?"

„Ich halte es manchmal für recht schwer. Immerhin gibt die Natur uns einige Fingerzeige."

„Und die sind?"

„Wenn die Zeit gekommen ist, wirst du sie deinem Mann schon aufzuweisen haben. Und hoffentlich recht munter und gesund. — Aber was ist das?"

Der Professor hielt einen hinabhängenden seidenen Strumpf in der ausgestreckten Hand, den Margret offenbar vergessen hatte einzupacken.

„Schau, schau! Vom Standpunkt der Moral aus ziemlich bedenklich. Vom Standpunkt der Ökonomie aus höchst unpraktisch. Vom Standpunkt der Hygiene aus äußerst verwerflich. Aber vom Standpunkt der weiblichen Waffentechnik aus glänzend. Ein Nahkampfmittel, auf das der Mann um so bestimmter hereinfällt, je durchsichtiger es ist."

„Willst du ihn wohl wieder hergeben!"

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

sagte Margret und suchte ihrem Schwager den Strumpf, den dieser vor ihr auf und nieder tanzen ließ, zu entreißen. „Wenn du dich für Seidenstrümpfe so begeisterst, dann schenke doch Elisabeth welche zum Geburtstag."

„Das ist ein Gedanke. Soll ich?" wandte er sich an seine Frau.

„Ach, Unsinn!" erwiderte diese lächelnd. „Was soll ich mit so kostbaren Seidenstrümpfen?"

„Siehst du!" erklärte der Professor und rückte befriedigt an seiner Hornbrille. „Wenn ich Elisabeth Seidenstrümpfe schenkte, sie würde sie einen Tag lang bewundern, aber am nächsten würde sie sie umtauschen gegen ein wollnes Unterjäckchen für Susi oder ein Paar Schuhe für Ralf. — Da hast du den Fingerzeig. Wenn das Paar sich gefunden hat, dann wird Hallali geblasen. Die Liebesjagd ist zu Ende. Die kostbaren Waffen räumen friedlicheren Instrumenten den Platz."

„Gott, dann möchte ich nie heiraten!" erwiderte Margret und sprang auf. „Ich bin Antipazifist in jeder Beziehung. Nieder die wollnen Jäckchen! Es leben die Seidenstrümpfe!"

Und dem Schwager den Strumpf mit einem Ruck aus der Hand reißend, schwenkte sie ihn durch die Luft.

Angesteckt von der Bravour dieser Geste lachten Schwager und Schwester aus vollem Herzen.

„Recht hast du!" sagte Elisabeth. „Wofür bist du jung!"

„Bist du nicht auch jung?" erwiderte Margret.

„Meine liebe, kleine Schwägerin," begann der Professor, indem er seine beschlagene Brille putzte. „Du magst dich noch so eifrig auf die Seidenstrümpfe verschwören, eines Tages werden die wollnen Unterjäckchen doch triumphieren. Du wirst dich dem Gesetz der Natur beugen und dein Zukünftiger auch. Denn ihr werdet gar nicht anders wollen. Das ist das Geheimnis. Hat die Natur erst ihren Zweck erreicht, so unterliegt das Paar eben einer Umwandlung. Nicht wahr, Elisabeth, so ist es?" Mit einer leisen Gebärde der Zärtlichkeit legte er den Arm um den Nacken seiner Frau. „Ich hab' dich lieb, ob du Seidenstrümpfe trägst oder nicht. Und du hast mich lieb, wenn ich auch weiß, daß ich nicht mehr der erste bin in deinem Herzen, höchstens primus inter pares. Sage mal ehrlich, wenn du die Wahl hättest — aber das ist eine törichte Frage."

„Was meinst du?"

„Etwas ganz Törichtes. Es ist sinnlos zu fragen, was für das Leben eines Menschen notwendiger ist: die Aorta oder der Rückenmarksnerv. Ebenso sinnlos ist es auch, dich zu fragen: was ist dir zu deinem Leben notwendiger, deine Kinder oder ich."

„Da hast du recht."

„Aber nun ist es höchste Zeit für mich. Also, liebe Schwägerin —" Er wollte sich grade von Margret verabschieden, als das Dienstmädchen mit einigen Briefen hereinkam. Elisabeth nahm sie ihr aus der Hand, und den ersten nach einem schnellen Blick auf die Adresse in ihr Marktkörbchen legend, sagte sie: „Der ist für mich. Haushaltungssache. — Hier!" Damit gab sie den andern Brief ihrem Mann, der ihn rasch durchflog und dann sagte: „Da ist wieder dieser Mister Benson. Jetzt will er mich gar in meinem Haus aufsuchen. Empfange du ihn doch, Elisabeth! Du weißt ja, es handelt sich um den Verkauf der Bibliothek eines Kollegen. Sie soll nicht ins Ausland gehn. Aber der Mann läßt nicht locker. Sag' ihm, daß ich sehr bedauere, ihn nicht empfangen zu können. Und wenn er mich im Labor aufsuchen will, schütze irgend etwas vor. Sag' ihm, ich experimentierte augenblicklich mit virulenten Pestbazillen und ein Besuch bei mir wäre lebensgefährlich. Aber nun schnell ab durch die Hintertür, sonst erwischt er mich am Ende doch noch hier. — Also, liebe Schwägerin —"

Nach einigen scherzhaften Wechselreden, während Margret sich bei ihrem Schwager bedankte, daß er mit so viel heiterer Gefaßtheit die stürmische Unruhe ihres Besuches hätte über sich ergehn lassen, und dieser versicherte, von Sturm könne gar nicht die Rede sein, sondern nur von einem erfrischenden Frühlingswind und daß er bedauere, durch seine wissenschaftlichen Abhaltungen am vollen Genuß des Besuches gehindert worden zu sein, verließ der Professor das Zimmer.

„Drollige Ideen, die Roland da ausgepackt hat! Ich denke, er hat sie von da unten her, von seinen Wilden mitgebracht, obwohl es ja auch in Deutschland noch Männer genug gibt, die solch einen mittelalterlichen Standpunkt vertreten und in der Ehe eine Art Käseglocke für die Frau sehn. Mein Mann sollte mir mal so kommen. Ich würde ihm sagen: wenn du Lust hast zu verschimmeln, ich habe keine Lust dazu. Das ist mein Standpunkt, Elisabeth."

Aber diese schien gar nicht zu hören, so war sie in den Brief vertieft, den sie soeben bekommen hatte. Eine Weile sah Margret ihr stillschweigend zu.

Die Schwestern waren mehr artverwandt als einander ähnlich: beide feingliedrig, von schlankem Wuchs, mit abfallenden Schultern,

Digitized by Google

dabei aber von jener gesunden Rasse, die auch ihren verfeinerten Spätlingen das Stahlgerüst körperlicher Widerstandskraft und innerer Haltung mitgibt; ihre schmalen Gesichter trugen feine, sehr regelmäßige Züge und eine empfindliche Haut, die leicht jede Wallung des Blutes verriet. Die jüngere war die kleinere, ihre Nase war leicht gebogen, während die Elisabeths grade war; das gab Margrets Gesicht einen energischeren Zug gegenüber dem weicheren der Schwester. Aber es schien nicht nur Zufall, daß die eine im vollen Tageslicht und die andere dem Fenster abgewandt saß, es schien vielmehr, als hätte ihr Wesen die Wahl dieser Beleuchtung unwillkürlich beeinflußt, deren Halbschatten dem Gedämpften, Geglätteten und Unscheinbaren in Elisabeths Ausdruck und Kleidung entsprach, während das helle, ungebändigte Sonnenlicht dieses windigen Aprilhimmels nicht nur von draußen hereinfiel, sondern von Margret in ebensolcher Fülle zurückgestrahlt wurde, von dem Sprühn der blauen Augen, dem Weiß der leicht sichtbaren Zähne, den hellen Tönen des blonden Haares bis zu dem Funkeln der Gürtelschnalle auf ihrem dunkel bronzenen Kostüm und den Glanzlichtern auf ihren Halbschuhen von derselben Farbe.

Als nach einer kleinen Weile Elisabeth immer noch Zahlen halblaut zusammenrechnete, unterbrach Margret sie mit dem Ausruf: „Wie drollig! Das erste Mal in dieser ganzen Zeit, daß ich dich von Preisen sprechen höre.“ Und da Elisabeth nur verwundert aufschaute, flog sie der Schwester um den Hals: „Du Süßeste! Du weißt ja gar nicht, wie bewunderungswürdig du bist. Du bist die zärtlichste Mutter, die tüchtigste Hausfrau und machst nicht das geringste davon her, tust so, als erledigte sich das alles von selbst. Wie habe ich mich auf der Hinfahrt gebangt, auch hier in Berlin würde ich von nichts als von Preisen hören. Aber du hast nicht einmal davon gesprochen. Nur von hübschen, lustigen, interessanten oder erhebenden Dingen. Dafür muß ich dir noch ganz extra tausendmal danken.“

„Ja, Liebling, das hatte ich mir vorgenommen, als du kamst: nichts von Haushaltsorgen zwischen uns beiden. Diese acht Tage wollte ich ganz rein genießen mit dir.“

„Und wie haben wir sie genossen! Es wäre ja nicht ein hundertstel so schön gewesen, wenn wir uns alles mit dem großen Portemonnaie von früher hätten leisten können. Grade daß wir wie ein paar kleine Backfische loszogen, war das Hübsche. Trotzdem habe ich dir eine Menge Geld gekostet. Laß mich meinen Teil bezahlen. — Ich mit meinem Gehalt bin ja eigentlich viel reicher als du,“ sagte Margret.

„Aber ich habe mein privates Goldeselchen. Was glaubst du, was das für ein Brief ist?“

„Sieht aus wie eine Bankabrechnung. Aber vielleicht ist es ein Liebesbrief. Die sollen sich heutzutage oft zum Verwechseln ähnlich sehn.“

„Es ist eine Abrechnung. Mein Bankier schreibt mir, daß meine Aktien tüchtig gestiegen sind.“

„Deine Aktien?“

„Ich spekuliere nämlich.“

Während Elisabeth dem Schaukelstuhl einen leichten Stoß gab, so daß sie auf und nieder wippte, sah sie zurückgelehnt die Schwester an, deren erschrocknes Staunen ihr nur ein ergötztes Lächeln zu entlocken schien. Aber der dünne Überzug dieses Lächelns konnte die leise verlegene Unsicherheit darunter nicht ganz verbergen.

„Du spekulierst?“

„Wie Hunderte von Frauen es heute tun.“

„Daß Hunderte von Frauen es tun, weiß ich. Aber daß du dich je mit solchen Dingen befassen würdest, hätte ich nie geglaubt. Weiß denn Roland davon?“

„Er weiß nichts und soll auch nichts erfahren. Er würde sofort unsern Ruin vor Augen sehn. Und ich möchte ihn grade vor unnötigen Sorgen bewahren. Als ich sah, daß wir mit seinem Gehalt nicht mehr auskommen würden, hatte ich eine längere Auseinandersetzung mit ihm. Er sah unsere Lage vollkommen ein und war entschossen, eine Privatpraxis anzufangen. Aber ich bitte dich, von morgens neun bis nachmittags um vier ist er angestrengt in seinem Institut tätig. Dann sollte er noch Sprechstunden abhalten und Krankenbesuche machen? Der Mann wäre mir ja einfach zugrunde gegangen. Da habe ich kurz entschlossen meine überflüssigen Perlen und Brillanten verkauft. Das gab ein ganz hübsches Kapital. Zum Glück kenne ich einen Herrn von der Bank, der mir mit seinen Ratschlägen treulich beigestanden hat. Bis jetzt ist die Sache ganz gut abgelaufen. Ich gewinne immerhin so viel, daß wir uns über Wasser halten können.“

„Nur schade um deinen Schmuck!“

„Ist es nicht besser, er hilft uns über die schlimme Zeit weg, als daß er nutzlos im Kasten liegt? Denn auf Gesellschaften, wo ich ihn tragen könnte, gehe ich ohnehin nicht mehr.“

„Einverstanden! Heutzutage soll man seine Werte arbeiten lassen. Aber sonst finde ich deine Handlungsweise so verkehrt wie möglich. Was sagt denn Roland dazu, daß ihr jetzt auskommt? Wundert er sich nicht?“

Digitized by Google

„Manchmal wundert er sich, aber wenn ich ihm dann eine beruhigende Antwort gebe, ist er zufrieden. Ihm ist natürlich die Hauptsache, daß er in seiner Arbeit möglichst wenig gestört wird und daß im Hause alles klappt."

„Das ist echt männlich! So sind die Männer alle. Wenn nur die Geschichte äußerlich klappt, dann fragen sie nicht, wieso und woher. Ein richtiger Mann ist der Überzeugung, eine Frau müßte aus einer Handvoll Gras Spinat kochen können, und fragt am Ende noch, wo die Spiegeleier bleiben. Aber dabei proklamieren sie die geistige Unterlegenheit der Frau. Reizend!"

„Es ist mir ja peinlich," fuhr Elisabeth fort, „daß ich ihm manches verheimlichen muß. In großen Dingen würde ich ihm auch immer die Wahrheit sagen. Diese kleinen Notlügen aber sind das Öl, damit die Maschine nicht knarrt."

„Laß sie doch knarren!" erklärte Margret resolut. „Ich bin für Offenheit. Mein Prinzip im Geschäft ist: für gewöhnlich liebenswürdig, aber von Zeit zu Zeit mächtigen Krach schlagen. Und vor allem sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Im Leben ist es grade umgekehrt wie bei der Steuer. Bei der Steuer schätzt man dich immer höher ein, als du dich selbst einschätzest, aber im Leben rechnet man dir deine Verdienste bestenfalls so hoch an, wie du sie den Leuten vorrechnest. Ich an deiner Stelle würde heute noch zu Roland sagen: es ist ja recht angenehm für dich, daß du dir gar kein Kopfzerbrechen über unsere Lebenshaltung machst, aber wenn's dir und den Kindern gut geht, so ist das nur zum Teil dein Verdienst. Ich habe mein Perlenkollier und meine Brillanten verkauft. Davon leben wir zum Teil. Das ist ein großes Opfer von mir. Unter zehn Frauen würde kaum eine es bringen. Erkenne, was du in mir besitzest. Ich bin ein Engel. Ich bin ein Juwel — ein Juwel ohne Juwelen. Mach mal sofort einen Kniefall."

Elisabeth schüttelte lachend den Kopf: „Roland und einen Kniefall!"

„Wäre vom Standpunkt seines Hosenbodens aus sehr gefährlich. Vom ästhetischen Standpunkt aus vielleicht ein bißchen komisch. Aber vom Ehestandpunkt aus äußerst heilsam. Roland ist ja ein prächtiger Mensch. Aber als Ehemann — nein! Ich habe ihn doch beobachtet. Die erste kleine Zärtlichkeit, die er dir erwies, das war vorhin, als er dir mal den Arm um den Hals legte."

„Er hat mich trotzdem lieb. Er gehört eben zu den Männern, die sich ihre Liebe nicht anmerken lassen."

„Was habe ich von einer Liebe, die man nicht merkt. Die ist wie die Perlen im Kasten, Perlen wollen auf der Haut getragen sein und die Liebe ... auch). Du schadest dir selbst, Elisabeth! Ein Mann ist das Produkt der Erziehung seiner Frau. Durch deine zu große Güte hast du nur seinen Egoismus groß gepäppelt."

„Es ist nicht Güte," erwiderte Elisabeth nachdenklich. „Es ist ... ich weiß nicht ... mein Charakter. Ich kann über gewisse Dinge nicht mit ihm sprechen."

Diese halb scherzhafte, halb ernste Unterhaltung wäre noch eine geraume Weile weiter gegangen, wenn es Elisabeth nicht eingefallen wäre, daß sie eine notwendige Besorgung vergessen hatte. Da Margret auf den Kofferträger warten mußte, beschlossen die Schwestern, sich auf dem Bahnhof zu treffen.

Als Elisabeth fort war, setzte Margret den Hut auf, legte Mantel, Schirm und Handschuhe zurecht und nahm wieder Platz.

Draußen mochte eine der dicken, traubenförmigen Wolken sich vor die Sonne geschoben haben, denn all das Lichtgefunkel war erloschen, auch auf der im Schaukelstuhl Sitzenden, die nun gar nicht mehr so übermütig aussah, sondern ein nachdenkliches, ernstes und sogar etwas müdes Gesicht zeigte. Sie dachte an Schwester und Schwager und an den Besuch, der nun hinter ihr lag. War er trotz allem Schönen nicht eigentlich doch eine Enttäuschung gewesen?

Zu der Zeit, da Margret noch in jenem schwierigen Entwicklungsalter steckte, wo niemand, am wenigsten man selbst, etwas mit einem anfangen kann, stand die um drei Jahre ältere Elisabeth schon im Glanz ihrer Erfolge. Schön, begabt, von einem Temperament, das alle entzückte, hinriß, beherrschte, hatten ihre Gaben ihr den Willen, diese Macht auch auszuüben, gradezu aufgezwungen, und wenn die Mütter ihrer Freundinnen sie eine gefährliche Kokette nannten, so taten sie ihr nicht ganz unrecht. In dem Kreis der jungen Mädchen, die damals die Geselligkeit belebten, war sie die tonangebende, und es gab wenig junge Männer, die sie nicht vor ihren Wagen gespannt hätte. Noch lange hinterher erzählte man sich von ihren übermütigen Streichen, und wie man gewisse Perioden der Geschichte nach einer hervorragenden Persönlichkeit benennt, sprach man in der kleinen Stadt noch jetzt von der Zeit der Elisabeth Fritsch wie von einer Blütezeit des geselligen Lebens. Noch immer zeigte man sich einen kleinen Weiher, den zwei Leutnants nach einem lustigen Diner auf Befehl der Übermütigen in voller Uniform durchschwommen hatten, nur damit der Sieger eine Rose aus ihren Händen erhielt.

Digitized by Google

Damals hatte Margret keinen höheren Ehrgeiz besessen, als zu werden wie ihre Schwester.

Ehe Margret in Pension ging, hatte Elisabeth sich mit dem Doktor Hoff verlobt. Es hieß, daß diese Verlobung manchem der jungen Herren das Herz gebrochen hätte. Doktor Hoff galt für sehr befähigt, aber auch für einen Streber. Man sagte ihm eine große Karriere voraus, was sich auch zu bewahrheiten schien, denn bald nach bestandenem Examen trat er als Adlatus von Koch eine große Reise an, um mit diesem im Innern Afrikas die Schlafkrankheit zu studieren. Damals munkelte man, es sei gefährlich, sich im fernen Afrika mit der Schlafkrankheit zu befassen, wenn man daheim eine so schöne Braut zu bewachen hätte. Aber die Lästerzungen hatten unrecht, bald nach der Rückkehr fand die Hochzeit statt.

Seit dieser Zeit hatten die Schwestern sich immer nur kurz gesehn. Während des Krieges war Margret als Pflegerin in der Heimat tätig. Nach dem Umsturz hatte sie, rasch den neuen Verhältnissen sich anpassend, die Handelsschule besucht und danach eine Stellung als Auslandskorrespondentin in einem größeren Unternehmen bekommen. Eine Stellung übrigens, die ihr Vergnügen machte und für die sie sich vorzüglich eignete. Natürlich fehlte es nicht an allerhand Verdruß. Vor allem war das Leben in der kleinen Industriestadt auf die Dauer wenig abwechslungsreich. Um so mehr hatte Margret sich auf den Besuch in Berlin gefreut und hatte große Hoffnungen auf ihren Schwager gesetzt. Ein geistiger Mensch wie er, ein Forscher, noch nicht verbraucht in der Routine der ärztlichen Praxis, mußte doch erfüllt sein von all dem Neuen, das die letzten Jahre gebracht. An gutem Willen und Liebenswürdigkeit, so viel Liebenswürdigkeit er eben aufbringen konnte, hatte Roland es gewiß nicht fehlen lassen. Doch was sie erwartet und erhofft, davon hatte er ihr nichts geben können. Dieser stille, eigensinnig in seine Fachwissenschaft vertiefte Gelehrte zeigte sich den Stimmen der Zeit völlig taub und wurde nur aufgebracht, wenn einmal die Rede darauf kam. Mit der Schwester hatte Margret sich viel besser verstanden und schöne anregende Stunden genossen. Aber auch mit ihr war eine schmerzliche Veränderung vorgegangen. Ihre Erinnerung hatte Elisabeth immer als eine festliche Erscheinung gesehn, strahlend und umstrahlt. Die Erscheinung selbst war noch dieselbe, nur das Strahlende war nicht mehr da. Sie, die einstmals jeder Gesellschaft, in der sie erschien, Belebung, Entzücken und Mittelpunkt gewesen war, hatte sich selbst fast ausgelöscht, ging ganz auf in der Sorge für Mann und Kinder. Zu ungleich waren in dieser Ehe die Schalen verteilt: zu schwer die ihre, zu leicht die seine ... So also sah in Wirklichkeit eine Ehe aus, die aller Welt als eine besonders glückliche galt.

Immer wieder schüttelte Margret den Kopf, und ihre weißen Zähne nagten an der Unterlippe, als ob sie da etwas zwirbelte und gänzlich zerpflückte.

Um ihre beiden Kinder beneidete sie die Schwester, aber das Opfer, das sie dafür gebracht, erschien ihr zu hoch.

Draußen mochte der Aprilwind nach den dunklen Wolken jetzt leichtere Schleierwölkchen über die Sonne treiben, denn das Zimmer erfüllte wieder ein gelinder Glanz, und über das Gesicht des jungen Mädchens breitete sich eine weiche Versonnenheit. Sie war zu klug, hatte mit ihren siebenundzwanzig Jahren zu viel Lebenserfahrung gesammelt, um romantischen Jungmädchenschwärmereien nachzuhängen. Aber Liebesverlangen und Sehnsucht nach dem Mann gab es auch in ihrem Herzen. Um diesem Wunschbild Gestalt und sichtbare Züge zu geben, dazu war ihre Phantasie zu sehr gefesselt, und was das Leben hatte dazu geben können, waren nur negative Züge. Der Mann, in den sie sich verlieben würde, mußte anders sein, als alle Männer, die sie bisher gekannt. Er mochte arm oder reich, häßlich oder schön, alt oder jung sein, nur ... langweilig durfte er nicht sein. Dies Nicht-langweilig aber umschloß alles, was an farbiger Lebenssehnsucht, an Lust sich zu geben, sich anzuschmiegen, emporzuschauen und auch an entgegengesetzten Regungen, zu leiten, zu sorgen und ein Halt zu sein — umschloß alles, was an unbewußt Sehnsüchtigem und schmerzlich Unerfülltem in dem Herzen dieses klugen und früh auf Selbständigkeit gestellten Mädchens lebte.

Unten schellte es. Na, Gott sei Dank, dachte Margret, da hatte der Herr Kofferträger, wenn auch mit reichlicher Verspätung sich doch noch herbemüht.

Nachdem sie ihm die nötigen Anweisungen gegeben, ging sie noch einmal hinauf, suchte ihre Sachen zusammen und wollte nun, da sie im Hause nichts mehr zu tun hatte — den Kindern, die bei Nachbarsleuten spielten, hatte sie schon vorher Lebewohl gesagt — zum Bahnhof schlendern, als es wieder schellte und das Mädchen atemlos hereinlief: ein Herr wäre da. Ein Herr im Auto! Aus Amerika!! „Der soll nur schnell machen, daß er dahin wieder zurückkommt!“ erwiderte Margret und ging die Treppe hinunter, um den Besucher, der es eigentlich auf ihren Schwager abgesehn hatte und der nun dummerweise sie noch im

Digitized by Google

letzten Augenblick überfiel, zwischen Tür und Angel abzufertigen. Aber das Mädchen hatte ihn schon ins Wohnzimmer geführt, wo er grade vor dem Spiegel stand und sein Äußeres musterte, das ihm irgendwie zu mißfallen schien, nach seiner unruhigen und umwölkten Miene zu schließen. Sobald sich die Tür öffnete, drehte er sich rasch um.

Der Fremde hatte, wie Margret auf den ersten Blick feststellte, eigentlich nicht das Aussehn eines typischen Amerikaners und wirkte trotz dem untadligen Zusammenklang von Anzug, Wäsche und Schuhwerk — nur die zu große Perle in der Krawatte fand Margrets Rüge — eigentlich wenig elegant. Es gibt Köpfe von so charakteristischer Regellosigkeit, daß sie jedem Versuch einer Anpassung an das konventionell Elegante widerstreben, daß im Gegenteil ein gepflegtes Äußere nur die Folie ist, die ihre Seltsamkeit hebt. Die leicht wulstigen Lippen, das schwarze, vorn schon gelichtete Haar, dazu die knabenhafte Zierlichkeit und Gelenkigkeit seiner kaum mittelgroßen Gestalt, gaben ihm etwas Südländisches, aber die breite, dicke, gutmütige Nase war offenbar in der deutschen Tiefebene gewachsen. Seine Stirn war stark gewölbt und, wie von innen aufgewühlt, in viele Längs- und zwei tiefe Querfalten zerschnitten. Dieser leidenschaftlich unruhigen Stirn gegenüber war das Kinn energisch zugespitzt. Wenn diese Züge mehr widersprechend als grade ansprechend sein mochten, die dunkelbraunen Augen, die auch, wenn sie lebhaft blitzten, ihren weichen, tiefen Glanz nicht verloren, mußten auch den oberflächlichen Beschauer für sich einnehmen. Und doch waren es grade diese Augen, gegen die Margret sich gleich in der ersten Sekunde hinter hochmütiger Kälte verschanzte.

Das ängstliche Mißtrauen, mit dem der Beschauer sich eben noch im Spiegel gemustert hatte, wich im Augenblick, wo Margret eintrat, einer nicht ganz natürlichen Sicherheit. Mit einem Schwung drehte der Besucher sich um, verneigte sich kurz und richtete dann seine Augen auf Margret, mit einem Blick, daß diese dachte: der Mensch sieht mich ja an, als sollte ich ihm um den Hals fallen.

„Herr Professor bedauert sehr, Sie nicht empfangen zu können. Er mußte in die Stadt fahren," sagte sie, in der Nähe der Tür stehn bleibend, als wenn sie ihm den Weg dorthin frei geben wollte.

Der Besucher verneigte sich wieder kurz und antwortete ironisch: „Das ist ja äußerst bedauerlich."

Darauf sah er Margret wieder an, aber im Maß wie sein Blick unruhiger wurde, verdunkelte sich auch das Braun seiner Augen. Er ließ sie wie unter einem innerlichen Zwang von neuem zum Spiegel gleiten, musterte sich mit einem nicht ganz kurzen Blick und runzelte noch tiefer die Stirn.

Darauf nahm er unaufgefordert Platz, worauf auch Margret nach einem kleinen Zögern sich lächelnd setzte.

„Er würde Sie bitten, in sein Laboratorium zu kommen. Aber das ist schlechterdings unmöglich, da er momentan mit Pestbazillen arbeitet und der Besuch lebensgefährlich ist."

„Pestbazillen! Eine angenehme Beschäftigung. Macht er das öfter?"

„Täglich. Das heißt, er wechselt ab zwischen Typhus-, Cholera-, Tuberkel- und ähnlichen Bazillen. Welche nun grade seine besondere Passion sind."

Wie von irgendeinem Gedanken gequält, trommelte der Besucher auf die Stuhllehne mit seiner Rechten und blickte dabei von Zeit zu Zeit Margret an, aber jetzt nur kurz, verstohlen und die Augen beobachtend zukneifend.

„Ja, es tut mir leid, daß der Zweck Ihres Besuches sich nicht erfüllen läßt."

„Was wissen Sie von dem Zweck meines Besuches! Meinen Sie, ich wäre nur eines Zweckes wegen aus Amerika herübergekommen? Ich verfolge eine Menge Zwecke. Eine ganze Notizbuchseite voll."

„Das kann ich mir denken. Wenn man sich mal aufmacht, erledigt man gern eine Menge Geschäfte auf einmal. Ich mache das auch so, wenn ich in die Stadt fahre."

Ohne die letzten Worte zu beachten, schien der merkwürdige Besucher weiter unschlüssig mit irgend etwas zu kämpfen und betrachtete bald seine Fingernägel, bald einen Gegenstand der Einrichtung, jedenfalls machte er nicht die geringsten Anstalten zu gehn.

„Verzeihen Sie, aber ich bin etwas in Eile. Ich will gleich verreisen."

„Sie verreisen? Wohin?"

Margret nannte ihr Ziel.

„Wir fahren zusammen! Dorthin will ich auch — zu meinen Eltern."

„Sie haben dort Ihre Eltern wohnen?"

„Unter der Erde. Im Grab."

Diese Worte begleitete er mit einem so vorwurfsvollen Blick, daß Margret unwillkürlich ein kleiner Laut des Bedauerns entschlüpfte. Als der sonderbare Herr aber auch jetzt noch keine Miene machte, sich zu erheben, wollte sie schon kurz entschlossen aufstehn. Doch im selben Moment traf sie wieder ein Blick, ein Kniefall, eine Umarmung der Augen, eine Mischung von so viel demütiger Verehrung und herausfordernder Keckheit, daß ihr heiß und kalt wurde.

Digitized by Google

„Ahnen Sie denn wirklich nicht den Zweck meines Besuchs?“

„Ich ... ja, was wünschen Sie denn eigentlich?“

„Ich wünsche ... ich habe ... eine unbändige, wahnsinnige Lust, wieder ... einen deutschen Apfel zu essen. Merkwürdig, was?“

„Warum? Äpfel sind was sehr Gutes. Ich würde allerdings deswegen nicht grade über den Ozean fahren.“

„Sie meinen, wir haben auch drüben gutes Obst? Und was für welches! In Kalifornien, wo ich wohne, wachsen die schönsten Ananas, Grapefruits, Trauben, Melonen, Äpfel, Birnen von einer Süßigkeit und Größe wie nirgends in Deutschland. Nur der Duft! Dies verteufelte Etwas, dies ... was die Seele von Dingen und Menschen ausmacht, was die Ursache ist, daß die Erinnerung an gewisse Ereignisse uns quält, uns keine Ruhe läßt, uns verrückt macht — der Duft, der fehlt.“

„Himmel!“ sagte Margret. „Wenn das Ihr sehnlichster Wunsch ist: hier haben Sie einen Apfel. Und nun reisen Sie beruhigt wieder nach Amerika.“

Sie nahm von der Anrichte eine Fruchtschale und setzte sie auf den Tisch.

„Hier haben Sie Äpfel von allen Sorten. Welchen wollen Sie? Dieser da ist der Ruhm der Welt. Aber ich empfehle ihn nicht. Er ist ziemlich sauer. Nehmen Sie lieber diesen schrumpligen Borstorfer.“

„Was ist das für einer? Der mit den roten Backen.“

„Ein Gravensteiner.“

„Den möchte ich haben. Aber nun muß die liebenswürdige Spenderin auch ihre Güte voll machen und mir den Apfel schälen.“

„Muß sie?“ Margret warf einen Blick auf die Uhr. „Ich habe keine Lust den Zug zu versäumen“

„Wann geht er?“

„In einer Viertelstunde.“

„Dann ist noch viel Zeit. In zwei Minuten fahre ich Sie zum Bahnhof. “

In der Meinung, daß dies noch die einfachste Art sei, ihren hartnäckigen Gast loszuwerden, holte Margret ein Messer und begann den Apfel zu schälen.

Der Fremde verfolgte jede ihrer Bewegungen mit Blicken voll unverhüllter Zärtlichkeit.

„Was für ein wundervoller Duft!“ murmelte er. Und plötzlich den Arm aufstützend und sich näher zu Margret beugend, fuhr er mit weicher Stimme fort: „Erweckt dieser Duft in Ihnen nicht die Vision eines sonnigen Gartens? Mit blühenden Rosen und Reseden sind die Rabatten eingezäumt, und an seinem Ende steht eine kleine Laube, die ein uralter Apfelbaum überschattet. Haben Sie nicht diese Vision?“

„Nein. Ich bin nicht visionär veranlagt. Ich denke es mir übrigens gar nicht hübsch, wenn man alle Dinge auf ihren Ursprung verfolgt und bei jedem Kohlkopf an das Mistbeet denkt, worin er gewachsen ist.“

Wie vernichtet sank der Fremde zusammen.

„Das also ist aus dem Deutschland Lottens und Gretchens geworden!“

„Essen! Essen! Essen!“ mahnte Margret. „Ich habe die Vision eines Zuges, der mir vor der Nase davonfährt.“

Und als wenn sie ihn ermutigen wollte, nahm sie selbst einen Apfel und biß hinein. Aber kaum hatte sie den Apfel wieder auf den Tisch gelegt, als der Gast ihn ergriff und mit entzücktem Blick anstarrte.

„Erlauben Sie, das ist mein Apfel.“

„Ich weiß. Ich seh's ja an den Zahnabdrücken in seinem Fleisch. Frau Hoff, erweckt auch dieser Apfel keine Erinnerungen in Ihnen? Nicht die kleinste Erinnerung? — Elisabeth!“

Da lehnte Margret sich in ihrem Stuhl zurück und sagte mit einer Stimme, deren Spott in sanften Ernst hinüberspielte: „Sie verwechseln mich. Ich bin nicht die, für die Sie mich halten.“

Da legte er den Apfel aus der Hand und sagte, diesmal von Grund aus vernichtet: „Das ist die einzige Antwort, die Sie nicht hätten geben dürfen. Denn diese Antwort gibt jede — aber auch jede Frau, die man an Dinge erinnert, die sie vergessen haben will.“

„Ich habe nichts vergessen. Aber Sie täuscht Ihr Gedächtnis.“

„Mich mein Gedächtnis täuschen?“ Er ergriff den Apfel, und ihn hochhaltend, sagte er in beschwörendem Ton: „Legen Sie diesen Apfel auf einen Berg von Äpfeln, und ich würde an diesen Abdrücken Ihren Mund wieder erkennen. Begegnen Sie mir im Menschengewühl, in dunkler Nacht, und wenn nur ein Hauch von Ihnen mich streifte, ich würde an dem Duft Ihres Haares Sie wiedererkennen.“

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ sagte Margret lachend. „Sonst versäume ich wirklich den Zug.“

Sie nahm ihr Täschchen, lief ihm voraus auf die Straße und sprang in das Auto, das er ihr aufriß. Während der nur wenige Minuten dauernden Fahrt wechselten die beiden kein Wort, aber Margret fühlte, wie ihr Nachbar sie unverwandt ansah. Und einmal mußte sie diesen Blick mit einer raschen Seitenwendung erwidern, wobei sie eine ver-

Digitized by Google

wundert abweisende Miene zeigte. Aber zugleich fühlte sie, wie zwischen ihren Schultern sich etwas zusammenpreßte, so daß der nächste Atemzug ihr eine kleine Mühe machte, als wäre sie bedrückt von dem unergründlich schweren Dunkel dieser Augen, die sie über sich schweben glaubte, wie einen Raubvogel mit schwarzem Gefieder, zärtlich und beutelüstern und voll schwermütiger Traurigkeit.

Grade als das Auto hielt, sah sie den Zug in der Ferne einlaufen. Sie nahm rasch von dem Kofferträger ihre Scheine in Empfang, und indem sie ihrem Begleiter „Auf Wiedersehn!" zurief, umarmte sie ihre ungeduldig wartende Schwester, sagte ihr Lebewohl und fügte dann, auf den ihr Nachfolgenden deutend, hinzu: „Ein mir völlig unbekannter Herr, der behauptet, mit dir einen Apfel gegessen zu haben."

* * *

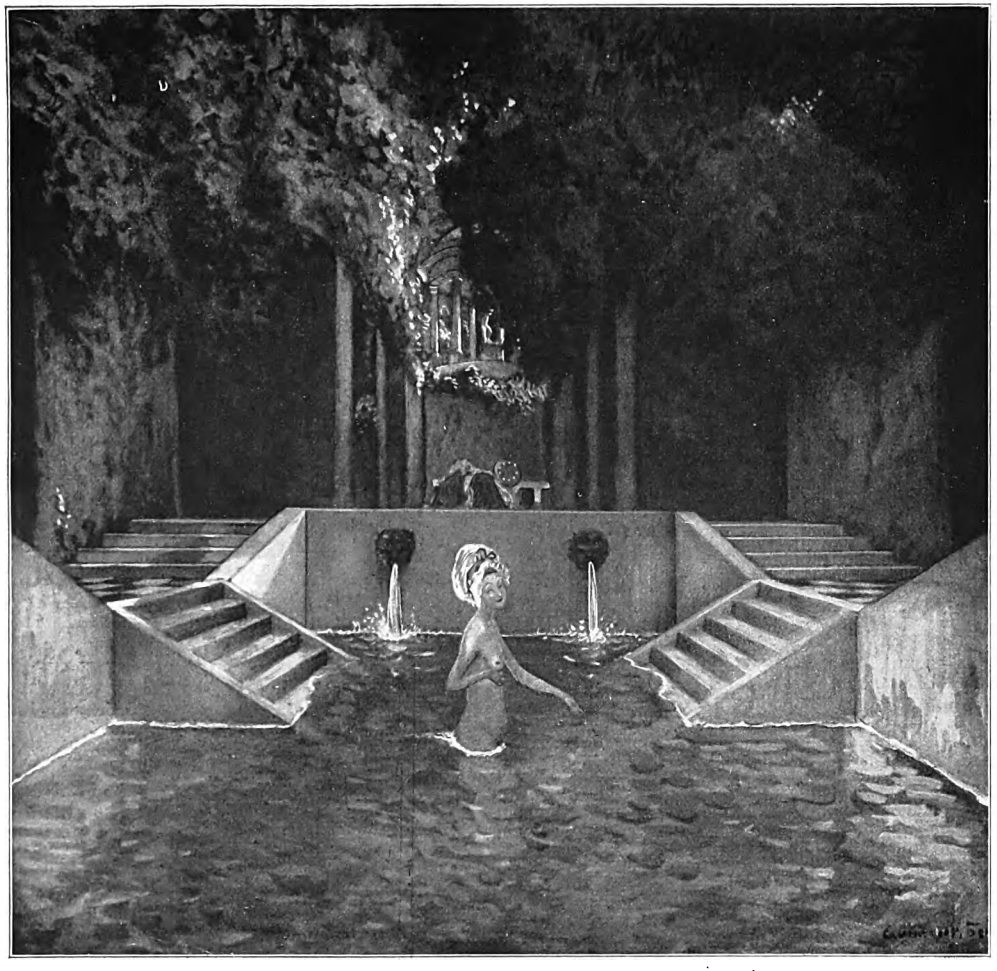
Während das Auto vorfuhr, gingen Elisabeth und Ryseck zu Fuß nach Haus. Die menschenleere Vorortstraße war mit zwei schnurgraden Reihen junger Ahornbäume bepflanzt. Hinter den eisernen Gittern erstreckten sich schmälere oder breitere Rasenstücke, die von Rhododendron- oder Rosenbeeten unterbrochen waren. Die hochstämmigen Rosen standen krumm gebogen, andere trugen um die Kronen noch seltsame Kapuzen von Ölpapier. Dann und wann, meist an einer Straßenecke trat ein Doppelhaus vor mit einem Lebensmittelladen im Erdgeschoß. Dort herrschte auch ein wenig Verkehr von Bürgerfrauen und Dienstmädchen, zwischen denen vereinzelt eine besser angezogene Dame zu bemerken war. Die meisten Häuser lagen hinter den Rasenrabatten, bescheidene zweistöckige Einfamilienhäuser, manche von grotesker Komik durch den Versuch, etwas Besonderes vorzustellen, eine Burg etwa mit Zugbrücke und Turm oder eine römische Villa mit flachem Dach, jonischen Zementsäulen und blechernen Aloen auf dem Absatz der aus drei Stufen bestehenden Freitreppe ... die meisten aber waren mit grauer Ölfarbe angestrichene und mit glasierten Ziegeln bedeckte Steinkästen, deren blanke Fenster auf helle, sauber gehaltene Stuben schließen ließen, nüchterne Behälter für ein anständiges, ordentliches Leben ohne Erregungen und ohne Schicksale. Und eines solchen Hauses Bewohnerin schien dem Fremden seine Begleiterin zu sein, deren Erscheinung in dem unkleidsamen Tuchmantel und dem einer unbekannten Mode entstammenden Hut ihn in nichts mehr an das junge Mädchen erinnerte, das ihm und dem er einstmals beinahe zum Schicksal geworden wäre.

Da Elisabeth herausgerufen wurde, blieb Ryseck einen Augenblick allein. So hatte er Zeit, über die Lösung seines Herzensabenteuers nachzudenken, und hatte Lust, sich vor Lachen auszuschütten. Er hatte sich jede erdenkliche Form von Enttäuschung vorgestellt, nur grade die nicht, die ihm widerfahren war. Er hatte sich gradezu suggeriert, es müsse eine Enttäuschung sein. Aber er war nicht darauf gefaßt gewesen, diese Frau, deren Bild er so lebendig in sich trug, als hätte er es tagtäglich auf seinem Schreibtisch gehabt, mit ihrer Schwester zu verwechseln und dann bei ihrem Wiedersehn nichts zu empfinden als die nüchterne Regung: natürlich, die ist es, nicht die andere, sie ist es, nur um zehn Jahre älter geworden und an Reizen ärmer.

Und darum ein solcher Gefühlsaufwand! Zehn Jahre sehnsuchtskrank und dann in einer Sekunde kuriert. Eine verdammt radikale Kur! Er war nach drüben gegangen, als Flüchtling, Hals über Kopf, mit der Absicht, dort sein Glück zu machen, das heißt, es zu Geld zu bringen, und er hatte sein Ziel erreicht. Er hatte nie die Absicht gehabt, drüben zu bleiben, und sich deshalb auch nie dort heimisch gefühlt. Immer hatte er von der Rückkehr in das alte Vaterland geträumt, hatte den Umgang mit den Deutschen eher gemieden als gesucht und war vor allem denen, die drüben ein anderes Deutschland mit den Sitten und Erinnerungen und sentimentalen Feiern der Heimat sich geschaffen hatten, aus dem Wege gegangen. So lange er in Amerika war, wollte er Amerikaner sein, aber bei aller Konzilianz seines Benehmens hatte er doch in jedem den Fremden, den Menschen gesehn, der ihn ausbeuten wollte und der es darum nicht besser verdiente, als selbst ausgebeutet zu werden.

So war er allein geblieben und hatte wohl Bekannte und Geschäftsfreunde, aber keinen Freund gefunden, ein Junggeselle, der seine geselligen Bedürfnisse im Klub befriedigte und der heimlich, ohne daß jemand es ahnte, in seiner einsamen Wohnung oder mitten im Menschengewühl jenen schmerzlichen Wallungen unterlag, die man Heimweh nennt. Die Heimat aber, das weite, bunte Land der Erinnerungen an Elternhaus, an Schul- und Studentenzeit — alle Wege darin mündeten in die kleine Stadt, wo er der schönen Elisabeth Fritsch begegnet war und jene Liebesleidenschaft durchgemacht hatte, die von seinem bisherigen Leben sich unterschied wie eine Fiebernacht von nüchterner Alltäglichkeit. Alle Wege führten, ohne daß der Geist des seinen Träumen Nachhängenden lange auf ihnen verweilt wäre, zu jenen Sommertagen in der kleinen Stadt, als wären sie die eigentlich helle, eigentlich bewußte Epoche

Digitized by Google



Das Bad der Marquise. Gemälde von Alexander Benois-Moskau

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

seines Lebens. Denn alle Vergangenheit war Vergangenheit, etwas Fertiges und Erledigtes, das nur als Erinnerung fortbestand, dies Eine aber war mitten in seiner Entwicklung unterbrochen worden, hatte einen widersinnigen Abschluß gefunden, der kein Ende war.

Ungeduldig sah er nach der Uhr. Wo mochte sie so lange stecken? Wahrscheinlich machte sie nach deutscher Sitte einen großen Haufen Butterbrote zurecht. Oder sie zog ein anderes Kleid an. Der Teufel sollte die deutschen Frauen holen, die sich erst umziehn mußten, um präsentabel zu sein.

Als die Tür sich öffnete, blickte er hastig auf. Aber nicht Elisabeth, sondern zwei Kinder traten ein, ein halbwüchsiger Knabe und ein kleineres Mädchen, die rechten blassen, deutschen Hungerkinder, für die man drüben allerwärts gesammelt hatte. Sie gaben ihm die Hand und nannten ihre Namen. Dann sagte der Knabe, seine Mama ließe sich einen Augenblick entschuldigen. Sie hätte geschäftlich mit einem Herrn zu sprechen, der aber gleich wieder fortgehn würde. Ryseck stellte ein paar frostige Fragen, welche die beiden beantworteten, um sich dann bald, da sie merkten, daß ihre Gegenwart lästig fiel, zurückzuziehn.

Einige Augenblicke später trat Elisabeth ein, doch weder mit Butterbroten noch in einem andern Kleid.

„Verzeihen Sie, aber ich mußte mit einem Landsmann von Ihnen sprechen. Es war derselbe Herr, mit dem Margret Sie verwechselt hat."

Ryseck erkundigte sich nach den Lebensverhältnissen in Deutschland. Es bereitete ihm ein höhnisches Vergnügen, das Gespräch in diesen banalen und unpersönlichen Bahnen zu halten.

Nachdem Elisabeth ihm einige Male ruhig geantwortet hatte, unterbrach sie ihn: „Erzählen Sie doch lieber von sich. Wie ist es Ihnen denn drüben ergangen?"

„Gut. Glänzend sogar! Ich kann nur sagen, ich beglückwünsche mich zu ... dem Unglück, das mich veranlaßt hat, nach drüben zu gehn."

„Das freut mich. Das kann nicht jeder von sich sagen."

„Weil die meisten mit törichten Erwartungen hinübergehn. Ich habe nichts erwartet, aber desto mehr gefunden. Es lebt sich da drüben in jeder Beziehung ausgezeichnet. Keinen Augenblick habe ich mich zurückgesehnt."

„Wo lebte es sich nicht gut, wenigstens besser, als augenblicklich in unserm armen Deutschland!"

„Ich meine nicht nur die äußeren Verhältnisse. Man hat hier ja ganz falsche Vorstellungen von den Amerikanern, als wären es lauter business men, die immerfort auf der Jagd nach dem Dollar sind. Es gibt bei uns — ich sage bei uns," fügte er herausfordernd hinzu — „ebenso viel gebildete Menschen mit geistigen Bedürfnissen wie hier. Übrigens kommen ja alle hervorragenden Kapazitäten, Gelehrte, Künstler, Musiker nach drüben. Man leidet da wirklich keinen Mangel."

„Wir hier leiden Mangel," erwiderte Elisabeth. „In geistiger Beziehung noch mehr als in leiblicher. Denn das ist das Schlimmste, daß die materiellen Sorgen unsere geistigen Bedürfnisse verschlingen. — Aber nicht von solchen traurigen Dingen wollen wir sprechen. Erzählen Sie doch ein bißchen von sich. Sie müssen eine Menge erlebt haben in all den Jahren."

„Erlebt — was man so die Erlebnisse dessen, der über den großen Teich schwimmt, nennt — habe ich eigentlich nichts. Ich bin weder fliegender Wursthändler noch Aufwäscher in einer Kneipe gewesen, noch habe ich als Tramp auf dem Puffer den Kontinent durchfahren. Es ist alles ganz glatt verlaufen. Ehe ich noch amerikanischen Boden betrat, hatte ich schon eine Anstellung."

„Da haben Sie aber Glück gehabt. Das heißt, Sie hatten ja auch eine gute Vorbereitung."

„Nicht was ich auf der technischen Hochschule gelernt habe, hat mir diese Anstellung eingetragen, sondern — ja, wenn Sie das ahnten. Raten Sie mal!"

„Schwierig. Sollten Sie etwa als Taschenspieler drüben Ihr Glück gemacht haben?"

„Nein. Aber so ähnlich. Erinnern Sie sich an unser Schachspielen? An das schöne alte Schachspiel mit den hübschen Figuren?"

„Gewiß erinnere ich mich — und wie Sie es mal umwarfen vor Wut, weil ich Ihnen die Königin genommen hatte, mitsamt dem Tisch und Mutters kostbaren Porzellantassen. Die eine ging in tausend Scherben, und ich bekam dafür das Donnerwetter. Übrigens haben Sie das öfter getan, das Schachbrett umgestoßen. Es war bei meiner Mutter schon eine ständige Redensart: wenn du mit Herrn Ryseck spielst, nimm bloß das schlechte Porzellan. Er hat ein katastrophales Temperament."

„Aber es war doch auch höchst ärgerlich, mich von Ihnen immerfort besiegen zu lassen!"

„Schließlich war ich doch Ihre Lehrerin."

„Ja, Sie haben mich das Schachspiel gelehrt. Und daß Sie es mich nicht besser gelehrt haben, grade das hat mir meine Anstellung eingebracht."

Digitized by Google

„Wie ging das zu?“

„Auf dem Schiff war ein alter Amerikaner, mit dem ich jeden Tag ein bis zwei Partien machte. Er spielte nicht grade hervorragend, aber doch besser als ich — etwas besser, so, daß er ziemlich regelmäßig die Partie gewann. Er hatte in Neuyork ein großes Baugeschäft, und als er hörte, daß ich Architekt wäre, machte er mir den Vorschlag, in sein Büro einzutreten. Aber — das war die einzige Bedingung, die er stellte — ich müßte dann jeden Abend mit ihm meine Partie machen, denn, sagte der Kerl mir ins Gesicht, er hätte noch nie einen Menschen gesehn, der sich so wundervoll ärgerte, wenn er verlor, wie mich.“

„Aber bei dem haben Sie's doch keine vier Wochen ausgehalten!“

„Wieso?“

„Haben Sie ihm nicht nach acht Tagen das Schachspiel mitsamt Ihrer Stellung vor die Füße geworfen?“

„Wie wenig Sie mich kennen! Natürlich habe ich diese schlechte Angewohnheit zu Hause gelassen. Ich habe ganz etwas Anderes getan.“ Seine schwarzen Augen funkelten vor Vergnügen. „Ich habe heimlich bei einem erstklassigen Schachmeister Stunde genommen. Es hat mich eine hübsche Anzahl Dollar gekostet. Aber nach vier Wochen sah die Sache anders aus. Da konnte mein Brotherr zeigen, wie wundervoll er sich ärgerte, wenn er matt gesetzt wurde. Als er eines Abends sämtliche Partien verloren hatte, bekam er einen Kopf — auf dem man hätte Toast rösten können. Seitdem klagte er über Schlaflosigkeit und war überzeugt, an hochgradiger Arterienverkalkung zu leiden. Er war es, der das Rennen aufgab, nicht ich, indem er mich einem Geschäftsfreund empfahl. Das war der Anfang.“

„Und dann ... sind Sie immer in Neuyork geblieben?“

„Später ging ich nach San Franzisko und habe geholfen, die Wolkenkratzer wiederaufzubauen. Da bin ich geblieben. Habe jetzt meine eigene Firma, ein nettes kleines Anwesen, eine gemütliche Häuslichkeit —“

Er sah Elisabeth an, als erwartete er eine Frage, als aber nichts auf ihrem Gesicht sich bewegte, fügte er selbst hinzu: —„allerdings ohne Frau. Verheiratet bin ich nicht.“

Auch jetzt verriet Elisabeth mit keiner Miene, daß diese Mitteilung ihr irgendwelchen Eindruck machte.

„Aber nun ist an Ihnen die Reihe zu erzählen.“

„Ich habe noch weniger zu erzählen als Sie. Meine beiden Kinder haben Sie ja gesehn. Sie machen mein ganzes Glück aus, machen mir natürlich auch viel zu schaffen. Und meinen Mann, der Abteilungsleiter im Bakteriologischen Institut ist, werden Sie ja wohl noch kennen lernen. Denn Sie bleiben doch noch einige Zeit hier?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er kurz angebunden. „Ich habe allerhand vor.“

Nachdem er Elisabeth mit flüchtigem Blick gestreift hatte, nahm sein Gesicht wieder den verschlossenen und zerstreuten Ausdruck an. Eine kleine Weile schwieg das Gespräch. Plötzlich sagte er: „Wissen Sie was, Frau Hoff, Sie würden mir eine große Freude machen, wenn Sie mit mir in die Stadt führen. Ich möchte ein bißchen shopping gehn.“

„Gern. Aber Sie müssen sich einen Augenblick gedulden.“

„Ich habe Zeit.“

„Was kann ich Ihnen zum Zeitvertreib geben? Interessieren Sie meine Bücher? Oder soll ich Ihnen die Kinder schicken?“

„Die Kinder.“

Als Elisabeth hinausgegangen war, hörte Ryseck vor der Tür einen kleinen Disput zwischen Mutter und Kindern, die anscheinend nicht viel Lust hatten, dem unfreundlichen Besucher noch einmal Gesellschaft zu leisten. Um den schlechten Eindruck wieder gut zu machen, erzählte Ryseck von seiner Seereise, fragte die Kinder nach Schule und Spiel, und als er hörte, daß der Knabe Weltreisender werden wollte, erklärte er, das sei eine ausgezeichnete Idee. Da würde er sich wohl eine Yacht anschaffen und als eigner Herr über den Atlantic fahren.

Aber der Junge lachte: „Was Sie sich denken. Wenn ich mein Examen gemacht habe, hoffentlich kann ich bis dahin Privatstunden geben, damit wir das Schulgeld aufbringen, dann lasse ich mich als Matrose anheuern. Und mit dem Geld, was ich da verdiene, studiere ich Medizin. Denn zum Studium langt's bestimmt nicht. Und wenn ich mein Staatsexamen gemacht habe, werde ich Schiffsarzt. Da verdiene ich nicht viel, aber wenigstens etwas.“

„Ralf verdient jetzt schon,“ erzählte stolz seine Schwester.

„Wie denn?“

„Indem er Mutters Hühnerstall ausmistet.“

„Hühner habt ihr?“

„Ja. Vier Stück. Sie legen bloß nicht. Höchstens alle Tage ein Ei. Das bekommen abwechselnd ich und Ralf. Und wenn sie mal zwei legen, bekommt Vati eins.“

„Und eure Mutter bekommt gar keins?“

„Mutti sagt: ihr schmecken die Eier am besten, wenn wir sie essen. Ist das nicht komisch?“

Digitized by Google

„Das ist schrecklich komisch. Aber wißt ihr was? Ihr müßt mal mit mir in die Stadt fahren, da gehn wir in ein Restaurant und essen Spiegeleier oder noch besser, in die Konditorei. Da gibt's Eisbaisers und Marzipan —"

„Marzipan, was ist das?"

„Kennt ihr das nicht?"

Die beiden schüttelten den Kopf.

„Aber Schlagsahne kennt ihr?"

„Schlagsahne?" Das kleine Mädchen lachte: „Sie meinen wohl Haue?"

„Ach Unsinn, Susi, du kennst doch Schlagsahne. Mutti hat uns doch davon erzählt. Die kommt in dem Märchen vor vom Schlaraffenland."

„Im Märchen kommt das vor?" sagte Ryseck. „Nun Kinder, wir fahren wirklich mal in die Stadt. Da führe ich euch das Märchen von der Schlagsahne in natura auf."

Elisabeth trat ein. Ryseck erhob sich, und beinah hätte sie gelächelt über die rasche und gänzlich unverhohlene Änderung auf seinem Gesicht. Wie mit Kinderhandschrift stand darauf zu lesen, daß sie ihm in ihrer neuen Toilette gefiel. Zehn Jahre Amerika haben ihn nicht verändert, dachte sie. Er ist noch ganz der alte. Und es tat ihr wohl, mehr als sie sich eingestand, seinen glänzenden Blick auf sich zu fühlen.

Die Kinder begleiteten sie, um das Auto abfahren zu sehn, und einen Augenblick hörten sie hinter sich noch deren helle Rufe. Dann bog der Wagen um die Ecke. Nach einer Weile hatten sie eine der breiten Straßen erreicht, die den Vorort mit der Stadt verband. Große Häuserkasernen standen, wie zu Bündeln zusammengepreßt, nebeneinander. Dann kamen weite Strecken freien Feldes, Gärtnereien, Schuttplätze, die zu Rummelplätzen verwandelt waren. Elisabeth dachte plötzlich an einen entsetzlich heißen Vormittag, an dem sie sich zu Fuß die Straße hingeschleppt hatte, mit brennenden Sohlen, während vor ihren geblendeten Augen glühende Funken tanzten. Da die Bretterwand — sie erinnerte sich so gut — endlos hatte sie sich gedehnt. Und jetzt flog sie in einem Husch vorbei. Wie herrlich war es, hinzusausen, die kühle Luftfülle zu durchschneiden und sich von ihr durchspülen zu lassen bis tief in die Lungen. Sie fühlte, wie die aufgewühlte Unruhe ihres Innern, die sie nur mühsam gemeistert hatte, nachließ, und befreit sich zurücklehnend, dachte sie einfach: ‚Gut haben's die reichen Leute.'

Aber ihr Nachbar trommelte unruhig mit seinem Spazierstock auf den Boden und murmelte: „Das ist die reine Tortur in dem Rumpelkasten. Nun stoppt der Kerl schon wieder wegen der alten Weiber da. Der Fahrdamm ist doch keine Kaffeestube. In Amerika ist das anders," wandte er sich an Elisabeth. „Da ist der Fahrdamm für die Autos da. Wer sich überfahren läßt, wird wegen Unachtsamkeit bestraft. Da wird Tempo gefahren. Trotzdem benützen in Neuyork die reichen Leute die subway. Um Zeit zu sparen. Solch ein Autogedränge herrscht. In Amerika hat jeder fünfte Mensch ein Auto."

‚In Deutschland hat jeder fünfte Mensch ein Hemd,' dachte Elisabeth.

„Wenn's Ihnen recht ist, fahren wir zuerst zur Deutschen Bank, Frau Hoff?"

Als das Auto hielt, fragte Elisabeth, ob sie nicht sitzen bleiben sollte, aber er bat sie mitzukommen.

Die Drehtür war in steter Bewegung. Im Kuppelsaal der Hauptkasse drängte sich eine dichte Menge, Menschen aller Stände, aller Kontinente: neben dem gebügelten Aristokraten ein Metzger in Bluse unter dem aus den Nähten platzenden Jackett. Ein gelber Mann aus China oder Japan zählte ein Bündel Scheine durch, die er kurzsichtig gegen seine Brille hielt. Eine dicke rotgeschminkte Dame stopfte die Scheine bündelweis in alle Taschen ihres Chinchillapelzes. Geschäftsdiener schoben die Scheine paketweise in ihre Ledertaschen. Zwei Kommis trugen einen ganzen Weidenkorb davon fort. Vor den Auszahlschaltern herrschte ein Summen und Säuseln wie in einer Synagoge. Ostjuden in langen Kaftanen, mit Zwickelbärten zeigten schmutzige Ausweispapiere vor.

„Mein Gott, hat sich das hier verändert," sagte Ryseck zu seiner Begleiterin. „Früher klingelte es hier von Gold, jetzt sieht's aus wie in einer Zeitungsdruckerei."

Ein Diener führte die beiden zur Auskunftsstelle. Hier hörte Elisabeth, wie Ryseck zu dem Beamten sagte: „Es handelt sich um eine Anweisung der Nevadabank in San Franzisko an Ihre Bank."

„Für Sie?" fragte der Beamte.

„Jawohl. Das heißt, unter meinem Namen für die Dame."

„Für mich?" fragte Elisabeth erstaunt.

Ryseck nickte nur.

Ein anderer Beamter geleitete die beiden über weitläufige Treppen, durch einen Schwibbbogen, in dem eilfertige Kommis hin und her liefen, auf helle Korridore, wo man durch Glasfenster in große Säle mit vielen, an Schreibpulten arbeitenden Angestellten sah, in eine Art Wartezimmer, wo hinter einem Verschlag ein junger Mensch saß, der seine Aufmerksamkeit zwischen Schreibarbeit und Frühstück teilte.

Der junge Mensch ging, die beiden anzumelden. Nach einigen Augenblicken kam er

Digitized by Google

zurück und sagte, der betreffende Herr wäre grade besetzt, die beiden möchten doch Platz nehmen. Einen Augenblick sah Elisabeth dem lang aufgeschossenen Menschen zu, der unter der bis zu seiner Nasenspitze heruntergezogenen Hängelampe stirnrunzelnd und offenbar mit großer Selbstüberwindung etwas in ein Buch schrieb, um dann rasch zusammenzuknikken und einen herzhaften Biß in sein Butterbrot zu tun. Dann richtete er sich befriedigt auf und machte, verstohlen kauend, ein überlegen nachdenkliches Gesicht.

Elisabeth mußte plötzlich daran denken, wie sie und ihre Freundinnen in der Schulstunde heimlich Näschereien verzehrt hatten. Einige waren dabei auf ähnliche Weise mit dem Kopf unter das Pult gekrochen. Sie aber hatte immer ganz unbekümmert drauf los gekaut. Und als einmal eine Lehrerin sie fragte, was sie da im Mund hätte, hatte sie seelenruhig geantwortet: „Pralinees." Die ganze Klasse war in schallendes Gelächter ausgebrochen. Die Lehrerin selbst hatte mitgelacht ... Damals hatte sie alles munter und frei herausgesprudelt, und ihr Herz war wie ein blanker Teller gewesen.

„Was sagten Sie vorhin?" fragte sie plötzlich. „Es handelt sich um eine Banküberweisung für mich?"

„Jawohl, für Sie," erwiderte Ryseck, sich aufrichtend, mit der selbstzufriedenen Miene eines Mannes, der eine angenehme Mitteilung zu machen hat. „Eine kleine Banküberweisung, die ich der Bequemlichkeit halber hierher habe schicken lassen. Wir haben nämlich noch abzurechnen. Sie erinnern sich wohl, daß Sie mir, als ich damals so eilig fort mußte, Geld borgten."

„Ich gab es Ihnen."

„Für den Fall der Not. Es war ein wirklicher Freundschaftsdienst. Ich nahm das Geld an. Ich konnte ja nicht wissen, wie's mir gehn würde. Aber nur unter gewissen Bedingungen. Sie erinnern sich doch?"

„Ich erinnere mich an diese Dinge nicht mehr."

„Wirklich nicht? Sie sollten das alles vergessen haben? Ist das zu glauben?"

Nach einem kurzen Augenblick des Schweigens erwiderte Elisabeth scheinbar ganz ruhig: „Ich habe diese Zeit natürlich nicht vergessen. Wie könnte ich wohl? Aber ich muß Sie bitten — Sie werden das doch begreifen — mich nicht daran zu erinnern. Ich will nicht!"

Leise, fast nur wie einen Hauch hatte sie dies „Ich will nicht!" herausgestoßen, doch zugleich in solcher Spannung, daß der junge Mensch aus seinem Verschlag fragend hersah. Ryseck aber hörte dies Wort wie einen ganz leise, ganz blaß aus fernen Zeiten herüberwehenden Erinnerungsklang an ein anderes „Ich will nicht!" Und wie dies jetzt vernommene der gedämpfte Nachhall des damals gehörten war, glich die leise Aufwallung von Trotz und entzückter Lust, die er jetzt verspürte, dem von einem Windstoß noch einmal belebten Aufglühn eines verbrannten Gebälks. Und während er den Mund betrachtete, der diese Worte hervorgestoßen, die so hochmütig geschürzten Lippen, die dennoch ein leises Beben nicht verbergen konnten, erkannte er zum erstenmal unter den gerunderen Frauenzügen die schlanken Mädchenzüge voll selbstherrlicher Kühnheit wieder.

„Nichts liegt mir ferner, Frau Hoff, als unliebsame Erinnerungen wecken zu wollen. Ich bin doch kein Narr! Ich wußte, ehe ich herüberkam, daß Sie sich anders entschieden haben."

„Ich hatte mich immer schon so entschieden," erwiderte sie schroff.

„Immer schon? — Dann verzeihen Sie nachträglich noch den kleinen Irrtum, der mich glauben ließ, Sie hätten, einen Augenblick wenigstens, geschwankt. — Frau Hoff," seine Stimme glättete sich wieder, „man kommt nach zehn Jahren zurück zu einem Menschen, den man, das darf ich doch wohl annehmen, in Freundschaft verlassen hat. Man freut sich auf das Wiedersehn, denn dieser Mensch bedeutet einem unter lauter Fremden ein Stück Heimat. Man ist zusammen, spricht von alten Zeiten oder ... spricht nicht davon — man trennt sich wieder, mit dem angenehmen Gefühl, irgendwo auf der Welt gibt's einen Menschen, der einem nicht ganz gleichgültig ist. Das ist alles. — Ich hätte ja nie das Gespräch auf diese Geschichten gebracht. Ich wollte einfach eine geschäftliche Angelegenheit erledigen. Und die müssen Sie mir schon gestatten, so zu erledigen, wie es unter ehrlichen Menschen Sitte ist. Ich nahm das Geld unter der Bedingung, daß ich es in der Not für mich brauchen, andernfalls für Sie anlegen sollte. Das habe ich getan und möchte Ihnen jetzt Ihr Eigentum zurückgeben. — Ist der besetzte Herr jetzt frei? All right, wir auch. Kommen Sie, bitte, Frau Hoff!"

Die beiden betraten ein mäßig großes Zimmer, in dem sich nur ein Beamter und eine an ihrer Schreibmaschine klappernde Dame befanden. Nachdem Ryseck sich durch seinen Paß ausgewiesen hatte, antwortete der Beamte, die Sendung der Nevadabank liege für ihn bereit.

„Wenn ich Sie bitten darf, Frau Hoff, die Abrechnung zu prüfen, damit ich vor meinem Gewissen entlastet bin. Also hier —" er schlug

Digitized by Google

die erste Seite der zusammengehefteten Papiere auf — „am 1. Oktober brachte ich das Geld meinem Freund. Die ersten drei Monate hatte ich es natürlich verbummelt. Die Summe machte gewechselt 476 Dollar aus. Er hat dafür Kubaanleihe gekauft. Am 1. Januar hat er sie mit kleinem Nutzen gegen Goldshares vertauscht. Da ging's dann aufwärts. — Bitte, sehn Sie, rechnen Sie genau nach, ob alles stimmt. Oder ist es Ihnen zulangweilig? Dann tun Sie's später. Im Kriege hat mein Freund die gute Idee gehabt, das Konto unter seinem Namen zu führen. Also weiter! Sehn Sie hier zum Schluß. Ehe ich herüberfuhr, habe ich die Papiere verkaufen lassen. In Summa 8243 Dollar. Also in zehn Jahren etwas mehr als verzehnfacht. Das ist eine ganz normale Entwicklung. Sehn Sie's, bitte, durch und sagen Sie, was damit geschehn soll, ob Sie die Dollars behalten oder umwechseln wollen. Was macht das zum heutigen Kurs?" wandte er sich an den Beamten.

Dieser begann auf seinem Notizblock zu rechnen und nannte dann die Summe.

„Ein netter Haufen schmutziger Papierlappen," sagte Ryseck geringschätzig. „Ihr werdet in Deutschland noch russische Zustände bekommen. Eure Regierung müßte energisch sagen: Stop! That ends it."

Elisabeth saß in dem tiefen Ledersessel, die Abrechnung auf ihrem Schoß, blickte stirnrunzelnd auf das Gewimmel der fein geschriebenen Zahlen, mehr mit Bestürzung als mit Freude, mehr in dem Gefühl, vor einem Abgrund, als vor einem unverhofften Glück zu stehn, vor allem aber sich ärgernd über ihre Fassungslosigkeit, die sie hinderte, sofort das Richtige zu tun.

Doch plötzlich, kurz, heftig den Kopf schüttelnd, sagte sie:

„Nein! Das geht nicht. Wenn Sie mir das geliehene Geld zurückgeben wollen, bin ich einverstanden. Aber dies da geht mich nichts an."

„Wie lautete die Bedingung?" erwiderte er nur. „Entweder ich verbrauche das Geld oder lege es an. Können Sie es leugnen?"

Sie wagte nicht zu leugnen, was sich nicht leugnen ließ. Zu genau erinnerte sie sich aller seiner Worte. Aber grade diesen hatte sie damals so wenig Gewicht beigelegt, daß sie nie mit einer Rückgabe gerechnet, überhaupt an das Geld kaum gedacht hatte.

„Wenn ich mit einer Amerikanerin zu tun hätte, so würde sie antworten: Well, ich werde die Abrechnung prüfen lassen und Ihnen dann Bescheid geben. Die deutschen Damen sind wahrhaftig zu wenig geschäftsgewandt," sagte Ryseck halb zu dem Angestellten und dem Tippfräulein. „Geschäft ist Geschäft, Frau Hoff. Wenn Sie mir das Geld anvertrauten, müssen Sie auch die Folgen tragen."

Verwirrt durch das Bewußtsein, in den Augen der beiden fremden Menschen eine kindische Rolle zu spielen, antwortete Elisabeth, sie möchte zuerst jedenfalls mit ihrem Mann sprechen.

„Wie Sie wollen. Wir können Ihren Herrn Gemahl ja gleich aufsuchen. — Behalten Sie also die Dollars einstweilen für mich in Verwahrung," sagte Ryseck zu dem Beamten. „Aber halt, das Kleingeld nehmen wir gleich mit."

Nachdem er sich nach dem Wechselschalter erkundigt, bat er Elisabeth ihm zu folgen.

Mit großen Sprüngen, immer einige Stufen ihr voran, eilte er die Treppe hinunter, riß die Tür auf und lief auch auf der Straße und im Kassenraum immer einige Stufen voraus, indem er bald die Menschen rücksichtslos beiseite stieß, bald einen Diener mit seinem Spazierstock antippte: „Hallo, wo ist der Wechselschalter? Thank you. Hierher, Frau Hoff!"

Seine selbstbewußte Wichtigkeit, seine Betulichkeit hatten für Elisabeth zugleich etwas Imponierendes, etwas Rührendes und auch ein bißchen Komisches. ‚Und ich laufe wie sein getreuer Pudel hinter ihm her,' dachte sie.

Nachdem er der Wechselkasse hundert Dollar übergeben hatte, erhielt er ein fingerdikkes Bündel anderer Scheine zurück. Er faltete sie fächerförmig auseinander und zählte die knisternden mit Taschenspielergeschwindigkeit durch. Dann steckte er sie mitsamt den übrig gebliebenen Dollars, wie man einem Kind einen Bonbon in den Mund schiebt, Elisabeth in die Ledertasche.

Während das Auto den Schiffbauerdamm entlang fuhr, hatte Elisabeth das Gefühl einer leichten seligen Betrunkenheit, und wie Bläschen aus einem Glase Sekt, stiegen aus ihr Vorstellungen von unzähligen guten Dingen. ‚Ein Kindskopf ist man,' dachte sie. ‚Das Geld wird zu Ende sein, ehe man sich's versieht.' Aber hinter diesem Geld stand ja das andere, stand die kaum umzurechnende Summe, deretwegen sie gleich mit ihrem Manne sprechen würde.

Sie würde Ryseck ihm vorstellen: „Ein alter Bekannter von mir. Ich erzählte dir ja ..." Und später im Lauf der Unterhaltung würde sie ihrem Mann sagen, daß sie Ryseck vor seiner Abreise Geld geliehn hatte: „Du erinnerst dich doch? Ich erzählte dir ja ..." Bei Kleinigkeiten, die sie aus Vergeßlichkeit ihm vorenthalten, hatte sie, um langatmige Erörterungen zu sparen, das schon öfter behauptet. Er war dann jedesmal etwas verwundert, fügte sich aber rasch,

Digitized by Google

denn für alle Dinge, die nicht seine Wissenschaft betrafen, hatte er ein schlechtes Gedächtnis. Aber ob er sich auch in diesem Fall fügte? Ob er nicht fragen würde, vielleicht nicht gleich, aber später, wie sie dazu gekommen sei, ihrem Bekannten eine so bedeutende Summe zu leihen? Würde er nicht fragen, in welchen Beziehungen sie zu Ryseck gestanden? Und dann — würde sie lügen? Nein! Sie würde die Wahrheit sagen. Die ganze Wahrheit! Mochte daraus folgen, was wollte.

Unwillig wallte es in ihr auf, daß sie dies Geständnis, vor zehn Jahren so inbrünstig herbeigesehnt, jetzt machen sollte, wo es dem Anschein nach, nein, nein, in Wahrheit, ihr abgezwungen war. Abgezwungen vom Zufall, der mit der Geduld, die Jahre, Jahrzehnte zu nichts zusammenschrumpfen läßt, längst zerrissene Fäden wieder zusammenknüpfte.

Was geschehn war, hatte sie immer als Schuld empfunden, aber als eine Schuld, die ein Mann begreifen, verzeihen muß. Wie ein Spiel hatte es begonnen; abenteuerlich war gleich ihre erste Begegnung gewesen: sie liegt im Gras, unterm Apfelbaum, im losesten Gewand, das vom Bad feuchte Haar in der Sonne ausgebreitet. Als sie die Augen öffnet, steht der fremde Mensch vor ihr. Sie kann sich nicht rühren, nach einer ganzen Weile erst fragen, was er will? Er verneigt sich tief: „Die Schönheit hat die Macht den Willen aufzuheben. Ich stehe da in reiner Anschauung.“ Nimmt den Apfel, der ihr aus der Hand gerollt ist, und geht. Sie sieht ihn wieder, sieht ihn jeden Tag. Er eröffnet ihr eine neue Welt. Aber was soll sie von ihm halten? Sein Benehmen, seine Sprache ist ganz anders als die aller übrigen Menschen. Eines Tages, als er allzu kühn wird, weist sie darauf hin, daß sie verlobt ist. „Ich verzeihe Ihnen den Verlobten,“ antwortet er, „aber ich bitte, mich nicht an ihn zu erinnern.“ Sie macht sich die Ansicht ihrer Mutter zu eigen: „Herrn Ryseck kann man nichts übel nehmen, denn man kann ihn nicht erst nehmen.“ — Wie ein Spiel hatte es begonnen, aber wenn Fürwitz, Eitelkeit, Lust am Abenteuer ... vielleicht auch noch mehr die Anstifter waren, so hatte ihres Partners unvermuteter Ernst, der schrankenlose Einsatz seines ganzen Habens und Seins, die zugleich abstoßende und dämonisch lockende Gewalt seines Wesens den Reiz vertieft, das Spiel zum Rausch gesteigert, die flüchtige Tändelei zum beglückenden, unentbehrlichen Lichtpunkt ihrer Tage gemacht ... wie sie als Kind aus Übermut sich auf das noch dünne Eis gewagt hatte, um dann von der stahlblanken Fläche fortgeschnellt, vom Wind getragen, das Ufer zu verlassen, dahinzufliegen dämmernden Fernen zu, gelockt, bezwungen von dem Rausch eines neuen Daseinsgefühls. Aber das beschwingte Glück hatte jäh gestockt, dunkel war die Tiefe über ihr zusammengeschlagen, und wenn sie dennoch das Ufer wieder erreichte: nicht ihrer Kraft hatte sie's zu verdanken, ein glücklicher Zufall hatte rettend ihre Hand ergriffen — ein glücklicher Zufall, der doch die furchteinflößenden Male von blutigem Unglück und schwerer Schuld auf seinem Antlitz trug.

Gleich nach seiner Rückkehr von der Forschungsreise wollte sie dem Verlobten ihr Erlebnis beichten. Stolz, aber auch eine gewisse Unselbständigkeit und Unfähigkeit, Verantwortung zu tragen, machten sie zu einem freimütigen und aufrichtigen Menschen. Aber seltsamerweise wollte dies Geheimnis sich nicht aus ihrem Innern lösen. War Feigheit oder Mitleid die Ursache ihres Zauderns? Ihr Bräutigam aber, zuerst ganz erfüllt von seinen eigenen Erlebnissen, dann rasch in seine wissenschaftlichen Arbeiten sich vertiefend, hatte ihr das Geständnis nicht erleichtert, hatte nur obenhin nach ihrem Leben sich erkundigt, als wäre es selbstverständlich, daß die alltäglichen Begebenheiten und das um ihn kreisende Denken ihr Dasein ausfüllen müßten, hatte auch später nie die hingeworfenen Andeutungen aufgegriffen. Und doch hatte diese Unaufrichtigkeit Elisabeth auch während ihrer Ehe noch lange bedrückt. Oft hatte sie versucht, sich mit ihm auszusprechen, nicht nur, weil sie es ihm schuldig war, sondern in der Überzeugung, daß seine Liebe selbst inniger, zärtlicher, tiefer werden müßte, wenn er um dies Erlebnis wüßte, wie man ein Gut, von dem man erfährt, daß man es beinah verloren hätte, desto fester birgt. Angesichts seiner Arglosigkeit hatte sich manchmal in ihr Groll, vermischt mit Spott, geregt. Wie war es möglich, daß der gespannte Kummer auf ihrem Gesicht in ihm keine Teilnahme erregte, daß er ihren Augen den sehnsüchtigen Wunsch, sich auszusprechen, nicht ablas? Aber schließlich mußte sie sich damit abfinden, daß er, dessen ganze Tätigkeit darin bestand, die geheimsten Lebensvorgänge zu erforschen und das dem menschlichen Auge Verborgenste sichtbar zu machen, dem Seelenleben seiner Frau gegenüber mit Blindheit geschlagen war.

Das Auto hielt. In tiefen Gedanken ging Elisabeth neben ihrem Begleiter her, bis dieser sie darauf aufmerksam machte, daß sie an dem Gebäude des Instituts schon vorüber seien.

„Ich glaube, es ist besser, wenn ich diese Angelegenheit erst allein mit meinem Mann

Digitized by Google

bespreche. Wenn ich ihn jetzt, mitten in seiner Arbeit, überfalle —"

„Aber Frau Hoff, Sie machen sich wirklich zu viel Gedanken wegen dieser Bagatelle."

„Eine Bagatelle ist es wohl kaum."

„Wie Sie wollen. Jedenfalls liegt das Geld zu Ihrer Verfügung. Zurücknehmen werde ich es auf keinen Fall."

Ein Diener führte die beiden in das Arbeitszimmer des Professors.

Die eine Wand war von einem Büchergestell eingenommen, gegenüber standen Sterilisationsapparate und allerhand Glasbehälter voller Präparate. Auf einem Stuhl nahe beim Fenster saß ein Mann mit entblößtem rechten Arm, während seine Jacke über die linke Schulter gehängt war. Auf seinen Oberarm war eine kleine Glocke aus blauer Drahtgaze angebracht. Der Mann rauchte eine Zigarre und ließ sich durch den Eintritt der beiden in der Lektüre seiner Zeitung nicht stören. Der Professor, mit einem weißen Laboratoriumsmantel angetan, begrüßte seine Frau in der besten Laune. Elisabeth stellte die beiden Herren einander vor, hinzufügend: „Herr Ryseck ist ein Jugendfreund von mir, aus der Heimat. Ich weiß nicht, habe ich dir von ihm erzählt?"

„Sicher! Sicher! Freut mich sehr. Wie sieht's aus in dem gemütlichen Nest?"

„Herr Ryseck kommt von drüben, aus San Franzisko."

„War ungefähr zehn Jahre drüben."

„Und nun wollen Sie sich das alte Vaterland wieder ansehn? Sie werden nichts Erfreuliches finden. In jeder Beziehung sieht's traurig aus, in materieller, moralischer, hygienischer Beziehung, von der Politik ganz zu schweigen. Man kann wahrhaftig von Glück sagen, wenn man ein Arbeitsfeld hat, das von der Politik nicht berührt wird ... Aber ich muß dir erzählen, Elisabeth, denke dir, vorhin ist mir ein großartiges Experiment gelungen, was mich von einer schweren Sorge befreit hat. Ich bin jetzt völlig unabhängig geworden."

„Nicht möglich! Hast du etwa den Fleckfieberbazillus entdeckt?"

„Aber, Kind, der ist doch schon längst entdeckt. Das solltest du doch wahrhaftig wissen. Nein, aber es ist mir etwas anderers geglückt. Es ist mir gelungen, einer Laus den Fleckfieberbazillus zu injizieren, indem ich ihr ein Klistier verabreicht habe. — Sie müssen nämlich wissen," fuhr er zu Ryseck gewandt fort, „daß wir augenblicklich an der Entdeckung eines Serums gegen das Fleckfieber arbeiten. Der Bazillus wird durch die Laus auf den menschlichen Körper übertragen. Ich brauche selbstverständlich für meine Experimente mit Fleckfieberbazillen infizierte Läuse, die ich bisher nur von Rekonvaleszenten bekommen konnte. Nun hat es ja in der Seuchenabteilung bisher immer solche Patienten in genügender Anzahl gegeben. Der Herr dort ist ein solcher und hat die Liebenswürdigkeit, grade einer Läusekolonie die tägliche Nahrung zu verabreichen."

„Ich bin sozusagen eine Amme für Läuse," brummte aus seiner Ecke der Mann, indem er die Zeitung sinken ließ.

„Wenn es Sie interessiert, sehen Sie sich's mal an. Sie können ruhig näher kommen, Herr Ryseck. Ansteckungsgefahr liegt nicht vor. Sehen Sie?"

Der Professor lüftete die mit einem Bügel auf dem Oberarm festgeklemmte Drahtglocke ein wenig und wies auf die grauen Tierchen, die sich in dem Fleisch festgesogen hatten.

„Sie waren schon im Absterben. Aber jetzt sieht man förmlich, wie sie aufblühn. Famos, was? Wollen Sie, bitte, die Lupe benutzen?"

Mit einer Mischung von Ekel und Neugierde betrachtete Ryseck die Tierchen.

„Fleckfieber ist wohl eine unangenehme Krankheit?"

„Ich möchte sie nicht haben. Bis jetzt nimmt sie noch immer bei achtzig Prozent der davon Befallenen einen letalen Ausgang."

„Man bekommt sie aber wohl nur, wenn man ganz von Läusen zerfressen ist?"

„Im Gegenteil, der Stich einer einzigen Laus genügt, um einen Menschen zu infizieren."

„By Jove," brummte Ryseck und trat einen Schritt zurück. „Ich war mal in einer Dynamitfabrik. Die ist ja die reine Lebensversicherung gegen dies Lokal."

„Oh," sagte der Professor, vergnügt die Hände reibend, „was ich hier an Cholera- und Tuberkelkulturen herumstehen habe, genügt, um die ganze Menschheit auszurotten. Aber nun, Kind, höre zu. Um mich von Patienten unabhängig zu machen — denn wenn das Unglück es will, werden einfach keine Fleckfieberfälle eingeliefert — habe ich versucht, den Bazillus unmittelbar auf die Läuse zu übertragen. Das ist mir auf folgende Weise gelungen ... Aber das Beste ist, ich mache es Ihnen mal vor."

Der Professor erhitzte über einer Stichflamme die Mitte eines Glasröhrchens und zog das erweichende Stück langsam zu einem immer dünneren Faden auseinander. Nachdem dieser auseinander gerissen war, hatte er zwei Spitzen hergestellt, die an Dünne einem Kapillargefäß gleichkamen. Das eine der Röhrchen, an dessem breiterem Ende er eine Pravaysche Spritze befestigte, tauchte er

Digitized by Google

in ein Gefäß mit flüssigen Kulturen von Fleckfieberbazillen, die der besseren Sichtbarkeit halber rot gefärbt waren. Nun holte er mit einer Pinzette eine Laus aus einem Glasgefäß, legte sie unter das Mikroskop und führte ihr die haardünne Spitze ein. Das erforderte Mühe und Geschicklichkeit. Aber nach einiger Zeit zeigte der Professor den beiden das vergrößerte Tier, unter dessen durchsichtiger Haut deutlich die eingeführte Flüssigkeit als rotes Pünktchen zu erkennen war.

„Nun ist die Laus infiziert," erklärte er, „und imstande, den Bazillus auf beliebig viele menschliche Körper zu übertragen."

„Eine unheimliche Geschichte, Herr Hoff. Wie hoch sind Sie versichert?"

„Überhaupt nicht. Aber denken Sie doch nur, es gelänge uns, ein Serum gegen das Fleckfieber zu entdecken wie etwa das Diphtherie- oder das Pockenserum."

Der Patient erklärte, seine Zeit wäre jetzt um. Während der Professor die blutsaugende Kolonie von seinem Arm entfernte und jedes Tierchen vorsichtig in den Glasbehälter setzte, fragte Elisabeth, ob er nicht seine Arbeit abbrechen und mit ihnen zu Mittag essen könnte. Er hatte noch zu tun, versprach aber, sich den Abend freizuhalten. Ryseck hatte unterdes den Sterilisationsapparat geöffnet und fragte, was da für Leckerbissen darin seien? Hoff erklärte ihm die verschiedenen Kulturen.

„Das ist das reine Paradies für Giftmischer," sagte Ryseck. „Aber am meisten imponieren mir doch diese Biester." Dabei hob er den Deckel von einem der Glasbehälter und blickte hinein. „Eine Laus — und kann den kräftigsten Mann umbringen. Sie hätten Ihre Erfindung im Kriege machen sollen, Herr Hoff. Das wäre noch eine bessere Waffe gewesen als Giftgase und Unterseeboote."

„Wieso?"

„Sie hätten ja nur ein paar tausend solcher Läuse den Gefangenen in die Kleider schmuggeln brauchen und sie dann nach Frankreich schicken. Im Handumdrehen hätten die drüben die herrlichste Epidemie gehabt."

„Ich danke. Außerdem sind solche Mittel durch die Berner Konvention verboten."

„Darum haben sich die Deutschen doch den Teufel gekümmert."

„Ich denke, Sie sind selbst Deutscher?"

„Offiziell bin ich amerikanischer Bürger. Und ob ich mit dem Herzen Deutscher bin, muß ich abwarten. Offen gestanden, wird einem in zehn Jahren das Vaterland ein bißchen fremd."

„Schlimm genug!"

„Aber wir wollten doch überlegen, wohin wir heute Abend gehn sollen," sagte Elisabeth schnell.

„Freilich, freilich! — Mir ist alles recht. Bestimmen Sie, bitte!"

Als die beiden sich verabschiedet hatten, schraubte der Professor das Mikroskop ein, um sich wieder in seine Arbeit zu vertiefen. Aber seine Gedanken kreisten noch um den Besucher. Ein netter Landsmann, der da herübergekommen war! Einer von denen, die während des Kriegs vergnügt ihren Geschäften nachgegangen waren und Deutschland seinem Schicksal überlassen hatten. Und benutzte jetzt den verelendeten Zustand des Vaterlandes, um sich auf billige Weise zu amüsieren. Und man selbst war gutmütig und dumm genug mitzutun. Für heute abend war er gebunden, aber in Zukunft würde er Elisabeth bitten, ihn mit diesem Bekannten zu verschonen.

Sein Blick fiel auf den Glasbehälter, in dem sich die mit Fleckfieberbazillen geimpften Läuse befanden. Wie unachtsam der Patron die Glasplatte darauf gedeckt hatte! Ein fingerbreiter Spalt war offen geblieben. Dem geschah's wahrhaftig recht, wenn ihm eine Laus in seinen Rock gekrochen wäre. Na, unterbrach er mit gutmütigem Lächeln seinen Gedankengang, das Fleckfieber möchte ich ihm doch nicht gleich anwünschen. Vielleicht entpuppt er sich noch als ganz ordentlicher Mensch.

Nachdem er eine Zeitlang seine ganze Aufmerksamkeit auf die schwierige Untersuchung konzentriert hatte, fühlte er plötzlich ein Stechen auf seiner Brust. Er rieb zerstreut die Stelle. Das brennende Stechen wiederholte sich. Da sprang er auf, trat vor den Spiegel, warf die Oberkleider ab und breitete sein Hemd auseinander. Auf seiner Brust saß eine winzige Laus. Er ergriff sie sofort mit seiner Pinzette und hielt sie über die Stichflamme. Aber im Augenblick, wo sie mit kaum hörbaren Zischen verbrannte, kam ihm zum Bewußtsein, welche Torheit er begangen hatte. Er hätte das Tier untersuchen müssen, ob es infiziert sei oder nicht. Aber wenn es das war, inwiefern wäre ihm damit gedient? So hatte er noch die Hoffnung, daß es eine aus dem andern Behälter war. Die Hoffnung und die Ungewißheit. Er rieb die schmerzende Stelle mit Jod ein, untersuchte sorgfältig seine Brust, ohne etwas Verdächtiges zu finden, und setzte sich wieder ans Mikroskop. Eine fatale Geschichte! Und niemand anders war daran schuld als dieser zweideutige Landsmann! Der andere Behälter war verschlossen. Also war das Tier aus dem gekommen, in welchem sich die infizierten Exemplare befanden.

Unruhig sprang er auf. Als er wieder vor den Spiegel trat, erschrak er vor der Bläße

Digitized by Google

Morgenandacht. Gemälde von Franz Eichhorst
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin W.)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

seines Gesichts, in dessen Falten und Rinnen Schweiß glänzte. Daß es ihn so mitgenommen hatte!

Einem Laien wäre der Gedanke, daß der Stich eines so winzigen Tieres Krankheit und Tod verursachen könnte, vielleicht lächerlich erschienen. Er aber befand sich in der Lage, daß der Feind, den zu bekämpfen sein Beruf war, ihn überfallen hatte, und er kannte dessen Gefährlichkeit und die Ohnmacht der Wissenschaft gegen ihn. Beispiele anderer Ärzte, die auf ähnliche Weise umgekommen waren, kamen ihm in den Sinn. Er fühlte das Bedürfnis, sich mit einem Kollegen auszusprechen — aber wozu? Prophylaktische Mittel gab es nicht, es hieß abwarten. Abwarten und einen kühlen Kopf bewahren.

Schließlich, wie lag der Fall? Daß die Laus den infizierten entstammte, war ja nicht sicher, wenn auch wahrscheinlich ... zu neunzig Prozent wahrscheinlich. Aber darum brauchte sie doch noch nicht die Krankheit hervorzurufen. Das ergab schon wieder, nun, zwanzig bis dreißig Prozent zu seinen Gunsten. Und schließlich, wenn er erkrankte, mußte er darum doch nicht gleich sterben. Alles in allem war die Wahrscheinlichkeit des Todes nicht größer als die des Lebens. Warum also das Kopfzerbrechen!

Eine Weile gelang es ihm, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Mikroskop zu sammeln. Arbeit war doch das einzig Vernünftige! Vom Arbeitstisch abgerufen werden, wie sein Meister ... Wohl war es eine sonderbare Vorstellung, so unversehens seine Tätigkeit aufgeben und einem andern den Platz räumen zu sollen. Aber der Bestürzung und Auflehnung stellte er die ruhige Erwägung entgegen, daß menschliches Schicksal nicht anders sei. Er durfte sich sagen, seine Fähigkeiten nach besten Kräften genutzt zu haben. Er war seines Meisters Schüler gewesen, nicht selbst ein Meister. Sein Verlust würde keine große Lücke bedeuten. Er konnte ruhig dem Tode entgegensehn.

Aber im selben Augenblick dachte er an Elisabeth und die Kinder und fühlte, wie das Scheiden aus diesem Bezirk seines Lebens das gewaltsame Zerreißen eines lebendigen Gebildes bedeutete und wie eine Flut weher und weicher Gefühle den klaren Ablauf seiner Gedanken zu verschütten drohte. Aber als wäre es unziemlich, sich von diesen Empfindungen überwältigen zu lassen, erwog er die materielle Lage, in die seine Familie durch seinen Tod kommen würde. Von der Witwenpension und den Zinsen des kleinen Vermögens konnte sie nicht leben. Aber zum Glück besaß er noch eine wertvolle exotische Sammlung. Nur durfte sie nicht verschleudert werden. Er ging die Reihe seiner Freunde durch, wem er diese Angelegenheit anvertrauen konnte. Und wieder fühlte er, noch stärker als vorhin, das Bedürfnis sich auszusprechen, Elisabeth sein Mißgeschick anzuvertrauen, sich von ihr trösten zu lassen. Das Verlangen nach ihrer Nähe überfiel ihn, der Wunsch, den Arm um ihren Leib zu schlingen und sich von ihrem Lebensstrom durchrinnen zu lassen, der seinem so wesensverwandt war, als ginge dieselbe Blutbahn durch ihrer beider Körper, und die Stimme laut werden zu lassen, die in ihm sprach: von allem kann ich scheiden, aber zu denken, daß ich dich verlassen soll, fehlt mir der Mut.

Aber wenn seine Befürchtungen nur auf Einbildung beruhten? Dann hatte er ihr umsonst Tage der Sorgen und schlaflose Nächte gemacht. Wenn die Gefahr vorüber war, konnte er mit ihr sprechen, jetzt an ihr eine Stütze zu suchen, schien ihm unmännliche Schwäche. In der Stille für den schlimmsten Fall die nötigen Vorbereitungen treffen und im übrigen ruhig abwarten — war seiner Gedanken letztes Ergebnis. Mit diesem Vorsatz setzte er sich wieder ans Mikroskop.

Als einige Stunden später Elisabeth in sein Arbeitszimmer trat, noch in der Straßentoilette, den Hut auf dem Kopf, saß er in tiefem Nachdenken. Sie kam rasch und fröhlich auf ihn zu. Ihre Wangen waren gerötet, an ihrem Busen war ein dickes Bund Veilchen befestigt, aber stärker als deren Duft war der Hauch von kühler, frischer Luft, von fröhlicher Erregung, den ihr ganzes Wesen verbreitete.

„Darf ich?“ fragte sie und rückte mit ihrem Stuhl dicht an seinen.

„Immer darfst du,“ erwiderte er, von ihrer Erscheinung wohlig umweht. „Wie das alles bei dir blüht!“

„Von Ryseck. Er hat mir tüchtig den Hof gemacht.“

„Nicht die Veilchen meine ich. Die Rosen hier und hier.“ Dabei drückte er Küsse auf ihre Lippen und Wangen.

„Du Liebster!“ Wie der verdichtete Hauch ihres innersten Herzens drängten die Worte, halb geflüstert, hervor; einen Augenblick hielt sie seinen Mund auf ihrem fest, in durstiger Zärtlichkeit. Dann seinen Kopf ein wenig von sich abhaltend, sagte sie in scherzend unwirschem Ton: „Du, wie ich mich gefreut habe, dein schauderhaft ernstes, dummes Gesicht wieder zu sehn —“ Aber während unmerklich ihr Lächeln in Besorgnis überging: „Blaß siehst du aus! Ist dir was? Will's nicht mit der Arbeit? Hast du auch ordentlich zu Mittag gegessen? Hat Luise dir auch rechtzeitig den Kaffee gebracht?“

Digitized by Google

„Luise hat mir rechtzeitig den Kaffee gebracht. Ich habe sehr ordentlich Mittag gegessen. Und mit der Arbeit geht's nach Wunsch."

„Aber blaß siehst du trotzdem aus. Irgendwas ist dir."

Er lächelte. „Nichts. Wirklich nichts."

„Es wird dir gut tun, wenn du mal heraus kommst. Wie gefällt dir denn Rysseck?"

„Wie kann ich das nach dem flüchtigen Eindruck sagen?"

„Er ist ein ganz sonderbarer Kerl. Eigentlich ein großes Kind. Von allem, was er ergreift, selbst ganz ergriffen. Zuerst konnte er gar nicht los von deinen Kulturen und malte mir aus, was er damit machen würde. Ein Glück, daß solch eine Macht über Leben und Tod in Hände eines so grundanständigen Menschen, wie du bist, gekommen wäre, sagte er. Er zum Beispiel wüßte nicht, ob er nicht fähig wäre, eines Tages ein paar zuwidere Menschen damit ins Jenseits zu befördern oder einem ganz Gleichgültigen eine Laus in die Kleider zu praktizieren, aus reiner Neugierde, was daraus würde."

„Aber das ist ja widerlich!"

„Habe ich ihm auch gesagt. Aber es reizte ihn förmlich, sich die unmöglichsten Geschichten auszumalen, wie ein Selbstmörder sich mit sechserlei Giftstoffen auf einmal impft und dann abwartet, welcher zuerst wirkt."

„Das scheint ja eine liebliche Unterhaltung gewesen zu sein."

„Natürlich hat er nicht nur davon gesprochen. Wir sind die Linden heruntergebummelt und waren dann in verschiedenen Antiquitätenläden. Da war er zu komisch. Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte er sich im Handumdrehn die unmöglichsten Fälschungen aufhängen lassen. Geschmack hat er keine Spur — oder doch, ja, Geschmack hat er schon, nur ist er nicht wählerisch genug, gleich geht die Phantasie mit ihm durch."

„Kennst du ihn eigentlich näher?"

„Er hat doch einen Sommer lang bei uns verkehrt."

„Ich kann mich gar nicht mehr besinnen, daß du mir von ihm geschrieben hast."

„Nicht? — Du wirst ihn ja selbst näher kennen lernen. In seinen guten Augenblicken kann er entzückend sein. Übrigens haben wir beschlossen, heute abend —"

„Liebling, ich kann heute abend nicht mitkommen."

„Was?" Eine so tiefe Enttäuschung malte sich auf ihrem Gesicht, daß es ihm schwer fiel fortzufahren.

„Ja, ich bin selbst ärgerlich. Aber es liegen gewisse Umstände vor — eine Arbeit, die ich eigentlich aufschieben wollte, muß durchaus fertig werden. Über die nächste Zeit kann ich beim besten Willen nicht verfügen."

„Das ist nicht richtig," sagte sie leise und schüttelte den Kopf. „Wirklich, das ist nicht richtig von dir. Immer gehst du deine eigenen Wege und läßt mich allein."

„Aber, Herz, habe ich je ein Vergnügen ohne dich genossen? Haben wir nicht alles miteinander geteilt?"

„Du hast dir nie ein Vergnügen gegönnt. Immer lagen besondere Umstände vor. Aber diesmal lasse ich mich nicht so abfertigen. Du hast versprochen mitzukommen. Übrigens habe ich dir etwas sehr Wichtiges mitzuteilen," fügte sie hastig hinzu.

Er warf einen flüchtigen, bedauernden Blick in das aufgeschlagene Buch und lehnte sich in geduldiger Erwartung zurück.

„Was hast du mir Wichtiges mitzuteilen?"

Mit einem raschen herzhaften Griff hatte Elisabeth das, was sie bedrückte, hervorholen wollen, aber nun merkte sie, daß es irgendwo verborgen lag wie ein Sandkorn im Sande oder vielmehr ihr entschlüpft war in ein verstecktes Fältchen ihres Innern.

„Handelt es sich um die Kinder?"

„Nein."

„Also um dich?"

Sie nickte zerstreut.

„Hast du Sorgen? Kommst du mit dem Geld nicht aus?"

„Ach, mit solchem äußerlichen Kram würde ich dich doch nicht behelligen!"

„Also ist es etwas Innerliches. — Betrifft es uns beide? Hast du etwas gegen mich?"

„Ja, auch gegen dich," erwiderte sie, doch noch zerstreuter, da sie fühlte, daß seine Fragen die Last nur noch tiefer in ihr Inneres zurückdrängten.

„Also womit habe ich dich gekränkt? Sprich dich doch frisch und frei aus!"

„Wie soll man sich aussprechen, wenn du immerfort auf dein Buch schielst? Du hast mich überhaupt nicht gekränkt. Oder vielmehr, du kränkst mich andauernd. Wie leben wir denn? Wie ein paar Fremde. Wir kennen uns überhaupt nicht. Das heißt, ich kenne dich. Ich weiß, was in dir vorgeht. Aber du — im Grunde kümmerst du dich überhaupt nicht um mich und weißt nichts von mir."

„Ich dich nicht kennen! Ich glaube, ich kenne dich besser als du selbst. Gewiß kenne ich nicht jede Regung in dir, aber —" gehn wir, so betrachtet, nicht alle einsam durchs Leben? wollte er fortfahren, sprach das jedoch nicht aus, sondern sagte — „aber ich kenne die Art und den Umkreis deiner Regungen. Ich kenne dich wie dies Buch hier.

Digitized by Google

Da weiß ich auch nicht jede Zeile auswendig, aber ich weiß, dieses werde ich darin finden und jenes nicht."

„Ach, laß mich doch mit deinen Büchern zufrieden!"

Der vor wenigen Minuten noch so weiche Glanz ihrer Augen, die einem schimmernden Wasserspiegel geglichen hatten, war jetzt aufgesogen von trockner Glut, und ihr Gesicht hatte einen entschieden bösen und feindlichen Ausdruck. Aber dieser Zorn galt nicht ihm, sondern war durch den vergeblichen Kampf mit ihrem Innern hervorgerufen. Da predigt man seinen Kindern Wahrhaftigkeit und Freimut, und man selbst verkriecht sich und läuft mit einem bösen Gewissen herum. Wie ist das möglich ... es einfach zu vergessen, als wäre es nicht geschehn, während es doch eines Tages herauskommen mußte. Warum sage ich's nicht? Warum bin ich so feige?

Hoff blickte sie forschend an und sah, daß ihr blühendes Aussehn nur eine täuschende Augenblicksmaske gewesen war. Er ahnte, daß ein heftiger Ausbruch sich in ihr vorbereitete. Aber grade jetzt fühlte er sich nicht genügend Herr über sich selbst, um ihm liebevoll zu begegnen. Ruhig, mit erzwungener und übertriebener Ruhe, die Konsonanten stark betonend, sagte er: „Sage mir, was du gegen mich hast. Fange mit dem Nächstliegenden an. Ich kenne dich nicht — gut. So lehre du mich kennen. Ich höre mit aller Aufmerksamkeit zu. Denn daß ich jetzt nicht arbeiten kann, wirst du wohl selbst einsehn. — Also mal heraus mit der Sprache!"

„Ich kann nicht."

„Versuch's! Sei doch nicht kindisch! — Ich glaube ja offengestanden, was dich quält, das ist etwas, was sich einfach nicht aussprechen läßt. Nicht etwa eine Laune. Gewiß nicht. Aber eine Verstimmung, die mit körperlichen Ursachen zusammenhängt. Weißt du" — er zog ein wenig ihr unteres Augenlid herunter — „du scheinst mir recht blutarm zu sein. Vielleicht solltest du mal Lebertran nehmen."

Als hätte er ihr unversehens einen Streich gegeben, zuckte sie zusammen.

„Ich bin doch kein Tier, daß ich willenlos auf körperliche Zustände reagiere! Besaß dich mit deinen Läusen und Meerschweinchen, dafür langt deine Kunst. — Ach, du, verzeih! Ich allein bin ja schuld. Aber ich kann nicht! Ich kann nicht! Daß kein Mensch einem hilft!"

Während sie ihr schluchzendes Gesicht an seiner Brust verbarg, strich er zärtlich über ihr Haar und sprach ihr Trostworte zu.

„Ich ahnte ja nicht, wie herunter du bist. Weine doch nicht! Du hast ja vollkommen recht. Ich bin auch nicht der richtige Arzt für dich. Morgen gehn wir zu einem Kollegen und lassen dich untersuchen. So beruhige dich doch! Sieh mich mal an! Glaubst du wirklich, daß du nicht mein Ein und Alles bist?"

Sie lächelte schon wieder unter Tränen, überwältigt von der Treuherzigkeit seines Blickes. Aber nach einem schweren Seufzer sagte sie: „Glaub mir, es ist wirklich nichts Körperliches. Ich muß mich mit dir aussprechen. Aber jetzt kann ich's nicht. Komm heute abend mit! Ich habe solche Sehnsucht nach einem schönen Abend mit dir zusammen. Und wenn wir dann zu Hause sind, werde ich auch den Mut haben, dir alles zu sagen."

⁂ ⁂ ⁂

Eine dunkle Straßenschlucht nahm die beiden auf. In weiten Abständen zitterte der kreisrunde Lichtfleck einer Laterne auf dem schwärzlich nassen Asphalt. Da und dort lockte zu ebener Erde die rauchumwogte Helligkeit einer Bierkneipe, das verhängte Rot einer Likörstube. Höher hinauf waren die Häuserfassaden kaum zu sehn, doch spürte Hoff ihre lastende Schwere, die Sorge, Gier und Enttäuschung, das ganze enge Leben, das in diesen steinernen Behältern zusammengepreßt war. Er sehnte sich nach seinem Schreibtisch zurück. Arbeitend den letzten Atemzug tun — fast mutete ihn das wie Glück an.

Da fühlte er den leisen Druck des Frauenarmes unter seinem.

„Schön ist das, durch dunkle Straßen zu gehn, dem Lichterglanz entgegen," sagte Elisabeth glücklich. „Wie lange ist das her, daß wir beide abends zusammen aus waren! In diesem Jahr ist's, glaub ich, das erstemal."

‚Wer weiß, ob nicht auch das letzte!' dachte er und ärgerte sich zugleich über seinen Gedankengang.

„Du gehst doch auch wirklich gern mit?"

„Ja. Wirklich."

„Bereust es nicht, daß ich dich von der Arbeit weggelockt habe?"

„Nein! Nein!" erwiderte er und drückte ihre Hand. „Ich werde es schon wieder einholen."

„Du lieber Mann!"

Sie gingen weiter. Unter einer Laterne drängte ein kleines Mädchen sich an Hoff und bat, ihm einen Strauß abzukaufen. Er legte rasch einen Schein in ihr Körbchen. Aber schon zum Weitergehn drängend, betrachtete er einen Augenblick ihr hohlwangiges Gesicht. ‚Ich betrüge dich mit meinem Almosen,' dachte er. ‚Wenn ich dir wirklich helfen wollte, müßte ich dir Sonne, Landluft, eine Kost geben, wie du sie nie genossen, du arme Todeskandidatin! Wie glücklich bin ich doch gegen hunderttausend, durchfuhr es ihn. Ich habe wenigstens

Digitized by Google

mein Leben gelebt, wenn's auch kurz ist ... Aber vielleicht denkt sie nicht an den Tod. Das wenigstens hat sie vor mir voraus.'

Im Theatervestibül, das ein kleiner, überheißer, überheller Raum war, mit bunten Teppichen auf dem Boden, mit bunten Malereien und Spiegeln an den Wänden, saß in einem Klubsessel schon Ryseck, düster, fingertrommelnd, unruhzerfurcht. Aber sein hundertfältiges Gesicht erhellte sich, sobald er die beiden erblickte. Hoff wollte Karten nehmen, doch Ryseck hatte bereits einen Tisch bestellt. Ein Strauß spitzer Rosenknospen lag auf Elisabeths Platz.

„Sind wir zu spät gekommen?"

„Grade rechtzeitig. Was haben Sie so lange gemacht, Frau Hoff?"

„Eine Menge. Als Hausfrau hat man immer zu tun. Und Sie?"

„Ich — was habe ich gemacht? In meinem Hotelzimmer gesessen, bis ich meine Gesellschaft nicht länger aushielt. Dann bin ich auf die Straße gelaufen und habe ... einen Droschkenkutscher beneidet."

„Einen Droschkenkutscher?"

„Er saß auf seinem Bock, mit einer Ruhe, einer Würde — wirklich ein Herrscher über sein Reich. Wir andern haben in unersättlicher Gier so viel an uns gerissen, daß wir nur noch die Sklaven unseres Machtbereichs sind."

„Daß ein Droschkenkutscher Ihnen so viel Ehrfurcht einflößen könnte, hätte ich nie geglaubt," lachte Elisabeth. „Heute morgen haben Sie noch auf unsere Autos wegen ihrer Langsamkeit so geschimpft —"

„Ach, heute morgen! Was hat mein Vormittagsmensch mit meinem Nachmittagsmenschen zu tun?"

„Also hat man immer mit zwei Menschen bei Ihnen zu rechnen?"

„Mit einem Dutzend. Was denken Sie, Herr Hoff? Auf wie viele schätzen Sie sich ein?"

„Ich begnüge mich mit einem. — Was möchtest du trinken, Elisabeth?"

„Trinken Sie Champagner, Frau Hoff!"

„Ja," erwiderte sie vergnügt, „bestellen wir Sekt."

Das Theater war klein und niedrig. Die Decke verdämmerte in ruhigem Nachthimmelblau. Ein Halbkreis wenig erhöhter Logen umgab die Saalmitte. Lampen auf kurzen Ständern, mit bräunlich goldenen Schirmen tönten das Weiß der Tischdecken und Bügelhemden, verlöschten mild die Gewöhnlichkeit der Gesichter und gaben nur den nackten Frauenschultern und Armen warmes atmendes Leben. Von irgendwoher kam auf weichen Sohlen Musik.

Ryseck füllte die Gläser.

Elisabeths Auge glitt zur Nachbarloge. Dort saß auch eine Dame zwischen zwei Herren. Der eine erzählte, die Mitwirkenden seien lauter russische Aristokraten, die vor der Revolution geflüchtet: Offiziere der Petersburger Garde, Fürstinnen, Baronessen, die hier mit Singen und Tanzen ihren Unterhalt verdienten ... Elisabeth blickte in den Saal. Ihr fiel auf, wie an all diesen kleinen Tischen die Dreizahl vorherrschte: eine Dame zwischen zwei Herren. Welchem von beiden mochte sie gehören? Vielleicht allen beiden? Und ich? ... durchfuhr es sie. Wenn Roland wüßte ... Ihr Blick streifte Rysecks Gesicht. Aber ihre Gedanken wichen vor den aufdrängenden Erinnerungen zurück. Es ist ja nichts geschehn! Und was geschehn ist, daran trage ich keine Schuld, beschwichtigte eine Stimme sie.

Der Vorhang rauschte auseinander. Auf der Bühne stand eine gläserne Kutsche. In ihrem Innern saß, allein, eine Schöne. Ein Mohr machte den Kutscher. Hinten auf dem Lakaiensitz schlief Amor. Die junge Schöne langweilte sich, sie sang es sehr kläglich in die Nacht hinaus. Auf ihre immer verzweifelteren Hilferufe kletterte der Mohr von seinem Bock und öffnete den Schlag. Gar nicht schnell genug konnten die Füßchen unterm Reifrock hinaustrippeln. Nach einem kurzen Liebesduett verschwanden die beiden in der Kutsche. Amor ergriff die Zügel.

Ryseck füllte wieder die Gläser.

Wie blaue Sonnen strahlten Elisabeths Augen. Das glückliche Verlorensein im Schauen und das leise erregte Wohlempfinden an ihrem Selbst gaben ihren Zügen Glanz und Bewegtheit des jungen Mädchens. Zwischen ihren lächelnden Lippen schimmerte ein wenig weißes Email. Vom Licht liebkost, blühten Hals und Schultern, und selbst das Stückchen Hemd, das hervorblickte, nahm Teil an diesem Leben voll Unschuld und Verführung. Die Erinnerungen, die sie eben noch gestört, hatten sich empfohlen wie höfliche Gäste, die hören, daß die gnädige Frau nicht empfängt. Ohne einen von ihnen gradezu anzusehn, liebkosten sie doch die beiden mit ihrem Blick, dankte ihrem Mann, daß er sie begleitet, und dem Freund, daß er die Veranlassung dazu gegeben. Und von dieser sanften Lockung unwissentlich verführt, empfanden beide Männer, über die Mittlerin hinweg, Wohlgefallen aneinander, wünschten die trennenden Schranken zu heben und einander zu gefallen.

„Seit wann sind Sie in Deutschland?" fragte Hoff.

„Gestern angekommen. Aber der Ankunfts-

Digitized by Google

tag zählt nicht. In der Heimat fühle ich mich erst seit heute. Denn was ist die Heimat ohne Freunde? Ich bin so glücklich, daß ich diesen Abend nicht allein verbringen muß." Er erhob sein Glas: „Auf die Heimat!"

„Bravo!" sagte Hoff. „Also fühlen Sie sich doch als Deutscher."

„Ich? Aber selbstverständlich!"

„Heute morgen behaupteten Sie noch, Amerikaner zu sein," sagte Elisabeth.

„Heute morgen — der Vormittagsmensch!"

„Kann diese doppelte Buchführung nicht manchmal zu Irrtümern führen?" scherzte Hoff.

„Ich werde mich jedenfalls an den Nachmittagsmenschen halten," sagte Elisabeth.

„Ach, Vormittags- oder Nachmittagsmensch — ich bin allezeit Ihr treuer Verehrer."

Die drei stießen an.

„Ihre liebenswürdige Schwester soll auch mit leben," sagte Ryseck, ehe er trank. „Wenn sie mich nicht so freundlich aufgenommen hätte, wäre ich wahrscheinlich unverrichteter Sache wieder fortgegangen."

„Und wenn Sie mich nicht mit meiner Schwester verwechselt hätten, wären Sie wahrscheinlich gar nicht so lange geblieben," antwortete Elsabeth.

„Und wenn Ihre Schwester mich nicht für den Bibliothekskäufer gehalten hätte, wäre ich wahrscheinlich überhaupt nicht empfangen worden," erwiderte er. „Welch eine Komödie der Verwechslungen!"

„So geht's," schloß Hoff den Reigen. „Das Schicksal wollte, daß wir diesen Abend gemeinsam verbringen und scheute die umständlichsten Mittel nicht. Das Schicksal ist wie die Natur, der auch keine Umwege zu mühsam sind, wenn sie einen Zweck erreichen will."

‚Welchen Zweck mögen Natur und Schicksal mit mir verfolgen?' huschte es Elisabeth durch den Kopf.

Wieder rauschte der Vorhang auseinander. Es war, als hätte sich eine neue Seite in einem großen Bilderbuch geöffnet. Da saßen in steifer goldner Pracht auf ihren Thronen König und Königin und ihnen zu Füßen mit anmutigen Puppengesichtern die drei schamhaften Töchter. Ein weißbärtiger Barde zupfte auf seiner Balalaika und sang in tiefem Baß — niemand verstand was. Drei Ritter traten auf, sporenklirrend, dröhnend, mit langen Schwertern und Armbrüsten. Sie sangen schlecht und recht ihre Verslein. Wenn auch niemand den Sinn begriff — was konnten sie anderes begehren als die drei Töchter? Der König grollte, die Königin beschwichtigte. Das blasse Email auf den Wangen der Mädchen begann zu glühn. Der König wurde weich. Die Ritter verneigten sich. Die Prinzessinnen klatschten in die Hände. Der Vorhang fiel. Der weißbärtige Barde zupfte auf seiner Balalaika und hielt den Hut zum Einsammeln hin. Ryseck füllte die Gläser.

„Hübsch!" sagte Hoff. „Wie Figuren im Kartenspiel."

Ryseck sah Elisabeth an: „Ein Kartenspiel um die Liebe."

„Erinnern Sie sich noch an den Abend, wie Sie den Zauberkünstler machten?" fragte sie. „Sie sahen so drollig aus mit Ihrem Henriquatre."

„Aber imponiert habe ich Ihnen doch. Sie wären zu gern hinter meine Schliche gekommen."

‚Was für Erinnerungen die beiden hatten!' dachte Hoff.

„Können Sie noch Ihre Kartenkunststücke?"

„Aber selbstverständlich! Wenn Sie befehlen, mache ich sie Ihnen vor. Gleich! Auf der Bühne! — Kellner!"

„Imstande sind Sie dazu," lachte Elisabeth.

Aber leider hatte der Kellner keine Karten.

„Schade," sagte Hoff. „Das wäre gewiß die Hauptnummer geworden."

„Ach nein, nur eine Zwischennummer. Ich bin nur Zwischennummer."

Elisabeth lachte wieder. Sie schämte sich. Aber Ryseck's klägliches Gesicht war gar zu drollig. Rasch trank sie, sagte dann zum Trost:

„Aber damals hatten Sie den Haupterfolg."

„Den hatten Sie!" Seine Augen blitzten dunkel auf. „Sie waren die Königin. Wir waren nur die Buben. Es lebe die Königin!"

Sie gab ihm Bescheid. Wie kühl die Sektperlen ihr ins Gesicht sprühten!

„Trink nicht so hastig, Kind."

„Sekt kann ich nicht langsam trinken."

„Gut gesagt!" kam's von einem der Nebentische.

Elisabeth lachte, da ihre beiden Nachbarn lachten. Sie blickte in den Saal. Von da unten her sah man zu ihr auf. Sie fühlte die Sektperlen in ihrem Blut prickeln. Eine selige, beschwingte Stimmung ließ ihr alles unwirklich erscheinen, als wäre der ganze Saal eine Bühne, als spielten alle Zuschauer, als spielte auch sie zwischen den beiden Männern eine lustige Komödie.

Ryseck füllte das Glas des Professors.

„Auf Ihr Wohl, Herr Hoff! Wir müssen auch mal ein Spiel machen."

„Ich mache mir nichts aus Karten. Aus Glücksspiel erst recht nichts."

„Es kommt auf den Einsatz an. Was denken Sie, Frau Hoff?"

Digitized by Google

„Ich habe kein Glück im Spiel."

„Desto mehr in der Liebe!" kam es leise zurück.

Der Saal verdunkelte sich halb. Musik rieselte, hüpfende, helle Geigen, dunkle Bratschen. Vor dem Vorhang tänzelte Kolombine.

„Die scheint recht hübsch," sagte Hoff.

„Ich finde Sie schön!" sagte Ryseck, Elisabeth anblickend. „Jetzt hat Elisabeth Fritsch wieder ihre Sektaugen. Jetzt sind wieder alle Lichter an ihrem Kronleuchter aufgesteckt."

„Die sind herabgebrannt," sagte sie träumend.

„Nur erloschen. Es müßte sie jemand wieder anzünden."

Auf der Bühne spielte Kolombine mit dem schwarzen Ritter und dem bleichen Pierrot.

„Die Musik kommt mir bekannt vor," sagte Hoff.

„Eine alte Musik zum ewig jungen Spiel."

„Oh, das läßt sich ja ganz tragisch an," sagte Hoff, als der Ritter den Pierrot erstach.

„Schadet nichts. Es ist doch das Einzige, was lohnt," murmelte Ryseck.

Glühender Sonnenuntergang blendete von der Bühne die Zuschauer. Der uferlos in unendlicher Breite verdämmernde Strom schien ein See von Feuer, eine übel dünstende Hölle. Der schmale Saumpfad davor war rissig und hart wie aus gebranntem Ziegelstein. Kein Grashalm erquickte das Auge, kein Baum spendete Schatten. Die einzigen lebenden Wesen waren das Halbdutzend menschlicher Gestalten, die unter dem Seil auf ihren Schultern das Frachtschiff den Fluß hinaufschleppten: Menschen der weiten russischen Erde, verschieden an Rasse, einander unbekannt, Nachbarn des Zufalls, Schicksalsgefährten. Schmächtige Jünglinge, zottige Männer, verwelkte Greise. Einen Augenblick verschnauften sie, dann warfen sie sich von neuem in die Siehlen. Einer hub an zu singen, langsam fielen die andern ein. In fremder Sprache sangen sie, aber es waren Laute, die in der ganzen Welt die gleichen sind. Nicht Worte und Rhythmen waren es, die ein überlegener Geist aus seiner Erleuchtung geformt hatte — ihre ächzenden Glieder waren es, die sich mit wehmütiger Klage beschwichtigten, ihr fieberndes Blut war es, das sang und heiße Träume braute.

Als der Vorhang zusammenschlug, hörte das Klatschen nicht auf. Die Szene mußte wiederholt werden.

„Fein!" sagte Ryseck.

„Hat's dir nicht gefallen?" wandte Elisabeth sich an ihren Mann, der in tiefen Gedanken dasaß.

„Gefallen —? Verzeih, aber ich bin wohl nicht in genügend guter Laune, um mir mein Wohlsein bei Sekt und Musik noch erhöhen zu lassen durch den Anblick fremder Qual."

„Fremde Qual? Eigene Qual! sagen Sie lieber. Unser aller Leben ist doch nichts als Quälerei."

„Mit Gradunterschieden immerhin."

„Mit Gradunterschieden, jawohl! Je höher die Leiter hinauf, desto größer die Qual. Selbst diese armseligen Lasttiere beneide ich noch. Glauben Sie, daß, wenn so ein Treidler das Seil von der Schulter geworfen hat, er noch mit einem Atemzug an seine Arbeit denkt? Mir hat vor vierzehn Tagen der Arzt gesagt, ich müßte schleunigst heraus aus dem Betrieb. Wenn ich nicht in kürzester Zeit überschnappen wollte, dürfte ich ein Vierteljahr kein Telephon ans Ohr nehmen. Aber sobald ich allein bin, sitze ich wieder in meinem Büro, rechne, zanke mich mit Lieferanten, Kunden, Ingenieuren herum, und das Telephon klopft mir im Ohr. Ich glaube ich bin schon verrückt. Ich leide an der Telephonomanie."

„Bleiben Sie nur in Deutschland. Hier dauert der Anschluß so lange, daß Sie sich das Telephonieren von selbst abgewöhnen," scherzte Elisabeth.

„Ich möchte am liebsten irgendwohin, wo es überhaupt kein Telephon gibt."

„Völlige Einsamkeit halte ich bei Ihrem Zustand nicht für das richtige," bemerkte Hoff. „Aber um nochmals auf das vorhin Gesagte zurückzukommen, Ihre Überarbeitung ist schließlich Sache Ihres freien Willens. Sie hätten es ja nicht nötig, Ihren Machtbezirk so weit zu spannen. Sie haben sich von Ihrem Ehrgeiz treiben lassen."

„Ehrgeiz — du lieber Himmel!"

„Oder was sonst. Und dann dürfen Sie eins nicht vergessen, Sie finden in der Arbeit selbst Ihre Befriedigung. Und was gibt's schließlich Besseres, als seine Kraft für irgendeine größere Sache hinzugeben?"

„Für eine größere Sache?" wiederholte Ryseck und riß vor Verwunderung seine Stirn in hundert wagerechte Falten. „Ich wüßte wahrhaftig nicht, was mir gleichgültiger wäre als die Wolkenkratzer, die ich baue. Die einzige Sache, der ich diene, bin ich selbst."

„Täuschen Sie sich auch nicht?" fragte Elisabeth lächelnd.

„Ich habe zwar noch nie darüber nachgedacht. Aber welcher Sache dienen Sie denn, Herr Hoff?"

„Meiner Wissenschaft."

„Und der zulieb würden Sie Ihr persönliches Wohlsein opfern?"

„Mein persönliches Wohlsein ist von meiner Arbeit gar nicht zu trennen."

„Vielleicht ... wenn Sie einer fulminan-

Digitized by Google

ten Entdeckung auf der Spur sind, die Sie mit einem Schlage berühmt macht."

„Auf solche Entdeckungen spekulieren, hieße Lotterie spielen. Aber man kann die Erkenntnis Schritt für Schritt vorwärts tragen in einen noch unerhellten Bezirk."

„Und das genügt Ihnen? Merkwürdige Leute seid ihr Deutschen. In aller modernen Verkleidung noch die alten Schwärmer."

„Das ist für mich keine Schwärmerei, sondern der klare Sinn des Lebens"

„Der klare Sinn des Lebens — es gehört viel Mut dazu, dergleichen zu sagen," murmelte Ryseck. „Für mich ist das Leben —"

Aber er kam nicht dazu, seinen Satz zu beenden, denn plötzlich verdunkelte sich der Saal und gleichzeitig setzte eine schrille Musik ein. Ein kaukasischer Tanz wirbelte über die Bühne. Aber nicht diesem schenkte Elisabeth ihre Aufmerksamkeit, sondern sah immer noch die beiden Männer: die etwas zurückgelehnte Haltung ihres Mannes; in seinem Ton, im Ausdruck seines Gesichts hatte nichts Schulmeisterliches gelegen, sein Blick hatte sogar etwas merkwürdig Ergreifendes gehabt. Nein, nicht das geringste Lächerliche hatte ihm angehaftet. Fast ein bißchen komisch hatte vielmehr Ryseck gewirkt: in sich zusammengekrümmt, das tausendfältige Gesicht so voll unergründlichen Hohnes, auf den gewulsteten Lippen so viel zernagte Unruhe und in den schwarzen Augen dies Brennen von Angst und Gier ... Aber was hatte er nur sagen wollen? Für mich ist das Leben — Was konnte für ihn das Leben nur sein? Es war, als wenn seine Augen, seine Lippen, seine zerwühlte Stirn ganz verschiedene Antworten gäben.

Als kurz vor dem Ende der Vorstellung Ryseck einen Augenblick hinausging, rief Hoff den Kellner. Elisabeth sagte, sie seien doch Rysecks Gäste.

„Hier in Berlin ist er unser Gast," erwiderte Hoff kurz.

Als aber dann der Kellner ihm die Rechnung überreichte, fuhr er erschrocken zurück. Das mitgenommene Geld reichte nicht einmal zur Hälfte. Rasch schob Elisabeth ihm einige größere Scheine hin.

„Das war ja fast dein ganzes Wirtschaftsgeld. Ein teurer Abend!"

„Aber so hübsch!" erwiderte Elisabeth.

Als Ryseck hörte, daß alles bezahlt sei, protestierte er zuerst, sagte dann aber lachend: „Ihr nächster Patient muß es bezahlen."

⁂ ⁂ ⁂

Im Schlafzimmer legte Elisabeth vor dem Toilettentisch die Überschuhe ab. Ihr Mann saß hinter ihr auf dem Bettrand und durchflog einen Brief.

Sie sah sich selbst im Spiegel, die schimmernde Haut ihrer Brust, ihrer Arme, die erregte Blässe ihres Gesichts, unter der das Lebensrot doch nur leise zurückgedrängt war, sah das Spiegelbild ihres Mannes, so feierlich ernst — da lehnte sie sich lächelnd zurück und beugte sein Gesicht zu sich herunter. Wie eine saftige Frucht drückte sie seinen Mund auf ihren.

Sie legte den andern Überschuh ab. Während sie an dem übergeschlagenen Bein das Kleid ein wenig höher raffte, glaubte sie seinen Blick zärtlich darauf gerichtet. Erkannte er den neuen Seidenstrumpf? Sie nickte ihm liebkosend im Spiegel zu — aber der Spiegel war leer.

„Wohin willst du?"

„Arbeiten."

„Jetzt noch?"

Sie erhob sich ebenfalls. Ihr Blick verdunkelte sich.

„Ich wollte doch noch mit dir sprechen."

„Du hast es doch heute nachmittag schon getan."

Noch hielt sie seine Hand mit leise bittendem Druck.

„Du bist gewiß müde," sagte er. „Gute Nacht."

Sie saß noch lange auf ihrem Stuhl, und der Spiegel zeigte ihr ein fremdes, an sich irre gewordenes Gesicht.

⁂ ⁂ ⁂

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Ryseck sich wieder sehn ließ. Elisabeth wunderte sich über sein Nichtkommen und ihre Ungeduld. Da hielt eines Tages sein Auto vor dem Hause.

Er hatte kaum das Zimmer betreten, als er sagte, daß er nur gekommen wäre, um Abschied zu nehmen. Noch am Nachmittag wollte er für einen oder zwei Tage in seine Heimat fahren und dann nach dem Süden, in die Wärme.

„So schnell? Sie sind ja kaum erst gekommen."

Als hätte er gar nicht Zeit, Platz zu nehmen, ging er unruhig auf und ab. Sein Gesicht war verfallen und von fahlem Braun. Müde und gequält blickten die dunklen Augen zwischen zahlreichen Fältchen wie aus einem zersprungenen Rahmen.

„So schnell!" wiederholte er ihre Worte. „Ich habe das Gefühl, schon eine endlose Zeit hier zu sein."

„Was haben Sie denn in dieser endlosen Zeit gemacht?"

Er setzte sich, händereibend, in sich zusammengekauert, als wenn ihn fröre: „Ich weiß nicht. Nichts vermutlich. Wahrhaftig, beim besten Willen, ich weiß es nicht. Drüben, wo

Digitized by Google

Zeit Geld ist, habe ich sie zwischen die Fäuste genommen und ausgepreßt bis auf die Kerne. Aber hier, wo ich nichts zu tun habe, als die Zeit tot zu schlagen, da schlägt sie mich tot. Deshalb muß ich schleunigst fort aus diesem gräßlichen Berlin. Ja, ich finde Berlin gräßlich. — Ich war in einer der Straßen oben im Norden, wo ich als Student gewohnt habe. Der Ekel hat mich geschüttelt vor all der Häßlichkeit. Und ich dachte an den, der ich damals war, der diese Häßlichkeit mit seinem Enthusiasmus übergoldete, an den jungen Burschen, so prall an Mut und Siegesgewißheit. Was ist nach fünfzehn Jahren davon übrig geblieben? Was wird nach fünfzehn Jahren davon übrig sein — wenn's so lange dauert. Aber hoffentlich ist die Posse eher zu Ende! Wozu leben, wenn doch der Tod das Ende von allem ist! Ich sehe ihn auf Schritt und Tritt, aus jedem Gesicht grinst er hervor. Wenn der Blick mal so eingestellt ist, wird man seine Fratze nicht wieder los. Ich mag hingehn, wohin ich will — selbst im Museum, angesichts der blühenden Leiber auf den Leinwänden muß ich an die denken, deren Schatten da verewigt sind und die selbst im Staub vermodern. Ich bin schließlich überhaupt nicht mehr ausgegangen. Erst bei der Dunkelheit habe ich mich auf die Straße getraut."

„Und haben den ganzen Tag in Ihrem einsamen Hotelzimmer gesessen?"

„Ich habe geschlafen. Und nachts habe ich gejeut. Es gibt ja jetzt so nette Klubs in Eurem soliden Berlin. Können Sie pokern? Ein verdammt blödsinniges Spiel. Der Verstand wird ausgeschaltet. Alles ist Zufall. Ganz wie im Leben. Man übertrumpft die Sinnlosigkeit des Lebens durch die Sinnlosigkeit des Spiels. Was kann man besseres tun?"

„Leiden Sie schon lange an diesem Zustand?" fragte Elisabeth nach einer Weile.

„An diesem Zustand der negativen Lebensfreude? Vielleicht schon lange, ohne daß ich es wußte. Zum Bewußtsein ist es mir ein paar Wochen vor meiner Abreise gekommen, als ich eines Tages mit einem Vorarbeiter das Gerüst an einem Neubau hinaufstieg. Er sagte zu mir: ‚Ich möchte lieber nicht mit hinauf. Mir ist heute nicht recht wohl.' ‚Ach was,' sagte ich, ‚uns holt hier unten der Teufel so gut wie da oben. Kommen Sie nur!' Ich kletterte voran, er hinterher. Aber wie wir auf das Gesims traten, es war 'ne recht hübsche Höhe, sagte er plötzlich: ‚Sehen Sie wohl!' und weg war er."

„Abgestürzt?" fragte Elisabeth erschrocken.

Ryseck nickte: „‚Sehen Sie wohl!' sagte er, will nach mir greifen und fällt hintenüber. Als ich herunterkam, fand ich einen Fleischklumpen wieder."

„Entsetzlich!" murmelte Elisabeth.

„Zum Anschauen. Aber sonst war's ein ganz schöner Tod. Und der Mann war schon in die Vierzig. Das gilt drüben als ein ganz respektables Alter. — Aber offenbar hat er mir's angetan, denn seitdem hält mich der Tod beim Wickel. — Nicht daß ich ihn fürchte. Nur frage ich: wozu lebt man? Wozu habe ich gelebt?"

Er warf Elisabeth einen seiner antwortheischenden Blicke zu. Aber sie erwiderte nichts. Während sie versunken ihn ansah, hatte sie ein seltsames Gefühl, gemischt aus Bezwungenheit und Abwehr, aus Teilnahme und Fremdheit, und es war ganz das gleiche Gefühl, das sie auch damals ihm gegenüber gehabt hatte.

„Wofür habe ich gelebt und zehn Jahre lang wie ein Kuli gearbeitet?" wiederholte er mit erbitterter Eindringlichkeit. „Sie denken vielleicht, ich könnte mich mit den Häusern trösten, die ich gebaut habe. Ich hätte mit derselben Genugtuung Kaninchenställe gebaut. Als anständiger und vernünftiger Mensch habe ich möglichst gute Arbeit geliefert. Aber der einzige Zweck meiner Arbeit war die Bezahlung. Von einer anderen Genugtuung kann nicht die Rede sein. Ich bewundere die selbstsichere Kühnheit Ihres Mannes, der in seiner Wissenschaft den klaren Sinn des Lebens sieht. Ich glaube, diese schöne These ist nur ein frommer Selbstbetrug. Was bedeutet denn seine Wissenschaft? Den Kampf gegen den Tod. Nun, der Tod ist stärker als jedes Serum und Antitoxin. Da sind wir drüben wenigstens ehrlicher. Unsere Wolkenkratzer klettern höher als irgendein gotischer Dom, aber wir bilden uns doch nicht ein wie die frommen gotischen Baumeister, den Himmel und die ewige Seligkeit zu erreichen. Der Sinn des Lebens — das ist nur eine moderne Aufmachung der alten scholastischen Metaphysik. Für mich ist das Leben ein Rätsel so finster und sinnlos wie seine Auflösung, der Tod. Der Tod! Der Tod! Ich und der Tod — wer diesen Ton im Ohr hat, für den hat die Welt ihre Musik verloren. Um den ist es still und einsam, und es existiert nichts als dies: ich und der Tod! Geht's Ihnen nicht auch so? Denken nicht auch Sie immer an den Tod?"

„Ich habe so wenig Zeit," erwiderte Elisabeth, „und darum bedeutet Nachdenken für mich einen Genuß. An den Tod aber denke ich nur, wenn eins meiner Kinder oder mein Mann krank ist."

„Und wenn Sie selbst krank sind?"

„Ich war, unberufen, immer gesund. — Wenn man mit seiner Sorge sich an das

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Leben anderer Menschen bindet, das bedeutet eine Vervielfältigung des Lebensgefühls, nicht des Todesgefühls."

„Mag sein," murmelte er. „Sie sind das Glied einer Kette. Mich überlebt niemand."

„Warum? Haben Sie nie das Bedürfnis gefühlt, sich zu binden?"

Er warf ihr einen schrägen Blick zu, voll Vorwurf und Hohn, der sie bestürzt machte.

In diesem Augenblick stürmten die Kinder herein, sonngebräunt, heißwangig, mit flatternden Haaren.

„Mama, Mama!" schrie die kleine Susi. „Ich habe einen Maikäfer gefangen. Einen richtigen Maikäfer. Er ist schon ganz zahm."

Die Mutter gebot Ruhe und befahl den Kindern, den Gast zu begrüßen.

„Einen Maikäfer hast du?" fragte Ryseck. „Ist es auch kein Aprilkäfer?"

„Nein, nein! Es ist ein richtiger Maikäfer. Und schon so zahm! Zuerst wollte er immer fortfliegen. Aber jetzt hat er sich schon an mich gewöhnt. Wollen Sie ihn sehn?"

Langsam öffnete sie einen Finger nach dem andern ihrer kleinen heißen Hand, und da lag der Maikäfer auf dem Rücken, mausetot.

„Äußerst zahm, in der Tat!" sagte Ryseck. „So zahm, wie wir alle mal werden."

„Ohh!" sagten die Kinder und machten ganz betrübte Gesichter. Aber schon kam ihnen ein neuer Einfall und ließ sie vor Freude hüpfen. Sie wollten den Maikäfer begraben.

„O Jugend!" lachte Ryseck. „Selbst der Tod wird ihr zum Spaß. Aber recht habt ihr. Begrabt ihn und pflanzt ein Blümchen auf sein Grab und vergießt eine Träne. Das gehört ja dazu. Und du, Ralf, hältst die Leichenpredigt. Du guter, dummer Maikäfer, mußt du sprechen, du hast das Glück gehabt, dich an eine Mädchenhand zu binden, und hast das Glück so schlecht verstanden. So geht's den alten Maikäfern. Freilich gibt's auch Mädchenhände," fuhr er fort, und sein Blick sprang dunkel höhnisch zu Elisabeth an, „die greifen erst zu und stoßen dann zurück. Auch das pflegt nicht gut zu bekommen."

„Was heißt das?" fragte Elisabeth.

„Nichts. Nur ein Scherz. Weil Sie vorhin so vorwurfsvoll fragten, warum ich mich nicht gebunden hätte."

„Es sollte kein Vorwurf sein."

Der kleine Ralf fragte halb schüchtern, halb keck: „Wie ist das eigentlich mit dem Märchen vom Schlaraffenland, das Sie uns aufführen wollten?"

„Wahrhaftig, ja . . . das hatte ich ganz vergessen. Aber natürlich wird das gemacht."

Rasch gab er Elisabeth die nötigen Erklärungen und bat sie, ihm die Kinder am Nachmittag zu überlassen.

„Heute nachmittag wollten Sie doch reisen."

„Ich reise morgen."

„Aber Sie sollen der Kinder wegen nicht Ihre Dispositionen umstoßen."

„Mein Kredit steht mir höher. Soll ich den Kindern meine Versprechen nicht halten? Frau Hoff, vertrauen Sie sie mir an! Kinder, helft mir mal eure Mutter bitten."

Lachend gab Elisabeth dem gemeinsamen Ansturm nach.

„Also," sagte er, in straffer Haltung sein Jakett zuknöpfend, „auf nach Schlaraffenland! Könnt ihr auch tüchtig essen?"

Was das betraf, so rühmten die beiden sich ungeheurer Leistungen. Aber nun entstand noch ein Bedenken. Man konnte doch nicht den ganzen Nachmittag in einer Konditorei sitzen. Elisabeth schlug den Zoologischen vor. Diese Idee fand allgemeinen Beifall. Der zukünftige Weltreisende freute sich auf die wilden Tiere, Susi auf die Käfer.

Nachmittags war Ryseck pünktlich zur verabredeten Zeit wieder da. Und wenn Elisabeth anfangs einige Bedenken gehabt hatte, wie dies Unternehmen ablaufen würde, die Mäntel und Tücher, die er mitgebracht hatte, seine umständlichen Fragen, zeigten ihr, daß dieser Junggeselle es zum mindesten an Sorgfalt mit dem zärtlichsten Vater aufnehmen würde. Als das Auto abfuhr, saßen drei vor Wichtigkeit und Erwartung strahlende Kinder darin.

Abends kehrten sie zurück, die Kinder mit Eindrücken geladen und durcheinander schwatzend für vier, Ryseck etwas still. Aber alle waren sich darüber einig, daß es ein äußerst glänzender Nachmittag gewesen sei. Auch als Elisabeth die beiden zu Bett brachte, konnten sie des Erzählens kaum ein Ende finden. Der Spender der Herrlichkeiten aber saß todmüde in seinem Sessel und gähnte so herzhaft und unermüdlich, wie Elisabeth noch selten einen Menschen hatte gähnen sehn. Als sie ihn einlud, zum Abendessen zu bleiben, schüttelte er nur den Kopf.

„Herzlich gern, aber ich kann nicht. Ihre Kinder haben mich erledigt. Nein, was solche kleinen Wesen an Kraft konsumieren! Ich will noch ein bißchen ruhig sitzen und mich dann schlafen legen. Wenn ich darf, komme ich morgen wieder."

⁂ ⁂ ⁂

Was war den beiden Männern zugestoßen? Nichts weiter, als daß der hohläugige Schulterklopfer Tod sie aus ihrem Lebensschlaf gerüttelt hatte, Ryseck aus seinem ruhelosen Fieber, aus seinem bequemen Schlummer Hoff.

Als Rysecks Arbeitsmaschine, die Jahre

Digitized by Google

hindurch auf das äußerste Kraftmaß eingestellt gewesen war, plötzlich eine Hemmung, eine leichte Störung erfahren hatte, so daß er sie abstoppen mußte, um sie dann nicht wieder in Gang zu bekommen, denn der erste kurze Schwindelanfall hatte sich sehr bald in dauernde Angst- und Abspannungszustände verwandelt, da war die Folge gewesen, daß zugleich sein Glücksbedürfnis aus einem langen Starrkrampf erwacht war. Sein plötzliches Heimweh, die Sehnsucht nach Elisabeth war nichts als Bedürfnis nach Wärme und menschlicher Teilnahme, war Gefühlshunger und Verzweiflung seines verödeten Herzens.

Als in das Laboratorium, wo Professor Hoff in emsig stiller Arbeit seine Tage verbrachte, der Tod einen so grotesken Vertreter hereingeschickt und ihn gemahnt hatte, daß seiner Arbeit, deren Dauer und Ziel er bisher nie fest umgrenzt hatte, möglicher Weise ein nahes Ende gesetzt sei, hatte das sein Lebensgefühl zugleich gesteigert und abgeschwächt. Gesteigert in allem, was seine Arbeit betraf, geschwächt in jeder andern Beziehung. In seinem Verstand rechnete Hoff mit seiner Krankheit als mit einer nicht einmal sehr wahrscheinlichen Möglichkeit, sein Gefühl aber rückte sie ihm in fast unabwendbare Nähe. Er hatte alles so eingerichtet, um für den schlimmsten Fall gerüstet zu sein. So glaubte er, sich von den hypochondrischen Todesgedanken befreit zu haben, in Wahrheit aber hatte er sich nur noch mehr darin verstrickt und fühlte sich im Kreise der Seinigen schon wie ein vom Tode Gezeichneter. Manchmal überfiel ihn hemmungslos, wie ein Schluchzen seines Herzens, das Verlangen nach Elisabeth, nach ihrem Trost, ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Indem er diese Anwandlungen als unmännliche Schwäche bekämpfte, zeigte er sich stumm, verschlossen, ihren Annäherungsversuchen gegenüber ablehnend. Zu jeder Mahlzeit erschien er mit dem Vorsatz, heiter zu sein und den kleinen Begebenheiten der Kinder seine Aufmerksamkeit zu schenken. Und doch konnte er seine Gedankenabwesenheit nicht verbergen. Es war nicht anders: die nahen Stimmen des Diesseits verloren sich ihm wie fernes Gemurmel, er stand im Geist schon am jenseitigen Ufer. Hinzukam, daß der dürre Gevatter ihn auf eigene Füße gestellt hatte. Bis dahin hatte er treulich Kärrnerdienste geleistet. Er war den Wegen seiner Lehrer gefolgt, nicht seinen eigenen Ideen. Sie hatten aufgeglänzt wie kostbare Mineraladern zwischen Schutt und Asche, aber die Instrumente seines Forschens hatten dem Säubern und Sichten der Funde anderer dienen müssen. Nun stieg er mit plötzlichem Entschluß in seine eigenen Tiefen.

Bei seinen Experimenten hatte er entdeckt daß gewisse Bakterien in fremdes Blut geimpft, eine spontane Veränderung durchmachten. Diese Veränderung war so plötzlich, daß der Vorgang sich im Mikroskop nicht verfolgen ließ, und so radikal, daß die Bakterien nicht nur ihre Gestalt völlig veränderten, sondern auch, wenn sie in das Blut ihres ursprünglichen Ernährers zurückgeimpft wurden, dort sofort abstarben. Es mußte also noch ein anderes Gesetz geben als das der allmählichen Entwicklung. Die Untersuchungen über diesen Gegenstand führten ihn weit über seinen ursprünglichen Forschungsbezirk hinaus in neue Gebiete der Biologie und der Anthropologie. War es nicht möglich, daß das Gesetz der Umwandlung ein neues Licht warf auf das plötzliche Vorkommen neuer Tierformen im Tertiär? Ja, unterlag nicht vielleicht auch der Mensch dieser spontanen Umwandlung? Unerwartete und einstweilen unübersehbare Fernen taten sich ihm auf. Zum erstenmal kostete er die Wollust schöpferischer Arbeit. Nie war ihm sein Leben so kostbar und so köstlich erschienen wie jetzt unter den Schatten des Todes. Hätte sein Benehmen eine schroffe Veränderung erfahren, so wäre Elisabeth ohne Zweifel argwöhnisch geworden. Sein Nichtbegreifen ihrer werbenden Zärtlichkeit hatte sie tief verletzt und brannte um so schmerzlicher, als der Stachel ihres gedemütigten Stolzes in die unbefriedigte Wallung ihres Blutes getaucht war. Aber nun rächte sich der etwas bequeme und lässige Egoismus seiner früheren Jahre. Sein Benehmen erschien ihr als eine rücksichtslosere Steigerung alter Gewohnheiten.

Trotzdem hätte sich ihre unterdrückte Empfindung wahrscheinlich entladen, wenn ihr Leben in dem ruhigen Selbander des Gestern weiter verlaufen wäre. Nun aber war, ohne daß sie es wußte, auch in ihr eine Veränderung vorgegangen. Nach der eintönigen Zeit der Mühsal und Pflicht trat in ihr Dasein unvermutet die Freude und ließ aus ihrer etwas abgestumpften Gleichgültigkeit unvermutet ein neues Lebensgefühl hervorblühn.

Plötzlich war dieser Jugendfreund in ihr Haus geweht worden. In der Tat, seine unvermutete Ankunft glich dem Angetriebenwerden eines Gestrandeten. Nicht seine Worte, aber seine Gesten waren die eines Schiffbrüchigen, der sagt: Ich bin am Ende. Hilf mir! Welch eine köstliche Aufgabe für eine Frau einem Manne gegenüber, der ihr nicht gleichgültig ist! Daß sein Umgang ihr überdies großes Vergnügen bereitete, gestand sie sich offen ein, wenn sie sich auch nicht klar machte, wie viel Verwandtes in ihrer beider Wesen lag.

Digitized by Google

Ihr Mann hatte für Scherz nicht viel Verständnis, und Phantasie war nicht die Kraft, die seine Unterhaltung beflügelte. Er betrachtete das Leben vor allem vom Standpunkt seiner Wissenschaft, und jedes Paradox lag fernab von der Bahn seiner ruhig abwägenden Denkart. In der Unterhaltung mit ihm war Elisabeth meist die aufmerksame Zuhörerin, und was sie selbst äußerte, war unbewußt gezügelt durch die Achtung vor dem korrigierenden Lehrer.

Ryseck aber war ein Spieler auch mit Worten. Der eigenen Stimmung stets nachgebend, fing er auch die des andern mit feinem Gefühl auf und stellte sein Segel danach. Es kam ihm nicht darauf an, schwarz zu nennen, was er vor einem Atemzug weiß genannt hatte. Dem Vertreter der Konsequenz hätte er geantwortet, nicht die Ansichten verraten den originellen Menschen, sondern die Farbe und der Ton, den er ihnen gibt, die Kraft, mit der er sie vertritt. Er war der offenherzigste Mensch, und grade das öffnete ihm auch des andern Herz. Was Elisabeth auch an ihm störte, in der Unterhaltung mit ihm lebte sie auf, fühlte es in sich funkeln, und sich selbst, auch wenn sie miteinander stritten, bestätigt. Sein Wesen war ebenso bunt wie das ihres Mannes von einer Farbe; dieser hatte eine gründliche Bildung, Ryseck vielseitige Interessen. Sein Mangel an Takt verletzte sie manchmal, die herrische Art, mit der er auf seinem Willen bestand, verdroß sie. Wenn sie von ihrem Mann etwas erreichen wollte, gab es nur den Weg der klaren Überlegung, er sagte dann ja oder nein. Ryseck war trotzig wie ein Kind, aber ebenso leicht wie bei einem Kind kam sie auf Umwegen zum Ziel. Und wenn eine Frau beherrscht sein will, bereitet es auch der harmlosesten Frau nicht ebenso viel Vergnügen, einen Mann zu lenken, ohne daß er es merkt?

Gegenüber diesem geistigen Wohlklang, den ihrer beider Zusammensein erzeugte, trieb sie hinsichtlich der körperlichen Wirkung, die sie auf den Freund ausübte, ein wenig Versteckspiel. Daß er sich mit ihrer Toilette beschäftigte, daß sie ihm gefiel, freute sie natürlich und schmeichelte ihr. Aber gegenüber dieser Tatsache schlug sie, auch wenn sie allein war, gleichsam die Augen nieder. Sie putzte sich für ihn, während sie sich einredete, für einen bestimmten Zweck sich zu putzen. Und doch hatte auch dies an der Verjüngung ihres Lebensgefühls einen großen Anteil.

Die Geldangelegenheit hatte Ryseck nicht wieder berührt, was Elisabeth sehr beruhigte, denn gerade jetzt fand sie die Gelegenheit zu einer gründlichen Aussprache mit ihrem Mann so wenig günstig wie möglich. Ryseck wurde ein häufiger Gast in ihrem Hause, ohne deshalb häufig mit Hoff zusammenzukommen. Die beiden Männer gingen wie auf stillschweigende Verabredung einander aus dem Wege. Dagegen verband ihn die innigste Freundschaft mit den Kindern. Sie behandelten ihn grade umgekehrt wie ihren Vater: ohne den geringsten Respekt, aber mit desto größerer Zärtlichkeit. Die kleine Susi nahm ihm gegenüber sogar den Ton eines leise überlegenen Mitleids an, nachdem er ihr erzählt hatte, daß eine Frau ihn nur unter der Bedingung hätte heiraten wollen, daß er sich eine andere Nase ansetzen ließe. Häufig war Elisabeth auch mit ihm in Berlin zusammen, denn in ihrer Gesellschaft begann er der Stadt Geschmack abzugewinnen. Sie durchstöberten die Museen, die Kunstsalons und Antiqitätenläden, besuchten auch abends manchmal ein Theater oder ein Konzert. Aber Elisabeth vermied es, trotz seinen Bitten, ihn hinterher in ein Restaurant zu begleiten. Sie fürchtete die Verführung der Umgebung, der Musik, des Weines. Die Geister, die am ersten Abend in ihr geirrlichtert hatten, sollten nicht noch einmal geweckt werden. Sie hatte ihm gesagt, daß sie ihren Mann liebte, daß, wenn ihm an ihrer Freundschaft gelegen wäre, er die Vergangenheit ruhen lassen müsse. Er hatte es versprochen, doch hinderte das nicht, daß seine Leidenschaft ihm manchmal entschlüpfte wie blitzschnelle Fische durch die Maschen eines Netzes. Dann züngelte wohl auch in ihr die Lust auf, sein Feuer zu schüren, indem sie es zu dämpfen schien. Aber die Macht, die sie einstmals geübt, hatte sich zu grausam gerächt, als daß sie sie nicht für immer fürchtete. Und sie hatte Ryseck zu lieb, um mit ihm zu spielen.

Eines Abends waren sie im „Faust" gewesen. Erregt gingen sie durch die nächtlichen Straßen, in denen weiches Frühlingsdunkel und grelle Übertagshelle eine unwirkliche Atmosphäre schufen. Lichtreklamen flammten und erloschen. Aus den Drehtüren der Kaffees schäumten Wellen von Musik. Heiße Parfüms wehten. Die Menge stieß sich, schwatzte, lachte, glühte wie Kohlen in einem Schüttelrost.

Elisabeth war im Innersten durchwühlt von der Gewalt der großen Schauspielerin, die das Gretchen gegeben. Ihre Kunst hatte gegipfelt in der Szene, da Gretchen, im ersten Schauer der Liebe, ihre Kammer betritt. Meine Ruh' ist hin ... wie klang das in Elisabeth wider als Nachklang eigener Mädchenwirrnis.

Ryseck ging an ihrer Seite, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, bald mit flackerndem Auge sie überblitzend, bald blicklos

Digitized by Google

vor sich hinstarrend, während die nagenden Lippen die Zigarette von einem Mundwinkel in den andern schoben.

Etwas Wildes rüttelte an ihm wie ein Tier an Gitterstäben. Sein ungelebtes Leben! Sein ungestillter Glückshunger! Und über ihm drohend: das schleichende Alter, der gespensternde Tod.

Abgerissene Worte ließen sie fragen, was er gesagt habe.

„Diese Häuser!" murmelte er. „Diese Kaninchenställe! Daß man damit sein Leben vergeudet hat!"

Plötzlich blieb er stehn: „Kommen Sie mit! Auf eine Stunde nur! Ich mag nicht in den Klub. Ich kann die Fratzen nicht sehn."

„Ich muß nach Haus."

„Nach Haus!" stieß er höhnisch hervor. Von den hinterher gemurmelten Worten verstand Elisabeth nur das eine: „Haustier!"

Aber wie er dann zu ihr aufsah, veränderten sich plötzlich seine Züge. Tränen schossen ihm aus den Augen.

„Elisabeth ... Sie sind nicht jung. Sie sind die Jugend! Sie sind das Wunder. Und wissen es nicht. Und beten — ach, was ist das für ein Gott, zu dem Sie beten! Der Gott des häuslichen Herdes, der friedlichen Herde. Er wirkt, daß das Leben ist. Aber daß es lebenswert ist, daß es Schönheit, Kunst, irgend etwas Reizvolles gibt, das wirkt der wilde Wundergott, von dem Sie nichts wissen ... nichts mehr wissen wollen, denn einst haben Sie es gewußt. Kommen Sie, Elisabeth! Auf! Hinaus ins weite Land! Wir wollen in den Tiergarten fahren, irgendwohin, an die Seen. Ich bringe Sie wieder nach Haus."

„Ich kann nicht."

Er bat, flehte. Seine Augen brannten in Gier und Verzweiflung. Als sie auf ihrer Weigerung verharrte, benahm er sich wie ein ungeberdiger Junge.

Da streifte einer der nächtlichen Flaneure Elisabeths Arm und rief ihr nach: „Laß doch den Hampelmann! Komm lieber mit mir!"

Ryseck wollte dem Menschen nachstürzen. Sie ergriff seine Hand: „Um Gotteswillen, wem setzen Sie mich aus!"

Todblaß, in erschrockener Flucht eilte sie dem Bahnhof zu. Er nahm für sie ein Billet und stieg mit ihr in den Zug. Auf dem kurzen Nachhauseweg bat er sie noch einmal um Verzeihung. Sie wiederholte, ernster, gefaßter, was sie ihm schon früher gesagt. Es war nicht Furcht, nicht kleinliches Bedenken, dem sie folgte; kein künstliches Band, das sich zerreißen ließ. Sie fühlte sich mit ihrem Mann unlöslich vereinigt. Sie war nicht mehr die, die sie als junges Mädchen gewesen. Und es war ihr unmöglich, anders zu sein, als sie heute war. Sie hätte ihr innerstes Wesen verleugnen müssen. Wenn ihm an ihrer Freundschaft lag, mußte er sie nehmen, wie sie sich gab.

Er versprach alles. Er war ebenso weich und zärtlich, wie er soeben trotzig gewesen war. Sie schieden versöhnt — als Freunde.

Wie war sie glücklich über diese Wandlung in ihm, die, das war ihr fester Glaube, ihrem eigenen Gefühl entsprach. Der wilde Gott mit der Fackel, der einst ihr Herz entzündet hatte, daß es in allen Wundern und Wirren der Leidenschaft glühte, hatte seine Macht abtreten müssen an den milderen, gesitteteren Gott, der das Feuer des häuslichen Herdes bewacht.

Sie, eine Frau an der Schwelle der dreißig nun, beruhigt durch die stille Harmonie ihrer Ehe und erfüllt von den Freuden und Sorgen, die ihre Kinder ihr bereiteten, war zu der Einsicht gekommen, daß es für eine Frau kein wahrhaftes Glück gibt ohne Entsagung. Was an Traum, an Sehnsucht, an magischem Verklärungsdrang jetzt wieder in ihr erwacht war, richtete sich auf ein Ziel außerhalb ihrer selbst. Zuerst war es nur ein oberflächlicher Einfall gewesen, der den Freund mit der Schwester verband, aus der Tatsache entsprungen, daß Ryseck bei seiner ersten Begegnung Margret mit ihr verwechselt hatte. Aber bald wurde ein Lieblingsgedanke daraus, eine immer fester wurzelnde Überzeugung, daß die beiden einander aufs glücklichste ergänzten. Sie war so erfüllt von diesem Plan, daß sie eines Tages mit ihrem Mann darüber sprach.

„Warum nicht?" erwiderte dieser zerstreut, fragte dann aber: „Was sagtest du? Margret und Ryseck. Ein so unsteter Charakter wie er?"

„Unstet ist er nur, weil bis jetzt niemand ihn gefesselt hat."

„Und du meinst, das würde Margret tun?"

„Ich denke. Sie ist kein Mensch, der sich ohne weiteres anschmiegt. Sie will immer neu erobert sein und braucht auch ihrerseits einen Menschen, den sie sich immer neu gewinnt."

„Ihre Ehe wäre also sozusagen eine Harmonie aus Disharmonien."

„Ein stiller Hafen würde sie vielleicht nicht. Aber jedenfalls würden die beiden sich nicht langweilen."

„So bringe sie doch zusammen."

Von nun ab betrachtete Elisabeth den Freund gewissermaßen mit den Augen ihrer Schwester und fand, diese müsse ihn lieb gewinnen. Sie fürchtete nur das eine, daß er inzwischen vielleicht eine andere Frau fände.

Digitized by Google

Daß er sich etwa ernstlich verliebt hätte, war unmöglich. Sie hätte es sofort gespürt. Aber war es nicht denkbar, daß er zu den Erregungen des nächtlichen Spiels andere Ausschweifungen gesellte? Schon der Gedanke an diese Möglichkeit verursachte ihr Pein.

Eines Tages, als er ihr mit lächelndem Galgenhumor erzählte, daß er in der vergangenen Nacht tüchtig hätte bluten müssen, fragte sie ihn nach der Gesellschaft des Spielklubs aus. Ob sie aus lauter Herren bestände?

„Im Gegenteil, es sind ebenso viel Damen darunter. Und zwar die hübschesten und elegantesten von Berlin."

„Welch eine gefährliche Gesellschaft!"

„Nicht für mich! Die Halbweltdamen, und wären sie noch so schön, erinnern mich immer an Rosen aus Papier, an Früchte aus Seife. Ohne Saft und ohne Duft! Man kann alles karikieren. Es gibt nichts so Ehrwürdiges und Hohes, auf das sich nicht eine gelungene Karikatur machen ließe. Nur nicht auf die Liebe. Die Parodie der Liebe ist für mich der Inbegriff aller Melancholie. Schon als Student konnte ich das Wort Prostitution nicht hören, ohne einen Anfall von Übelkeit zu bekommen. Das ist kein Verdienst. Kein edler Charakterzug. Dann würde ich mich nicht damit brüsten. Es ist nur ein Geschenk."

Elisabeth erhob fragend ihren Blick. Da erzählte er ihr, daß zu seiner Primanerzeit im elterlichen Hause einen Sommer lang eine Sängerin gewohnt hatte. Er hatte sich in die glanzvolle Reife ihres Weibtums, sie sich in den schmerzvollen Drang seiner Jugend verliebt. Sie hatte ihn die Liebe gelehrt, mit aller Süßigkeit der wissenden, mit aller Zartheit der ihrer Verantwortung bewußten Frau. Seitdem war er gegen käufliche Reize gefeit.

Elisabeth fühlte sich ergriffen. In diesem Augenblick beneidete sie ihre Schwester um einen solchen Mann. Selbst ihr Gatte hatte, wie sie wußte, in seiner Jugend alle Stationen der niederen Minne durchlaufen.

Denselben Abend schrieb sie an Margret noch einen langen Brief, in welchem sie von Ryseck erzählte und sie fragte, ob sie ihren Besuch nicht bald einmal wiederholen könnte.

(Fortsetzung folgt)

Wandlung

Wie Schwerter steigen aus der Esse Glut,
Geklärt in Schmerzen, hart, gestählt und gut,
Geläutert in der innerlichsten Brunst,
So lernten wir des Lebens tiefste Kunst.
So lernten wir der Liebe stillstes Sein,
Umwandelten den Kelch von Blut in Wein
Und kosteten, was Rausch der Seele ist,
Die sich im andern wie in Gott vergißt.
Des Durstes zündend rote Stimme schwieg,
Der Kampf verstummte, und es ward ein Sieg.
Es sollte Ende sein und war Beginn,
Die Sinne wichen, und uns kam der Sinn.

Johanna Zaeske

★

Von den Ufern ist nichts mehr zu sehn . . .

Ich fahre auf silbernem Boot
Aus der Stadt in die Wiesen hinaus.
Da leuchtet der Mond nicht so rot
Und bedrohlich wie durch das vergitterte Haus.

An den Ufern die Bäume, das Rohr,
Winken mit weißem Tuch,
Wissen, an wen ich mein Herz verlor
Und wen ich verfluch'.

An den Ufern steht keiner, der froh
Ausblickt nach meinem Boot.
Alle Gesichter sind so
Bewaldet von nachtdunkler Not.

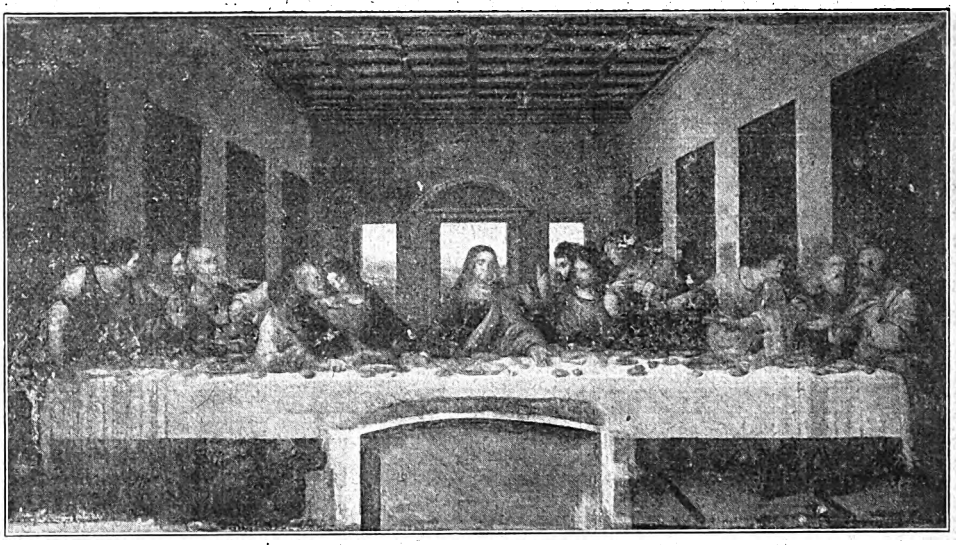
Von den Ufern stößt keiner mehr ab,
Der mein Boot überholen will.
Alle Schiffe sind schwarz wie das Grab
Und ruhen in Reihen tot — still.

Von den Ufern ist nichts mehr zu sehn,
Kein Turm und kein Haus und kein Baum.
Ich sehe nur Wellen weiß neben mir gehn
Und über mir Wolken wie silberner Schaum.

Ich neige dem Wasser mein weißes Gesicht,
Doch es sieht mich nicht an.
Nur ein Mund taucht nach oben und spricht:
Wer hat dir so weh getan?!

Paul Zech

Digitized by Google



Das Abendmahl. Wandgemälde im Refektorium bei Santa Maria delle Grazie in Mailand von Leonardo da Vinci. 451 × 860 cm. 1495—1497

Ist eine Rekonstruktion des Abendmahls von Leonardo da Vinci möglich?

Von Hermann Kranichfeld

Über den Schöpfungen Leonardos, der nicht nur als Künstler, sondern auch als Forscher alle seine Zeitgenossen weit überragte, waltete ein seltsamer Unstern. Als Kunsttheoretiker hatte er in seinem Traktat über die Malerei dieser ganz neue Bahnen angewiesen. Und ebenso bedeutend waren seine Forschungen auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft. In der Mechanik fand er Gesetze, die erst Jahrhunderte nach ihm wieder entdeckt wurden. Seine nach anatomischen Untersuchungen an menschlichen Leichen entworfenen 800 anatomischen Tafeln sind die ältesten naturgetreuen Abbildungen vom inneren Bau des Menschen, die wir kennen. Sie erregen noch heute die Bewunderung der Anatomen und sind vielfach genauer als die des ein halbes Jahrhundert nach ihm lebenden Vesal, der gewöhnlich als der Begründer der menschlichen Anatomie gefeiert wird. Lange vor Kopernikus und Galilei hatte er die Kühnheit zu sagen, die Erde stehe nicht im Mittelpunkt des Sonnensystems, sondern sei ein Stern ähnlich dem Mond. Aber obgleich er seinen Zeitgenossen in der Erkenntnis der Natur um Jahrhunderte vorauseilte, war sein Einfluß auf die Entwicklung der Naturwissenschaften verschwindend klein. Er gab zu seinen Lebzeiten nichts heraus, und die von ihm hinterlassenen handschriftlichen Aufzeichnungen — er hatte seinen Schüler Francesco Melzi als Erben derselben eingesetzt — gingen teils verloren, teils blieben sie in der Mailänder Ambrosianischen Bibliothek und in der Bibliothek des Pariser Instituts unbenutzt liegen. So ging die wissenschaftliche Arbeit Leonardos, auf die er mehr Zeit und Kraft verwandt hatte als auf seine künstlerische Tätigkeit, der Mit- und Nachwelt verloren. Ihre Ergebnisse bildeten nicht einen Faktor in der wissenschaftlichen Bewegung. Sie wurden erst bekannt, als sie überholt waren.

Von einem ähnlichen Mißgeschick wurden auch die größten Werke seiner künstlerischen Tätigkeit betroffen. Das große Reiterstandbild von Franz Sforza ging zugrunde, ehe es vollendet war. Französische Soldaten zerstörten das Riesenmodell nach der Eroberung Mailands unter Ludwig XII. von Frankreich. Die Arbeit eines Jahrzehnts zerfiel in Staub.

Das Abendmahl im Refektorium des Klosters Santa Maria delle Grazie in Mailand wurde zwar vollendet; aber auch bei ihm konnte schon Leonardo sich nicht verhehlen, daß es einem baldigen Untergang geweiht war, und fünfzig Jahre nach Leonardos Tode nennt Vasari es bereits eine Ruine. Die Ursachen des Verfalls sind bekannt; wir brauchen auf sie nicht einzugehen. Mit ihm ging aber eins der größten Werke zugrunde, welche die Kunst der Menschheit geschenkt hat. Schon den Zeitgenossen Leonardos galt es als ein Meisterwerk ersten Ranges. Aus den noch vorhandenen Ruinen läßt sich aber erkennen, daß es ein Werk von überzeitlichem Wert

Digitized by Google

war, das nicht nur den Zeitgenossen Leonardos, sondern den Menschen aller Zeiten als höchste Offenbarung der Kunst zu gelten hat. — Jedem, der von der innern Größe desselben einmal berührt wurde, muß sich darum der Gedanke aufdrängen, ob man es nicht aus den Trümmern wieder erstehen lassen kann. Von einer Restauration des Originals kann dabei natürlich keine Rede sein. Zweimal ist es bereits im 18. Jahrhundert restauriert und von den Händen unfähiger Künstler übermalt und geschändet worden. Daran, daß man von neuem die uns gebliebenen Reste antasten läßt, ist in unserer Zeit, wo auch Italien gelernt hat, die Reliquien einer vergangenen Zeit heilig zu halten, nicht zu denken. Dagegen scheint mir eine der Schönheit des einstigen Originals angenäherte Rekonstruktion des Kunstwerkes bei den Unterlagen, welche wir jetzt dafür besitzen, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit zu liegen.

Versuche einer solchen Rekonstruktion hat man schon früher gemacht. Den bedeutendsten besitzen wir in dem 1800 erschienenen Kupferstich von Raffael Morghen, durch den das Abendmahl erst zu einer Art Kultbild des christlichen Hauses geworden ist. In allen den Millionen von Nachbildungen des Leonardoschen Abendmahls, die man in der Hütte wie in den Häusern der Vornehmen antrifft, haben wir zwar nur zum kleinsten Teil den kostbaren Kupferstich Morghens selbst vor uns, doch gehen sie fast ausnahmslos auf die Rekonstruktion Morghens zurück. Er hat es in der Tat verstanden, mit einem feinen künstlerischen Sinn die Unterlagen, die ihm für seine Rekonstruktion überliefert waren, zu einem wundervollen, harmonischen Ganzen zu gestalten. Der Stich Morghens ist ein Kunstwerk für sich — aber er ist nicht die gewaltige Schöpfung Leonardos. Morghen ging in der Hauptsache von einer Zeichnung Matteinis aus, die dieser im Auftrag des Großherzogs von Toskana nach der Kopie des Andrea Solario im Hieronymitenkloster von Castellazzo angefertigt hatte. Das Original im Refektorium des Klosters Santa Maria in Mailand hat er, wie mit Recht von den Kunsthistorikern angenommen wird, überhaupt nicht gesehen. Er hat darum auch nicht unter dem Eindruck gestanden, den die dort erhaltenen Reste noch immer auf den Beschauer ausüben, wenn das Auge gelernt hat, über die Zerstörungen hinwegzusehen. Auch heute wird man dann von dem Original trotz seines Verfalles gebannt. Es erscheint einem gewaltiger als alle Abbildungen, die man von ihm früher gesehen hat. Die großen Züge der Komposition treten natürlich bei den überlebensgroßen Gestalten des Originals schon an sich mehr hervor als auf einem Kupferstichblatt. Was ihnen aber vor allem zu so gewaltiger Wirkung verhilft, ist die wunderbare Beleuchtung, die im Original in der Hauptsache erhalten geblieben ist. Während sich auf dem Morghenschen Kupferstich die Gestalten kalt von einem gleichmäßig grauen Hintergrunde abheben, durchflutet bei Leonardo das Licht den ganzen Raum, bricht sich an den Wänden, leuchtet in den einzelnen Jüngergruppen auf und erfüllt dieselben mit Leben. Die Bewegung, die durch das Ganze hindurchgeht und wie eine stürmische Flut den in majestätischer Ruhe inmitten seiner Jünger sitzenden Herrn umbrandet, wirkt infolge dieser Beleuchtung viel stärker als bei Morghen und erschüttert den Beschauer selbst. Es ist das ein hoher malerischer Reiz, der dem Stich von Morghen vollständig fehlt.

Aber auch weitere Unterlagen für eine Rekonstruktion, die damals schon vorhanden waren, hat Morghen nicht benutzt. Es existiert eine große Anzahl von Kopien aus der Periode, in der das Original noch nicht unter den Unbilden der Zeit gelitten hatte oder doch wenigstens von den Entstellungen durch fremde Hand verschont geblieben war. Sie erscheinen zwar, obgleich sie meist von Schülern Leonardos herrühren, dem Original gegenüber, wie wir es jetzt aus andren Quellen kennen, hölzern und lassen uns in keiner Weise die innere Größe und Schönheit der Leonardoschen Gestalten erkennen, ja sie geben nicht einmal die Einzelheiten der äußeren Anordnung auch nur entfernt mit der Genauigkeit wieder, an die wir jetzt durch unsere mechanischen Reproduktionsverfahren gewöhnt sind. Den letzten Fehler können wir aber durch eine kritische Vergleichung der verschiedenen Kopien zum Teil ausmerzen, so daß wir in ihnen doch ein Mittel haben, zerstörte Partien des Originals zu ergänzen und uns über die von der Restauration vorgenommenen Änderungen einigermaßen zu unterrichten.

Bei Morghen fehlen diese Korrekturen. Was aber dem Morghenschen Stich vor allem abgeht, ist die durchgeistigte Schönheit und überwältigende Naturwahrheit der Leonardoschen Gestalten. Wir können sie bei Morghen gar nicht erwarten. Er konnte nicht mehr geben, als ihm überliefert war. Leonardo hatte es wie kein andrer Künstler — Rembrandt vielleicht ausgenommen — verstanden, in seinen Gestalten die innersten Regungen der Seele wiederzugeben. Dieser Ausdruck war in den alten Öl- und Freskokopien — auch in den von Castellazzo — ausgelöscht und im Original durch Verwitterung und die Übermalung von Belotti und Mazzo entstellt. Die berühmten Weimarschen Kartons mit den zehn Apostelköpfen, die von W. von Bode wiederentdeckten sogenannten sechs Straßburger Kartons mit dem Kopf des Herrn und den Köpfen von fünf Aposteln der linken Tafelseite, ferner die Studienblätter Leonardos zum Abendmahl in den Sammlungen in Mailand, Venedig, Paris und London, aus denen wir den wahren Leonardo des Abendmahls erst kennen gelernt haben, waren aber zurzeit, als Morghen sein Werk schuf, zum größten Teil noch unbekannt. So mußte seine Rekonstruktion schon aus äußeren Gründen unvollkommen bleiben. Dazu kam noch,

Digitized by Google

daß Morghen, von dem von Raffaelischen Ideen beherrschten Geschmack seiner Zeit beeinflußt und darum geneigt, das Charakteristische der formalen Schönheit unterzuordnen, vielfach willkürliche Änderungen auch an der ihm überlieferten Unterlage vornahm und dadurch die von Leonardo streng durchgeführte klare Disposition der ganzen Anlage des Werkes, die schon von den Kopisten nicht immer richtig aufgefaßt war, noch weiter verdunkelte. Man darf sich darum nicht wundern, wenn die Ansichten der Ausleger, die sich an den Morghenschen Stich halten, hinsichtlich der Bedeutung der einzelnen Jüngergruppen weit auseinander gehen.

Die Frage ist jetzt: Können wir mit den heutigen Hilfsmitteln eine Rekonstruktion des Abendmahls vornehmen, die uns den wahren Leonardo näher bringt?

Der holländische Kupferstecher Stang hat dies versucht. Ihm standen unsere jetzigen Hilfsmittel mit Ausnahme der Straßburger Kartons zur Verfügung. Merkwürdigerweise ist aber auch dieser Versuch mißlungen. Der 1888 erschienene Stangsche Kupferstich hat allgemein enttäuscht und den hohen Erwartungen, die sich an ihn knüpften, in keiner Weise entsprochen. Er hat sich nicht einmal gegenüber dem hinsichtlich der Treue der Wiedergabe doch offenbar sehr unvollkommenen Morghenschen Stich durchsetzen können. Stang hat sich wohl das jetzt vorhandene Material bei seiner Rekonstruktion zunutze gemacht, doch hat er es nicht kritisch zu sichten und das Gegebene der Idee des Ganzen unterzuordnen verstanden.

Gerade der Stich Rudolph Stangs läßt erkennen, daß sich bei der Rekonstruktion des Abendmahls Kunsthistoriker und Künstler die Hand reichen müssen. Der Kunsthistoriker hat zunächst auf dem Wege kritischer Vergleichung der gesamten Überlieferung den kompositionellen Gedanken festzuhalten. Er hat dies in möglichst objektiver Weise zu tun. Die eigne Phantasie darf dabei nicht mitsprechen. Dann ist weiter von ihm zu untersuchen, inwieweit das vorhandene Material der Anforderung genügt, aus ihm die ursprüngliche Form des Kunstwerks wiederherzustellen. Die spezifische Aufgabe des Künstlers beginnt erst da, wo es gilt, die auf kritischem Wege festgestellten, sicheren Unterlagen mit künstlerischer Intuition zu erfassen und im Leonardoschen Sinn zu verarbeiten.

Bei einer kritischen Vergleichung der Gebärdensprache in den alten Kopien und im Original kommt man hinsichtlich der Bedeutung der einzelnen Jüngergruppen zu Vorstellungen, die von der üblichen Auffassung, die sich gebildet hat, als man noch den Morghenschen Stich mit dem Leonardoschen Abendmahl identifizierte, wesentlich abweichen. Es kann hier nicht auf die ausführliche Erörterung der einzelnen Punkte eingegangen werden. Die Ergebnisse, zu denen man auf dem eingeschlagenen Wege gelangt, sind jedoch für die hier zur Behandlung stehende Frage der Rekonstruktion des Abendmahls von ausschlaggebender Bedeutung. Ich muß sie daher wenigstens in kurzer Zusammenfassung wiederholen.

Nach Goethe war das „Aufregungsmittel, welches die ruhige, heilige Abendtafel erschütterte, das Wort des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verrät.“ Dieser Gedanke liegt jedenfalls der ganzen Komposition zugrunde.

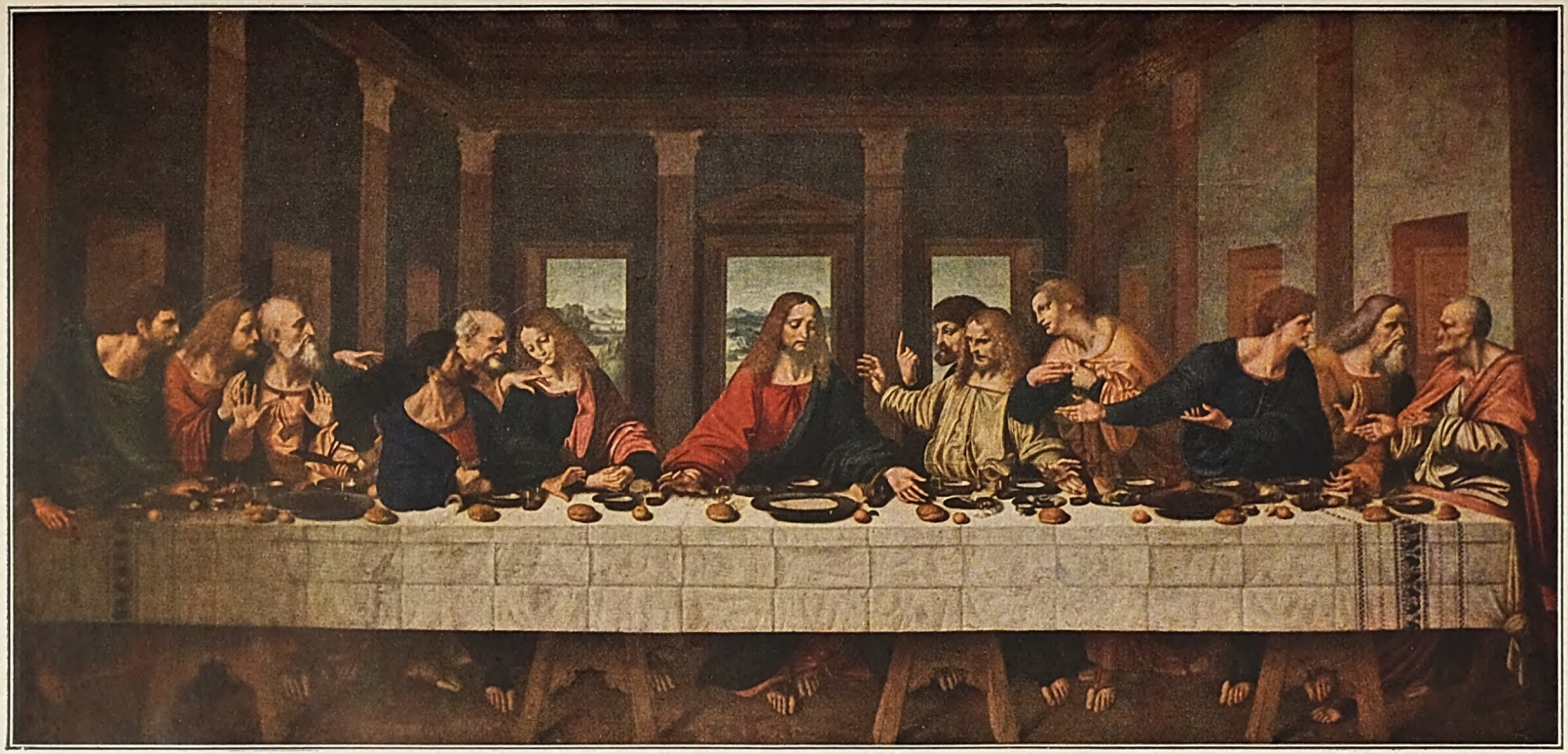
Allerdings hatte Leonardo, der sich Jahrzehnte mit der Idee des Abendmahls trug, anfangs geschwankt, welchen Moment des Vorgangs er zum Vorwurf seiner Darstellung wählen sollte. Aus flüchtigen Entwürfen und aus Aufzeichnungen kennen wir seine früheren Gedankengänge. Wenn jedoch Strzygowski meint, daß man auch in dem ausgeführten Gemälde wie in den Skizzen von Venedig und Windsor die Kenntlichmachung des Judas als Gegenstand der Darstellung anzusehen habe, so sprechen gegen diese Auffassung so viele Gründe, daß sie für eine Rekonstruktion des Abendmahls nicht in Betracht kommen kann.

Wollte aber Leonardo das Verhalten der Jünger nach der Ankündigung des Verrates, jedoch vor der Kenntlichmachung des Verräters darstellen, so fragt es sich weiter, ob er die erste, durch die einfache Tatsache der Ankündigung reflektorisch ausgelöste Gemütserregung des Entsetzens, wie Hoerth und die meisten Ausleger meinen, oder die darauffolgende Reflexion über den Inhalt der Ankündigung ins Auge gefaßt hat. Es sind das zwei wesentlich verschiedene, zeitlich aufeinander folgende Momente, die auseinander gehalten werden müssen. Daß er sich schließlich für den zweiten Vorwurf entschieden hat — die Entwürfe zum Abendmahl, sowie die Notizen in seinen Tagebuchblättern im Southkensington Museum zeigen, daß er auch in dieser Hinsicht anfangs schwankte — beweist die Gruppe Johannes—Petrus. Die Frage des Petrus gehört nicht dem Stadium der ersten Gefühlserregung, sondern der darauf folgenden der Reflexion an. Diesen einmal gewählten Moment hat Leonardo dann mit der ihm eignen Konsequenz auch für die anderen Jünger festgehalten und, wie wir sehen werden, mit einer Ausnahme streng durchgeführt.

In dem Stadium der Reflexion mußten sich nun die Gedanken der Jünger vorwiegend in zwei Richtungen bewegen.

Die einen bezogen die Anklage des Herrn auf sich selbst und wandten sich in ihrer Seelennot an den Meister; die andern bezogen sie auf einen ihrer Mitjünger und berieten unter sich, wer unter ihnen wohl einer solchen Tat fähig wäre. Diese beiden Gedankengänge treten uns auch in den evangelischen Berichten entgegen. Bei Matthäus und Markus heißt es nach der Ankündigung: Und sie wurden traurig und fragten ihn einer nach dem andern: Herr, bin ich's? Lukas berichtet dagegen: Und sie fingen an zu

Digitized by Google



Das Abendmahl. Kopie nach Leonardo, angeblich von einem Schüler Marco d'Oggionnos
(Im Louvre zu Paris)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

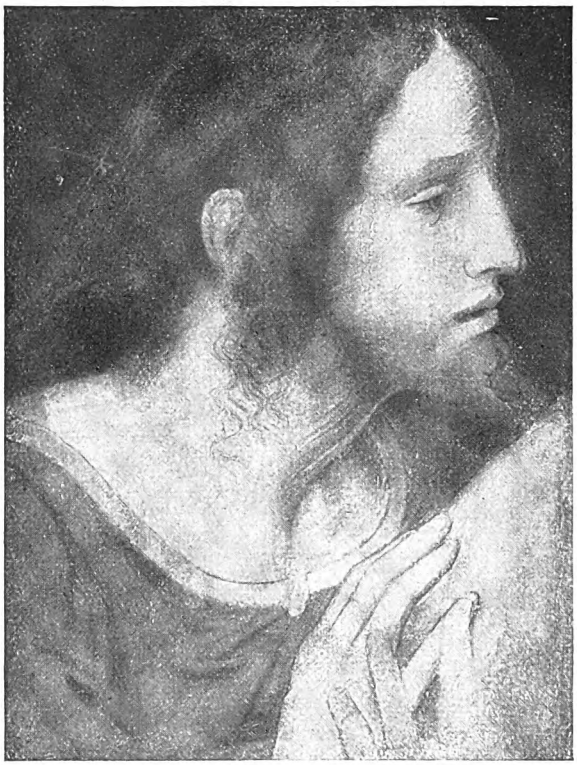
Digitized by Google

Bartholomäus, Jakobus d. J. und Andreas. Ausschnitt aus der Originalaufnahme
Unten: Philippus. Kreidezeichnung von Leonardo. Im Schlosse zu Windsor

fragen unter sich selbst, welcher es doch wäre unter ihnen, der das tun würde. Leonardo, der bei seiner Verehrung der heiligen Schriften ohne Zweifel die evangelischen Berichte seiner Darstellung mit zugrunde gelegt hat, hat sich die durch die Evangelien selbst angedeutete Gruppierung nicht entgehen lassen. Die Gruppe der Jünger Thomas, Jakobus d. Ä. und Philippus, die auf der rechten Seite der Tafel dem Herrn zunächst sitzen (also links vom Herrn), sind es, welche der Vorwurf

des Herrn zur quälenden, grübelnden Selbstprüfung veranlaßt und sie treibt, bei dem Herrn selbst Gewißheit zu suchen. Die Gruppe ist dem Herrn auch kompositionell näher gerückt. Die Jünger bilden bei Leonardo vier Gruppen zu je drei Jüngern, die voneinander und vom Herrn durch Einschnitte getrennt sind. Zwischen der Gruppe Thomas—Jakobus d. Ä.—Philippus und dem Herrn ist nun der Einschnitt offenbar absichtlich durch die eingeschobenen Hände von

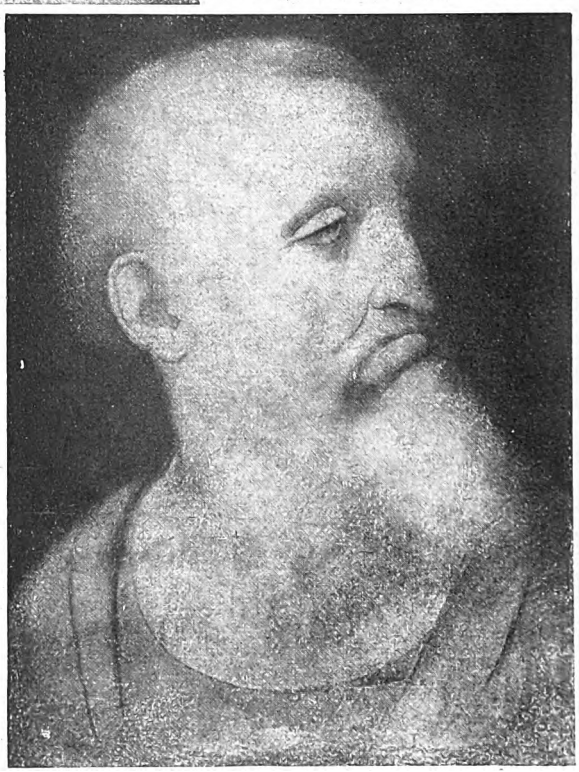
Digitized by Google



Kopie des Jakobus d. J. nach Leonardo

*

Unten rechts: Kopie des Andreas nach Leonardo. Kreidezeichnungen im Museum zu Straßburg i. E.



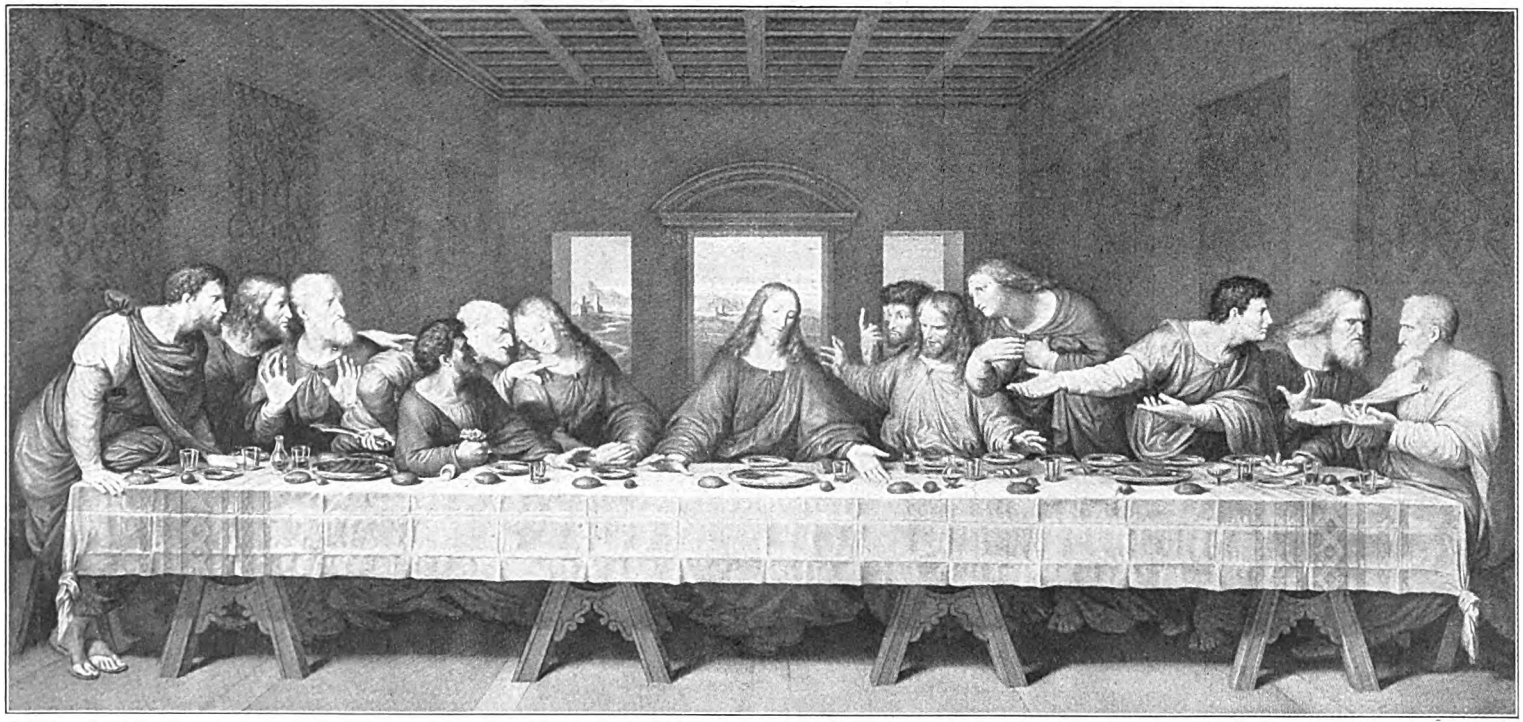
innerung an zweifelnde Gedanken, die in dunklen Stunden in ihm aufstiegen. Sollten sie ihn soweit ab vom Herrn, sollten sie ihn bis zum Verrat führen? „Herr, bin ich es etwa?“ fragt er den Herrn voll innerer Seelenangst. Da er von hinten an den Herrn herantritt, erhebt er den Zeigefinger der Rechten, um die Aufmerksamkeit des Herrn auf sich zu lenken.

Der dritte Jünger dieser Gruppe, der neben dem Herrn sitzende Jakobus d. Ä. fühlt den Vorwurf nicht persönlich, sondern als Mitglied der Genossenschaft. In seiner Gebärde, in der Haltung seiner Arme, dem ins Leere gerichteten Blick spricht sich aus, daß er mit einer inneren Vorstellung ringt, die er nicht fassen kann, mit dem ihm unmöglich erscheinenden, furchtbaren Gedanken, daß einer der Jünger den Herrn verraten soll.

Bei Thomas hat Morghen die linke Hand, die auf dem Tisch Halt sucht, weggelassen und daraus einen überzähligen Teller unter der linken Hand von Jakobus d. Ä. gemacht. Es wird dadurch der Eindruck, welchen die Jakobus und Thomas abgeschwächt.

In einer dreifach verschiedenen Weise beziehen die Jünger Thomas, Jakobus d. Ä. und Philippus den Vorwurf des Herrn auf sich. Philippus weiß sich von Schuld frei. Beteuernd legt er beide Hände auf seine Brust. Er findet in seinem Herzen keine Spur eines unlauteren Gedankens, aber er will aus dem Munde des Herrn selbst die Bestätigung hören, daß ihn der furchtbare Vorwurf nicht trifft. Den Gegensatz bildet Thomas, der Zweifler und Grübler. Er hat sich langsam von seinem Platz zwischen Jakobus d. Ä. und Philippus erhoben und ist um Jakobus herumgegangen. Seine Linke stützt sich noch auf den Tisch. Sie ist auf dem Original zwar wahrscheinlich schon früh verschwunden, aber noch auf verschiedenen alten Kopien zu sehen. Thomas braucht bei seiner seelischen Erschütterung einen äußeren Halt. Denn ihn durchzuckt die Er-

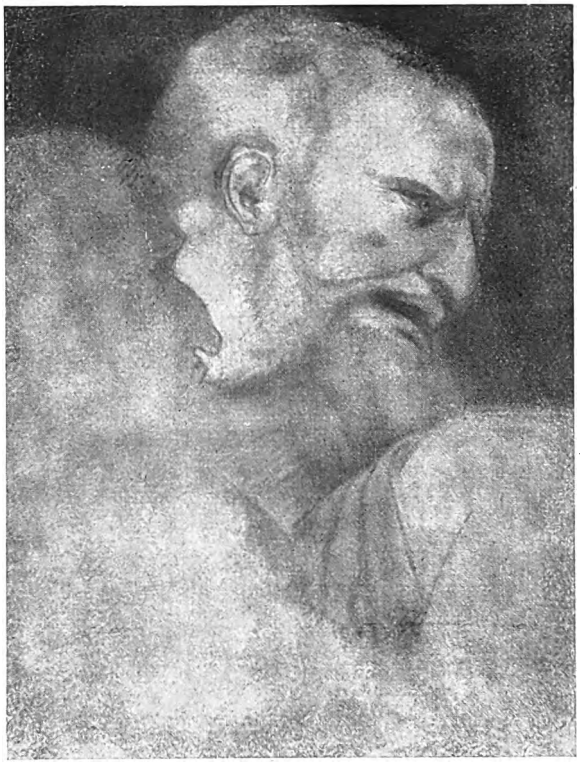
Digitized by Google



Leonardos Wandgemälde: Das Abendmahl. Nach dem Stich von Raphael Morghen. 1800 erschienen

Bartholomäus, Andreas, Jakobus d. J.	Judas, Petrus, Johannes	Christus	Thomas, Jakobus d. A., Philippus	Matthäus, Thaddäus, Simon
Gruppe der Ahnenden	Gruppe der Wissenden		Gruppe der Fragenden	Gruppe der Überlegenden

Digitized by Google



Petrus. Kopie nach Leonardo. Kreidezeichnung im Museum zu Straßburg i. E.

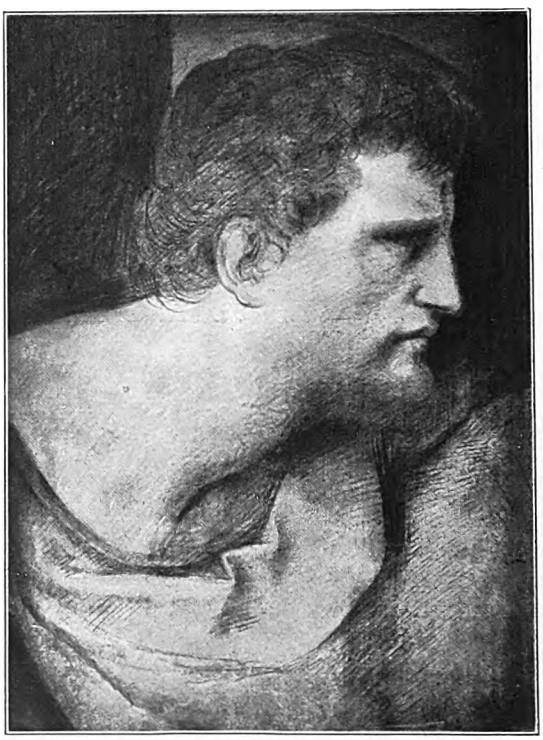
*

Unten rechts: Bartholomäus. Kopie nach Leonardo. Pastellzeichnung im Schlosse zu Weimar

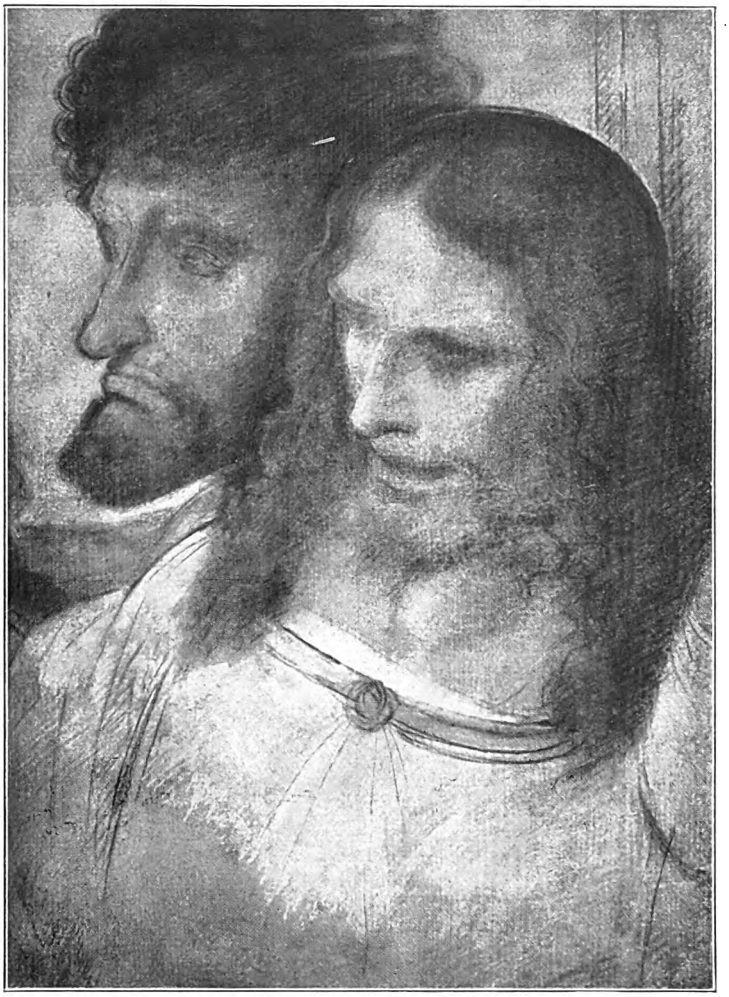
zusammengebrochene Gestalt des Thomas machen soll, abgeschwächt.

Die Jünger der drei anderen Gruppen bewegt die Frage: Wer unter den Mitjüngern kann gemeint sein? Dabei tritt bei der Gruppe am Ende der rechten Tafelseite, die, wenn man von links nach rechts geht, aus den Jüngern Matthäus, Thaddäus und Simon besteht — die Namen der Jünger sind auf einer alten Kopie in der Pfarrkirche von Ponte Capriasca bei Lugano angegeben — der Gedanke an Judas noch zurück. Die Gruppe ist sehr verschieden gedeutet worden. Morghen hat gerade die Gebärde des Simon, welche den Schlüssel zum Verständnis derselben gibt, obgleich man sie auf allen alten Kopien findet, unterdrückt. Merkwürdigerweise hat man sie auch später übersehen. Die linke Hand von Simon ist mit der Handfläche nach oben in Brusthöhe erhoben. Die drei mittleren Finger sind halb ausgestreckt. Das sieht man auch bei Morghen. Bei diesem steht jedoch der Daumen nach außen, während er auf den alten Kopien in einer ganz gezwungenen Stellung nach innen zu gebogen ist, so daß er die Spitze des kleinen Fingers berührt. Es ist das eine ganz charakteristische Fingerstellung. Man kommt zu ihr, wenn man bei einer Aufzählung die einzelnen Punkte durch Gestikulationen schärfer hervorheben will. Bei dem erstens, zweitens, drittens streckt man zuerst Daumen und Zeigefinger, dann die Mittelfinger bzw. den Ringfinger aus, schließlich biegt man beim viertens, wie es Simon tut, den Daumen nach dem kleinen Finger zu ein.

Simon hat nun bei der Überlegung, wer wohl der Verräter sei, die Namen von vier Jüngern genannt, die nach seiner Ansicht in Betracht kommen könnten. Er ist jedoch zu keinem bestimmten Resultat gekommen. Die rechte, wie halb nach oben gewandte Hand sagt: Ich weiß nicht, wer es sein soll. Die beiden anderen Jünger sind mit Simon nicht einverstanden; Thaddäus nicht mit dem Ergebnis seiner Erwägungen. Seine Rechte deutet mit



Digitized by Google



Thomas und Jakobus d. A. Kopie nach Leonardo. Pastellzeichnung im Schlosse zu Weimar

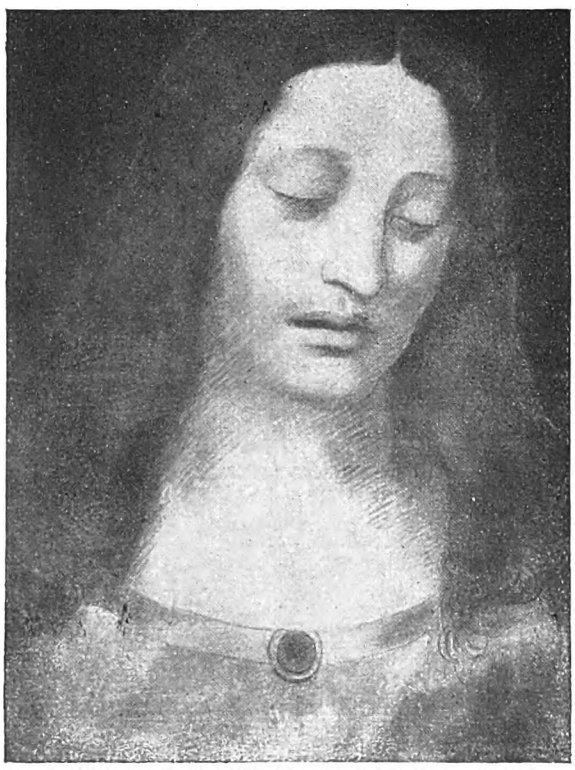
dem stark auswärts gebogenen Daumen verstohlenerweise auf Judas hin. Ihm gilt auch der auf alten Kopien überlieferte schräge Blick seines Auges. Matthäus ist aber in seiner jugendlichen, enthusiastischen Bruderliebe tief darüber erregt, daß die Alten überhaupt in solcher Weise über Brüder zu Gericht sitzen und aburteilen. Er ist aufgesprungen. Seine Linke weist auf den Herrn hin, seine Rechte aber gibt dem Gedanken Ausdruck: Wir wollen das Urteil doch dem überlassen, der allein die Herzen der Seinen kennt.

Während bei den Jüngergruppen auf der rechten Seite der Tafel der Gedanke an Judas nur in der Handbewegung des Thaddäus leise angedeutet wird, beherrscht er die Jüngergruppen auf der linken Tafelseite. Leonardo hat dies in genialer Weise motiviert. Auf allen älteren Darstellungen des Abendmahls sitzt Judas nicht im Kreise der anderen Jünger, sondern ihnen gegenüber allein auf der einen Tafelseite. So hat ihn auch Leonardo in dem Entwurf der Akademie in Venedig dargestellt. Von dieser in der Isolierung ausgesprochenen Ächtung des Judas ist in dem ausgeführten Gemälde nichts mehr zu sehen. Judas nimmt hier sogar einen Ehrenplatz an der Tafel ein. Er sitzt zwischen Petrus und Johannes. Doch hat ihm Leonardo diesen Platz offenbar nur aus kompositionellen Gründen eingeräumt. Bei der Ankündigung

Digitized by Google

des Verrates fährt Judas zusammen und lehnt sich mit seinem Oberkörper über den Tisch, um starr den Herrn anzusehen. Dabei wendet er bei dem ihm von Leonardo eingeräumten Platz allen Jüngern auf der linken Tafelseite, mit Ausnahme von Johannes, den Rücken zu. Es wird damit in dem vorgeschobenen Körper des Judas für diese ein zweiter Mittelpunkt geschaffen, auf den sich ihre Blicke und Gedanken richten mußten. Bei der Beleuchtung des Originals tritt dies noch viel stärker als auf dem Morghenschen Stich hervor. Auf die Schulter und den rechten Arm des Judas fällt dort ein helles Licht und hebt die Gestalt gegen das Dunkel, in welches die Körper der linken Jüngergruppe gehüllt sind, heraus. Die Jünger, denen Judas den Rücken zuwendet, sind (wieder von links nach rechts gezählt) Bartholomäus, Jakobus d. J., Andreas und Petrus. Das erschreckte Zusammenfahren des Judas — er stößt dabei ein Salzfaß um — kann ihnen nicht entgehen und muß notwendig den Verdacht gegen ihn erwecken. Andreas sieht nicht auf den Herrn, sondern auf Judas. Das zeigt deutlich das Original. Es gibt Andreas nicht wie der Morghensche Stich in Profilstellung, sondern läßt noch das ganze linke Auge erkennen. Ist aber der Blick des Andreas auf Judas gerichtet, dann sind seine erhobenen, mit der Handfläche nach außen gerichteten Hände nicht der Ausdruck des Entsetzens über den angekündigten Frevel, wie man seit Goethe allgemein annahm, sondern des Abscheus vor dem vor ihm sitzenden Frevler. Damit ist eine von der üblichen Deutung wesentlich verschiedene Auffassung der ganzen Gruppe gegeben, bei der auch die Bedeutung der Figur von Jakobus d. J., die den Auslegern viel Not gemacht hat, sofort ins hellste Licht tritt. Jakobus beabsichtigt offenbar, den erregten Andreas, dem er, um ihn niederzuhalten, seine Rechte auf die Schulter legt, zu beruhigen. Zugleich greift seine Linke nach Petrus herüber. Es wird damit seine Übereinstimmung mit Petrus zum Ausdruck gebracht. Auch er will, ehe er an den Verrat des Bruders glaubt, erst die Entscheidung des Herrn hören. Morghen hat auch hier das Urteil irregeführt. In der Profilstellung des Andreas ist er allerdings nur der Kopie von Castellazzo gefolgt. Aus ästhetischen Gründen hat er aber auch die Bewegung der Rechten des Jakobus unterschlagen oder wenigstens nur so leicht angedeutet, daß man sie in der Regel kaum bemerkt und bei der Deutung der Gruppe nicht genügend berücksichtigt hat.

In Bartholomäus, dessen Gestalt sehr verschieden aufgefaßt worden ist, stellt Leonardo den Jünger dar, welcher das Verhängnis bereits kommen sah. Er hat auch dies in feiner Weise zu motivieren gewußt. Bartholomäus ist, was man bisher nicht beachtet hat, als Schaffner dargestellt. Ein Teil seines Obergewands ist als Schurz über das Untergewand gebunden, da er als Schaffner für die Vorrichtung und Anordnung des Mahles zu sorgen hat. Als solcher hatte er aber auch schon immer mehr als die andern Jünger mit Judas zu tun und Gelegenheit gehabt, seine Schwäche kennen zu lernen. Jetzt stehen vor seinem geistigen Auge alle die beobachteten und vermuteten Fälle der Untreue. Wie tiefem Schmerz auch um den verlorenen Bruder — sieht er das nahen, was ihm schon immer auf der Seele lag.



Christus. Kopie nach Leonardo
Kreidezeichnung im Museum zu Straßburg i. E.

Doch handelt es sich bei ihm wie bei Andreas und Jakobus d. J. nur um eine Ahnung, wenn sie auch bei ihm längst aufgetaucht war. Anders bei Petrus. Er war der nächste Nachbar von Judas. Als dieser bei der Ankündigung des Verrates zusammenschrak und mit starrem Blick, die Linke in krampfhafter Abwehrbewegung gegen den Herrn vorschiebend, nach diesem herumfuhr, durchzuckte es wie ein Blitz seine Seele: Kein anderer als Judas ist der Verräter. Er weiß jetzt, daß er es ist, aber er hat den brennenden Wunsch, daß er es nicht sein möchte. Wir haben

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sinne verstanden — festzustellen sucht, ergibt sich eine klare Disposition des Ganzen, die man bei Leonardo erwarten muß, aber bei den bisherigen Deutungen der einzelnen Gruppen nicht finden konnte. Wir können jetzt in Thomas, Jakobus d. Ä. und Philippus die Gruppe der Fragenden, die dem Matthäuswort: „Herr, bin ich's?" entspricht, von den Gruppen der Überlegenden (Simon, Thaddäus, Matthäus), der Ahnenden (Bartholomäus, Jakobus d. J., Andreas) und der Wissenden (Judas, Petrus, Johannes) unterscheiden. Diese letzten drei Gruppen erschüttert die Lukasfrage, wer unter ihnen es wohl wäre, der das tun würde. Für sie ist in Judas ein zweiter Mittelpunkt, auf welchen sich ihre Gedanken richten, gegeben; doch gleiten dieselben wieder auf den Herrn zurück, indem auch sie schließlich bei ihm die letzte Entscheidung auf die sie bewegende Frage suchen. Es wird das äußerlich, wie schon Goethe bemerkt hat, durch die Gebärde des Matthäus und auf der linken Seite durch die Handbewegung des Petrus und die nach Petrus ausgestreckte Linke von Jakobus d. J. angedeutet. So ist trotz der Mannigfaltigkeit der Motive doch die Einheit des Ganzen gewahrt. Die Bewegung geht vom Herrn aus, bricht sich an dem zweiten Mittelpunkt, aber flutet wieder zum Herrn zurück, so daß dieser der alles beherrschende Mittelpunkt bleibt.

Die zweite Frage ist nun, ob wir die große Leonardosche Komposition nicht nur in Gedanken rekonstruieren, sondern auch in der Leonardoschen Form wieder erneuern können. Reicht dazu das vorhandene Material aus?

Die wunderbare Beleuchtung, die auf keiner der alten Kopien wiedergegeben ist und auch im Morghenschen Stich vollständig fehlt, ist glücklicherweise im Original noch vorhanden. Auch die Gebärden der Jünger, welche bei Leonardo eine so deutliche Sprache reden, sind da, wo das Original zerstört ist, mit Hilfe der alten Kopien, die freilich nur mit Kritik benutzt werden dürfen, wieder in richtiger Form herzustellen. Vor allem handelt es sich aber darum, ob wir die Gesichtszüge von Christus und den Aposteln, die auf dem Original völlig verdorben und in den alten Öl- und Freskokopien ganz mangelhaft wiedergegeben sind, in ihrer durchgeistigten Schönheit und ergreifenden Lebenswahrheit wieder erneuern können. Es kann das nur mit Hilfe der Weimarschen und Straßburger Kartons und der Leonardoschen Studienblätter geschehen. Nur an sie können wir uns halten. Reichen sie dazu aus? Oder vielmehr: Inwieweit reichen sie dazu aus? Denn darüber müssen wir uns von vornherein klar sein, daß sie uns bei einzelnen Gruppen imstich lassen. Das gilt besonders für die Apostel der rechten Tafelseite.

Gehen wir wieder von der Gruppe Jakobus d. Ä.—Thomas—Philippus zur Linken des Herrn aus. Für Jakobus d. Ä. haben wir ein Studienblatt von der Hand Leonardos in der Windsorsammlung und eine Kopie in der Reihe der Weimarschen Apostelköpfe, beide von ergreifender Schönheit. Die Weimarschen Apostelköpfe sind von sehr ungleichem Wert. Der Kopf von Jakobus d. Ä. gehört jedoch zu den besten der ganzen Reihe. Der Ausdruck desselben entspricht vollständig den Gedanken, von welchen Jakobus d. Ä. nach dem oben Gesagten beherrscht ist. Es ist eine qualvolle innere Vorstellung, die ihn tief erschüttert. Die Augen sind eingefallen und dunkel umrändert. Tiefster Gram liegt um den geöffneten Mund. Es ist als hörte man ihn sprechen: Einer von uns?! Aber das ist ja gar nicht möglich! Zur Kontrolle haben wir das Studienblatt Leonardos. Statt des gereiften Mannes zeigt es uns einen Jüngling. Auch bei ihm kommt aber nur der Schmerz über den Verrat und den Vorwurf, daß ein Jünger der Verräter sein soll, zum Ausdruck. Nehmen wir, wie wir nach dem Original müssen, an, daß es die Absicht Leonardos war, in dem ausgeführten Gemälde den fassungslosen Schmerz des Jünglings in die tiefe Ergriffenheit des gereiften Mannes umzuwandeln, so gibt das Weimarsche Blatt zweifellos den echten Leonardo wieder, denn diese Umsetzung ist mit einer Meisterschaft vollzogen, wie es nur ihm möglich war.

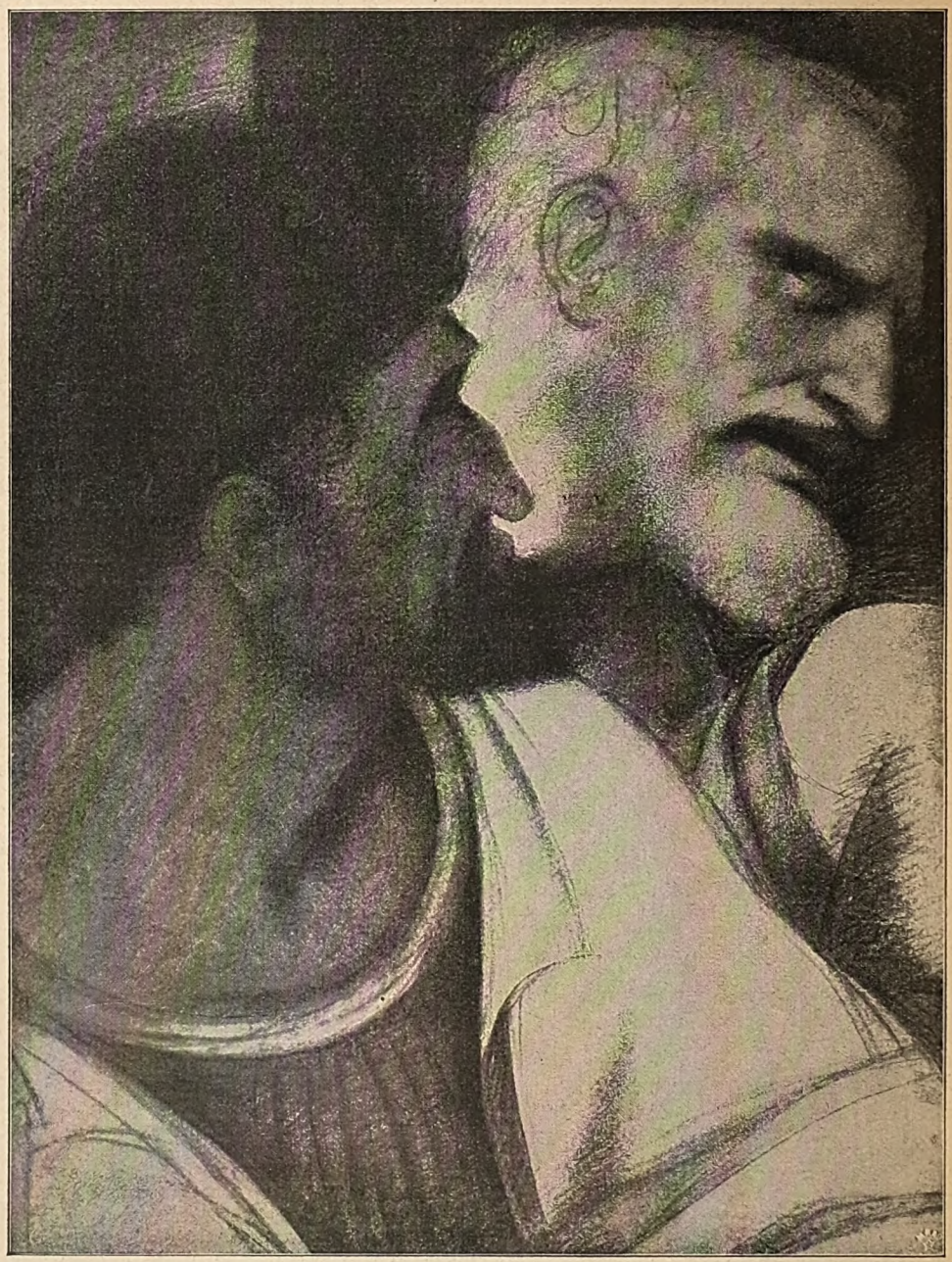
Auch für Philippus haben wir eine entzückende Leonardosche Studie der Windsorsammlung und ein Weimarsches Blatt. Letzteres zeigt, daß Leonardo auch beim Philippus in dem ausgeführten Gemälde den jugendlichen Typus der Studien nicht beibehalten hat. Doch erscheint hier das Weimarsche Blatt gegenüber der Studie, in welcher schwärmerische Jüngerliebe den rührendsten Ausdruck gefunden hat, besonders in der oberen Partie des Gesichtes leblos und stumpf. Der nachschaffende Künstler würde hier nicht nur abzuschreiben haben. Er müßte vielmehr suchen, dem Philippus des Weimarschen Blattes etwas von dem warmen Leben der Studie einzuhauchen.

Noch schlechter sind wir bei der dritten Gestalt dieser Jüngergruppe, bei Thomas gestellt. Hier haben wir außer dem Original und den alten Öl- und Freskokopien nur das Weimarsche Blatt. Der Kopf des Apostels Thomas ist auf ihm mit dem von Jakobus d. Ä. vereinigt. Er entspricht aber in keiner Weise der Situation, die sich uns aus der ganzen Komposition und der Haltung und Gebärde des Thomas ergab. In der vorgeschobenen Unterlippe liegt ein Trotz, der besser mit den gewöhnlichen Auffassungen des Thomas übereinstimmt, nach welchen dieser entweder dem Herrn einen Vorwurf machen soll, weil er einem Jünger einen solchen Verrat zutraut, oder den Judas wegen seines Verrates bedroht.

Es tritt hier die Frage an uns heran, welches Gewicht wir den Weimarschen Kartons beizumessen haben.

Sie sind am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgetaucht, nicht lange nach dem Erscheinen

Digitized by Google



Judas und Petrus. Kopie nach Leonardo. Pastellzeichnung im Schlosse zu Weimar

des Morghenschen Stiches. Der Prinz von Oranien kaufte sie auf. Durch Erbe kamen sie dann an seine Tochter, die Großherzogin Sophie von Weimar. Sie galten merkwürdigerweise zunächst für echte Handzeichnungen Leonardos. Dagegen spricht aber schon die auf ihnen angewandte Strichmanier. Leonardo war ein Linkser; er führte den Strich von links oben nach rechts unten. In neuerer Zeit hält Hoerth sie für Fälschungen nach der Reihe der Köpfe der Apostel und des Herrn von Antonio Boltraffio, die im Anfang des 19. Jahrhunderts noch vollständig vorhanden waren, während wir jetzt von ihnen nur die sechs sogenannten Straßburger Kartons besitzen. Für die Hoerthsche Auffassung spricht

Digitized by Google

schon der Umstand, daß die Bildausschnitte der Straßburger und der Weimarschen Kartons bei Jakobus d. J., Johannes und Petrus fast vollkommen übereinstimmen. Die kleinen Abänderungen dienen augenscheinlich nur dem Zweck, die Fälschungen zu verdecken.

Besonders ausschlaggebend scheint mir jedoch das Blatt mit dem Kopf des Johannes zu sein. Was hier auffällt, ist die Wiedergabe der auf der Brust des Johannes liegenden Hand des Petrus. Auf dem Straßburger Blatt ist sie geradezu wundervoll gemacht; auf dem Weimarschen dagegen verzeichnet und nicht ganz ausgeführt. Es läßt sich dies nur aus der Absicht eines Fälschers erklären, der wollte, daß die Blätter nicht für Kopien, sondern für echte, zum Teil noch unvollendete Entwürfe Leonardos gehalten werden sollten. Da wir von den Boltraffioschen Kopien leider nur die sechs Straßburger Kartons besitzen, würden die Weimarschen Blätter selbst als Fälschungen noch einen hohen Wert für uns haben, wenn sie jene mit Treue wiedergäben. Das ist aber, wie gesagt, nicht der Fall. Zum Teil sind sie ja vortrefflich durchgeführt. Aus diesem Grunde schätzte man sie so hoch ein, als man noch keinen Vergleich mit den Boltraffioschen Kartons anstellen konnte. Im allgemeinen reichen sie jedoch nicht entfernt an diese heran. Für eine Rekonstruktion des Abendmahls sind besonders die Nebenfiguren nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen. Wir können darum auch die Weimarsche Charakteristik des Thomas nicht als maßgebend ansehen; um so weniger, als für sie auch in den alten Kopien keine Anhaltepunkte gegeben sind und die zusammengebrochene Gestalt des Apostels im Original mit ihr in Widerspruch steht.

Wie für die Wiedergabe des Thomas besondere, zuverlässige Unterlagen fehlen, so auch für die Gestalten der Apostel Thaddäus und Simon der Jüngergruppe am rechten Tafelende. Sie sind weder in der Straßburger noch in der Weimarschen Reihe der Apostelköpfe enthalten. Für Simon haben wir nur ein zweifelhaftes Studienblatt Leonardos. Doch geht aus der kompositionellen Bedeutung der ganzen Jüngergruppe hervor, daß auch hier an dem Morghenschen Stich eine Korrektur nach den alten Öl- und Freskokopien vorzunehmen ist. In Simon und Matthäus will Leonardo den Gegensatz von feuriger, enthusiastischer Jugend und illusionslosem Alter zur Darstellung bringen. So kommt in den Jüngerkreis die jugendliche Gestalt des Matthäus mit dem glatten Gesicht und dem vollen Tituskopf herein. Im Gegensatz zu Matthäus ist Simon nach den alten Kopien ein fast bartloser Greis mit hohlen Wangen und hagerem, faltigem Hals; ein Bild des verfallenen Alters. Damit stimmt auch die oben erwähnte Studie überein. Die späteren Kopisten, welche die künstlerische Idee Leonardos nicht verstanden, haben den Gegensatz auszugleichen gesucht, indem sie Matthäus bärtig darstellten und bei Simon die Altersmerkmale durch den Bart zum Teil verdeckten. Den Matthäus hat Morghen richtig wiedergegeben. Bei Simon hat er sich dagegen aus ästhetischen Gründen den späteren Kopisten angeschlossen und, wie so oft, das Charakteristische der formalen Schönheit untergeordnet. Bei einer neuen Rekonstruktion ist hier etwa auf die Darstellung der Pariser Kopie, die von einem Schüler des Marco d'Oggionno herrühren dürfte, zurückzugehen.

Für Matthäus haben wir ein Weimarsches Blatt, das gut durchgearbeitet ist und mir vortrefflich zu der Situation zu passen scheint. Ein Studienblatt Leonardos zur Kontrolle des Ausdrucks fehlt.

Viel günstiger gestaltet sich das Problem einer Rekonstruktion für die Apostel der linken Tafelseite und für den Herrn. Für den Bartholomäus besitzen wir ein sehr gutes Weimarsches Blatt und für die anderen fünf Apostel und für den Herrn die unübertrefflichen Kartons.

Man könnte allerdings hinsichtlich des Weimarschen Bartholomäusblattes in Zweifel sein, ob es der Leonardoschen Auffassung entspricht, da es mit zwei Handzeichnungen Leonardos der Windsorsammlung (Nr. 40 und 23 derselben), die man neuerdings für Studienblätter zum Bartholomäus hält, im Ausdruck und in der Formgebung nicht übereinstimmt. In dem ausgeführten Gemälde muß Leonardo, wenn das Weimarsche Blatt den Bartholomäus richtig wiedergibt, nicht nur von den Modellen der Studienblätter, sondern auch von der Auffassung, die er in ihnen zum Ausdruck brachte, abgegangen sein. Was das Antlitz beherrscht, ist, wie bei den Studienblättern, der Ausdruck des Verstehens. Vor dem geistigen Auge des Bartholomäus steht Judas in seiner verhängnisvollen Entwicklung. Aber neben dem strengen Urteil über seinen furchtbaren Fall regt sich bei ihm nach dem Weimarschen Blatt auch das Gefühl des Erbarmens mit dem unglücklichen Bruder. Davon ist auf den Studienblättern nichts zu sehen. Vielleicht ist der Zug des Wohlwollens auf dem Weimarschen Blatt zu stark betont. Was uns aber doch die Überzeugung aufdrängt, daß wir es bei ihm im ganzen mit der Leonardoschen Schöpfung zu tun haben, ist die wundervolle Durcharbeitung des Kopfes, der in seiner Lebenswahrheit nur auf den Meister selbst zurückgeführt werden kann. Wir fühlen uns bei diesem Blatt wie bei den Straßburger Kartons von Leonardos Geist berührt.

Für die andern Apostel der linken Tafelseite und für den Herrn haben wir die Straßburger Kartons. Sie sind es vor allem, die in uns den Wunsch lebendig werden lassen, daß in einer neuen Rekonstruktion diese Gestalten von innerer Größe und Schönheit neu erstehen. Erst dann ist uns Leonardo wenigstens zum Teil wiedergegeben. Die Morghenschen Gestalten erscheinen uns ihnen gegenüber flach und leer. Wie ganz anders wäre

Digitized by Google

wohl auch der Stangsche Stich ausgefallen, wenn er sie schon hätte benutzen können.

Die Straßburger Kartons sind nicht Handzeichnungen Leonardos, sondern Kopien nach dem ausgeführten Gemälde; aber sie sind gegenüber allen anderen Kopien, die wir besitzen, von einer so überwältigenden Schönheit und eindringlichen Lebenswahrheit, daß Leonardo ihnen nahe gestanden haben muß. Man führt sie darum wohl auf Antonio Boltraffio, den dem Meister am nächsten stehenden und verstehenden Schüler Leonardos zurück. Doch ist das nur eine Vermutung, die sich auf keine bestimmte Angabe stützen kann.

Leider besitzen wir von den ursprünglichen zwölf Blättern nur noch sechs, die W. v. Bode in England entdeckt hat. Sie entsprechen hinsichtlich des Ausdrucks genau der Situation, wie sie sich uns aus den Gebärden der Apostel für die einzelnen Jüngergruppen ergab. Bei dem Apostel Andreas ist von Entsetzen, das ja immer mit dem Moment der Überraschung verbunden ist, nichts zu sehen; ebensowenig bei Jakobus d. J. etwas von fragender Unsicherheit. In dem wundervoll durchgeführten Kopf des Andreas blickt das Auge klar, aber hart und kalt auf den vor ihm sitzenden Frevler. Der festgeschlossene Mund mit der emporgeschobenen Unterlippe, die in Falten gezogene Stirn, der zurückgeworfene Kopf verraten nichts als Verachtung und Abscheu. Den direkten Gegensatz zu ihm bildet Jakobus d. J. Sein tränenumflortes Auge blickt trübe, aber mild. Stille Trauer liegt auf den Zügen. Jakobus braucht nicht erst zu fragen, was der Herr gesagt hat, wie die früheren Ausleger meinten. Er sollte schwerhörig sein und gleichzeitig nach Andreas und Petrus fassen, um von ihnen zu erfahren, um was es sich handle. Was der Herr gesagt hat, steht ihm schon auf dem Gesicht geschrieben. Aber seine Lippen sind leicht geöffnet. Der Mund ist etwas vorgeschoben wie bei einem leisen Vorwurf. Was für ein Vorwurf das war? Diese Gestalt voll himmlischer Milde, dem Herrn so ähnlich, daß die Freunde Leonardos bei ihrem Anblick fragten, woher er denn noch die Schönheit für den Herrn nehmen wolle, nachdem er hier schon so viel Schönheit verschwendet, kann nur den empörten Andreas zu beruhigen suchen. Auf den Lippen liegt ihm die Mahnung: Urteile nicht zu schnell! Es ist dein Bruder.

Ebenso der Situation angepaßt sind die Gestalten der Gruppe Judas—Petrus—Johannes. Bei Petrus ist das, was ihn bewegt, wie wir wissen, nicht fassungsloser Schmerz darüber, daß überhaupt ein Jünger des Verrates fähig sein soll, wie bei Jakobus d. A.; oder Angst um das eigne Seelenheil, wie bei Thomas. Ihn quält der bestimmte Gedanke, daß sein Bruder Judas der Verräter ist. Das ist in der in krause Falten gelegten Stirn, in den zusammengezogenen Augenbrauen, dem gequälten Zug um den Mund mit wunderbarer Meisterschaft wiedergegeben.

Und wie unendlich viel schöner und tiefer ist der Johannes der Straßburger Reihe angelegt als bei Morghen und auf dem Weimarschen Blatt. Mich hat auch früher, ehe wir noch die Straßburger Kartons besaßen, bei dem Johannes von Morghen immer der nichtssagende Ausdruck abgestoßen. Auf dem Straßburger Blatt hat der Ausdruck einer stillen, himmlischen Ergebung von dem Antlitz so vollständig Besitz ergriffen und sich ihm so tief eingeprägt, daß man das Wort der evangelischen Berichterstatter versteht: Er lag an dem Herzen Jesu. Johannes kennt die Wege des göttlichen Ratschlusses und hat von dem Herrn gelernt, sich ihnen still zu fügen. Ich kenne unter allen Werken der bildenden Kunst auch nicht eins, das die Ergebung in den göttlichen Willen in gleich einfacher, die Herzen bezwingender und ergreifender Weise darstellte.

Wie im Johannesblatt der Straßburger Reihe das unmittelbare Einssein mit dem Herrn, tritt uns im Straßburger Judas das äußerste Fernsein von ihm entgegen, wie es nach dem Gedanken der Komposition sein soll, ohne daß jedoch Judas als Verbrecher dargestellt wäre. Es kehrt auf ihm wohl der stark entwickelte Margo supraorbitalis und der muskulöse Hals der Verbrecherstudie wieder. Doch sind die Gesichtszüge nicht unedel. Was in ihnen vor allem ausgeprägt ist, ist die Abwendung von dem Herrn und der Trotz gegen ihn. Wie das schon in der krampfhaften Abwehrbewegung der linken Hand zum Ausdruck kam, so hier in dem starr und feindselig auf den Herrn gerichteten Blick und der trotzig aufgeworfenen Lippe. Die eingefallenen Wangen, das ganze unglückliche Aussehen der Erscheinung kennzeichnen ihn als das Kind des Verderbens, das einst von dem Herrn miterwählt war, aber jetzt nicht mehr in den Kreis der Jünger gehört.

Das Herrlichste aber, was uns die Straßburger Kartons bieten, was ihre Auffindung durch W. von Bode zu einem der glücklichsten Ereignisse der neueren Kunstgeschichte macht, ist, daß sie uns den Leonardoschen Christus wiedergeben. Bei ihm hatten die alten Kopisten vollständig versagt. Sie waren ganz außerstande gewesen, die göttliche Schönheit und Hoheit, welche Leonardo in die Züge desselben gelegt hatte, uns zu überliefern. Das Menschliche, das nach Goethe noch in der berühmten Leonardoschen Studie zum Christus, welche die Brera in Mailand besitzt, so stark hervortritt, ist auf dem Straßburger Blatt ausgelöscht. Und doch ist das Antlitz nicht leer. Je länger wir es beobachten, desto mächtiger wird der Eindruck. „Die Züge, die erst weiblich erscheinen, nehmen bei näherem Beobachten eine Größe, eine göttliche Schönheit und Hoheit an wie bei keinem andern Christuskopf. Was wir sehen, ist der leidende Gottessohn. Wir können der Legende glauben, die von Leonardo berichtet, daß er gezittert habe, so oft er den Pinsel ansetzte, um das Antlitz des Herrn zu malen. Das Überirdische und Göttliche tritt besonders hervor,

Digitized by Google

wenn wir es mit dem des Johannes vergleichen. Das Bild von Johannes rührt und ergreift, das des Herrn erschüttert und verfolgt uns. In der breiten Fläche seiner Stirn und seiner Wangen, den großen, von den Lidern fast bedeckten Augen, dem halb geöffneten Mund liegt etwas Machtvolles und zugleich eine unendliche, die Herzen bezwingende und sie erschütternde Traurigkeit. Die Trauer gilt auch dem verlorenen Kinde vom Hause Israel. Wir haben die Empfindung, daß aus den vom Verräter abgewandten Augen, wenn sie sich öffnen, noch ein Strahl erbarmender Liebe hervorbrechen und den Judas treffen wird.

Gelingt es, die herrlichen Bausteine, die wir jetzt in den Händen haben, bei einer Rekonstruktion des Abendmahls in richtiger Weise zu verwenden, so dürfen wir hoffen, eine Nachbildung des großen Meisterwerkes, das nur von den größten eines Raffael und Michelangelo erreicht, von keinem übertroffen wurde, zu erhalten, in dem der Geist Leonardos wieder zu uns spricht. Die Straßburger bzw. Weimarschen Kartons und die Handzeichnungen Leonardos sind ja nicht nur das Material, mit dessen Hilfe wir die kompositionelle Idee Leonardos, wie sie sich bei einer kritischen Vergleichung des Originals und der alten Fresko- und Ölkopien ergibt, in leonardesker *Form* wieder neu erstehen lassen können, sie bringen auch jene Idee zum klarsten Ausdruck. Die Dunkelheiten, welche bei dem Morghenschen Stich stören und die Wirkung des Ganzen nicht zur vollen Geltung gelangen lassen, kämen bei einer Rekonstruktion, die unter den oben dargelegten Gesichtspunkten vorgenommen würde, ganz in Wegfall. Der Betrachter würde dann unter dem unmittelbaren Eindruck einer geschlossenen Komposition stehen und wäre imstande, auch die wunderbar feine Gliederung derselben zu erfassen. Wir haben oben nur ihre Hauptlinien angegeben. Sie ist aber bis ins einzelste durchgeführt. So ist z. B. in jeder Gruppe das ihr zugrunde liegende Motiv in gegensätzlicher Wendung dargestellt. Die Gegensätze werden dabei durch die äußeren Glieder jedes Dreierverbandes gebildet. Es können, wie wir sahen, Philippus und Thomas durch die beiden Fragen: „Ich bin's doch nicht?“ und „Bin ich es etwa?“ charakterisiert werden. Beide fragen, aber sie fragen mit sehr verschiedener Zuversicht; der eine in der sicheren Hoffnung auf eine freisprechende Antwort des Herrn; der andre in innerer Seelenangst, daß er gemeint sein könne. Ebenso gehen aber auch Beziehungen von einer Jüngergruppe zur anderen, Ähnlichkeiten und Gegensätze, teils in symmetrischer, teils in verschränkter Anordnung. In den beiden mittleren Jüngergruppen stehen sich symmetrisch Jakobus d. Ä. und Petrus gegenüber. Sie sind die Mittelglieder der beiden Gruppen. Beide sind von Schmerz erfüllt; Jakobus d. Ä. darüber, daß *ein Jünger* den Herrn verraten soll; Petrus, daß es *der Jünger* des Herrn ist. Bei den andern Jüngern der beiden Gruppen sind die Beziehungen verschränkt. Es stehen sich gegenüber Philippus und Johannes, Judas und Thomas; Philippus und Johannes, sich beide von Schuld frei wissend, der eine, weil er sein Herz, der andre, weil er den Ratschluß Gottes kennt; Judas und Thomas, beide schuldbewußt, der eine verstockt, der andre in tiefer Reue. Diese Beziehungen lassen sich durch alle Gruppen und zwischen alle Gruppen durchführen. Dadurch ist aber eine Fülle von Motiven gegeben, die den Eindruck eines unerschöpflichen Reichtums macht und doch nicht verwirrt, weil die einzelnen Motive gewissermaßen nur Klammern der Komposition bilden, deren verschiedene Teile sie zusammenhalten.

Die seelische Verfassung der zwölf Teilnehmer am heiligen Mahle leuchtet dabei in immer neuen Reflexen auf, ähnlich den Fassetten eines Brillanten, auf den von verschiedenen Seiten Licht fällt.

Eine noch höhere Bedeutung erhält die neuerschlossene Disposition dadurch, daß bei ihr das Verhalten der Apostel erst auf der sittlichen Höhe erscheint, die wir in der Stunde des Abendmahls bei ihnen erwarten müssen. Ihre Gedanken richten sich auf Judas nicht nur in Entrüstung, sondern auch in brennendem Schmerz erbarmender Bruderliebe (Petrus, Bartholomäus); sie wollen nicht urteilen, bevor der Herr selbst gesprochen hat (Matthäus, Jakubus d. J.).

Doch bleibt vom künstlerischen Standpunkt aus angesehen die Hauptsache, daß uns eine neue Rekonstruktion wenigstens für sechs Gestalten die wunderbaren Konzeptionen des Meisters selbst bringen kann.

Eine Rekonstruktion in einem neuen Kupferstich hat jetzt allerdings, wie auch Herr Geheimrat von Seidlitz bei einer Besprechung, die ich mit ihm über diesen Gegenstand hatte, meinte, wenig Aussicht auf Verwirklichung. Welcher Künstler soll sich unter den heutigen Verhältnissen einer solchen Aufgabe unterziehen, deren Ausführung Jahre des Lebens in Anspruch nimmt! Aber sollte nicht eine Nachbildung von den gegebenen Gesichtspunkten aus und mit Benutzung der jetzt vorhandenen Hilfsmittel möglich sein, die dann durch die modernen einfacheren Reproduktionsverfahren vervielfältigt werden könnte? Doch unser Wunsch geht noch weiter. Die Verwirklichung eines Ideals würde es für jeden Bewunderer Leonardoscher Kunst bedeuten, wenn eine reiche Kirchengemeinde sich getrieben fühlte, sein Abendmahl in einer Kirche oder in einem kirchlichen Versammlungssaal wieder in alter Herrlichkeit erstehen zu lassen. Gerade darum habe ich meinen Aufsatz in einer vielgelesenen Monatsschrift veröffentlicht, um dazu anzuregen. Der Auftrag müßte freilich einem kongenialen Künstler übertragen werden von den für die Reproduktion erforderlichen Eigenschaften eines Lenbach. Stümperhafte Kopien haben wir genug.

Digitized by Google

Heilige Erde

Erzählung von Gustav Renker

Am Ostermorgen hatte der Bauer Josef Obiger einen seltsamen Fund gemacht. In jenem Jahr, da die Silvesternacht staubtrockene Wege und braunverdorrte Felder antraf, da sich aber am Ostersamstag über dem Tödi schweres Gewölk zusammenzog und nachts ein großes Brausen und Rauschen in den Wäldern war von ungeheurem, schier unerschöpflichem Schneefall. Als Josef Obiger des Morgens ins Freie wollte, konnte er die Türe nicht öffnen, und, nachdem er durch das Fenster gekrochen war, sah er, daß vor der Haustüre der Schnee meterhoch lag. Dicht zusammengepreßt, wie er nachts vom steilen Dachgiebel herabgepoltert war. Das Gehöft des Obiger lag hoch über der Furche des Glarnertales am Hange des Frohnalpstock, war einsam in die träumenden Weiten der Forste begraben und ein kleines Königreich, in dem Josef Obiger und seine Frau Marie die unbestrittenen Herrscher waren. Nur die alte, taube Magd, die Ida, geisterte um das Ehepaar herum, lautlos und stets fast unhörbar in weichen Filzschuhen dahergleitend. Etliches Vieh rasselte im Stall, und Hühner lärmten auf dem Hofe. Dann jaulte Eli, der Hofhund, zur Vollmondzeit in die Stille der großen Entrücktheit dieses Hauses. Das war alles Leben, das vom Obigerhof vorlaut in die feierliche Einsamkeit der Berge rollte. So war über die beiden Menschen Josef und Maria viel Ruhe, viel Gleichmäßigkeit und viel Einerlei von Tagaus und Tagein gegossen, und sie vergaßen darüber fast, daß sie vor nicht allzuviel Jahren geheiratet hatten, weil es sie aneinanderdrängte wie zwei Fichten, deren Wipfel der Sturm zum Kusse zwingt.

Josef Obiger also stieg durch das Fenster ins Freie, brummte einen Fluch, da ihm der Schnee die Haustüre vernagelt hatte, und wollte sich in die Scheuer begeben, um die große, holzgeschnitzte Schneeschaufel zu holen. Im Stalle klirrte das Vieh an der Kette und brüllte vor Hunger.

Die Schneewolken waren in der Frühsonne verflossen, und nur nordwärts, über der Ebene von Näfels, lag noch ein weites, flaumiges Meer, aus dem Felsen wie goldene Ruinen aufwuchsen. Auch an des Tödi weißer Riesengestalt hing eine Kappe von grauem Flor, tief und mürrisch bis zu den Geröllfeldern herabgezogen. Vom Wiggis glitt eben eine Laue herab, als würde ein weißes Tuch blitzschnell in die Tiefe geschleudert, und zerriß unten in feine, aufwirbelnde Flocken. Die Sonne war schon wieder lebendig und stark, furchte den Schnee mit tausend heißen Nadeln, und allerwegen rannen zwischen ihm und dem Bodengrund die Wässerlein talab.

Das alles sah Josef Obiger und freute sich darüber, denn er hatte ein unerklärliches, warm aufwallendes Gefühl, ob er von der hohen Warte seines Hofes weg in die Weite der Berge und Täler sah, oder ob er nach der düsteren Gefangenschaft des Winters den ersten, grünen Halm erblickte, der zwischen Steinritzen geboren wird. Aus allem, was um ihn war, wuchs, blühte und verstarb, kam eine leise, sehnsüchtige Verträumtheit über den Bauer, die er scheu hütete, und von der auch Marie nichts wissen durfte. Denn sie war arbeitsam und herbe, sah in dem Schaffen um Haus und Feld nur Pflicht und fand nie den Weg zu den seligmachenden Schönheiten der Bauernarbeit.

Als deshalb im Hause Mariens Stimme laut wurde, die der alten Ida vergeblich eine Anweisung in die Ohren schrie, zuckte Obiger zusammen und wandte sich, durch den Schnee stampfend, der Scheune zu, wo die Arbeitsgeräte lagen. Auf dem Wege dahin aber machte er neuerdings halt, denn auf dem Bänkchen an der Sonnenseite des Hauses kauerte eine Gestalt. In viele, buntfarbene Tücher gehüllt, wie man sie hierzulande nie trug; aus den Tüchern sah ein feines, schwarzhaariges Köpfchen hervor, und darunter glänzte im jungen Sonnenlichte ein Gesicht, das so weich war wie der Schnee, der über die Gestalt hin verstreut lag. Josef Obiger tat einen raschen, sehr erschrockenen Atemzug und nahm dann den Hut vom Kopf, hielt ihn zwischen die gefalteten Hände und näherte sich scheuen Trittes der Gestalt. Er glaubte nämlich, daß ein Mensch mit einem so linnenweißen Gesichte bestimmt tot sein müßte, und es regte sich bei diesem Gedanken in ihm die Ehrfurcht und rätselbange Scheu des Bauern vor dem Ausgange alles Lebens.

Nachdem er ein kurzes Sprüchlein, wie derlei das Landvolk stets auf den Lippen bereit trägt, gebetet hatte, rührte Josef Obiger mit sehr scheuer und zarter Bewegung an der Schulter des Wesens, glitt dann mit der Hand längs des schmalen Halses hin und stützte den seitwärts gesunkenen Kopf auf. Die schwarzen, nur lose gesteckten Flechten

Digitized by Google

fielen durch die Berührung nieder und lagen inmitten des hellen Schnees über Schultern und Oberleib des jungen Weibes, so daß es aussah, als hätte dieses einen Mantel an, in den die Gegensätze von Schwarz und Weiß denkbar scharf hineingewebt seien. Wieder erschrak der Bauer, löste die Hand von dem Kopfe, der so klein und schmal war, daß er in des Mannes breiter Hand wie in einer Schale ruhte, und trat einen Schritt zurück. Endlich aber kam ihm über dem Staunen und seltsam Fremdem, das dieses Bild in ihn gegossen hatte, die Notwendigkeit des Augenblicks zum Bewußtsein; er hob die Fremde empor, so daß ihre Schenkel auf seiner linken Hand ruhten, während die Rechte die Schultern umspannt hielt. Und watete mit dieser Last der Haustüre zu. Es schien ihm aber, während er so gleichmäßig und mühsam hinging, als ob aus dem kalten, willenlosen Körper des fremden Weibes eine drängende, siedende Flut, ein geheimnisvoller Strom von Wärme auf ihn übergehe. Die Last ward ihm zu schwer, obzwar sie bedeutend leichter war als die vollen Tragkörbe, die er zur Sommerzeit von der Staffelalp niederschleppte; doch kam das Gewicht weniger in seinen stahlzähen Armen zur Geltung, als vielmehr in einer Benommenheit und Müdigkeit des Kopfes, gleichsam als hätte Josef Obiger zu viel Weines genossen und ginge nun die Straße hin in der beseligend-bekümmerten Zweiteilung seines Wesens, ätherleicht und erdenlos in der mechanischen Bewegung, alles Denken aber in einen unablässig rollenden, kreisenden Klumpen gebannt. Dabei wuchs mehr und mehr eine unerklärliche Angst in ihm auf, die er bisher noch nie an sich erlebt hatte. Aus diesem Gefühl heraus wurde der Wunsch nach der Stimme, nach irgendeiner, wenn auch bedeutungslosen Äußerung in ihm übermächtig, und er rief zweimal laut und dringend nach seiner Gattin.

Marie Obiger wollte anfänglich zur Haustüre heraus treten und schalt, als sie diese verschlossen fand. Da sie nun schließlich am Fenster erschien, stand bereits Josef dort und erklärte ihr mit wenigen Worten die Herkunft seiner sonderbaren Last. Alsogleich schoß das warmherzige Empfinden, das unter Mariens rauher Oberfläche lauerte wie eine Knospe im dürren Aste, auf, und sie bemühte sich, den Körper des jungen Weibes durch das Fenster in das Innere des Hauses zu heben. Dabei erwachte die Fremde aus ihrer Starrheit, ein heftiges Zittern lief durch den geschmeidigen Leib, und die Augenlider hoben sich mühsam auf und nieder, als hätten sie noch nicht die Kraft, aus eigenem Willen dem Schauen geöffnet zu sein. Und plötzlich, als sich das Wesen in den Händen zweier Menschen emporgehoben sah, brach sie in schluchzendes, klägliches Weinen aus und schrie gellend auf. „Meine Geige! Meine Geige!“ Es lag ein so leidenschaftlicher Schmerz in diesem Rufe, daß Josef Obiger sofort wieder zu dem Hausbänklein ging und im Schnee nach dem verlorenen Instrument zu suchen begann. Er fand es unweit des Platzes, auf dem die Fremde gesessen war, klopfte sehr behutsam und andachtsvoll den Schnee aus den Schallöchern, wobei aus den Saiten ein voller, tiefer Ton aufweinte, wie ihn Josef Obiger auch beim sonntäglichen Gottesdienst unten zu Glarus nie von der Orgel gehört hatte. Der Bauer, in dessen wortkargem, verschlossenem Wesen viel geheime Musik war, versuchte diesen Ton mit der Tiefe seines Basses nachzusummen, aber er traf die vielerlei Schwingungen nicht, daraus dieser Klageruf der sterbenden Geige gebildet war. Er schüttelte verwundert den Kopf und begann, nun einmal mit seinem Interesse an das gefundene Instrument gefesselt, an den einzelnen Saiten zu zupfen, ohne etwas anderes zu erzielen als ein ziemlich klägliches und mißtöniges Gezirpe. Auch als er den zur Geige gehörigen Bogen gefunden hatte und damit die Saiten zu streichen begann, kamen üble, tief und hoch winselnde Töne zum Vorschein, die nicht im entferntesten an den seltsamen Klang erinnerten, den das Instrument beim Abklopfen des Schnees gegeben hatte.

Vielleicht hätte Josef Obiger noch eine lange Weile versucht, dem Geheimnis der Geige auf die Spur zu kommen, wenn nicht vom Hause her die laute Stimme seiner Frau ihn emporgerissen hätte. Wo er denn so lang verweile? Er möge endlich den Schnee von der Haustüre abschaufeln und vor allem dem Mädel die Geige bringen. Sie heule danach, als sei ihm sein Muetti verloren gegangen. Etwas beschämt, als sei er bei einer töricht kindischen Sache ertappt worden, legte Josef das Instrument auf ein trockenes Mauersims und warf mit etlichen armgewaltigen Bewegungen den Schnee von der Haustüre.

In der überheizten, dunstigen Wohnstube lag die Fremde teilnahmlos und leise vor sich hinweinend auf dem Ruhebett. Als Obiger eintrat, warf sie rasch den Kopf herum und erblickte in seinen Händen die Geige. Mit einem scharfen Ruck hob sie den Oberkörper auf, dem Eintretenden entgegen, und streckte die Arme nach ihm aus. „Meine Geige — o cara mia!“ Hielt dann das wiedergefundene Instrument an der Brust gleich einem kleinen Kinde und schien halblaute Zwiesprache mit ihm zu führen. Die Lippen be-

Digitized by Google

wegten sich leise, und hier und da klang das Murmeln einer fremden, unsagbar weichen Sprache zu den beiden Bauersleuten.

„Sagt doch endlich, wer Ihr seid, woher Ihr seid," brach Marie das Schweigen.

Die Fremde sah zu ihr auf. Unter dem dunklen Haar waren zwei stahlblaue, lebhafte Augen, die unstet von einem zur anderen gingen. Wie Schwalben, die ihr Nest verloren haben und es nun, zwischen hohen Mauern hin und her schießend, suchen.

„Ich bin die Angelina Calloni aus Rovereto — weit, weit hinter Euren Bergen. Aus Rovereto, wißt Ihr, das in Österreich liegt und dessen Seele italienisch ist. Dort ist jetzt der große Krieg — vielleicht hört Ihr von Euren Bergen aus das Schießen, ganz von ferne und wie ein Gewitter jenseits der Grenze. Der Krieg — o Dio mio!" Sie schauerte zusammen und senkte den Kopf, als fürchte sie sich vor einem Streich, der von irgendwoher, aus einer Ecke des dunklen Zimmers, gegen sie geführt würde. „Ihr wißt nicht, was das ist — der Krieg! Ihr kennt keine brennenden Häuser, keine faulenden Leichen auf den Straßen, aufgedunsene Pferdekörper in den Gräben." Sie ballte die kleinen Fäuste, und aus den Augen flammte eine Lohe von Wut und Haß. „Den Vater haben sie aufgehenkt, an einem Baum — und er war ein Italiener, wie wir alle. Wollte nichts anderes sein. Ist es ein Verbrechen, das sein zu wollen, was man ist? Da war ich dann allein, ganz allein. Ein Tenente kam in mein Haus und stürzte sich über mich wie ein toller Hund. Ich habe die Wasserflasche an seinem Schädel zerschlagen, daß er brüllend hinstürzte. Und dann lief ich, lief und lief. Quer durch die Berge wie ein gehetztes Wild. Weiß nicht, wie ich durch die Kette der Soldaten gekommen bin, wie ich durch die Lawinengänge den Weg gefunden habe. Immer durch die Berge, immer scheu und verfolgt. Ich wußte auch gar nicht, daß ich schon lange in der Schweiz war, lief nur immerzu der Sonne nach, wenn sie unterging. Dann kam ich heute nacht vor Euer Haus, duckte mich auf die Bank und schlief. Es begann zu schneien, und ich hatte einen weißen Mantel um die Schultern. So schlief ich ein — oh, es war sehr schön und warm. Erst jetzt an Eurer harten, schweren Sprache, merke ich, wie weit ich schon vom Kriege entfernt bin — hier ist doch die Schweiz, nicht wahr?"

Sie sprach keineswegs sehr fließend und leicht deutsch, sondern die Worte holperten, überpurzelten sich bei ihrer raschen Sprechweise. Aber es war nichts Lachhaftes und Törichtes dabei, sondern schien eher das leichte Plappern eines lebhaften Kindes.

„Und die Geige hast du immer mitgeschleppt?" fragte der Bauer mit kaum merklicher Rührung in der Stimme.

Angelina senkte ihre Augen auf das Instrument, und es war viel tiefe und unzerreißbare Gemeinsamkeit in dem Blick. Sie streichelte mit ihren langen, rotschimmernden Fingern das braune Holz und antwortete nichts. Dann fuhr sie plötzlich auf. „Wollt Ihr, so spiele ich Euch darauf etwas vor."

„Nicht jetzt," entschied Marie, „du mußt dich jetzt ausruhen und etwas schlafen." Da die Fremde noch ein Mädchen, ein halbes Kind war, sagten die Bauersleute zu ihr nunmehr du. Es war aber in den Worten der Hausfrau etwas so Zwingendes und Starkes, daß die Italienerin sich lässig zurücklegte, die Arme um die Geige schlang und einschlief.

Das Leben im Hofe ging seinen ruhigen, althergebrachten Gang, und die Sonne stieg immer höher in den wolkenfreien Himmel empor. Von den Steilhängen des Glärnisch und Wiggis fuhren die letzten Lauen zu Tal, und der Schnee ging hin in tausend glitzernden Wasserfäden. Das dumpfe Orgeln der hochangeschwollenen Linth lag wie eine unruhige, stete Bewegung in der Luft.

Gegen Mittag ging der Bauer leise, um die Schlafende nicht zu stören, in das Zimmer, darin Angelina lag. Aber diese war bereits wach und stand am Fenster, durch das die Sonne ein helles, zitterndes Band warf.

Der Mann und das Mädchen sahen sich lange schweigend an, denn es war an beiden allerlei, was dem vom andern Geschlecht wohl gefallen konnte. Josef Obiger schien dem harten Boden dieser Berge entsprossen zu sein, und seine starken, muskelgeschwellten Beine waren bei Schritt und Stillstand stets wie ein Stück des Bodens, auf dem er sich befand. Die Sonne der Höhen, in denen sein Tagewerk lebte, hatte das Gesicht braun gebrannt; auf dem schweren, stiernackigen Schädel aber krausten sich hellblonde Haare, und die Augen in dem sommersprossigen, etwas plumpen Gesicht waren mehr nach innen denn nach dem Alltäglichen unter ihm gerichtet, waren nachdenklich und mit einem feuchten Schleier überzogen, der ihnen eine milde Wehmut verlieh.

Er fragte die Italienerin nach Befinden und gutem Schlafe. Ja, ihre Ruhe sei gesegnet gewesen wie lange nicht. Und wo sie hin wolle, was sie für Pläne habe. Das wisse sie nicht. Magd bei Bauersleuten, Dienstbote in einer städtischen Familie. Sie wandte ihren Blick wieder zum Fenster, und es war ein fortwährendes, stummes Verwundern in diesem rastlosen, von einem Winkel des Tales

Digitized by Google

Bauernhaus auf der Rauhen Alb. Gemälde von Melchior Kern

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

zum andern huschenden Schauen. Und ihre Frage klang ebenso erstaunt. „Da heroben nun wohnt Ihr immer, jahraus, jahrein?“

„Schon der Großvater, schon dessen Großvater wohnte hier. Die Obiger sind ein altes Bergbauerngeschlecht.“

„Und habt nie Sehnsucht gehabt nach weiten, ebenen Feldern, nach Menschen?“

„Wir nicht, die Marie und ich. Aber,“ seine sichere Stimme senkte sich etwas, „meines Vaters Bruder, der ist fortgezogen. Zuerst nach Zürich in eine Maschinenfabrik, dann weiter hinaus — nach Frankreich und schließlich nach Amerika. Wir haben ihn nicht verstanden.“

„Warum?“

„Wie kann man denn von seiner Erde fort, von seinen Feldern, von der Bauernarbeit?“

„Wie kann man denn,“ entgegnete sie spöttisch, „hier kleben wie eine angeleimte Fliege, hier ums Brot zappeln, alt und siech werden? Wofür? Für wen arbeitet Ihr, Sie und Ihr Weib? Habt Ihr Kinder?“

Der Bauer wurde rot und fuhr sich mit der breiten Hand über die Stirne, um diese Verlegenheit zu bemänteln. „So vorlaut fragt man nicht, Mädchen. Aber nun — nein, wir haben keine Kinder.“

Angelina faßte mit einem langen, großen Blick die Gestalt des Mannes ein. Dann sagte sie halblaut, als habe sie ihm ein Geheimnis mitzuteilen: „Und Sie, gerade Sie müßten doch prächtige Kinder haben. Buben wie Wildbachsteine, kieselhart und funkig, wenn man sie schlägt. Buben, denen das Kollern und Schmeißen, das Werfen und Stoßen nichts schadet. Oder Mädchen, in deren Augen schon das Mutterlos leuchtet wie eine Wahrsagung, deren Hände weicher sind als das Linnen, das sie spinnen, und deren Lippen schon im Gebet von Liebkosungen für den Liebsten träumen.“

„Schwatz nicht so dummes Zeug, Mädchen,“ sagte Josef Obiger unwillig. Er verstand von den südländisch vollen Ausdrücken des jungen Weibes nur die Hälfte und fühlte sich ihren Worten gegenüber unbehaglich gleich einem schwerfällig denkenden Menschen, zu dem in einer Sprache geredet wird, deren Fülle und geheimes, verschwiegen Gesagtes er nicht sofort entwirren kann.

Angelina aber trat näher an ihn heran und fuhr mit erregter Stimme fort: „„Ich möchte eines wünschen: wenn ich einmal Kinder gebären soll, dann sollen sie so sein, als ob sie von Ihnen kämen, Herr Obiger. Sie sollen auch so viel wehe und selige Sehnsucht in den Augen haben wie Sie —“

„Schweige doch, du!“ rief Obiger und streckte die Hand gegen Angelina aus, als wollte er verhindern, daß sie ihm zu nahe käme. Das Mädchen tat einen raschen Schritt an das Ruhebett und ergriff ihre Geige, die dort zwischen den Bettkissen lag.

„Ich will Ihnen etwas vorspielen, etwas von den großen Städten und dem bunten Leben, von der Sehnsucht und der Liebe.“

Sie setzte den Bogen an der tiefsten Saite an, und es klang zu Eingang des Spieles, als ob das Beten eines ernsten Chorales alles einleitete, was sich dann wie wirbelndes, quecksilbriges, lockendes und weinendes Leben aus den Klängen hervordrängte.

Josef Obiger hatte noch nie so spielen gehört. Ihm war die Orgel beim Gottesdienst in der Glarner Kirche stets die Krönung aller Verehrung des Unvorstellbaren gewesen. Zu Weihnacht, wenn zu der Orgel die Vielheit anderer Instrumente trat, zum Osterfeste und bei den Pfingstgottesdiensten — da ging Josef Obiger mit heimlich verstecktem Gefühl des Sünders zu Tal, da er sich mehr auf die Musik freute denn auf die Darlegung und Vertiefung des Wortes. Und am Bundesfesttag, am 1. August, wenn im Städtchen Musik und Liederklang war, versank des Josef Obiger Patriotismus vor dem Wunder der Musik. Aber was war Kirchenmusik, was Bundesfesttag gegen diese Geige in der Hand des fremden, schönen Mädchens!

Josef Obiger war es, als wandelten sich die Töne der Violine zu einer wohlig lauen Wasserflut, die ihn umspülte, drängend umkoste, die seine Glieder in unendlicher Lässigkeit und Weichheit fesselte und alle Sehnen und Muskeln harter Arbeit entspannte. Die Flut stieg und wallte um ihn, wuchs ihm über die Brust und hemmte sein Atmen. Es gab aber kein Wehren dagegen. Josef Obiger ließ die Hände schlaff am Körper niedersinken, hatte den Kopf nach vorne geneigt und war aus Zeit und Raum herausgetreten.

Ging durch fremde Städte, durch ein südselig schönes Land, in dem die holde Sünde wie ein feines Gespinst in der Luft hing, ging hin und hatte stets das junge, fremde Weib zur Seite, die ihren Arm in seinen preßte. Dann saßen sie in einer Laube, deren Blätter nie braun, grau und fahl wurden, lehnten sich aneinander, und über ihren Häuptern strich der Wind durch die Blätter wie eine große, klagende Harfe. Sie neigten die Häupter zueinander und ihre Augen brannten über heißem, halbgeöffnetem Munde.

Plötzlich riß Angelina ihr Spiel ab wie man einen glänzenden Faden zerreißt, ließ die Geige sinken und sah mit halbgeneigtem Kopfe dem Bauer von unten herauf ins Gesicht.

Digitized by Google

Einige Herzschläge lang brauste das Schweigen über beide hin.

Bis Josef Obiger schwerfällig, wie im Schlafe, die Arme hob und sie um den Nacken des Mädchens legte. Sein Gesicht mit dem zuckenden Munde fiel förmlich auf ihres. Doch sie duckte sich, fuhr wie eine niederschnellende Gerte unter seinen Armen durch und lief zur Türe.

„Nicht so, Josef Obiger! Alles muß viel feiner, viel zärtlicher kommen."

Ihr buntes Kleid flatterte wie eine aufwirbelnde Flamme empor, und dann klappte die Türe leise zu.

Josef Obiger erwachte allein in dem Zimmer, durch das die Sonne helle, flimmernde Streifen warf. Er wußte nicht, ob es ein Traum gewesen war oder wirkliches Erlebnis, dachte schließlich an ersteren, da ihm letzteres ganz undenkbar erschien, und schritt seiner selbst sehr unsicher ins Freie. —

Als Josef die Angelina Calloni wieder sah, war er am Felde beschäftigt. Es war am Dienstag nach Ostern, und Angelina, die tags vorher vom Fieber gepackt, im Bette geblieben war, ging wieder ins Freie und drehte ihren Körper wärmesüchtig in der Sonne. Der Schnee war bis auf kleine, am Waldrande liegende Fetzen verschwunden, und die Erde war weich und dampfig, heißglühend wie ein Frauenschoß, der sich der Empfängnis entgegenhebt. Josef, der Bauer vom Berge, ging das Feld entlang, das er unter all seinen Gründen am meisten liebte. Denn es hing knapp über einer Felswand, unter der die Tiefe des Tales blaute, war ein mühsam steiniger Boden und erforderte die härteste Arbeit unter den Wiesen und Äckern des Obigerhofes. Gleichwie ein Vater das schwächste und zarteste seiner Kinder am innigsten liebt, so war das Herz Josef Obigers am zähesten mit diesem Acker über der blauen Wand verwachsen. Und der erste Gang zur beginnenden Bauernarbeit des Frühlings führte ihn dorthin.

Seitwärts des Feldes rieselte ein spannenbreites, träges Wasser herab. Träge, wenn der Sommer über den Bergen glutete und die Hitze die Erde zu klaffenden, langen Rissen spaltete. Der Osterschnee aber tollte heute als schlammiger, gurgelnder Bach nieder und breitete schwere Tücher von Morast am Ostrand der Wiese aus. Inmitten dieses Dreckes und Kotes stand barfuß Josef Obiger, hatte die Jacke abgelegt und tauchte die Arme tief in das Erdgeschiebe, holte Steine hervor und warf sie in weitem Bogen an den Rand der Wiese.

Angelina kam zierlich und buntfarben gekleidet daher, und alles an ihr war Sauberkeit und helles Farbenspielen. Sie sah den Bauer und erkannte ihn nicht sogleich, denn er war über und über von Schlamm bespritzt, hatte auf Beinen und Armen eine Kruste von Morast und selbst im hellblonden Kraushaar etliche Spritzer des Unrats. Er bemerkte das Mädchen erst, als sie sorgsam, auf den Fußspitzen über Steine trippelnd, näher kam, und richtete sich auf, um ihr etwas zuzurufen. Aber, als hätte er sich anders besonnen, wandte er sich wieder seiner Arbeit zu. Er wußte nicht, wieso es kam, daß ihm jäh eine heiße Blutwelle ins Gesicht geschossen war. Auch lag eine seltsame Unruhe über ihm, und er tat seine Arbeit ohne regeres Denken an den Zweck seiner Tätigkeit, sondern in stetem, sinnlosem Einerlei des Aufhebens und Wegwerfens der Steine.

Er merkte deutlich, daß das Mädchen ihn unverwandt anstarrte. Obgleich er ihr den Rücken zuwandte, fühlte er ihren Blick wie einen Bleiklumpen auf seinem Nacken liegen. Schließlich wurde ihm der Druck, der sich vom Nacken in den Kopf fortpflanzte, unerträglich. Er richtete sich rasch auf und wandte sich dem Mädchen zu. Angelina saß jenseits des Baches auf einem Felsblock, hatte die Beine übereinander geschlagen und schillerte den Bauer mit ihren großen, hellen Augen an, die wie zwei Lichter unter dem dunklen Kraushaar brannten.

„Hast du rein nichts zu tun, Angelina, als hier zu sitzen und zu gaffen?"

Sie lachte kurz auf, und das Lachen klang wie das Klirren eines zerbrochenen Glases. Sprach aber nichts, sondern starrte den Bauer nach wie vor an.

Dieser schämte sich etwas seiner Schroffheit, mit der er das Mädchen angerufen hatte. Er dachte, sie sei schließlich doch sein Gast und eben erst heute vom Krankenbette aufgestanden.

Er tauchte also die Hände in den Bach und sprudelte sich den Schlamm etwas ab, warf einige Schöpfer Wasser über das Gesicht und trocknete sich mit seinem großen, bunten Taschentuch ab. Dann watete er mit langem Schritt durch den Bach und legte sich neben dem Mädchen ins Gras.

Beide schwiegen und sahen aneinander vorbei in die sonnenhelle Welt der Berge, die in ihren Neuschneekleidern wie feierliche Priester über dem Tale standen.

Um das Seltsame und Beklemmende dieses stummen Beisammenseins zu brechen, fragte Josef Obiger schließlich die Angelina, ob sie ihm etwa sein Z'nüni gebracht habe.

„Nein. Ich bin so für mich hingeschlendert und habe gar nicht gewußt, daß ich Sie hier treffen werde."

Digitized by Google

Da sei sie wohl sehr erschrocken, einen so wüsten Schlammgräber vorzufinden.

„Wüst sind Sie nicht, Herr Obiger, aber lachhaft. Wie ein verkleideter Popanz in Ihrem Schlammgewande."

„Das ist Bauernarbeit, Kind, und die ist nie lachhaft. Die Erde da ist heilig, wenn sie mich auch braun und scheckig macht. Riech doch nur, wie herb das duftet. Erde!"

„Erde!" meinte sie spöttisch. „In die man totes Vieh und Menschen eingräbt. Wie kann man das schön finden? Blumen sind schön und für sie ist die Erde da. Haben Sie Blumen lieb, Herr Obiger?"

„Freilich — alles hab' ich lieb, das aus dem Boden hier kommt. Weil ich eben den Boden so lieb habe."

Sie sah ihn lange betrachtend an, prüfend und mit einem erbarmungslos durchstrahlenden Blick. Er senkte darunter die Augen und war von einer Unsicherheit und Kraftlosigkeit, die er vordem nie an sich gewahrt hatte.

Endlich fragte das Mädchen: „Sie sind stets hier am Berge, jahraus, jahrein?"

Er nickte.

„Und immer nur die drei Menschen: Sie, die Bäuerin und die taube Magd. Und zwischen euch dreien die Einsamkeit und das Schweigen."

„Und die Arbeit." Das sagte er leise, und es war dabei ein sehnsüchtiger, weicher Klang in der Stimme.

„Die Arbeit! Gott, ich habe sie ja auch gehabt. Vater war Schuster, die Mutter schon lange tot und ich allein in der Wirtschaft. Kochen, nähen, flicken, waschen — alles mit meinen kleinen, feinen Händen. Und sind sie nicht fein geblieben?"

Sie streckte ihm ihre weißen Hände mit ausgespreizten Fingern vor das Gesicht, so nahe, daß ein leichtes Nicken des Kopfes genügt hätte, den Mund an diese Finger zu legen. Doch Josef Obiger warf den Kopf zurück und sagte mit gleichgültiger Stimme: „Ja, sie sind fein, diese Hände!"

Langsam zog das Mädchen die Arme zurück und bog die Finger zur Faust zusammen. Wie eine Katze, die ihre Krallen vor dem Hieb noch einmal zusammenkrampft.

Mit heller, starker Stimme sprach sie dann: „Die Bäuerin Marie Obiger hat nicht so feine, weiße Hände."

„Sie ist eben Bäuerin, meine Marie, und ist ein braves Weib."

„Und ist doch eingekrustet hier oben in der Einsamkeit, ist herb und starr geworden wie diese Erde, wenn die Sonne wochenlang auf sie niederbrennt. Ich habe nach meiner Arbeit die Freude gehabt, die Sonntage mit Singen, Lachen, Tanzen und Spielen. Und die Freude ist wie der Regen auf trockene Erde. Die blüht dann und wird reich wie das arme Kind im Märchen. Ihre Frau kann gar nicht mehr blühen!"

Josef Obiger schwieg und sah nachdenklich vor sich hin. Er hatte ein banges, kehlzuschnürendes Gefühl, als ob er vor einem harten, grausamen Schlag stünde. Und Angelina fuhr mit heller, gleichsam singender Stimme fort: „Ihre Frau hat keine Kinder, Josef Obiger!"

Dieses Wort riß das tiefeingewühlte und sorgsam gehütete Herzleid des Bergbauern los. Es zuckte durch ihn wie ein jähes, scharfes Licht, das plötzlich in einen trübselig verstaubten und verfallenen Winkel eines Hauses fällt. Mit einem Schlage stand sein Dasein zwecklos und leer vor ihm, sein Tagewerk wie die sinnlose Arbeit einer Ameise, die ein Stücklein Holz auf ihren Hügel trägt, um am jenseitigen Hang wieder herabzukollern.

Er wollte aber die Qual seines Alleinseins noch bemänteln und warf, gleichsam zur Entschuldigung Mariens, das Wort hin: „Kinder sind Gottesgabe. Wer sie nicht hat, der muß mit Gott darüber rechten. Was kümmert's aber dich?"

Angelina spürte aus den Worten des Mannes sein geheimes Leid und das Trostvolle, Beruhigende des Weibes wachte in ihr auf. Sie legte leise die Hand auf seinen blonden Scheitel und sagte: „Sie sind stark und reich, Herr Obiger, Sie sind deshalb schuldlos. Denn da ist es so närrisch eingerichtet, daß die Reichen schuldlos sind und über den Armen der Fluch liegt. Über den Armen des Körpers! Ihr Weib ist wie leerer Sand, in den die Bäche voll starken, klaren Wassers verrauschen, ohne daß ein Halm aufsprießt. Sie sollten Kinder haben, Kinder von einem Weibe unten im Tale oder — von einer Magd Ihres Hofes. Es müßte wie junger Wein durch alte Schläuche fließen, dieses Kinderlachen und junge Treiben in Ihrem Hause. Die Lautlosigkeit des Obigerhofes macht Sie arm und verstockt. Was nützt es, wenn Sie Franken auf Franken legen und wie ein Zugtier am Pfluge sind, um einmal als hablicher Mann zu sterben.

Ihre Stimme sank zum Flüstern. „Sie sollten eine junge Magd haben, Josef Obiger, eine, in deren Augen das Leben glüht und deren Arme so stark sind, daß sie einen Mann wild und leidenschaftlich umfangen können."

Der Bauer stand auf und sah schwer atmend vor sich hin. Scheinbar auf das Silbergespinst des Tödi, der dort hinten über dem Tale schwebte. In Wahrheit aber ging sein Blick ohne festen Halt aus dem Rahmen der Umgebung hinaus.

„Höre endlich auf zu sprechen, Mädchen.

Digitized by Google

Mir ist als ob du mir eine Feuerrute ins Gehirn bohrtest." Und fast schreiend: „Laß mir doch mein Leben hier oben und meine Ruhe!"

Sie stand jetzt still und demütig vor ihm, den schwarzen Scheitel leicht gesenkt, so daß das Sonnenlicht wie eine goldene Platte auf dem Haar lag.

„Es ist mir so leid um deine junge Kraft, Josef Obiger. Und leid um die Ungeborenen, die in dir schlummern."

Bevor sie sich zum Gehen wandte raunte sie ihm noch leise zu: „Ich will Magd bei dir werden, Bergbauer!" Und schritt über die Wiese.

⁂ ⁂ ⁂

Angelina war nun Magd am Obigerhof, und es kam viel Licht durch sie in die dunklen, alten Räume. Die Marie ging in ihrer stillen, nüchternen Weise neben dem jungen Mädchen her, als ob nichts Neues und Fremdes neben ihr aufwüchse. Sie hatte kein Lob für das helle Lied der Angelina, das durch die Zimmer glitt wie ein verirrter Sonnenstrahl, hatte aber auch keinen Tadel dafür. Sie war gleichmäßig ruhig und von wortkarger Freundlichkeit gegen die Magd. Nur manchmal schien es, als ob sie die Gefahr merke, die um sie groß ward. Es war dann stets ein müdes, vorwurfsvolles Staunen in ihrem Blick und unmittelbar darauf ein unbekümmertes Zurücksinken in die arbeitsgewohnte Ruhe ihres bisherigen Lebens. Als ob jemand, der etwas Neues sieht, verwundert den Kopf hebe, um ihn sofort wieder teilnahmslos sinken zu lassen.

So an dem Abend, da Angelina plötzlich ein Lied anstimmte und Josef mit leisem, dunklem Basse dazusummte. Die Stimmen klangen gar gleichmäßig und ausgeglichen ineinander, so daß die Bäuerin erstaunt meinte: „Es ist doch als hättet ihr zwei schon jahrelang miteinander gesungen!"

Der Argwohn zuckte wie ein Blitz durch die dunkle Stube. Die beiden schwiegen und waren sehr verlegen. Die Marie aber setzte ruhig fort: „Singt zur Kilbi unten im Tal. Hier ist Feierabendruhe."

Dieses Wort, ohne jede Erregung und Leidenschaftlichkeit gesprochen, riß die Stimmen der beiden auseinander, so daß sie nie mehr den Zweiklang des Liedes wiederfanden. Und die Abende im Obigerhause blieben still wie ehedem.

Die Nächte aber waren heiß und drängend von geheimer Sehnsucht. Der Bauer hatte sein Zimmer im Giebeldach des Hauses und die Bäuerin schlief schon seit Jahren in dem Raume, darin eines der Ehebetten stets verhüllt und unangetastet stand. Das war so gekommen, weil Marie des Nachts heftig schnaubte und schnarchte, der Bauer aber gerne in die Stille der Nacht lauschte. Die Trennung der gemeinsamen Ruhe war eine der vielen Selbstverständlichkeiten dieser Ehe, die nur eine Arbeitsgemeinschaft war.

Nun aber begab es sich, daß dieses Alleinsein für Josef Obiger eine Gefahr wurde, die langsam und fast unhörbar zu ihm heranschlich. Sie kam aus dem Dunkel der lauen Frühlingsnächte, kauerte an dem offenen Fenster und starrte den Obiger mit großen, verlangenden Augen an. Er wußte nicht, daß diese Gefahr Sehnsucht hieß.

Eines Abends, als Josef Obiger sein Zimmer betrat, schlug ihm ein schwerer, voller Duft entgegen. In einer Glasschale lagen Blumen, volle, weiße Rosen, wie sie im Tal in den Gärten blühen, rote Nelken dazwischen gleich Blutstropfen auf einem weißen Tuche, und eine blaue Traube von Hyazinthen. Diese Blumen waren etwas so Neues und Unerhörtes in dem kargen Zimmer des Bauern, daß dieser lange Zeit hindurch an der Schwelle stehen blieb und von einem Staunen gefesselt war, das wie alter, süßer Wein erschlaffend durch seine Glieder rann. Schließlich entsann er sich, daß Angelina an diesem Tag im Tal gewesen war und wohl sie, nur sie die Blumen mitgebracht haben konnte. Er schlief in dieser Nacht nicht, teils aus einem zwangsweise erdachten Groll gegen die Zudringlichkeit der Italienerin, teils aus einer Aufgeregtheit, die in jähen Bildern wechselnd an ihm vorbeiglitt. Am nächsten Morgen stellte er die Blumen in seinen Schrank und sperrte diesen zu. Und als er Angelina am Frühstückstische traf, senkte er vor ihrem fragenden Blick die Augen und empfand, daß zu dem vielen Unausgesprochenen nun auch ein wirkliches Geheimnis zwischen ihnen war, dessen er sich schämte, das ihm aber auch etwas unsäglich Süßes und treu Gehütetes war. Sie sprachen nicht von den Blumen, die noch tagelang mit ihrer vollen Kraft die Sinne des Bauern aufpeitschten. Aber so oft sie sich ansahen, merkte Josef Obiger, daß sie beide daran dachten.

Wieder eines Nachts, da die Ruhe so groß war, daß sie nicht einmal das Rauschen der Bäume störte, flog ein Lied aus dem Fenster der Magd zu der Kammer des Bauern empor. Ein kleines italienisches Volkslied, dessen Sprache er nicht verstand und das wie ein Kind mit ungestümem, erregtem Bitten war; Obiger trat an sein Fenster und sah in den Hof hinab, durch den aus der Magdkammer her ein breiter, gelber Lichtstrom floß. Darin bewegte sich ein Schatten gleichmäßig auf und nieder, als ob eine große Gestalt mit den Armen winke.

Digitized by Google

Josef Obiger wollte sehen, was das Mädchen treibe, und stieg vorsichtig und leise über die Vorsprünge der Hauswand, an Gesimsen sich festhaltend, in den Hof nieder. Er schlich sich dort in das Dunkel einer Nische und sah in Angelinas Zimmer hinein. Sie saß in leichtem, schleierduftigem Nachtgewande am Fenster und strählte ihr Haar. Das feine Profil des Gesichtes hob sich scharf gegen das Lampenlicht ab, von dem ein funkelnder Kranz über dem schwarzen Scheitel lag. Das Lied aber flog wie ein gaukelnder Falter zwischen Licht und Schatten, und war gleich einer hellen, zarten Glockenstimme in der starren Ruhe der Bergwälder.

Josef Obiger vermeinte, noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben.

Er kam Schritt für Schritt aus dem Dunkel wieder an das Fenster heran, weniger aus eigenem Entschluß als vielmehr durch eine in ihm erwachte, fremde Kraft getrieben.

Er ging nicht mehr leise, behutsam, sondern je näher er dem Fenster kam, desto hallender und zielbewußter wurden seine Schritte.

Und plötzlich hatte er seine Hand schwer auf dem bloßen Arm des Mädchens liegen.

Sie erschrak nicht, sondern sah ihn mit leisem, frohem Lächeln an.

Eine Weile hing das Schweigen der Nacht über ihnen wie eine dunkle Domkuppel.

Endlich sagte sie: „Nun bist du doch gekommen, Josef. Ich habe dich schon so oft gerufen."

„Du hast mich gerufen?"

„Sind unsere Blicke nicht bei Tisch so oft ineinander gewachsen?"

„Ja!" antwortete er zögernd.

„Und damals — hast du mich nicht fast gefunden, als wir zu zwei Stimmen sangen?"

„Sind meine Blumen nicht in deinem Zimmer gestanden?

„Und ist mein Singen nicht jetzt in deine Kammer geflogen?

Er nickte nur zu jeder Frage, denn ihm war fremd und ungemein bang zumute.

Seine Hand glitt langsam an ihrem Arm entlang und es war dieses Gleiten wie ein zartes Streicheln. Ihre Gesichter waren einander so nahe, daß ihr Atmen von Mund zu Mund ging. „Was soll nun sein, Angelina?" fragte er endlich mühsam.

„Schön soll alles sein, denn ich hab' dich lieb." Er zuckte unter diesen Worten zusammen, als hätte sie ihm etwas Ungeheuerliches gesagt. Sie aber fuhr fort: „Im Süden unten ist es licht und farbenreich. Nicht so rauh wie bei euch hier in den Bergen. Seen sind dort, die wie helle Blumen in den Wäldern liegen — nicht düstere Totengewässer wie hier die Seen zwischen den finsteren Wänden. Und es ist ein fortwährendes Singen in dem Volk mit der weichen, anmutigen Sprache. Wir haben keine Pflicht, sondern frohe, leichte Aufgaben. Wenn wir beten, singen wir, wenn wir lachen, klingt es wie Glocken und selbst unser Weinen ist Musik. Ich will wieder nach dem Süden, hinweg über diese großen, kalten Berge. Geh mit mir, du! Ich hab' dich lieb in deiner blonden, stillen Kraft — wären unsere Männer so wie du, dann fehlte unserem Süden überhaupt nichts."

„Du willst fort?"

Sie senkte mit glücklichem Ausdruck das Gesicht auf die Brust. „Mit dir!"

„Ich kann doch nicht fort von hier;" brach es plötzlich aus ihm los. „Von diesem Boden, von diesem Haus — draußen geht die Saat auf, die Ernte kommt, und ich bin fort."

„Dann werd' ich allein gehen müssen. Morgen, in einer Woche, in einem Monat — ich weiß nicht wann. Wenn es mich eben forttreibt gleich den Schwalben im Herbst."

„Ich will dich aber bei mir haben, Angelina." Das Ungestüm des Wunsches preßte ihm die Worte heiser aus dem Munde.

Er schwang sich auf das Fensterbrett empor und hob die Füße über die Brüstung.

„Was willst du, Josef?"

„Zu dir — zu dir!"

Sie stieß ihn mit ihren kleinen Fäusten vor die Brust, daß er fast vom Fensterbrett herabgefallen wäre. „Zu mir — dort unten, wo du allein bei mir bist."

Klirrend schlug das Fenster zu. Vor dem Hause bellte der Hofhund in starken, scharfen Schlägen auf. Und die Stimme Mariens gellte durch die Nacht. „Wer ist hier?" Der Bauer stand im Dunkel des Fensterwinkels und hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten. Ein lächerliches, erbärmliches Gefühl war in ihm, als wäre er ein Schuljunge, der auf einem losen Streich ertappt werden soll. Er wartete lange, bis das Kläffen des Hundes leise verwinselte, und nur noch aus dem Tal das Brausen der Linth zu der großen Stille der Nacht sprach.

Er schämte sich seiner kläglichen Rolle und vermeinte, nun vor allem, was um ihn war, vor seinem Hause, seinem Boden, seinem stumm wissenden Hunde und vielleicht auch schweigend ahnenden Weibe entwürdigt zu sein. Und der Drang, von dieser Stätte seines triebhaften Irrens zu gehen, ward überstark in ihm.

Es ging aber noch eine lange Zeit hin, da Josef Obiger mit sich rang. Der Frühling war gesegnet wie noch nie und die Erde duftete stark und mahnend in die Stille seiner Nächte. Auf den Wegen des jungen Bauern standen sehnsuchtsvoll träumende Lässigkeit

Digitized by Google

und versonnene Schwermut und hielten ihn zurück, wenn er zur Arbeit schreiten wollte. Die alte Ida schüttelte erstaunt den Kopf, und in ihrem einfachen, in einer Linie fortlaufenden Denken war es ein weltumstürzendes, unerhörtes Ereignis: der Bauer saß auf der Bank vor dem Hause, hielt die Finger ausgespreizt in das laue Sonnenfluten und hing mit seinen Blicken irgendwo in den Weiten der Bergwelt. Draußen aber schrie die erwachte Erde nach Pflug und Saat! Der Alten schien der untätige Bauer unheimlich; sie schob sich leise an ihm vorbei, hatte nur mitleidig verständnislose Blicke für ihn und hing sich mit aller Kindlichkeit ihres Greisentums an Marie. Die ging jeden Morgen mit schweren, männerstarken Schritten auf die Felder, hatte die Harke oder Schaufel über der Schulter liegen und war von stets gleichmütiger, arbeitssicherer Ruhe. Es ging von dieser Frau mit den harten, grobknochigen Zügen ein tiefes Vertrauen aus, lebte in geheimen Schwingungen auf die Felder hinüber, die in dem Jahr reicher aufschossen als je zuvor.

Die Tage gingen hin im Gleichschritt der Tätigkeit und Marie war die schweigsame Königin aller Arbeit. An dem seltsamen Erschlaffen ihres Gatten schritt sie vorbei, als ob dies selbstverständlich und alle Jahre so gewesen wäre.

Einmal hatte der Bauer an einem Frühlingsmorgen Angelinas Geige in der Hand und strich behutsam, um keinen Mißklang zu erzeugen, regellose, leise Töne daraus hervor. Marie schritt an ihm vorbei, hatte die Sense über der Schulter und ihr Frühstückspäckchen in der Hand. Denn es war die Zeit, da das erste Gras den Opfertod der Bauernarbeit starb. Vor dem Manne blieb das Weib ein Kurzes stehen, sah ihn mit gleichmütigem, mildem Blicke an und fuhr ihm schließlich mit ihrer schwieligen Hand über die Stirne.

„Ist eine Krankheit, die alles nimmt oder alles gibt, Josef," sagte sie.

Und, als hätte sie schon zuviel aus ihrem Innern bloßgelegt, wandte sie sich rasch und schritt zur Wiese hinüber.

Am Abend dieses Tages, als die Frauen vom Felde kamen, lauerte der Bauer im Stalle auf die Angelina, die zur Kühmelke kam. Sein Atem schlug ihr wie ein heißer Strom entgegen und die Hand, mit der er ihren bloßen Arm packte, zitterte stark.

„Es geht nicht so weiter," keuchte er ihr entgegen.

„Ich kann die Marie nicht mehr sehen. Wie sie schafft tagaus und tagein und alles in sich schließt. Ich verelende vor ihr. Gehen wir fort, Angelina, morgen noch."

Die Magd nickte, und in der stillen Demut ihrer Züge brannte die schlecht verhüllte Freude des Sieges auf.

„Wann du willst, Josef."

Er ging der Türe zu und wandte sich vor dieser noch einmal zur Angelina. Seine Stimme war spröd und rauh, als erteilte er ihr einen Befehl: „Schnüre deine Armseligkeiten in ein Bündel noch heute nacht. Wir gehen morgen vor Taglicht ins Tal, so daß wir den ersten Zug erreichen."

Nach dem Abendessen sagte Josef Obiger unvermittelt zu Marie, er müsse morgen früh nach Zürich fahren. Wolle dort eine neue Mähmaschine ankaufen, wie sie vor kurzem aus Deutschland eingeführt worden waren. Mit dem ersten Zug müsse er fahren, um abends wieder daheim zu sein.

Marie nahm die Botschaft hin, als hätte sie schon lange darauf gewartet. Sie holte aus der Vorratskammer Lebensmittel und verpackte sie in sauberes Papier gehüllt im Rucksack. Eine Menge von Brot, Käse, Speck und Rauchfleisch, als sollte sich Josef davon durch eine Woche ernähren. Als sie den Rucksack zuschnürte, war dieser voll und prall wie ein Sack mit Heu, wie sie es zur Herbstzeit von den Fluen herabtrugen. Wozu so viel, fragte der Mann. In der Stadt sei es teuer, meinte Marie, und wenn er abends den Zug versäumen würde, müßte er doch genug zum Essen mithaben. Und er solle nicht vergessen, viel Geld mitzunehmen, denn solche Maschinen seien recht teuer. Sie hätte auch Erspartes und könne ihm davon geben.

Josef kniff die Lippen zwischen den Zähnen zusammen und starrte in die Flamme der Lampe. ‚Sie weiß, daß ich fortgehe,' dachte er und die Scham über sich selbst würgte ihn.

Bevor Marie in ihr Schlafgemach ging, wandte sie sich auf der Schwelle noch zu Angelina. „Ich bin müde von der Tagarbeit. Richte du dem Bauer morgen früh den Kaffee."

Und wieder dachte Josef Obiger: ‚So leicht macht sie es uns und so stolz geht sie fort, als ob nur ein Stück Vieh aus dem Hause getrieben würde.' Aus der Beschämung wuchs ein lächerlicher Haß gegen die Frau auf, die in ihrer Sicherheit so hoch über ihn stand.

Was er seit langem nicht getan, tat Josef Obiger an diesem Abend: bevor er sich zur Ruhe begab, ging er in das Schlafgemach seiner Frau. Marie lag bereits unter der Decke und sah ihrem Gatten ruhig und mild an wie eine Mutter, an deren Bett das Kind tritt, um sein Gutenacht zu sagen. Josef sagte, um sein unvermutetes Erscheinen zu bemänteln, eine Kleinigkeit bezüglich der Wirtschaft.

„Ja, ja. Ich will es schon besorgen," erwiderte die Frau und lächelte wehmütig, als

Digitized by Google

wisse sie, daß dieser Besuch ein Abschiednehmen war von jahrelangem, gemeinsamem Arbeiten und Schweigen. Sie streckte die Hand unter der Decke hervor und ergriff die des Mannes.

„Lebe wohl, Josef, und sei bedachtsam in der Stadt. Die Menschen im Unterland sind anders als wir in der Einsamkeit."

Der Mann setzte sich an den Rand des Bettes und vergrub den Kopf zwischen den Händen. Es war sehr still in dem Zimmer und nur die Uhr tickte ihr gleichförmiges Gebet der Zeit. Draußen hatte sich der Sturm erhoben und die Wipfel der Bäume rauschten dumpf und in langen, heulenden Stößen.

Wieder wandte sich Josef Obiger um und sah das Gesicht seiner Frau, auf das der helle Kreis der Lampe fiel. Er empfand deutlicher als je zuvor, daß diese Frau um drei Jahre älter war als er und entdeckte neue, scharfe Linien in ihrem Gesicht, die sich wohl bald zu tiefeingeschnittenen Runzeln entwickeln würden. Aber er sah auch seit langen Jahren wieder, daß die Augen Mariens tief und dunkel waren wie der Spiegel des Klöntalsees, den er so oft von seinen Feldern aus zwischen den Berghängen des Glärnisch und Wiggis liegen sah. Es war ihm unsäglich weh zumute, nun diese Augen nicht mehr sehen zu können, die der Spiegel seiner rauhen, ernsten Bergheimat waren. Plötzlich sagte er in einem jähen Entschluß wie ein Kind, das sich zur Mutter flüchten will: „Ich werde heute hier, neben dir schlafen, Marie."

Über das Gesicht der Frau ging ein helles Leuchten wie der Widerschein einer großen Freude. Aber gleich darauf erstarrten ihre Züge. „Nein, Josef, heute nicht. Du könntest morgen den Zug versäumen und müßtest dann doch später fahren. Übermorgen — in einigen Tagen. Es wäre nur ein Aufschub."

‚Alles, alles weiß sie,' dachte er und sein Trotz ballte sich eisenhart in ihm zusammen. Wieder stand die volle Jugend der anderen vor ihm. „Schlaf wohl, Marie," sagte er und küßte sie auf die Stirne.

„Reise gut, Josef," antwortete sie tonlos und hielt seine Hand umklammert.

Als Josef Obiger aus der Türe trat, fauchte ein Windstoß ins Zimmer und verlöschte die Lampe. Über den Bergen gingen die wilden Wetter nieder, und der Regen wirbelte an die Fenster. In der Kammer aber lag die lange Nacht durch schlaflos ein Weib und wartete auf das Tagesgrauen und die heimlich hastigen Schritte der beiden Menschen, die sich zum gemeinsamen Gang in die Welt rüsteten.

Als die beiden am Morgen vor die Haustür traten, war über Tal und Berge ein großes, donnerndes Rauschen gespannt. Es hatte aufgehört zu regnen, und die Wolken jagten in Fetzen über den Himmel. Der Mond stand bleich und farblos im Morgengrauen über dem Glärnisch und es schien, als ob er in rasender Eile hinliefe, während die Wolken scheinbar stillstanden. Die Wälder waren voll geheimen Lebens. Von allen Zweigen klopften die Tropfen aus den sturmgerüttelten Ästen nieder, und hier und da sprühte eine feine Wasserwolke aus den Wipfeln über das Obigergehöft. Allüberall rauschten die Wildwasser von den Bergen, und die Stürze der Fluten schrien laut von den Felswänden nieder. Es war noch zu dunkel, um die vielen neuen Bäche zu sehen, die aus den Höhen niedertollten, aber man spürte aus der Finsternis eine ungeheure Bewegung, die wie Muskelzucken durch die Körper der Berge lief.

Die Laterne, die Josef Obiger in der Hand trug, hatte der erste fauchende Windstoß verlöscht. So schritten sie im Dunkel durch den Hof, die Magd voran und hinter ihr, in verbissenem, mürrischem Schweigen, der Mann.

An der Hausecke spürte er plötzlich etwas Warmes, Feuchtes an seiner niederhängenden Hand, und ein großer, rauher Körper drängte sich an seine Beine. Der Hofhund winselte leise auf und sprang an dem Bauer herauf.

Josef Obiger blieb stehen und löste dem Tiere die Kette vom Hals. Der Hund tat etliche hohe Sprünge an seinem Herrn empor und jagte dann in weiten Kreisen um dessen Weg. Angelina sah den Bauer fragend an.

„Der Hund kommt mit," sagte dieser kurz.

„Wie dumm! Er kann doch nicht auf der Bahn über den Gotthard fahren— das große, plumpe Tier!"

Josef brummte etwas Unverständliches und rief den Hund zu sich. Er kauerte sich vor ihm in die Knie und legte seinen Kopf an den struppigen Schädel des Köters.

„Hier bleiben, Eli, da — schön warten!"

Sie gingen in das unbestimmte Morgenlicht hinein, und der Bauer sah rückwärts den Körper des Hundes am Wege liegen, der den Schweif gleichmäßig auf die nasse Erde klopfte und mit den großen, braunen Augen unverwandt nach ihm blickte. Man hörte noch sein Winseln, als sich bereits die seidengrauen Morgennebel dazwischen geschoben hatten.

Als der Obigerhof außer Sicht war, kamen sie an der Stallung vorbei. In dem Verschlage hinter dem Gebäude krähte ein Hahn und alsogleich erhub sich ein helles Geschnatter und Gegacker. Aus dem vergitterten Stallfenster strömte eine schwere, warme Welle von Dunst hervor. Eine Kette klirrte und eine der Kühe stampfte dröhnend den Boden. Josef Obiger machte neuerdings halt

Digitized by Google

und legte das Bündel Angelinas, das er trug, auf einen Holzstoß. Stieg dann auf einen Melkschemel und preßte das Gesicht an die Gitterstäbe des Fensters. Angelina stand wortlos wartend neben ihm.

„Die Rote muß es sein, die so stampft. Hat einen kranken Fuß," sagte der Mann am Fenster gepreßt.

Aus dem Stalle scholl ein dröhnendes Brüllen.

„Wenn ich den Schlüssel hätte, würde ich noch einmal nachsehen. Der Verband von Fichtenharz mag herabgeglitten sein."

„Komm doch endlich," mahnte die Frauenstimme.

Schwerfällig stieg Josef Obiger von seinem Stand herab. „Man sollte einen Umschlag auf den Fuß legen," meinte er wie im Selbstgespräch, als sie weiterschritten.

Durch den Wald jagte der Wind, und die Kronen der Bäume bogen sich wie Köpfe frommer Beter nieder. Quer über den Weg lag eine Fichte, die der Sturm umgeworfen hatte. Josef Obiger entzündete die Laterne, langwierig und mühsam, denn der Wind löschte ein Streichholz nach dem anderen. Endlich flackerte die Kerze und warf zitternde Lichtkugeln über den Waldboden. Sorgsam leuchtete der Bauer den Baum vom Wipfel bis zur Wurzel ab.

„Kerngesundes Holz! Schade darum! Das muß morgen gleich entrindet werden."

„Morgen um die Zeit sind wir schon im Süden," entgegnete das Weib und es waren ihre Worte wie ein mühsam verhaltener Jubelruf.

„Ach so! Ja, ja." Und er stolperte hinter ihr drein, willenlos, als ginge er mit verbundenen Augen.

Der Tag wuchs und hob sich als bleiches Gesicht aus den Wolken auf. Die Schatten der Berge lösten sich zu Formen, doch war alles noch kalt und wesenlos, ohne Schatten und Licht.

Die Stämme des Waldes rückten auseinander, und die beiden schweigenden Menschen kamen zum Acker über der blauen Wand. Das Rauschen und Brausen war nun stark und überaus lebendig geworden, hob sich in einer Einzelheit, scharf gesondert von dem Tosen ab, mit dem das Tal erfüllt schien.

Das Bächlein an der Seite des Ackers war zum Bergstrom gewachsen und warf lehmgelbe Wellen über die frischgeackerte Erde. Schon bohrten sich kleine Rinnsale gegen die Mitte des Feldes zu.

Josef Obiger stand plötzlich still, da er dies sah, und es ging wie ein großes, befreiendes Erwachen über sein Gesicht. Alles Weiche und Verträumte wich daraus, die Sehnen am Hals und an den Wangen spannten sich an und verliehen dem Antlitz etwas Hartes und doch lebendig Starkes. Er ließ das Bündel zu Boden gleiten.

„Das Wasser kommt über das Feld — wir müssen dem Wasser wehren!"

Die Worte klangen hell und fest wie ein Kampfruf. Mit weiten, federnden Schritten stieg er vom Wege den Acker empor bis zu der Stelle, wo die Rinnsale vom Bache abzweigten.

„Josef Obiger! Laß das, wir versäumen den Zug," rief das Weib hinter ihm her.

„Ich kann den Acker nicht in Not lassen," schrie er zu ihr nieder.

Mit den Händen griff er in das Erdreich, wühlte Steine hervor und schichtete einen kleinen Wall an der Seite des Baches auf. Zwischen den Fingern klebte ihm der feuchte Schlamm und sein gutes Sonntagsgewand war bald von Spritztropfen des schmutzigen Wassers gefleckt. Doch Josef Obiger grub weiter, und der kleine Wall von Steinen wuchs. Die Wasseradern wurden spärlicher und verliefen in der Krume des Ackers.

Die Angelina stand lange Zeit unten am Weg und wartete. Endlich wandte sie sich und schritt talab. „Leb wohl, Josef Obiger. Ich komme nicht mehr zurück," rief sie mit ihrer hellen Stimme in das Singen des Wassers. Der Mann hob die Hand zu einem flüchtigen Gruß und arbeitete weiter.

Auf den Gletschern des Glärnisch glühte der erste Sonnenstrahl auf.

Da kam Marie Obiger aus dem Walde hervor. In der Hand trug sie eine Spitzhaue und eine Schaufel. Als sie Josef gewahrte, blieb sie ein Weilchen stehen und sah seiner Arbeit zu. Dann nickte sie und mit diesem starken, entschlossenen Nicken schien alles getilgt, was durch Wochen drohend über ihrem Hause geschwebt hatte.

Sie schritt auf den Mann zu und reichte ihm die Hand. Einige Atemzüge lang standen die beiden sich schweigend gegenüber. Dann wies sie auf den Steinwall, an dem sich die Wellen brachen: „Hast schon fleißig dem Wasser gewehrt, Josef?"

„Ja!" sagte er einfach und ging wieder an die Arbeit.

Als die Sonne in den Mittag stieg, war der Acker vor der Überschwemmung gerettet.

Marie stützte sich auf den Schaufelstiel und sah sinnend über das Feld hin. „Wird ein gutes Jahr heuer! Das Unwetter hat schaden wollen und dabei der Erde viel Kraft gegeben."

„Helf Gott dazu!" meinte der Mann und warf die Spitzhaue über die Schulter.

Seite an Seite gingen sie den Waldpfad empor, der zum Obigerhof führte. —

Digitized by Google

Willy Jaeckel · Von Walther Unus

Bei der Auflösung des Expressionismus, die nach der Jahrhundertwende allgemeiner sichtbar wurde, ging es genau so erbittert zu, wie bei früheren Stilwandlungen; ja das rein Theoretische spielte kaum je eine so diktatorische Rolle wie diesmal. Trotzdem sich der jungen Kunst eine höchst streitbare Kohorte begeisterter Erklärer zur Seite stellte, war das Publikum der leidtragende Teil: keine noch so gelehrte Auseinandersetzung vermochte ihm klarzumachen, daß es die Pflicht habe, im Kunstwerk auf sehr vieles zu verzichten. Glücklicherweise besteht jedoch die Kunstgeschichte nicht aus Ideen und Abstraktionen, sondern aus Werken, die der einzelne im Kampf mit der Welt erficht, während die Theorien zumeist nur einen Bruchteil des Gehalts erfassen, der zur Gestaltung drängte. Als die neue Bewegung in Deutschland soweit erstarkt war, daß ihre Anhänger mit einer Ausstellung geschlossen vor das Publikum treten konnten, stellte dieses erfreut fest, daß in der ihm unverständlich scheinenden Richtung Persönlichkeiten auftraten, die auch ihm etwas zu sagen hatten. Die wichtigste von ihnen war Willy Jaeckel.

Die Ausstellung der Juryfreien von 1913 in Berlin brachte dem Fünfundzwanzigjährigen einen ersten Erfolg. Jaeckel ist Schlesier. Drei Jahre, von 1906 bis 1908, hatte er auf der Breslauer Kunstschule studiert, ward dort von Professor Kaempffer mit den so wichtigen handwerklichen Grundlagen vertraut gemacht. Dann war er auf die Dresdner Akademie gegangen, aber die zahme Rokokostadt, die seltsamerweise Entstehungsort und kurze Zeit Sitz der radikalen Vereini-

Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde von 1923

Digitized by Google

Porträt eines Bildhauers. Gemälde. 1915

gung der Brücke war, blieb ohne Bedeutung für seine Entwicklung. Er kehrte nach Breslau zurück; das bittere Muß, sein Brot zu verdienen, zwang ihn zur Dekorationsmalerei. Nach zweijähriger Fronarbeit riß er sich mit dem Mut der Verzweiflung los und malte jene beiden Bilder, die Aufsehen erregten: „Kampf“ und „Dasein“. Daraufhin übersiedelte er im Herbst 1913 nach Berlin, dem damaligen Mittelpunkt der deutschen Kunstfragen und Kunstkämpfe.

Jaeckel hatte mit den Themen seiner beiden Erstlingsbilder Stoffe gewählt, die für ihn überhaupt bezeichnend sind. Fast alles, was er schuf, läßt sich in die beiden Rubriken: schnelle Tat oder Geschehen in der Stille einordnen. Was damals in diesen Gemälden so überzeugend wirkte, war das eigentümliche Leben, das Mensch und Landschaft und Vorgang zur Einheit zusammenschloß. Anderseits fand man im Aufbau der Kompositionen einen Anhalt zum Verständnis. Der „Kampf“, in seinem Relief nackter Leiber um den Mittelpunkt eines riesenhaften Kerls, erinnert ein wenig an das Zentaurenrelief Michelangelos in der Casa Buonarrotti. Während aber der junge Michelangelo seine Aufgabe zwar mit höchster Beherrschung der künstlerischen Technik löste, vom Motivinhalt aber ganz kalt gelassen wurde, ist es bei Jaekkel umgekehrt. Bei der Komposition ist es nicht ohne Gewaltsamkeiten abgegangen, dagegen ist der Eindruck des Geschehnisses selbst stark und furchtbar, die Schilderung rücksichtslos und kraftvoll, auch spielt die Landschaft schon bei diesem Frühwerk eine wichtige Rolle: Hügel, Baumstämme, Wolken umrahmen die Taten der Menschen hier, wie noch charakteristischer auf dem zweiten Bilde, dem giorgionesken „Dasein“. Eine wichtige Ergänzung finden diese Frühbilder in dem Familienbild von 1913. Drei Figuren, Vater, Kind und Mutter sind in einer geschlossenen, selbständig und doch natürlich frei aufgebauten Gruppe innerhalb einer weiten Tallandschaft sitzend geschildert. Dies Bild ist gewissermaßen der Abschluß einer ersten Entwicklung.

Der lang zurückgedrängte eigene Reichtum seiner Schöpferlust beginnt sich gerade jetzt in einer sehr großen Zahl neuer Bilder zu betätigen; aber auch insofern muß das Fami-

Bildnis. Gemälde

Digitized by Google

Mittagsruhe. Wandbild im Hause Bahlsen, Hannover

Digitized by Google

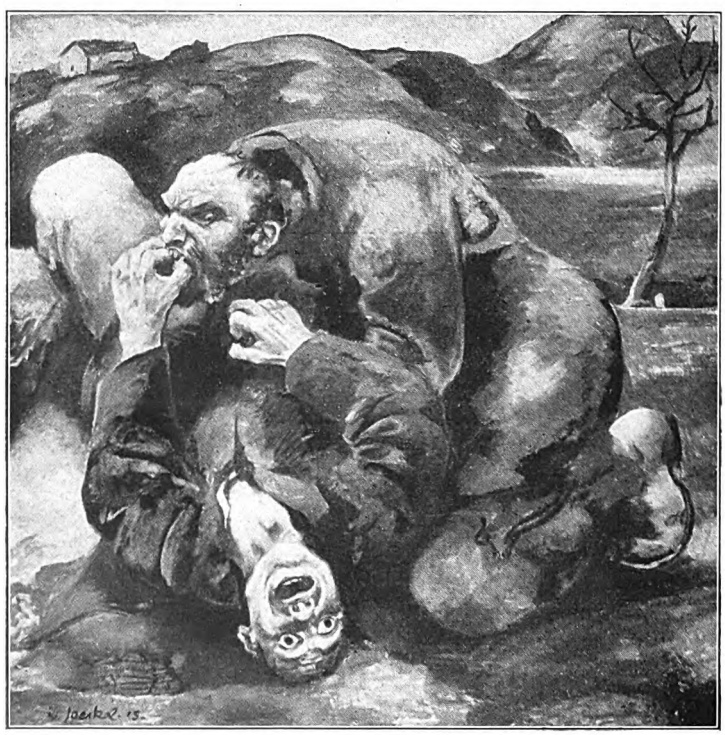
Digitized by Google

Mädchenkopf. Gemälde.
(Ausstellung Fritz Gurlitt, Berlin)

Digitized by Google

was von der Wucht des Krieges festgehalten war. Auf derselben Ausstellung hing noch eine zweite Darstellung des Leids und des Leidens, nämlich die zweite Fassung seines heiligen Sebastian. Es war eine Zeitlang Mode gewesen, die alten Heiligengeschichten zu malen, aber hier spürte man doch einen weit ernsteren und tieferen Geist: von aller Lebenskraft verlassen und von Pfeilen durchbohrt, sterbend, hängt der heilige Jüngling an den Stricken zwischen den harten Baumstämmen. In weitem Kreis umstarrt ihn die Gefühllosigkeit einer wilden Felslandschaft. Er ist ganz allein. Es war ein Bild der geschundenen Menschheit, ohne eine Spur jenes weichen Gefühls, das solche Bilder leicht unerträglich macht. Auf dieser Ausstellung erschien auch bereits ein meisterhaftes Porträt, das erste einer großen Reihe ausgezeichneter Charakterschilderungen, die seitdem in regelmäßiger Folge entstanden sind. Die großartigste

Bildnis eines Geistigen. Gemälde. 1919



Zweikampf. Gemälde. 1915

Komposition dieser frühen Periode dürfte wohl das „Loslösung" genannte Bild sein. Mann und Weib werden sich ihrer Vereinsamung als Einzelwesen bewußt und sinken aus der Umarmung verzweifelt und schmerzvoll in ihr Selbst zurück.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kritik oft an Grünewald und den Greco erinnerte, deren Werke überhaupt im Vordergrunde des Interesses standen. Mit größerem Rechte hätte, glaube ich, betont werden müssen, daß die leidenschaftliche Gebärde in mannigfachem Ausdruck uraltes Eigentum der germanischen Kunst

Digitized by Google

ist und schon auf den Reliefs, den Miniaturen und den erzählenden Münzen der romanischen Periode bei uns erscheint und einem Temperament wie Jaeckel erbeigentümlich angehören konnte.

Es war nach solchen Werken keine Frage mehr, daß in Jaeckel ein Monumentalmaler erstanden war, der nur auf Aufgaben wartete. Ein wahrer Reichtum von kleineren Arbeiten erwies die Fruchtbarkeit seiner Phantasie; er zeichnete, radierte, lithographierte, um sich der Fülle seiner Vorstellungen zu entledigen. Aber es war ja Krieg und daher vorläufig keinerlei Aussicht auf große Aufträge. Im Gegenteil, bald wurde er selbst Soldat. Glücklicherweise führte ihn der Dienst gleich nach der Ausbildung, die Fähigkeiten des Künstlers auf seine Weise nutzend, in die Kartenzeichnungsbüros nach Rußland. Ein Glück war es deshalb, weil die russische Hügellandschaft, unberührt und gewaltig mit ihrem weiten Wechsel von Höhen und Seen, ernst und urwaldhaft für ihn zu einem wichtigen Erlebnis wurde. Er vermochte es, trotz dem Dienstzwang, sie vorerst wenigstens in Zeichnungen festzuhalten. Die reifste Frucht trug die neue Erfahrung dann in der Lithographienfolge zum Buch Hiob, die, in brennender Schnelle entstanden und schon draußen auf lithographisches Papier gezeichnet, die ganze Frische und Unmittelbarkeit des erregten Eindrucks bewahrt hat. Es fügte sich besonders glücklich, daß der Inhalt des Werkes dem damaligen Empfinden des Künstlers so entsprach, daß einige Hiobsgestaltungen zu den eindringlichsten geworden sind, die wir von biblischen Geschichten besitzen. Seine lithographische Technik war gegen die früheren Veröffentlichungen, die noch unter einer peinlichen Schwarzfleckigkeit gelitten hatten, ge-

Wandern. Wandbild im Hause Bahlsen, Hannover

Digitized by Google

reift und entfaltet den vollen Reiz und die geheimnisvolle Farbigkeit, deren diese Schwarzweiß-Kunst fähig ist.

Inzwischen hatte der Künstler einen längeren Urlaub 1916—1917 zu einem Werk ausnützen dürfen, das immer als ein wichtiger Ruhepunkt in seinem Schaffen dastehen wird und für die Geschichte der deutschen Monumentalkunst etwas bedeutet. Es sind die vier Wandbilder für den Erholungsraum in der Bahlsenschen Keksfabrik zu Hannover. Mitten im Kriege, aber ihn und all seine Grausamkeit und sein Elend vergessend, schuf er diese vier Idyllen. Das Wandern; der junge Mann, der durch den Sturm der Hügel schreitet, tief unter sich Stadt und Strom und die schöngeschwungene Brücke. Die Zärtlichkeit: wie ein junges Paar, zwischen Felsen und dürren Bäumen sitzend, in fast ekstatischer Entzücktheit und Entrücktheit das Glück der Berührung erlebt, während fern in der tiefen Berglandschaft ein Regenbogen gerade über ihren Häuptern aufleuchtet. Als drittes das Schauen und Sehnen; ein Jüngling, zwischen Felsen ruhend, und vor sich hin und in die Ferne blickend, wo dicker Nebel zwischen hohen Bergspitzen ruht und die Sonne über die weißlichen Massen flutet und das Gestein anstrahlt. Als viertes und vielleicht als schönstes der ganzen Reihe malte er die Ruhe: eine blonde, starke Frau, zwischen Bäumen gelagert, ihr schlummerndes Kind zwischen den Knien, während vor ihr der Zauber des Waldes stille Wache hält. Die Einfachheit dieser Kompositionen steht in einem wahrhaft beglückenden Gegensatz zu der Gedrängtheit und Überfülle der früheren Bilder.

Leider war dies der erste und einzige wirk-

Allee. Gemälde. 1916

Digitized by Google

Aus der Bilderfolge: Gottmensch — Gott — Menschgott

liche Monumentalauftrag, der dem Künstler zuteil wurde, und ist es — wohl infolge der Ungunst der Verhältnisse — auch bis heute geblieben.

Im Februar des letzten Kriegsjahres ging der Künstler an die Westfront und kehrte im Herbst in die Hauptstadt zurück, wo er alle Verhältnisse verändert vorfand. Aber auch er war nicht mehr derselbe. Auch bei ihm hatte die Erschütterung des Krieges eine Vertiefung seiner Haupteigenschaften bewirkt, die sich notwendig in seiner Kunst zum Ausdruck bringen mußte. Wie die Guten besser, die Schlechten schlechter geworden waren, ward Jaeckel vor allem Sucher. Er prüfte seine Kunst. Was war sie ihm? Was konnte sie anderen sein? Er war mit dem Aufkommen des Expressionismus gewachsen und zu einem gewissen Abschluß gelangt. In vielem entsprach diese Richtung seiner Natur, seinem Temperament. Er hatte nie Bedenken getragen, hier einen Arm zu kurz, dort einen Schenkel dreimal so groß wie in der Wirklichkeit zu machen, vorausgesetzt, daß er damit die gewünschte Ausdrucksstärke erreichen konnte. Jetzt aber gingen die Zweifel am Wert der Erscheinungswelt tiefer: sie nahmen grundsätzlichen Charakter an. Das ungeheure Schicksal des Krieges heischte gebieterisch eine klarere, gemeinverständlichere Antwort. Wird uns auf alle Fragen immer nur die geheimnisvolle Aufforderung zu folgen, zu handeln, geduldig zu warten, zu erleben? Der Mensch sehnt sich nach Unumstößlichem, er möchte die Regel des Geschehens fest einfangen; es ist ihm noch wichtiger zu erfahren, was sein muß, als was sein wird. Um dem näherzukommen, erschien Jaeckel die Welt der Erfahrung weniger und weniger genug. Jenseits dieser muß es Formeln geben, die der Lösung näherkommen.

Doch man erinnere sich: Jaeckel ist Schlesier. Die merkwürdige Rassenmischung dieses Stammes hatte von jeher den Deutschen eine wichtige Reihe religiöser Schwärmer und Poeten gegeben. Insbesondere ist die religiöse Phantastik nicht nur im Volke bis heute zu Hause, sondern sie hat auch von Jakob Böhme bis Gerhart Hauptmann sich stets bemüht, plastische Gestalt zu gewinnen. Immer wieder bildet die Bibel die feste Grundlage, Stoffgebiet und Fabel für die Phantasie. So schlossen sich auch in den nächstfolgenden Jahren die wichtigsten Bilder Jaeckels an das Neue Testament an. Das Jahr 1919 sah die große Kreuzigung entstehen, aus der der Christus eine der ergreifendsten Dar-

Der heilige Sebastian. Gemälde. 1915

Digitized by Google

Sandgrube. Gemälde. Berlin, Nationalgalerie

stellungen der leidenden Menschheit ist. Und aus verwandtem Geist heraus das Gethsemanebild im Auftrag der Sezession für die Ausstellung dieses Jahres gemalt; von allen Künstlern, denen damals eine Wandfläche zur Schaffung eines Freskos — leider wegen der Wirtschaftsnot nur auf Papier — zur Verfügung gestellt wurde, seine Aufgabe am besten lösend. Die im gespenstischen Weiß aus der abendbraunen Landschaft vorschreitende Figur mit dem zerquälten Kämpfergesicht und den visionär fragenden Augen bleibt unvergeßlich, wenngleich sie an Großartigkeit der Empfindung und erhabener Gestaltung auch nicht an das Haupt des Gekreuzigten heranreicht. Es war nach allen diesen Leistungen nicht verwunderlich, daß die Berliner Akademie ihn zu ihrem Mitglied ernannte. Doch der Künstler selbst war nicht befriedigt. Er nahm die sich ihm bietende Gelegenheit wahr, eine Art Bibelwerk, das den Titel „Gottmensch—Gott—Menschgott" führte, mit Bildern zu versehen. Und zwar handelte es sich hier um nichts Geringeres, als die Entstehung des Lebens und seinen Sinn darzustellen, also gerade das, wozu Jaeckels innere Fragen und, da er Künstler war, alle seine Vorstellungen drängten. Die Geschichte der Welt beginnt mit Trennung des Lichts von der Finsternis und führt bis zum Erlösungswerk des Neuen Testaments. Zweihundert Blätter galt es zu schaffen, und zwar hatte er diesmal nicht die Lithographie, sondern die Radierung gewählt, die allein imstande war, die Lichtprobleme und Empfindungszartheiten auszudrücken, die er geben wollte.

Verständlicherweise machte sich Jaeckel zuerst an den letzten Teil, die Darstellung der Christuslegende, der ja auch seine eben genannten gleichzeitigen Bilder angehörten. Aber von seinem veränderten Standpunkt aus hatte nun die Welt ein seltsames Aussehen gewonnen. Man wird an seines alten Landsmanns Quirin Kühlmanns geniale,

Digitized by Google

Mädchenbildnis. Gemälde. 1923

Digitized by Google

Die Auferstehung
Radierung aus der Bilderfolge: „Gottmensch — Gott — Menschgott"

bald schimmernd-verwirrte, bald dogmatisch-starre Inspirationen erinnert. Die Köpfe sind eiförmig, Stirnen und Augensterne strahlen sichtbar in die Welt, Häupter und Gestalten werden von Lichtsäumen umrandet. Mit Befremden, ja mit Furcht um die von ihnen am höchsten geschätzten Fähigkeiten Jaeckels sahen Freunde und Verehrer diese ersten Proben. Der Künstler selbst verstand die Bedenken durchaus, aber er war längst so voll von Figur, daß er den einmal beschrittnen Weg zu Ende gehn mußte. Und so machte er sich an das Riesenwerk seiner Schöpfungsgeschichte, wie er sie verstand, und vollendete die allein technisch ungeheure Arbeit in einer vergleichsweise unglaublich kurzen Zeit.

Indessen war auch sein Pinsel nicht müßig geblieben. Schon im Jahre 1919 begann die Aufhellung seiner Palette aus dem erdockerfarbigen ins hellere, gelbrötliche sich zu vollziehen. Dieser Prozeß an sich ging schwer und langsam vonstatten und wurde charakteristischerweise im Wesentlichen durch die Jaeckel eigene Leichtigkeit in der Erfindung und Anschauung neuer Stofformulierungen unterstützt. Wichtige Stufen dieser Entwicklung sind die „Himmlische und irdische Liebe", das große sitzende „Liebespaar" — auch Adam und Eva genannt — und die beiden Schwebenden über der Urweltlandschaft, die wir hier abbilden. In allen diesen Bildern und noch stärker in den in immer reicherer Reihe entstehenden Porträts setzt ein erneutes und intensives Naturstudium ein, das im Jahre 1922 auch einer koloristischen Entfaltung Raum gibt, wie er sie bisher noch nicht gekannt hatte. Ein Häuschen im bayrischen Allgäu, das er mit seiner Familie den größten Teil des Jahres über bewohnt, gab ihm Gelegenheit, sich in die ihm wesensverwandte Landschaft der Hochalpen einzufühlen. Allmählich wurden die seltsamen und plötzlichen Lichterscheinungen seltener, die, aus seiner mystischen Periode stammend, zwischen Felsen und Menschen auftauchten, mehr und mehr genügte die reine, aus der Erfahrung geschöpfte Vorstellung dem Künstler, alles, was er wollte, auch das Geheimnisvolle des Lebens selbst, zum Ausdruck

Am Kreuz. Ausschnitt aus der ‚Kreuzigung'. 1919

Digitized by Google

Aus der ‚Enthauptung Johannis des Täufers'
Deckfarbengemälde

Digitized by Google

Bildnis der Gattin des Künstlers. 1923

zu bringen. Aus den schroffen Gebirgen kehrte er in den Hochwald, der ihm seine Erhabenheit, das Lebensvolle seiner Lichterscheinungen preisgab. Die Farben verlieren von abstrakter Reinheit, frohe Andacht regiert. Am höchsten stehen aber wohl die Bildnisse dieser letzten Periode.

Schon zu Beginn seiner Laufbahn hatten seine Porträts die allgemeine Anerkennung gefunden. Sie waren entsprechend seiner damaligen Auffassung ein wenig schwer und massig aufgebaut und zäh in der Farbe, aber sie besaßen eine Tiefe der Charakteristik und eine Schärfe der Individualisierung, die sie vor allen anderen hervorhob. Auch während seiner mystischen Periode hatten sich diese Eigenschaften nicht verloren, im Gegenteil, sie waren eher eindringlicher geworden. Mit der Erneuerung des Naturstudiums stellte sich eine malerische Hingebung ein, ein liebevolles Eingehen auf die Einzelheiten der Zeichnung und der Koloristik, analog den Landschaftsstudien dieser Zeit. Er findet beruhigt zum erstenmal in seinem Leben den schönen Ton in der Malerei. Nicht um seiner selbst willen, sondern als natürliches Geschenk eines unablässigen Ringens.

Es muß sich bei jedem Künstler erweisen, ob er die Kraft hat, aus den Anschauungs- und Ausdrucksformen seiner Jugendzeit herauszuwachsen und sein eignes Wesen zu entwickeln. Jaeckel, aus dem gefährlichen Expressionismus hergekommen, nutzt ihn sofort auf seine Art: vor allem kümmert er sich wenig um die naturfremde Seite der Lehre, ohne Pedant zu werden. Die eigentümliche Verankerung

Digitized by Google

Föhren. Gemälde. 1923

Digitized by Google

Aktstudie

der Jaeckelschen Produktionskraft ist klar: in schwerer Erdgebundenheit neigt er zur Unbefriedigtheit, zur Sehnsucht, zur deutschen Pathetik. Seine Formenwelt hat etwas prädestiniert Mächtiges, Ernstes, Starkes in allen Urinstinkten. Sie neigt zum Tiefsinnigen wie zum Feierlichen. Als er vor ein paar Jahren auf der Großen Berliner Ausstellung einen feierlichen Raum gestaltet hatte, war die Einfachheit und Natürlichkeit bei vollkommener Erreichung seines Zieles verblüffend. Als Kompensation aber besitzt er dazu jene Leichtigkeit, nicht nur der Phantasie und der Hand, sondern auch der Produktion, die ihm eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit zu gewähren scheint. Er ist einer der wenigen, die Haltung genug haben, eine große Fläche zu beherrschen, ohne weder unbedeutend bunt noch langweilig zu werden. Er hat die alte deutsche Kunst zu fabulieren ererbt und übt sie, immer aufs neue erfrischt von einer wahren Leidenschaft für Charakter- und Ausdrucksbildung. Seine graphischen Blätter sind schier zahllos: allein aus der letzten Zeit solche zu Dante und Faust, Paraphrasen über den Buddha, Landschaften, Bildnisse. Immer hat er Gesichte, ob er den Blick nach innen oder nach außen kehrt. Doch ist's nicht nur die enorme Arbeitskraft, die wir bewundern, trotzdem sie gern eine Begleiterin des Genies ist. Aber wer von seiner Generation hat die Vorstellungswelt unsres Lebens so bereichert wie Willy Jaeckel?

Digitized by Google

Der Mensch und die Maschine im Zukunftskriege

Von General der Infanterie a. D. von Kuhl

Wie es in einem zukünftigen Kriege zugehen wird, ist ungeheuer schwer zu beurteilen. Vor Täuschungen und großen Überraschungen ist man keineswegs sicher. Neue Waffen und technische Erfindungen bedingen eine neue Taktik. Daher meinte Napoleon, man müsse die Taktik alle zehn Jahre ändern.

Als am 9. März 1862 im nordamerikanischen Sezessionskrieg der südstaatliche, mit einem Sporn versehene Merrimac dem nordstaatlichen Turmschiff Monitor im Seekampf entgegentrat, sah die Welt zum ersten Male den Kampf zweier gepanzerter Schiffe. Das war der Ausgangspunkt einer gänzlich neuen Entwicklung des Seekrieges. Die verblüffende Wirkung des preußischen Zündnadelgewehres im Jahre 1866, die große Tragweite des französischen Chassepotgewehres im Jahre 1870 bereiteten dem Gegner eine große Überraschung. Im Burenkriege brachte die Anwendung des rauchschwachen Pulvers und des kleinkalibrigen Mehrladers ganz neue Erscheinungen auf dem Schlachtfelde hervor und zwang zu einer gänzlichen Änderung der Taktik. In der Nacht vom 8. zum 9. Februar 1904 überraschten im russisch-japanischen Kriege die Japaner auf der Reede von Port Arthur die russische Flotte mit einem großen Torpedoangriff. Die Bedeutung der Technik und der neuen Maschinenwaffe, des Maschinengewehrs, trat in diesem Kriege derartig hervor, daß er dadurch ein besonderes Gepräge erhielt.

Die Überraschungen, die uns der Weltkrieg bereitet hat, sind noch in unser aller Erinnerung. Es sei nur an die Verwendung von Kampfgas, Tanks, Minenwerfern, leichten Maschinengewehren, Handgranaten, an die erstaunliche Tragweite der langen Kanonen und an die ungeahnte Entwicklung des Luftkrieges erinnert. Wie die Maschine in der Industrie die menschliche Handarbeit immer mehr verdrängt, so nahm sie auch im Weltkriege eine immer steigende Bedeutung an. Kraftzug, Panzerzug und Maschinenwaffen traten um so mehr hervor, je schwieriger der Ersatz an Menschen und Pferden wurde. In der monatelangen Materialschlacht suchten die Angreifer unter äußerster Ausnutzung der Technik und unter Verwendung ungeheuren Materials den Gegner zu zermürben. Die Kriegskunst schien zu einem rohen Handwerk zu entarten, „die mechanischen Köpfe triumphierten" wieder einmal, um das bekannte Scharnhorstsche Wort zu gebrauchen. Wer die steigende Entwicklung der Waffentechnik und der neuen Kriegsmittel im Weltkriege betrachtet, wird zur Überzeugung kommen, daß wir in Zukunft vor ungeahnten Möglichkeiten stehen. Ob sich der nächste Krieg in den Formen des langwierigen Stellungskrieges, wie er im Weltkriege vorherrschend war, abspielen wird, oder ob ein neuer Napoleon wieder Schlachten wie bei Marengo, Ulm und Austerlitz zu schlagen, ein neuer Moltke den Gegner wie bei Königgrätz, Metz und Sedan zu umfassen und einzukreisen vermag, oder ob der Krieg gänzlich neue, ungeahnte Formen annehmen wird, dies zu entscheiden muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Wenn wir versuchen, den Schleier zu lüften, der das Bild des zukünftigen Krieges verhüllt, so müssen wir uns bewußt sein, daß es sich nur um Ahnungen und Mutmaßungen handeln kann. Wenn auch mit großem Vorbehalt, sind wir dabei genötigt, von den Erfahrungen des Weltkrieges auszugehen.

Neben der Verwendung bisher ungeahnter Massen bildet die gewaltige Steigerung und Ausnutzung der Technik die charakteristische Erscheinung des Weltkrieges. Die erstaunliche Entwicklung der Technik und Industrie, die sich in den Jahren vor dem Krieg vollzogen hatte, wurde von allen kriegführenden Staaten ausgenutzt, um einerseits die Zerstörungskraft der Kampfmittel zu steigern, anderseits immer neue Schutzmittel dagegen zu schaffen. Die ganze Arbeitskraft und Erfindungsgabe der Techniker, die ganze Leistungsfähigkeit der Industrie, alle Errungenschaften der Wissenschaft wurden in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Fast schien es, als ob die Maschine berufen sei, den Menschen als Kämpfer in den Hintergrund zu drängen. Die Entwicklung der neuen Zerstörungsmittel war am Schlusse des Weltkrieges noch lange nicht abgeschlossen.

Eines der wichtigsten dieser Kampfmittel ist das Kampfgas. Vor dem Weltkriege hatte eine Verwendung chemisch wirksamer Stoffe zum Kampf nicht stattgefunden. Sie ist eine Erfindung des Stellungskrieges, in dem immer wieder nach neuen Mitteln gesucht wurde, um den Gegner aus seinen hartnäckig verteidigten Stellungen zu vertreiben. Zwar war völkerrechtlich durch die Haager Konferenz von 1899 „die Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck es ist, erstickende und giftige Gase zu verbreiten", verboten. Doch war diese Deklaration nicht von allen Teilnehmern unterzeichnet worden. Jedenfalls hat das Verbot die Verwendung dieses Kampfmittels im Weltkriege nicht verhindern können.

Die Wirkung steigerte sich von Reizstoffen, die den Aufenthalt in den Stellungen unmöglich machten, bis zu giftigen Gasen, die kampfunfähig machten oder tödlich wirkten. Zuerst wurde das Gas im Blasverfahren angewendet, indem aus einer Anzahl in vorderster Linie eingebauter Gasflaschen das Gas gleichzeitig abgeblasen wurde. Der Wind

Digitized by Google

trieb die verderbenbringende Gaswolke dann auf den Gegner zu. Der Einbau der Flaschen war mühsam, das Abblasen war völlig vom Winde abhängig, auf dessen günstige Richtung man oft tage- oder wochenlang warten mußte. Durch widrige Umstände konnten schwere Verluste bei den eigenen Truppen entstehen. Ein neues Verfahren, das vom Wind und Wetter unabhängiger war und daher später bevorzugt wurde, bestand darin, daß aus zahlreichen Gaswerfern Gasminen überraschend auf den Feind geworfen wurden. Die wichtigste und umfangreichste Verwendung fand das Gas aber in der Form von Gasgeschossen der Artillerie, mittels deren man ganze Geländeteile verseuchen und vor allem die feindliche Artillerietätigkeit beim Angriff ausschalten konnte. Hierin liegt die größte Steigerung, die die Artilleriewirkung erfahren hat. Die Verwendung von Gasmunition wurde immer mehr ausgedehnt, so daß schließlich bei uns mehr als ein Viertel aller Artilleriemunition aus Gasgeschossen bestand. Natürlich rief der Gasangriff auch umfassende Maßnahmen zum Gasschutz hervor. Gasmasken wurden geschaffen und ständig vervollkommnet. Der alte Wettkampf zwischen Geschütz und Panzerschutz wiederholte sich zwischen Gas und Gasschutz. Auch die Pferde, Meldehunde und Brieftauben mußten gegen die Gaswirkung geschützt werden.

Zweifellos wird diese furchtbare, neue Waffe im nächsten Kriege eine ausschlaggebende Rolle spielen, um so mehr, als mit Sicherheit anzunehmen ist, daß der Chemie eine wesentliche Steigerung der Gaswirkung gelingen wird. Gerade deshalb ist diese Waffe durch das Versailler Diktat, ebenso wie die Tanks, Flugzeuge und die schwere Artillerie, Deutschland entzogen worden. Die Herstellung von Kampfgas in Deutschland und seine Einfuhr sind untersagt. Zwar haben die Unterzeichner des Washingtoner Vertrages von 1922, der zu einer Einschränkung der Rüstung zur See führte, eine Entschließung gegen den „Gebrauch erstickender, giftiger und anderer Gase“ angenommen. Aber sechs Monate später erklärte der amerikanische Admiral Sims in einer Rede: „Wenn wir angegriffen werden, werden wir Gas verwenden, und wir werden uns nicht darum kümmern, wann oder warum.“ Englische Zeitungen bezeichneten das Washingtoner Abkommen mit Recht als einen frommen Wunsch, dessen Durchführung sich im Ernstfalle nicht erzwingen ließe. Wenn etwa der Völkerbund das Gas abschaffen wolle, so könnte er ebenso gut anordnen, „daß wir zu den Zwölfpfündern und Rundkugeln oder zu Schwertern und Speeren zurückkehrten“. Keine Armee, die sich im Besitze überlegener Zerstörungsmittel wisse, werde jemals auf sie verzichten, um veraltete Waffen zu gebrauchen. Die „Times“ erklärte, alles, was im Weltkriege geschehen sei, sei nur ein Kinderspiel gegenüber dem, was in der Anwendung chemischer Kriegsmittel in einem zukünftigen Kriege zwischen großen, industriell und wissenschaftlich vorgeschrittenen Nationen sich ereignen werde.

Sentimentale Gesichtspunkte wird man somit bei dieser Frage ausschalten, vielmehr mit der rücksichtslosen Anwendung dieses Kriegsmittels rechnen müssen. Alle großen Staaten, insbesondere Frankreich, England und Amerika treffen umfassende Vorbereitungen dazu, wenn sie dies auch mit dem Vorwand zu beschönigen suchen, daß man sich vorsichtshalber gegen etwaige feindliche Maßnahmen schützen müsse. Ob die Prophezeiung von Sachverständigen, daß „der künftige Krieg ein chemischer Krieg mit Stick- und Ätzgasen“ sein werde, und daß die chemischen Mittel den Ausschlag geben würden, eintreffen wird, muß dahingestellt bleiben.

Eine ebenso entscheidende Wirkung wird von mancher Seite von den anderen neuen Kampfmitteln, die im Weltkriege erschienen und Schrecken verbreiteten, erwartet, in erster Linie von den gepanzerten Kampfwagen und den Kampfflugzeugen.

Kampfwagen traten im Weltkriege zum ersten Male im September 1916 in der Sommeschlacht überraschend auf. Die Engländer hatten sie heimlich hergestellt und die Bezeichnung „Tanks“ irreführend angewendet, als ob es sich um fahrbare Betriebsstoffbehälter handelte. Kampfwagen sind gepanzerte und mit Maschinengewehren oder leichten Geschützen bestückte Kraftfahrzeuge mit Raupenantrieb. Die Raupenkette verteilt die Last auf eine möglichst große Auflagefläche, so daß der Wagen auch in tiefem Boden nicht einsinkt und in durchwühltem, zerschossenem Kampfgelände sich bewegen kann. Er überklettert Hindernisse und Gräben und zerdrückt die Drahthindernisse. So bilden die Kampfwagen eine Art gepanzerter Infanterie, und sind dazu bestimmt, der Infanterie den Weg zu bahnen.

Das Auftreten der noch unvollkommenen Tanks, mit denen die Infanterie zudem noch nicht in der erforderlichen Weise eingespielt war, war zunächst in den Jahren 1916 und 1917 nicht besonders erfolgreich. Die erste Massenverwendung im großen Stil fand bei dem englischen Angriff bei Cambrai am 20. November 1917 statt. Mehrere hundert Tanks brachen in einer Breite von 10 km ohne Artillerievorbereitung überraschend tief in unsere Front ein. Einen großen, entscheidenden Erfolg errangen die französischen Tanks zum ersten Male bei dem Gegenangriff des Generals Foch aus dem Walde von Villers-Cotterets am 18. Juli 1918, der den Wendepunkt des Krieges bedeutete. Von nun ab bis zum Schluß des Krieges spielten die Tanks bei allen Angriffen des Feindes eine ausschlaggebende Rolle gegen die dünnen Linien unserer erschöpften Truppen.

Die Tanks haben somit im Weltkriege bereits ihre Probe bestanden und sich als ein Kriegsmittel von größter Bedeutung erwie-

Digitized by Google

sen, dem wir bis zum Schlusse des Krieges nichts Gleichwertiges entgegenzustellen vermochten. Ihr Wert war zunächst von uns unterschätzt worden; später konnte der Vorsprung der Gegner von uns nicht mehr eingeholt werden. Nach dem Kriege ist es vor allem Frankreich, das dieser neuen Waffe die größte Bedeutung beigelegt und zahlreiche Tankregimenter geschaffen hat.

Werden sich die weitschweifenden Hoffnungen, die man auf die Tanks setzt, in einem Zukunftskriege erfüllen? Der Tank, so sagt man, sei die Angriffswaffe geworden, die der Verteidigung überlegen sei. Seine Anwendung habe das moderne Schlachtfeld umgestaltet. Wie die alten Ritter im Panzerschutz, aber mechanisch vorbewegt, trügen sie den Angriff beständig vorwärts. Aber während von der einen Seite behauptet wird, in zwanzig Jahren würden die Schlachten nur durch Tanks entschieden, wird von anderer Seite entgegengehalten, daß durch solche übertriebene Bewertung der Stoff über den Geist gestellt und die Moral unterschätzt werde.

In der Tat sind der Verwendung der Kampfwagen Grenzen gesetzt. Da sie keine Deckung benutzen können, fallen sie leicht der zerstörenden Wirkung der feindlichen Artillerie anheim. Geländehindernisse können sie aufhalten oder ihre Verwendung ganz ausschließen. Gelände in Besitz zu nehmen oder zu behaupten, vermögen sie nicht. Die Infanterie können sie daher nicht ersetzen, sondern nur in engster Verbindung mit ihr fechten. Für Bewegungen auf längere Strecken auf Straßen sind sie ungeeignet, ihr Fahrbereich ist auf etwa 30 km begrenzt. Die Kavallerie können sie nicht begleiten und Erfolge nicht ausbeuten, es sei denn, daß man sie, wie in Frankreich beabsichtigt ist, auf Lastkraftwagen verladet und befördert. Zu größeren Verschiebungen sind besondere Transportmittel, Eisenbahnen oder Lastkraftwagen, erforderlich. Zurzeit ist der Tank somit hauptsächlich eine Waffe des Stellungskrieges. Aber der Kampfwagen steht erst im Anfang seiner Entwicklung. Die Technik bemüht sich in den fremden Heeren, die Geschwindigkeit, den Fahrbereich und die Betriebssicherheit so zu erhöhen, daß die Tanks auch im Bewegungskrieg sich zur Geltung bringen und auch der Kavallerie folgen können. Daß der Technik die Lösung dieser Aufgabe gelingen wird, ist kaum zu bezweifeln. Zweifellos kann eine große Überlegenheit an Tanks in Zukunft eine entscheidende Wirkung ausüben.

Wie hoch man auch den Einfluß der Tanks auf die Kriegführung der Zukunft einschätzen mag, er wird sicherlich weit übertroffen werden von der neuen Waffe, die im Laufe des Weltkrieges eine erstaunliche Entwicklung genommen hat, von der Flugwaffe. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Steigerung die Geschwindigkeit, Reichweite und Tragfähigkeit der Flugzeuge in den viereinhalb Kriegsjahren genommen hat, so kann man sich einen Begriff von den Zukunftsmöglichkeiten machen. In den ersten Tagen des Krieges, im August 1914, winkten sich noch die feindlichen Flieger in der Luft einander zu, wenn sie sich begegneten. Auf den Kampf waren sie nicht eingerichtet, sondern nur zur Aufklärung bestimmt. Bald aber griffen sie zum Maschinengewehr und warfen Bomben, deren Gewicht bis zu 1000 kg stieg. Höhen bis zu 6000 m und Geschwindigkeiten von 180 km in der Stunde wurden erreicht. Neben den Aufklärungsfliegern gab es zum Schluß Jagd-, Schlacht-, Bomben-, Artillerie- und Infanterieflieger. Heute liest man von gepanzerten Riesenflugzeugen und von Bomben von annähernd 2000 kg, die eine furchtbare Zerstörungskraft enthalten und zum Angriff gegen ausgedehnte Ziele dienen sollen. Zweifellos wird man im nächsten Kriege auch Bomben mit giftigen Gasen verwenden, wozu man im Weltkriege noch nicht übergegangen war. Wir stehen somit erst am Anfange einer Entwicklung, die noch gar nicht abzusehen ist.

Am Schlusse des Weltkrieges war noch fast die Hälfte der deutschen Flugzeuge im Aufklärungsdienst tätig, von dem übrigen Teil waren die meisten für den Luftkampf und nur verhältnismäßig wenige zur Bekämpfung von Erdzielen bestimmt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß sich dieses Verhältnis gründlich ändern wird und daß die Kampfflugzeuge in Zukunft überwiegen werden, die um die Luftherrschaft streiten und mit Bomben teils unmittelbar in die Schlacht eingreifen, teils sich ihre großen Erdziele hinter der Front bis weit in das feindliche Gebiet hinein suchen. Die Kampfkraft der Flugzeuge wird durch die Verwendung stärkerer Motore gesteigert werden, so daß sie entweder größeren Panzerschutz oder verstärkte Bewaffnung erhalten können oder imstande sind, größere Bombenlast zu tragen. Bedenkt man ferner, welche Steigerung die Wirkung durch Verwendung von Gas und Brandbomben und durch verbesserte Zielvorrichtungen erfahren wird, so kann man sich einen Begriff von der Leistung großer Bombengeschwader von Riesenflugzeugen machen, zumal wenn die Wirkung nicht zersplittert, sondern zeitlich und örtlich zusammengefaßt wird. Tag und Nacht sind sie imstande, weithin Schrecken zu verbreiten, nachts dienen Fallschirmleuchtminen zur Beleuchtung der Ziele. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo die Flieger auch mit Geschützen wirksam werden.

So können die Kampfflieger unmittelbar auf die Operation an der Front, aber auch hinter der Front, in der Etappe und in der Heimat, entscheidende Wirkung ausüben.

An der Front werden die Bewegungen der Truppen auf den Straßen behindert. Die Truppe wird zu ermüdenden Nachtmärschen gezwungen, ohne dadurch der Bombengefahr zu entgehen. Eisenbahntransporte, Ein- und Ausladungen sind gefährdet; in den Unter-

Digitized by Google

kunftsorten findet die Truppe keine Ruhe; die Arbeit der Stäbe in den Hauptquartieren wird gestört. Der Anmarsch der Reserven kann an verstopften Engen aufgehalten werden. Welchen ungeheuren moralischen Eindruck der Angriff von Schlachtfliegern macht, wenn sich planmäßig Welle auf Welle tieffliegend auf die Infanterie und Artillerie stürzt und sie mit Maschinengewehren und Bomben angreift, konnte man bereits im Verlaufe des letzten Kriegsjahres erleben.

Hinter der Front und in der Heimat kann durch stetige Luftangriffe eine kriegsentscheidende Wirkung erzielt werden. „Nacht für Nacht sich folgende Angriffe mit allen aufschreckenden Begleiterscheinungen des Alarms, dem höllischen Feuer der eigenen Flugabwehrkanonen, den Detonationen der feindlichen Bomben und den von ihnen hervorgerufenen Zerstörungen und Bränden vermögen eine Bevölkerung zu zermürben und das Leben einer Stadt zu töten" (Hoth, Flugzeuge als Kampfmittel).

Welchen Einfluß wird nun der Luftkampf auf die gesamte Kriegführung haben? Wird er Heer und Flotte verdrängen, das Aufgebot von Millionen Menschen zum Kampfe entbehrlich machen und allein die Entscheidung an sich reißen, wird er dem Kriege einen gänzlich neuen Charakter geben? oder wird er durch völkerrechtliche Bindungen gehemmt werden, seine volle zerstörende Wirkung zu entfalten?

Zunächst sei gesagt, daß das letztere Hemmnis schwerlich eintreten wird. Für die Ausnutzung der zerstörenden Kraft des Luftkrieges spricht dasselbe, was für die Verwendung von Kampfgas geltend gemacht worden ist. Der englische Fachmann, General Groves, erklärte in der „Times", daß wahrscheinlich allen internationalen Abmachungen zum Trotze im zukünftigen Kriege Bomben mit giftigen Gasen gegen Großstädte verwendet würden. Entgegen allen weltfremden Theorien beruhe die Weltherrschaft noch immer auf militärischer Machtentfaltung. Macht sei der beherrschende Faktor in menschlichen Dingen. Auch darüber, wie das Machtmittel der Luftstreitkräfte ausgenützt werden soll, gibt General Groves unzweideutige Auskunft. „Im nächsten Kriege," meint er, „wird es keine Schonung für die Zivilbevölkerung geben." Das Hauptziel der Flieger sei der zusammengefaßte Angriff der Luftflotte gegen die Quellen der Kraft und Moral des feindlichen Volkes, gegen die Mobilmachungsmittelpunkte, die Munitionsfabriken, gegen die großen Industriegegenden und vor allem gegen die Großstädte, diese Nervenzentren nationaler Widerstandskraft. General Groves nennt dies „die Kriegführung in die Tiefe", da sie sich nicht mehr nur gegen die Front richtet, sondern darüber hinaus weit in die Heimat des Gegners greift. Um dieses Ziel zu erreichen, müsse man aber zuvor die feindlichen Luftstreitkräfte angreifen und vernichten. Sei dies geschehen, dann erst sei man in der Lage, durch den „Krieg in die Tiefe" den Willen des Gegners zu brechen. Es kommt also in Zukunft nicht nur auf die Tapferkeit des Frontkämpfers, sondern wesentlich auch auf die seelische Widerstandskraft der Heimat an. Der französische Grabenkämpfer im Weltkriege pflegte zu sagen: „Pourvu que les civils tiennent."

Daß die Wirkung eines solchen Luftkampfes gegen das feindliche Volk, nachdem die Herrschaft in der Luft errungen ist, eine ungeheure Wirkung haben und daß ein Volk dadurch auf die Knie gezwungen werden kann, soll nicht bezweifelt werden. Aber eine ausschlaggebende Wirkung gegen Städte kann nur durch nachhaltige, andauernde Angriffe erreicht werden. Ehe diese möglich sind, muß erst die Luftherrschaft durch Vernichtung der feindlichen Flugzeuge in der Luft oder auf den Flugplätzen errungen werden. Das wird aber sicher nicht mit einem Schlag, sondern nur in langwierigen Kämpfen zu erreichen sein. Fraglich erscheint aber, ob es einem einigermaßen ebenbürtigen Gegner gegenüber gelingt, eine solche unbedingte Herrschaft in der Luft zu erringen. Auch werden die erforderlichen ungeheuren Mengen von Betriebsstoff für solche Massenverwendung auf die Dauer kaum verfügbar sein. Frankreich ist z. B. für einen großen Teil seines Bedarfes auf das Ausland angewiesen. Zurzeit ist es nicht wahrscheinlich, daß der Krieg vom Lande und von der See auf die Luft übergehen und den Soldaten und Matrosen entbehrlich machen wird. Flugzeuge allein können keinen Kampf entscheiden, da sie nach jedem Flug wieder auf ihren Flugplatz zurückkehren müssen. Land in Besitz zu nehmen und zu behaupten vermögen sie nicht. Gerade das Land, das die stärkste Luftmacht besitzt, Frankreich, ist mit allen Mitteln bemüht, ein starkes Heer zu unterhalten, ebenso wie England, das eine starke Vermehrung seiner Luftstreitkräfte in Angriff genommen hat, keineswegs gewillt ist, auf die Seeherrschaft zu verzichten. Die Luftmaschine hat den Menschen noch nicht entbehrlich gemacht.

Eher läßt sich annehmen, daß in Zukunft der mechanische Kraftzug immer mehr das Pferd als Zugkraft verdrängen wird. Der Kraftzug hat im Laufe des Weltkrieges bereits eine starke Umwälzung im Transportwesen hervorgerufen. Frankreich verfügte bei Beginn des Krieges über etwa 6000 Lastkraftwagen, im Jahre 1918 war deren Zahl auf etwa 100 000 gestiegen. Kraftzugbatterien finden immer mehr Eingang in den modernen Armeen. Die Heeresversorgung vollzieht sich hauptsächlich mittels Lastkraftwagen. Frankreich will sich eine schnell bewegliche Heeresartilleriereserve beschaffen, indem Geschütze mit Bedienung und Munition auf Lastkraftwagen befördert und bis in die Feuerstellungen gebracht werden.

Einen wesentlichen Aufschwung wird die

Digitized by Google

Verwendung des Kraftzuges nehmen, wenn es gelingt, das Problem zu lösen, Kraftwagen zu schaffen, die sowohl wie Tanks auf Raupen, als auch auf Rädern sich bewegen können und von den Straßen unabhängig sind.

Bleibt aller Voraussicht nach der Mensch bis auf weiteres noch der Hauptträger des Kampfes, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß die gesteigerte Verwendung von Kriegsmaschinen allerart eine starke Umwälzung in der Kriegführung herbeiführt. Schon die Vorbereitung für den Krieg kann nicht mehr, wie früher, eine einseitig militärische sein, sondern die Mobilmachungsvorarbeiten müssen auf die Versorgung der Industrie mit Kohlen und Rohstoffen sowie auf die Beschaffung und Verteilung der Arbeitskräfte sorgfältig Bedacht nehmen, wenn anders die Rüstungsindustrie im Laufe des Krieges den ungeheuren Bedarf an Waffen, Kriegsmaschinen allerart und Munition zu decken imstande sein soll. Bekanntlich entstand bei uns, wie bei den Franzosen, bald nach Beginn des Weltkrieges eine Krisis, da ein industrieller Mobilmachungsplan für die Beschaffung und Verteilung der Rohstoffe, für die Umstellung der gewerblichen und industriellen Tätigkeit und für die Umstellung der Arbeitskräfte nicht vorher aufgestellt worden war. Welchen Umfang die Rüstungsindustrie in einem heutigen großen Kriege annimmt, geht schon aus der Tatsache hervor, daß in Deutschland im Januar 1918 über zwei Millionen vom Waffendienste zurückgestellte Leute, von denen über eine Million kriegsverwendungsfähig war, in der Kriegsindustrie in der Heimat beschäftigt waren, zu einer Zeit, als es bereits die größten Schwierigkeiten machte, den notwendigsten Ersatz für die Front zu beschaffen.

Daß in Zukunft der Krieg wieder in einem langwierigen Stellungskampf erstarrt, wie es im Weltkrieg der Fall war, muß bezweifelt werden. Der gepanzerte Kampfwagen schreitet mechanisch über Gräben und Hindernisse hinweg, und das Bombenflugzeug trägt seine zerstörende Last über die feindlichen befestigten Linien weit in Feindesland hinein.

Die Kampfform der einzelnen und der verbundenen Waffen ist durch die vielen Maschinenwaffen verwickelter, die Truppenführung schwieriger geworden. Man vergegenwärtige sich, welche Wandlungen die Kampfform der Infanterie im Laufe der Zeit bereits durchgemacht hat, von der geschlossenen Linie, in der die Infanterie Friedrichs des Großen aufrecht und „fier" an den Feind marschierte, über die Halbbataillone, mit denen wir vielfach 1866 ins Gefecht traten, und die Kompagniekolonnen mit Schützenentwicklung des Jahres 1870 bis zu den breiten, kampfkräftigen Schützenlinien als Hauptkampfform, wie sie in unserem Reglement zu Beginn des Weltkrieges vorgeschrieben waren. Nun sind auch diese überholt. Die Wirkung der heutigen Maschinenwaffen zwingt zur weiteren Zerlegung. Die Gruppe in der Stärke von etwa acht Mann ist heute der Träger des Kampfes. Das Maschinengewehr ist an Stelle des Gewehres die Hauptwaffe der Infanterie geworden. Außer dem Gewehr, der Hand- und Gewehrgranate bilden die leichten Maschinengewehre und die Maschinenpistole die „leichten Waffen"; die schweren Maschinengewehre, der leichte und mittlere Minenwerfer und das Infanteriegeschütz die „schweren Waffen" des Infanterieregiments. Da dem Regiment auch ein Nachrichtenzug mit Fernsprech- und Blinkgerät sowie mit Meldehunden zugeteilt ist, außerdem Funkgerät und Brieftauben zugewiesen werden können, da ferner im Gefecht in der Regel einige Reiter hinzutreten, so kann man wohl sagen, daß aus dem früheren Infanterieregiment nunmehr ein Detachement aller Waffen geworden ist. Ungelöst ist noch die Frage der Konstruktion eines zweckmäßigen Infanteriegeschützes, das in engster Verbindung mit der Infanterie kämpfen kann. Wie soll es im Gefecht bewegt werden, da die Bespannung allzu leicht zu treffen ist? Aller Voraussicht nach wird die Lösung in der Panzerung und im mechanischen Raupenantrieb liegen.

In Frankreich ist der Vorschlag gemacht worden, in der Kampfform der Infanterie noch einen Schritt weiter zu gehen, als in Deutschland. Während die Gruppen, in die sich die Kompagnie bei uns im Gefecht auflöst, nur zum Teil aus Maschinengewehrgruppen mit je einem leichten Maschinengewehr, zum Teil aber auch aus Schützengruppen bestehen, ist in Frankreich erwogen worden, die Schützengruppen ganz wegfallen zu lassen. Dann würde der Gewehrkämpfer ganz ausscheiden und die Infanterie nur mit leichten Maschinengewehren in kleinen Gruppen zu vier Mann fechten. Es wäre dies ein weiterer Schritt in dem Ersatz der Menschen durch Maschinen. Die äußerste Folgerung dieses Gedankens würde darin bestehen, daß man die Gruppen auf 2—3 Mann verringerte und sie mit einem leichten Maschinengewehr zusammen unter einem kleinen Panzer verdeckte, so daß sie sich wie die Schildkröten vorbewegten. Der Vorschlag ist allen Ernstes in Frankreich gemacht worden. Kein einzelner Kämpfer würde dann offen auf dem Gefechtsfelde mehr erscheinen.

Diese Frage der Menschenersparnis ist in Frankreich dringlicher als überall anderswo. Seit vielen Jahren nimmt dort die Zahl der jährlichen Geburten ständig ab, so daß mit einer Abnahme der Friedensstärke des Heeres gerechnet werden muß. Zurzeit sucht Frankreich diesem Übelstand noch durch eine vermehrte Einstellung von Farbigen aus seinem großen afrikanischen Kolonialreich abzuhelfen, so daß etwa ein Drittel des

Digitized by Google

Friedensheers aus ihnen besteht. Eine weitere Ausdehnung dieser an sich schon sehr bedenklichen Maßnahme ist aber untunlich. Daher ist in Frankreich das Bestreben vorherrschend, den unabwendbaren Ausfall an Menschen durch gesteigerte Verwendung von Maschinen zu ersetzen. In der Ausrüstung mit Tanks und in der Ausgestaltung seiner Luftstreitmacht steht Frankreich weitaus an der Spitze aller Militärmächte.

England ist demgegenüber besonders hinsichtlich seiner Luftstreitkräfte derartig zurückgeblieben, daß es zurzeit gegenüber Frankreich fast wehrlos ist. Mit aller Kraft sucht es die Versäumnis in neuester Zeit nachzuholen, in dem Gefühl, daß der bisherige Vorteil seiner insularen Lage aufgehoben ist und seine Sicherheit keineswegs mehr allein auf der Flotte beruht. Auch durch die in unerwartetem Maße gesteigerte Tragweite der Artillerie wird England von Frankreich unmittelbar bedroht. Der Generalinspekteur der französischen Artillerie, General Herr, hat erklärt, daß die Schußweite der schweren Artillerie im nächsten Kriege140, vielleicht sogar 200 Kilometer betragen werde. Französische Geschütze könnten somit London, Portsmouth und Southampton beschießen, die ganze englische Südküste liege in ihrer Reichweite. Mit Recht ist daher die Frage aufgeworfen worden: „Wer ist der Beherrscher Europas?" Man hat sie dahin beantwortet, daß Frankreich aus dem Weltkriege zum Nachteile Englands als Beherrscher Europas hervorgegangen sei. Wirtschaftlich durch den Gewinn der Lothringer Erzlager und des Saarkohlenbeckens zu einem gefährlichen Rivalen Englands erstarkt, im Besitz der größten Militärmacht, ist Frankreich mit Hilfe der neuen technischen Kriegsmittel, der U-Boote, der Luftstreitkräfte und der Ferngeschütze imstande, England ein gefährlicher Gegner zu werden. Die Politik Englands ist offenkundig von dieser militärischen Lage stark beeinflußt.

Wie hoch die Bedeutung der modernen Kriegsmaschinen und neuen Kampfmittel eingeschätzt wird, geht daraus hervor, daß durch das Versailler Diktat Deutschland die Verwendung von Tanks, schwerer Artillerie, U-Booten, Luftstreitkräften und Kampfgas verboten ist. Deutschland ist infolgedessen nicht nur gerade der wichtigsten modernen Kampfmittel beraubt, sondern es ist auch verhindert, auf diesem Gebiete Erfahrungen zu sammeln und technische Fortschritte zu machen, während in den anderen Armeen die Entwicklung der Technik unaufhaltsam fortschreitet. In einer neueren grundlegenden taktischen Vorschrift für die französische Armee heißt es: „Der augenblickliche Stand der Entwicklung auf allen Gebieten des Kriegswesens stellt nur eine Atempause dar, bald wird er durch gewaltige neue Fortschritte der Kriegstechnik überholt sein." Werden sich in Zukunft nur kleine Schildkrötenpanzer und Kampfwagen, von Rauch- und Nebelgeschossen verhüllt, auf dem Schlachtfeld vorbewegen, während in der Luft die Kampfflugzeuge einherbrausen? Die abenteuerlichsten Gedanken tauchen auf bei dem Versuche, sich ein Bild von den zukünftigen Möglichkeiten zu machen. Der „Temps" warf in einem medizinischen Aufsatz die Frage auf, ob auf einen Krieg der Ballistik und Chemie nun wohl ein Krieg mit Mikroben folgen werde, um Krankheit und Tod im Feindeslager zu säen. „Wir wissen," behauptet er, „daß die Deutschen ernsthaft erwägen, daß die Nation den Sieg davontragen würde, die den wirksamsten Bazillus und das beste Gegenmittel besitzt."

In einem phantastischen Zukunftsbild nach Art von Jules Verne nimmt der Verfasser einer deutschen Broschüre (Solf, „1934, Deutschlands Auferstehung") an, daß es gelungen sei, eine neue Art von Strahlen zu entdecken, die durch elektrische Energie erzeugt werden und fast alle Körper auf große Entfernungen zu durchdringen und zu zersetzen imstande sind. Mit Apparaten von verschiedener Reichweite und von der Größe einer Handtasche oder einer elektrischen Taschenlampe bis zu der eines fahrbaren Scheinwerfers soll es möglich werden, jedes Munitionslager, jedes geladene Geschütz, jeden Flieger, der Munition bei sich trägt, alle geladenen Gewehre und mit Munition gefüllten Patronentaschen zur Explosion zu bringen.

Wie dem auch sei, sicher ist, daß immer wieder neue Erfindungen gemacht werden, die dem, der sie zuerst überraschend verwendet, die Überlegenheit verleihen. Kein Staat, der auf seine Wehrkraft Wert legt, wird in dem Wettlauf nach höchster Leistungsfähigkeit der technischen Kampfmittel und der Kriegsmaschinen zurückbleiben wollen. Für das deutsche Heer war es in den schweren Kämpfen des Jahres 1918 im Westen ein empfindlicher Nachteil, daß es nicht rechtzeitig mit Kampfwagen ausgestattet worden war. Keine Vereinbarung wird von dem Gebrauch neuer technischer Kampfmittel abhalten. Ein Engländer hat erklärt: „Eine Nation, die um ihr Leben kämpft, wird papierne Konventionen über Kriegführung außer acht lassen, wenn sie es für notwendig erachtet. Die Meinung der Welt gilt wenig, wenn der Sieg winkt!"

Allen Maschinen sind aber, wie wir gesehen haben, gewisse Grenzen gesetzt. Immer noch bleibt der Mensch der Hauptträger des Kampfes. Seine geistigen und seelischen Kräfte sind schließlich ausschlaggebend. Vergessen wir nicht das Wort, das Scharnhorst im Jahre 1806 aussprach: „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen. Das war der Untergang der Völker aller Zeiten."

Wenn somit der Mensch als Kämpfer in Zukunft seine ausschlaggebende Bedeutung

Digitized by Google

beibehält, so erhebt sich die Frage, ob der Krieg der Zukunft wiederum mit Massenheeren geführt wird, oder ob die Zahl durch die gesteigerte Leistung der Technik und der Maschine eine Einschränkung erfährt. Ein Militärschriftsteller von anerkannter Bedeutung, General Frh. von Freytag-Loringhoven, hat die Ansicht ausgesprochen, daß der Weltkrieg, wenn nicht alles täusche, das Ende der Kriegführung mit Massenheeren bedeute. Der Krieg werde in Zukunft andere Formen annehmen müssen, wenn unsere Kultur nicht zugrunde gehen solle. Es sieht aber zurzeit nicht so aus, als ob die Rücksicht auf die Kultur irgendeinen großen Staat im Kriege von der Anwendung eines Mittels abhalten würde, wenn es den Sieg verbürgte. Nach menschlicher Voraussicht ist der Sieg aber immer noch bei den „großen Bataillonen". Bemerkenswerter ist ein anderer Einwand, der gegen die Massenheere erhoben worden ist. Man hat behauptet, daß die vollständige Umwälzung der gesamten Kriegführung es unmöglich mache, das ganze wehrfähige Volk durch die Schule des Heeres gehen zu lassen. Nur der langdienende Berufssoldat sei der geeignete Kämpfer der heutigen Zeit, nur er könne die heute immer mehr herrschende Kriegsmaschine, die Maschinengewehre, Tanks und Minenwerfer, die verschiedenartigen Geschütze, die Flugzeuge handhaben, die alle eine sorgfältige Sonderausbildung verlangen. Unleugbar liegt hier eine große Schwierigkeit vor. Naturgemäß kann aber ein Berufsheer von Söldnern immer nur verhältnismäßig klein sein. Ein kleines Berufsheer läuft aber Gefahr, trotz aller maschinellen Vollkommenheit von einem Millionenheer erdrückt zu werden. Versetzen wir uns in die Lage Deutschlands im Weltkrieg. Wie hätte es mit einer solchen kleinen Armee den Krieg im Osten und Westen, in Italien, auf dem Balkan und im Orient zugleich führen können? Frankreich, der größte Militärstaat, dessen Armee die vollkommenste technische und maschinelle Ausrüstung besitzt, strebt dennoch zugleich mit allen Mitteln danach, auch zahlenmäßig an der Spitze aller Heere zu stehen. Der geistvolle Feldmarschall Frh. von der Goltz hat einmal gesagt: „Läßt man den Blick in die Zukunft schweifen, so ahnt man selbst eine Zeit, wo die Millionenheere der Gegenwart ihre Rolle ausgespielt haben. Ein neuer Alexander wird erstehen, welcher mit einer kleinen Schar trefflich ausgerüsteter und geübter Männer die kraftlosen Massen vor sich hertreibt, wenn diese, in dem Bestreben, immerfort anzuwachsen, die richtigen Grenzen überschritten, die innere Tüchtigkeit verloren, und sie sich, wie das Grünbannerheer der Chinesen, zu einem zahllosen, aber friedfertigen Spießbürgerschwarm verwandelt haben."

Diese Zeit scheint noch nicht gekommen zu sein. Die „rage du nombre" ist durch die Maschine noch nicht beseitigt, die Maschine hat noch nicht das Massenheer verdrängt.

Ungesungene Lieder. Von Agnes Harder

Ach, wo bleiben meine Lieder,
die der Augenblick gebiert
und die ungemünzte Stunde
rasch verliert?

Wie die Biene Seim zu sammeln
fehlt die Weile in der Eile —
abends steht auf leerem Blatte
keine Zeile!

Band um Bände könnt' ich füllen,
wie in Schwärmen fällen Reime —
doch der Tag erstickt sie grausam
schon im Keime.

Soll ich meine Welt entgöttern,
meine Welt des schönen Seins?
Wollt ihr mich in Fesseln schlagen
kalten Scheins?

Sieh, da flattern meine Verse
mit den Schwalben durch die Lüfte;
sieh, da atmen meine Reime
Blumendüfte!

Meine ungesungnen Lieder
hängen gleich dem Tau, dem zarten,
an den Rosen, an den Malven
in dem Garten.

Darum ist der Tag so strahlend,
weil in mir die Sonnen brannte,
lange eh mein blödes Auge
sie erkannte.

Darum lieben sich die Menschen,
weil mein Herz vor Liebe glüht,
weil mein Sehnen eng und enger
sie umzieht.

Gott zu fühlen wagt die Seele —
Gott zu fesseln wagt sie nimmer;
fühlt ihn in dem Takt des Tages
immer, immer!

Und so trag' ich armer Dichter
auch des lauten Lebens Lasten,
schau' die wechselnden Gesichter
in dem Hasten.

Streu' die Liebe meiner Seele
in die Welt wie Blumensamen,
daß sie sich dem All vermähle —
All sagt Amen!

Digitized by Google

Ein Schattenbild

Novelle von E. von Bonin

Georg ist durch Vermittlung von Kriegskameraden in die Verwaltung eines Gutes in Bayern eingetreten. Sie wollten nicht recht auf seine Vorschläge eingehen. Zu jung war er ihnen, Offizier, unerfahren. Es gibt so viele von dieser Sorte; aber sie sahen, daß er es ganz ernst nimmt. Es gelang ihm. Das Gut, das wegen seiner außerordentlich zweckmäßigen, bis ins kleinste durchdachten Wirtschaftführung eine mehr als lokale Berühmtheit genießt, gehört einem reichen Münchner Fabrikanten. Es ist seine Marotte, seine heimliche Passion, so scheint es. Wenn er aus seinem ratternden Wagen steigt, breitet sich ein sanftes, verklärtes Lächeln über sein Gesicht, während dahinter seine Augen schon lauernd nach irgendeinem Unheil suchen, das er entdecken könnte.

Er ist sehr freundlich zu den Leuten, aber alle fürchten ihn; er faßt sie an der schwachen Seite, er verulkt sie, er dreht sie ein paarmal im Kreise und stellt sie wieder auf.

„So, so, Sie haben es dem Eleven aufgetragen," sagt er und steht breitbeinig vor Georg. „Und der Eleve hat es wahrscheinlich dem zweiten Eleven angeschafft, und der dem Hofmeister, und getan hat es keiner. Wie?"

Als schon der Wagen, der den Chef in die Stadt zurückbringen soll, im Hof rattert, sagt Hoffinger: „Kommen Sie ein bißchen mit, junger Herr; sein Sie unser Gast." Und während sie fahren, — der Hagel von der großen, schwarzblauen Wolke, die sie gerade unterfahren, bohrt sich wie kleine Eispfeile in die Haut, der Atem ringt sich mühsam aus der Lunge — ach das stört Hoffinger nicht, — währenddessen erzählt er mit hart herausgestoßenem Brüllen von seinem Haus, seinem kleinen Jungen, seiner Frau. —

Wie sie schön ist, natürlich, und angezogen wie eine Königin — jawohl, und der Bub. „Ach du Gott, zu mir paßt er nicht," sagt Hoffinger. „Er ist wie ein Prinzenkind, und eigentlich hätte ich lieber einen starken, braven, richtigen Jungen. Aber die Frau —" das brüllt er dröhnend in den Eisregen hinaus — „die Frau paßt noch weniger für mich. Und ich mußte sie doch haben, just." —

Sie fahren ...

Nein, die Frau paßt nicht. Alles in dem Haus paßt nicht zu Hoffinger, der sicher, aber gar nicht hingehörig, etwa wie ein General der Kommune in Adelsschlössern, über die Teppiche stampft und in den Sesseln lagert. Seine Frau ist schön, es ist wahr. Man könnte gefangen werden. Aber vielleicht ist sie etwas zu blaß, zu kränklich, zu sehr körperlos. Sie hustet viel. Sie ist offenbar krank ...

So ist es; es entwickelt sich bei Tisch sogleich ein Gespräch über den Kurort, den sie aufsuchen soll, weil der Winter herankommt.

Hoffinger hat Partenkirchen vorgeschlagen, das er wütend verteidigt, aber seine Position ist von vornherein aussichtslos, denn seine Frau wünscht Leysin, jawohl, in der französischen Schweiz. Wie? Herr Hoffinger hasse die Französlinge? Seine Frau lächelt über seine Argumente hinweg.

„Es geht nicht anders, mein Lieber," sagt sie freundlich und matt. „Deine bayerischen Orte sind zu rauh."

Hoffinger schweigt und ißt. Als er endlich fertig ist und seine Frau das Zeichen zum Aufbruch gibt, wirft er mit einer verächtlichen Geste seine völlig zerknüllte Serviette auf den Tisch und sagt: „So ist das mit den Ehemännern, mein junger Herr. Es heißt: ‚Gib a Geld,' und nachher fragt keiner mehr nach Ihnen." Seine Frau wendet sich achtlos um und gibt Anordnungen an den Diener.

Im Herrenzimmer wirft sich Hoffinger in einen Klubsessel von ungeheurer Ausdehnung. — Er raucht. Seine Frau hat bereits das Reisebuch vor sich.

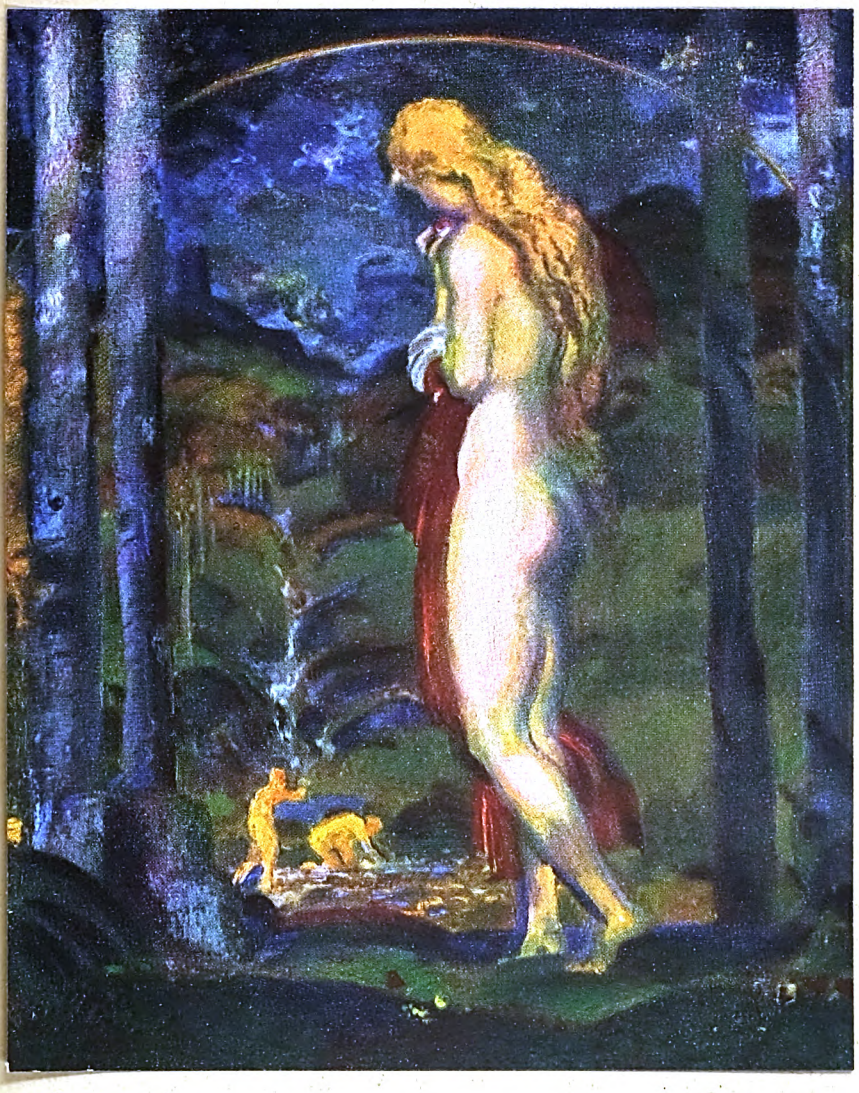
„Waren Sie in Genf?" fragt sie, und da Georg verneint, fängt sie zu erzählen an: von der Landschaft erst, von den Läden, Straßen und Plätzen, und zuletzt von den geistigen Beziehungen dieser Stadt. Sie hat alles gesehn und versteht es voll Farben und Bewegung wiederzugeben. Sie ging nicht allein durch die baumreichen Alleen von Ferney, ein ruhiger, disziplinierter Geist begleitete sie — man hört seine sicheren Sätze; ein heißes Herz empfing mit ihr diese schönen Eindrücke. —

„Haben Sie Genf allein besucht?" fragt Georg, sogleich tief erschrocken über seine Frage. Sie errötet. — „Oh, Freunde aus dem Hotel begleiteten mich," antwortet sie. „Die Schönheit dieser Gegend bindet die Herzen."

Hoffinger, der plötzlich hinter seiner Zeitung aus Rauchwolken auftaucht, schimpft über das, was er soeben las, ergeht sich in bayrischen Flüchen und findet, als er endlich fertig ist, die Billigung seiner Frau, die mit sehr freundlichem Lächeln seinen Ausführungen zustimmt. —

Da sie in aller Morgenfrühe wieder aus der Stadt hinausjagen, sieht Georg die Frau

Digitized by Google



Abend. Gemälde von Walter Ditz

(Kunstausstellung im Glaspalast, München 1923)

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

nicht mehr. Immerhin, er hat einmal Interesse für sie und hat Gefallen gefunden an ihrem blassen, unwirklichen Gesicht. Also bringt er zuweilen das Thema auf sie, wenn er des Abends mit dem Inspektor, der schon zehn Jahre hier ist, beim Bier sitzt ... Wo kam sie eigentlich her, wer ist ihr Vater? Wo hat der Chef — so nennt man Herrn Hoffinger hier — sie kennen gelernt?

Der Inspektor tut sehr geheimnisvoll, aber dann ist es doch heraus, daß sie überhaupt nicht von hier ist, sondern auf einem Schiff gefahren, und der Chef hat sie auf einer Seereise kennen gelernt. Wie er dazu kam, auf die See zu gehn? „Na, von allein schon nicht," sagt der Inspektor. „Aber er hat einen Schuldner gehabt, der ihm die Fahrkarte als Bezahlung gegeben hat, und da ist er eben gefahren."

Es gibt kein ganz klares Bild, was der Inspektor da erzählt; aber braucht man denn jemanden, der einem noch groß sagte, was klar auf der Hand liegt, daß der große, plumpe Bär nur dazu da ist, um alles heranzuschleppen, was diese zarte, wundervolle Frau braucht, und daß sie weiter nichts mit ihm zu tun hat; nichts, obwohl auch ein Kind da ist, ein blonder, feingliedriger Junge; — nichts, obwohl sein Bett neben ihrem steht; nichts — gar nichts, obwohl er zuweilen, aufgeregt durch Eindrücke außerhalb ihrer Person, herankommen mag, um sie zärtlich zu umfangen.

Georg vermeidet lieber die Gespräche mit dem Inspektor. Es könnte der Argwohn entstehn, als ob er irgendein Recht hätte zu Erkundigungen.

Vom Hoffinger hört er einige Zeit darauf, daß seine Frau nach dem Süden abgereist sei und das Kind mithabe. Und ganz befriedigt, sogar ein wenig ironisch schildert Hoffinger die großen Koffer und Taschen und Utensilien, die alle seiner mächtigen Hände Arbeit angefüllt hat mit den herrlichen Wundern der Kaufläden.

„Sie können ja denken," sagt Hoffinger, „daß ich ein richtiger, dummer Esel bin, daß ich nur gerade fürs Verdienen da bin, für die Frau. Aber das trifft nicht ganz ins Schwarze. Ich habe so etwas Zartes, Zierliches, das man kaum anfassen kann, damit's eh nicht zerbricht, mein Lebtag gern gehabt. Schon als Bub hab' ich mir die Glashirsche gekauft, die die Kerle da im Koburgischen machen. Haben Sie das gesehn? Ich sag' Ihnen: fabelhaft! Der nimmt also ein Rohr mit einer Blase dran und bläst ein bissel, und vor Ihren Augen bläht sich der Leib und wachsen Beine und steigt der Kopf auf mit dem kapitalen Geweih."

„Ja, aber zerbrechlich sind die Hirsche von Glas," sagt Georg. Hoffinger nickt zerstreut und bringt das Gespräch auf die Wirtschaft.

Ein- zweimal war Georg noch drin in der Stadt mit dem Chef. Diese Besuche erschöpften sich meist darin, daß beide es sich in den großen Klubsesseln bequem machten, eine Zigarre zwischen die Zähne steckten, und ab und zu, also sagen wir alle Viertelstunde höchstens, ein paar Sätze sagten, wie z. B. „Mit dem Flachs ist es heuer aber arg spät geworden," oder „Die Kuh, die Trina, gefällt mir nicht recht seit einiger Zeit." Der andre murrte nur etwas vor sich hin, was Zustimmung ausdrückte.

An einem Morgen im Mai stieg Hoffinger ganz aufgeregt aus dem Wagen und rief sogleich dröhnend nach Georg, der gerade über den Hof kam. „Sie, junger Herr, die Frau ist zurück," sagte er. „Aber es gefällt mir gar nicht. Sie hustet arg und fiebert und der Doktor ist sehr unzufrieden; sehr unzufrieden, sagt er."

Die ganze Zeit redet Hoffinger von der Krankheit und daß er sich's gleich gedacht hätte, mit der Schweiz wäre es nichts. Aber nun solle einer mit den eigensinnigen Weibern fertig werden.

„Da verschlägt nix," brummelt er vor sich hin. „Was man auch immer vorbringt; wäre sie nur lieber in die heimischen Berge gegangen."

„Ja, aber rauher ist es schon hier, das ist richtig," sagt Georg.

„Sind Sie auch bereits eingebuttert, junger Herr?" antwortet Hoffinger und lacht laut heraus.

Wirklich, seine Frau sieht, wenn das möglich ist, noch weißer und abgeschiedener aus, als damals im Herbst. Jede Bewegung fällt ihr schwer, so scheint es. Ihre Haut wurde ganz durchsichtig. Ihre blauen Augen strahlen, als schiene die Sonne in ihnen.

„Ich werde nächste Woche zu euch aufs Land kommen," sagt sie und spricht schon so leise, daß man sie kaum versteht.

Dem kleinen Jungen, der gelangweilt dabeisteht, muß Georg von den Kälbern erzählen, die ein braunes Tuch auf dem Rücken tragen, damit sie nicht frieren, von dem großen, bösen Truthahn, der sein Federrad schlägt und einen ganz blauen Kopf bekommt, wenn man ihn ärgert; von den weißen Tauben mit der Halskrause —

Seine Mutter hört zu, lächelt zuweilen mit ihnen, und ihr Herz ist schon halb im Himmel.

— Nein, nein, nicht im Himmel ist ihr Herz, er weiß es nun. Verzweifelt hängt es noch an dieser schönen Erde und kann sie nicht lassen. Er erfuhr es von ihr selbst. „Ich möchte

Digitized by Google

noch so gerne leben," sagte sie sanft und sehnsüchtig, als sie gestern abend noch einmal nach den klaren Sternen sich umwendend in das Haus ging.

Georg hat den Arzt gefragt, der ein paarmal die Woche mit dem Chef aus der Stadt herkommt. Der Arzt sah ihn etwas verwundert an, so von oben bis unten, und antwortete dann: „Nun, es ist ja leider nicht mehr geheimzuhalten; vielleicht geht es noch den Sommer über." Dann sah er unvermittelt Georg gerade in die Augen und sagte noch: „Es ist schließlich besser, jemand weiß Bescheid. Es wird bald zu Ende sein."

Ob sie das wußte? — Trennte sie dieses Wissenden Antwort schon ab von denen, die leben? War sie nicht schon mit einem Fuß im fremden Land ...

Wäre es möglich, nun noch ihren Wünschen zu widerstehn, nachdem man wußte, wie ungeheuer man im Vorteil war? Man stand doch ruhig auf der gewachsenen Erde und sie — auf losgelösten Planken trieb sie zu ewigen Wassern ...

Nein, man konnte nicht widerstehn.

„Ich habe eine Bitte an Sie," sagte sie leise. „Haben Sie Freunde?" Er weiß nicht, wo das hinaus soll. „Ja, gewiß," antwortet er. „Hat Sie nie einer besucht?" Er überlegt. „Nein, sie wohnen in Norddeutschland." — Schweigen. — Wo soll das nur hin?

„Wollen Sie mir helfen?" fragt sie. — Er übersieht die Gefahr sogleich. — Ach! Was für kindische Bedenken — „Ja, sicher," antwortet er.

„Ich wünsche so sehr, meinen Freund zu sehn, ehe ich sterbe," sagt sie. Also sie weiß es. Gott im Himmel, sie weiß es. —

„Sie könnten ihn als Ihren Bekannten einführen. Nur einen Tag, nur eine Stunde — eine Stunde —"

— Georg hat Urlaub genommen nach der Stadt, und erwartet einen fremden Mann auf dem Bahnhof. An der und der Tür werden sie sich treffen ...

Dort — ja, dort steht er. Er ist groß und gut angezogen. In der Hand hält er das lächerliche, weiße Taschentuch, das verabredet war. Er ist blaß und erregt. Georg geht auf ihn zu und begrüßt ihn. Die Hand des Fremden ist kalt und feucht. Er spricht heiser und hüstelt schon zwischen den ersten Sätzen.

Georg setzt ihm auseinander, wie alles zu handhaben ist: daß sie sich als Freunde von der Universität vorstellen werden. Er erkundigt sich nach Familie, Aufenthalt und Vorleben des Fremden und gibt ihm die notwendigen Stichworte. Der Fremde ist ein Schweizer Arzt. Er lebt seit Jahren nur in Sanatorien. Man kommt überein, daß er Zürich als Wohnort angeben wird, und Georg in Heidelberg kennen gelernt haben soll.

Er ist auf der Durchreise nach Hamburg, da er mit der Amerikalinie als Schiffsarzt zu fahren vorhat. „Aber das ist schon zu konkret," sagt Georg. „Wenn man nachfrüge. Sagen wir lieber, Sie besuchen Freunde dort, wen etwa?" Auch das wird verabredet. Sie fahren am Abend weiter.

Georg hat erfahren, daß Doktor Zurmühlen ebenfalls an der Lunge leidet. Daß er auch für sich selbst nicht sehr viel Hoffnung hat. „Weiß sie ihr Ende?" fragt der Fremde.

Georg sieht ihm erschrocken ins Gesicht. —

Es ist dunkel, als sie ankommen, und niemand im Hause begegnet ihnen. Leise führt Georg den Fremden zu seinem Zimmer. Als sie eben eintreten wollen, öffnet sich hinten am Gang eine Tür. — Sie tritt heraus —

„Brachten Sie mir die Pastillen mit?" fragt sie. Georg antwortet; aus dem Hintergrunde murrt die tiefe Stimme Hoffingers, der sie mahnt. —

Der Fremde sieht und starrt hinüber —

Georg tut kein Auge zu in der Nacht. Das Herz dröhnt unruhig gegen seine Wände — Wie? Waren das nicht Schritte? Und ging nicht die Tür nebenan, wo der Fremde wohnte? Wahrhaftig! Wahnsinn, sie war bei ihm —

Georg weiß nicht, was er tut. Er preßt das Ohr gegen den Türspalt. Ja, sie ist bei ihm, weint in seinen Armen. — Wenn ihr Mann erwachte, das Zimmer leer fände —

Sie flüstern; er hört es, sie küssen sich; und zwischenhinein ein gräßlicher Husten ...

— Wie ein heimlicher Verbrecher betritt am anderen Morgen Georg das Frühstückszimmer. Aber er hört, daß Hoffinger schon früher mit dem Gast gefrühstückt und diesen, da er erfuhr, daß er Arzt sei, zu seiner Frau zur Konsultation begleitet habe. —

Er schleicht beklommen nach oben um festzustellen, ob etwa erregte Stimmen hörbar werden. Ruhe oben. Nach einer Weile öffnet sich eine Tür und Hoffinger verläßt das Zimmer seiner Frau allein. Sein großer Kopf hängt ungeschickt nach vorn; er setzt die Füße langsam einen vor den andern, als ginge er über Steine.

Am Abend fährt der Fremde ab. Er dankt Georg in rührenden Worten. „Sie taten mehr, als je einer tat für mich," sagt er. „Oder nicht für mich, sondern wohl für diese unvergeßliche Frau, die Sie lieben, wie jeder sie lieben muß."

Georg lächelt. „Nein," antwortet er, „ich liebe sie nicht. Sie rührt mich, weil sie so ganz verloren ist und weil sie schön ist."

Der Fremde streichelt seine Hand.

Digitized by Google

Georg sieht die Frau tagelang nicht; sie liegt zu Bett, da der Zustand sich verschlimmert hat. Das Kind läuft verwirrt von einem zum andern, und Hoffinger, der jeden Tag mit den Beamten zu Tisch sitzt, spricht kaum ein Wort. Er ist unruhig wie alle und jagt alle paar Tage mit seinem Wagen zur Stadt und zurück. In der Nacht stapft er durch die Stuben, läuft über den Hof und in die Ställe — er habe doch den Fuchs so rasseln hören, als ob er sich mit der Kette verhängt hätte. — Es hält ihn selbst am Tage nicht bei der begonnenen Arbeit. Unwirsch fährt er los auf jeden, der ihm in den Weg kommt. — Der große Hund, den er aus der Stadt mitgebracht hat, folgt ihm.

In der Nacht, als Georg im Einschlafen ist, — schon kriecht die ermattende Wärme über seine Glieder, die dem Schlaf vorangeht — in der Nacht klopft es sehr leise an seine Tür, mehr wie ein Streichen ist es. Er fährt hoch und ruft: „Herein!“ Das Kind kommt im Nachtkleid, steht in der Tür; er hat Licht gemacht ...

Das Kind kommt herein, nähert sich, steht in des Zimmers Mitte: starr und gänzlich fremd der Ausdruck seines blassen Gesichtes; die Augen riesengroß —

„Die Mutter ruft dich,“ sagt es und dann — wie? — die kleine Gestalt schwankt; noch eben fängt Georg den Jungen auf und legt ihn, der vor Kälte erstarrt ist, in sein Bett. —

‚Die Mutter ruft dich,‘ so sagte der Junge. Ihn also? Mitten in der Nacht? Vielleicht braucht sie Hilfe, fürchtet sich, will den Arzt. Er wirft ein paar Sachen über und geht eilig zu ihrer Tür.

Das Zimmer ist matt erhellt, die Tür zu der Schlafstube des Jungen steht offen. Sie macht ein Zeichen, daß er schließen soll. „Wie? der Junge ist doch bei mir drüben!“ Er erzählt, daß das Kind zu ihm kam und was es sagte.

„Ich habe ihn nicht geschickt,“ antwortet sie mit flüsternder Stimme. „Vielleicht rief ich, und er hat mich gehört.“

„Soll ich den Arzt bestellen? Was soll ich? Was kann ich für Sie tun?“ fragt Georg.

„Nein,“ sagt sie. „Gehn Sie zu meinem Schreibtisch, hier der Schlüssel. Nehmen Sie das schwarze Buch, das darin liegt, und die Briefe. Niemand darf davon wissen. Bringen Sie es fort, weit fort —“ Sie flüstert kaum verständlich. — Er will noch fragen — „Schnell, schnell,“ sagt sie. „Es muß in Ihrer Hand sein, ehe ich sterbe.“ —

Er tappt eilig über den dunklen Gang, die Treppe hinunter. Ein eisiger Luftzug streift seine Haut. Seine Zähne schlagen aufeinander ...

Endlich die Tür; er muß doch Licht haben, sonst wirft er alles um. Noch einmal hinauf, Streichhölzer holen? Nein — man könnte ihn hören, gottlob die Schreibtischlampe; er versteckt ihren Schein hinter Papieren, — öffnet die Lade — das Buch, da — die Briefe — er steckt alles zu sich —

Wütend fährt das Gekläff des Hundes in die geöffnete Tür ... Der Köter bellt rasend, stürzt auf ihn los. Wie vorbeikommen? Mit dem Stuhl ihn erschlagen? Aber was dann ...

Hoffinger tritt ihm entgegen. — Mein Gott, wenn der große Kerl ihn anfiele, ihn überwände! Das Buch trägt er in der Hand! Die Briefe in loser Tasche — unmöglich! Fort also ...

Er stößt den Mann beiseite, läuft ... ein paar Sätze die Treppe hoch, Tür zu. Er ist allein. In seinem Bett schläft ruhig das Kind. Er nimmt es in die Arme und trägt es vorsichtig zurück.

Schläft sie? Nein, ihre Augen stehn groß offen, und jetzt, da er leise herantritt und Buch und Briefe ihr hinhält, kann sie noch lächeln ...

Dieses sanfte, unirdische Lächeln auf einem schönen Gesicht wird er mit sich nehmen. —

— Das Haus ist erwacht und wird laut. Seine Türen schlagen; gedämpfte Stimmen melden sich auf den Korridoren ... Einer, der vorübergeht, sagt: „Die Frau ist gestorben.“

Als Georg unter die Leute tritt, weichen sie verlegen vor ihm aus. Der erste Beamte tritt auf ihn zu und teilt ihm mit, daß er entlassen sei. Er geht zu Hoffingers Zimmer. Der sitzt, den Arm aufgestützt, vor seinem Tisch. Der schwere Kopf liegt müde auf der Seite — die Schultern sanken zusammen —

„Warum wollten Sie mich bestehlen?“ fragt er. „Konnten Sie nicht reden, wenn Sie in Not sind. Schön heruntergekommen seid ihr Offiziere —“

Lächerlich zu schweigen, da man gewohnt war, jedes rasche Wort mit der Waffe zu strafen. Warum stieg kein Zorn in ihm auf? Darum stand er stumm wie ein Fisch vor dem Scheltenden, der, einmal auf dem Wege, in wütenden Tiraden seine Bitterkeit hinausschrie ...

Er hat alles angehört. Er geht aus der Tür ohne irgendeinen Versuch der Rechtfertigung.

Sie alle sind gute, einfältige Leute, die gar nichts von ihm wissen. Was kümmern ihn ihre verzogenen, entrüsteten Gesichter ... Er wird gehn. Er weiß: An meiner Hand führte ich dich, eine Lächelnde, über die dunkle Schwelle ...

Digitized by Google

Kants Zopf. Von Fritz Fleischhauer

Die Welt ist eine Sphinx. Umsonst war Kants Gehirn
Nicht solche Weisheitstruhe,
Just so ein Philosoph mit faltenschwerer Stirn
Bedarf verdienter Ruhe.
Wer las, gut präpariert, schon morgens sein Kolleg?
Wer lehrt methodisch denken?
Itzt zeigt der Nachmittag Weltweisen auch den Weg
Sich endlich abzulenken!
Im koffeebraunen Rock, den Dreyspitz auf dem Ohr,
Ey, so dahin zu schlendern!
Von selbsten lenkte ihn sein altes spanisch Rohr
Zu fabelhaften Ländern.

Dort an der Lastadie sothanes Segelschiff
Mit brauner Takelage,
Das fleugt wie Möven flink und meidet Riff und Kliff
Und giebt auch Kant Courage.
Der kaum aus Königsberg, aus seiner Heimat Bann,
Im Schnallenschuh spazierte,
Auf die Atlantis hin, wie Plato sie ersann,
Im Geistesschwung lavierte.
Jetzunder wird Vernunft, so kritisch früh gebot,
Dem Märchenflug zum Spiele
Und keine Schranke hemmt. Der Sehnsucht Boot
Fährt schlank zum Palmenziele.

Da dröhnt es halber drey! Auch Kant dem Domklang lauscht
Und zieht sein Spindelührchen.
Wie repetiert es fein, trotzdem der Pregel rauscht;
Das Werk ging wie am Schnürchen.
Und dort der Beyschlag ist ihm ungemein bekannt.
Blank blitzt sein Messingdrücker.
Bewohnt nicht Mister Green das Stockwerk linker Hand,
Der alte Wortzerpflücker?
Und würklich schon parat auf grünbezognem Tisch,
Wie artig! L'hombre-Karten.
Im Ofen duftet's stark und appetitlich frisch.
Der Thee scheint schon zu warten.

Kant grüßt: „Im Löbenicht ward wieder eingemaischt
Ein purer Satanstropfen . . ."
„Schimpft, Goddam! nicht aufs Bier. Der Körper Labung heischt . . ."
„Doch wer wird ihn verstopfen?"

Und Beyde nehmen Platz und nicken brummelnd ein,
Ein Restchen in den Tassen.
Wie's die Gewohnheit will, wird man in Träumereyn
Die Spiellust wohl verpassen,
Bis dero Busenfreund Director Ruffmann kommbt,
Das Kleeblatt zu ergänzen,
Doch nicht die Beyden stört. Auch er entschlummert prompt.
Drey Tafthaarbeutel glänzen
Im Sonnenstaub. — Da klopft's: „Die Glock' ist sechs, herr Green!"
„Zum Henker, schon zu wecken,
Entfleugst du, Traumgesicht? Ein Engel mir erschien . . ."
„Freund Jonny will uns necken."
Director Ruffmann gähnt: „Das Schläfchen war charmant
Und von gewohnter Dauer."
Doch Mister schmunzelt: „Well, die Schöne that galant,
All right, ich bin kein Bauer
Und spiel' Freywerber gern. Kant, deucht' mir, ward beweybt."
Man schnupft: „Welch' loser Glauben!
Wem wohl ist, sorgt, daß ihm die Willensfreyheit bleibt,
Ein Narr läßt sich berauben,"
Dociert Professor Kant: „Mich fesselt nur Moral,
Und so die Sterne blinken,
Erbaut sich mein Gemüth. Bedenkt, in Ehequal
Die Geistesflügel sinken."

Derweylen sucht schon Kant nunmehro Hut und Stock,
Von Alltagspflicht getrieben:
„Sonst wartet Königsberg auf meinen Gala-Rock,
In summa, es schlägt sieben."

Digitized by Google

Der Kampf gegen den Mastix

Von Max Grube

Wer ist der Feind, dem dieser Kampf gilt? Die Theatermenschen kennen ihn gut, den Mastix, aber hinterm Theater wohnen auch Leute und die hören vom Mastix vielleicht hier zum erstenmal.

Früher füllte man solche kleine Wissenslücken aus seinem Brockhaus oder Meyer aus, heut gähnt in manchem Bücherschrank eine Lücke, wo sonst dies papierreichste und mithin wertbeständigste aller Werke prangte. Um aber auch denen, die noch in seinem Besitze sind, das Nachschlagen zu ersparen, will ich gleich sagen, was mein Brockhaus darüber zu orakeln hat.

Also: Mastix: das Harz von Pistacia lentiscus L., das durch Einschnitte in die Rinde gewonnen wird, in kleinen, weißen oder gelben, durchscheinenden, in der Hitze wohlriechenden Körnern besteht und bei der Herstellung von Pflastern, Salben, Zahnpulver, Räucherpulver, Firnissen und Lacken Verwendung findet. Es erweicht beim Kauen und dient den orientalischen Frauen dazu, das Zahnfleisch zu stärken und den Atem frisch zu erhalten, auch würzt man im Orient Gebäcke und Konfitüren mit Mastix.

Man sieht, der Mastix leistet alles mögliche. Eins hat der Alleswisser Brockhaus aber doch nicht erwähnt: Mastix ist, in Spiritus aufgelöst, auch ein vorzüglicher Klebstoff, der den Vorzug hat, nicht rasch, wie z. B. Gummi arabikum zu erhärten. Das dürfte freilich in den meisten Fällen kein Vorzug sein, fürs Theater ist es einer, hier dient der Mastix zum Befestigen der künstlichen Bärte und da ist es wichtig, daß der Klebstoff lange weich bleibt, weil die Beweglichkeit der Haut einen erhärteten leicht zum Abbröckeln und Abspringen bringt. Der Mime muß also stets in Sorge um das Abfallen seiner angepappten Manneszierde schweben.

In den Ankleidezimmern der Theater lassen sich nun zwei recht verschiedene Arten von Seelenmalern beobachten. Die einen malen auch gern auf ihrem Gesicht herum, finden Freude daran, sich an Körper und Antlitz möglichst bis zur Unkenntlichkeit zu verändern, sich zu verscheußeln, wie der Schlesier sagt. In der Tat entstehen da zuweilen recht scheußlige Gebilde, namentlich der Anfänger glaubt nicht selten: die Masse muß es bringen und schmiert so viel Leichnerfabrikat auf, wenn er „das Lederzeug anstreicht", — so nennt man im Theaterwälsch das Schminken — daß Timon von Athen ihm wirklich seine ungeheuerliche Hyperbel ins Antlitz schleudern könnte:

> Schminkt, daß ein Pferd euch im Gesicht bleibt stecken!

Diesen Maskenkönigen gegenüber stehen die Mimen, die, solche Künste weit unter ihrer Würde haltend, nur durch die eigene Persönlichkeit wirken wollen, die sie nur ungern und durch die äußerste Kunstnotwendigkeit hinter einer Larve verstecken wollen. Das ist ein künstlerischer Grundsatz, über den nicht zu rechten wäre, aber häufig mischt sich auch die Bequemlichkeit ein, wenn diese Schauspieler dem Mastix Kampf ansagen und sozusagen einen Bartstreik beginnen.

Ein Vergnügen ist es allerdings nicht, sich Mastix ins Gesicht pinseln zu lassen, das Zeug beißt und spannt die Haut und noch unangenehmer ist späterhin das Entfernen der zäh anhaftenden Masse.

Wir guten Deutschen haben zurzeit die englisch-amerikanische Mode der Bartlosigkeit angenommen und sie scheint auch auf der Bühne ihre Herrschaft auszuüben.

Viele Figuren, die man früher im Schmuck eines mehr oder minder stattlichen Vollbartes zu sehen gewohnt war, ja, die man sich ohne einen solchen gar nicht vorstellen konnte, stolzieren jetzt hübsch glattrasiert einher.

Der naive Theaterfreund wird es kaum glauben, daß Faust ohne Bart gespielt werden kann, aber es geschieht jetzt nicht allzuselten.

Zwar sagt er selber von sich:

> Allein bei meinem langen Bart
> Fehlt mir die rechte Lebensart

und daß Goethe sich seinen Helden bärtig gedacht hat, läßt sich auch aus einer Stelle im „Maskenzug" entnehmen, den er zu Ehren der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna dichtete. Dort heißt es, als Faust auftritt:

> Sein Äußres nicht von rechter Art,
> Zu lang der Rock, zu kraus der Bart.

Doch was fragt der denkende Künstler danach, wie ein Dichter seine Gestalten gesehen haben mag. Er, der Schauspieler, sieht sie eben anders, er nimmt den Kampf gegen den Mastix auf und besteht ihn siegreich, denn der Lebende hat recht und Goethe kann sich nicht wehren.

Aber, könnte mein denkender Kollege einwenden: „Man mimt doch den Hamlet auch immer ohne Bart!"

Daß der Dänenprinz nicht mit jugendlich glatten Wangen vor uns hintreten soll, wird manchen befremden, Shakespeare hat ihn sich aber in der Tat so vorgestellt:

> Wer nennt mich Schelm,
> Rauft mir den Bart...

ruft Hamlet in seinem Selbstgespräch, nachdem die Kunst des Schauspielers ihn aufs mächtigte erregt hat. Das kann nicht bildlich gemeint sein. Um es e contrario zu beweisen: Kein Dichter wird einen Kahlkopf sagen lassen: da möchte man sich ja die Haare ausraufen! Das könnte doch höchstens in der Posse eine billige Wirkung erzielen.

Der Bart ist aber keineswegs charakteri-

Digitized by Google

stisch für Hamlet. Shakespeare erblickte den Dänenprinzen wohl nur mit dem leichten spanischen Vollbarte, den die Mode der Zeit verlangte. Auch in der Erscheinung sollte der Prinz „der Sitte Spiegel und der Bildung Muster" sein.

Wenn ich mir aber den Doktor Faust jeden Morgen vor den Rasierspiegel tretend und sich einseifend denke, so wundere ich mich doch, daß ein Mann, der auf sein Äußeres so viel Sorgsamkeit verwendet, nicht auch auf ein wenig mehr Ordnung und Sauberkeit in seinem Zimmer hält. Freilich mit dem Faustgemach hält sich eine moderne Inszenierung auch nicht lange auf. Man läßt es dunkel. Und die vielen Stellen, in denen Faust es schildert —nicht um es zu schildern, sondern weil es uns einen tiefen Blick in sein Seelenleben tun läßt? — Weg damit! Gestrichen! Überflüssig! Hält nur auf!

Kürzlich hatte ich das Vergnügen, mit einem wackern Tell zusammen zu spielen, der ebenfalls ein Mastixgegner war.

Er könnte mit Recht für seine Maske anführen, daß die Bauern schon in sehr alten Zeiten bartlos zu gehen liebten, wie sie's ja fast ausnahmslos auch heute noch tun. Dieser Brauch entstand aus der Nachäffung der Sitte der Vornehmen, wie auch die sogenannten Nationaltrachten, die wir uns gewöhnlich als sehr alt vorstellen, nur aus Nachahmung der städtischen oder ritterlichen Kleidung entstanden sind.

Tell ist jedoch gar kein Bauer, sondern ein Jäger. Frei in allem wird er sich nicht dem allgemeinen Brauch unterworfen haben, und wenn der Spielleiter alle Schweizer Bauern bartlos gehen ließe, so sollte er grade den Tell einen Gegensatz zu ihnen bilden lassen, wie er auch im Denken und Handeln sich von seinen bedächtigeren Landsleuten scharf unterscheidet. Ein glattrasierter Tell verliert an Urwüchsigkeit. Nein, ich kann mir durchaus nicht denken, daß dieser freie Sohn der Berge einen Gilette-Apparat besessen hat. Er geht ja auch nach Altdorf zum Ähni, nicht zum Barbier.

Auch Sultan Saladin im Nathan sah ich zu wiederholten Malen bartlos. Ein Muselmann! Der keinen höheren Schwur kennt, als: „Beim Barte des Propheten!"

Und es ist durchaus notwendig, daß der Sultan als Vertreter seines Volks und Glaubens erkannt werde. Der Grundgedanke des Werkes fordert schlechterdings, daß die Bekenner der verschiedenen Religionen deutlich und sinnfällig voneinander unterschieden seien. Dazu muß die Bühne auch jedes äußere Mittel anwenden, sonst sprächen wir umsonst vom „Schauspiel". Es macht sich auch nicht gut, wenn Saladin mit seinem Neffen, dem Tempelherrn, gleichaltrig erscheint, was leicht eintreten kann, wenn der Darsteller des ersteren noch ein jüngerer Mann ist.

Aber nun schießt mein und des Mastix Gegner sein schwerstes Geschütz los: Wichtiger, als daß ich einen langen Bart im Gesichte habe, ist doch wohl, daß mein Mienenspiel nicht verloren geht!

Da muß ich allerdings schweigen, aber es fällt mir da ein gewisser Matkowsky ein, der sah aus wie Faust, trug einen langen Bart, ich erinnere mich aber nicht, daß man bei seinem Faust, oder seinem Götz jemals über Mangel an Mienenspiel geklagt hätte, auch bei Sonnenthal oder Mitterwurzer hat man es, soweit ich mich entsinnen kann, niemals vermißt.

Was die Darsteller der ersten Rollenträger tun, das erlauben sich die der kleineren erst recht, der Kampf gegen den Mastix ist ein allgemeiner.

Ist das denn nicht ein Kleinigkeitskram sondergleichen, den uns der geschätzte Schreiber dieses da auftischt? wird vielleicht jemand sagen.

O nein, gestatte ich mir zu erwidern.

Erstens gibt es in der Kunst überhaupt nichts Kleines — wenn es der Dichter ausdrücklich angegeben und gewünscht hat. Die Forderungen des Dichters zu erfüllen, sollte oberstes Gesetz des Spielleiters und des Darstellers sein. Auch in scheinbar Unbedeutendem, das, wie wir bei der Rolle des Tell und des Saladin gesehen haben, zuweilen doch eine wohlerwogene Absicht des Dichters sein kann.

Aber heut ist's bei vielen Spielleitern geradezu ein Sport geworden, in solchen Dingen von den Vorschriften und Spielanweisungen abzugehen.

Hamlet spricht von dem düstern Mantel, den er trägt, den er immer trägt, wie es auch zu Shakespeares Zeit von jedem „besseren Herrn" verlangt wurde, wenn er sich öffentlich zeigte. Der Prinz weist ausdrücklich darauf hin, daß man von diesem offenbar ungewöhnlichen Schwarz auf seine Gemütsverfassung schließen könnte — daher sah ich kürzlich Seine Hoheit ohne Mantel.

Faust befiehlt dem unheimlichen Pudel, sich hinter den Ofen zu legen, „hinter den Ofen gebannt" beschwört er den Höllengeist — infolgedessen stand bei einer Vorstellung an einem unserer größten Theater überhaupt kein Ofen auf der Szene. Gretchen am Spinnrade — alle Welt kennt das liebliche Bild. Darum sollte sie es in dieser Aufführung wohl einmal nicht erblicken. Greichen stand an eine Mauer gelehnt in magischer, mondscheinartiger Beleuchtung. Goethe wird sich wohl etwas dabei gedacht haben, als er das Spinnrad vorschrieb. In häuslicher Arbeit sucht das arme Kind sich zu betäuben, zu vergessen, das kommt nicht zum Ausdruck, wenn sie in ihren Gedanken gradezu zu schwelgen scheint.

Und der Spielleiter, der diese Absonderlichkeiten angeordnet hatte, war einer unserer bedeutendsten, der es wahrlich nicht nötig hätte, auf diese Weise sein „Abweichen von der Tradition", seine Originalität zu offenbaren.

Obwohl aus der Meininger Schule her-

Digitized by Google

vorgegangen, deren Zeit nun vorüber ist, kann ich mich doch vollkommen von dem Zauber umfangen lassen, den neuere Inszenierungsarten auszuüben vermögen. Jeßners Traumbühne z. B., so möchte ich sie nennen, weil sie nicht Wirklichkeit vortäuschen will, sondern die Vorgänge wie Visionen aus dem dunklen Raume auftauchen läßt, hat mir manchen überraschend schönen Anblick gewährt, aber sie paßt eben nicht da hin, wo der Dichter ganz offenbar von anderen Anschauungen über das Bühnenbild ausgegangen ist.

Man sage auch nicht, daß die angeführten Dinge unwesentlich wären.

Wer seinen Faust kennt, und gottlob gibt es noch viele Deutsche, die das tun, ist zum mindesten verwundert, er sinnt nach, was für eine tiefere Bedeutung diese oder jene Äußerung haben möchte.

Nach drei oder vier Versen gibt er diesen Versuch freilich auf und wendet seine Aufmerksamkeit wieder der Darstellung zu, aber diese drei oder vier Verse sind ihm verloren gegangen. Es ist aber doch wohl um jeden Faustwers schade, der dem Zuhörer unterschlagen wurde.

Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?

fragt der kluge Theaterdirektor im Vorspiel; gut, für bedeutende neue Auffassungen eines Spielleiters und Darstellers bin ich sehr zu haben, aber um jeden Preis neu sein zu wollen — —

Ein gewisser Lessing, der freilich jetzt mit seinem

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur

ein ziemlich abgetaner Herr ist, zumal nachdem einer unserer Neusten, Georg Kaiser, kürzlich gelassen geschrieben hat:

Fort mit dem Unfug von Natur und Geschichte!

dieser besagte Lessing hat aber doch vielleicht sonst manches gute und kluge Wort gesprochen, z. B. dieses: Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines großen Geistes, als eines kleinen sein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist.

Die melancholische Forelle. Von Ernst Reinhold Jahn

„Hierauf soll man jedermann zu trinken geben!"
Erste Worte des Titelblatts des alten Werkes:
„Von der edeln Jägerei und dem Waidwerk."

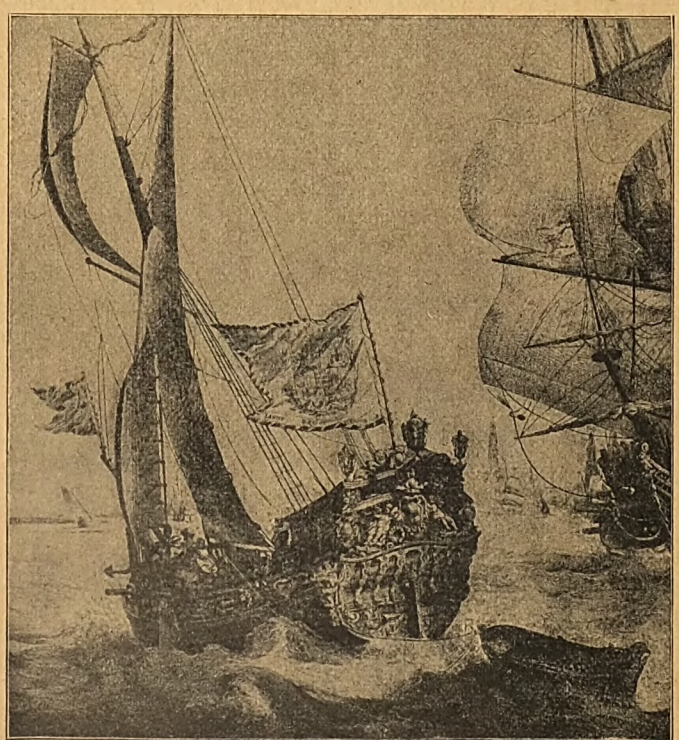
Der Markgraf Arno von Bayern ritt aus zum grünen Wald;
Da wollt' er Geburtstag feiern bei ruhigem Aufenthalt.
Dort rauscht aus mächtigen Quellen ein murmelnder Bach hervor;
Drin spielen und blitzen Forellen und schnellen nach Mücken empor.
Hier traf er beim Werfen der Angel den alten Jägersmann.
„Gottlob, an Fischen kein Mangel!" so rief er den bärtigen an.
„Zur Tränke führe den Rappen und lasse die Angel mir.
Solch Fischlein zu ertappen, das sei heut mein Plaisier."
Das macht' auch Spaß dem Alten; er reichte die Angel dar
Und lehrte den Grafen sie halten und werfen klipp und klar.
Noch hatte kein Fischlein gebissen dem Fürsten, der plaudert und lacht,
Da war die Schnur ihm zerrissen; der Alte hat neue gebracht.
Zwei Stunden warf seinen Haken der Graf und erntete nichts
Als Stiche von Bremsen und Schnaken, doch fröhlichen Angesichts.
Doch plötzlich hing an der Leine ein hagerer, zappelnder Fisch.
„Die mußt du mir zeichnen als meine!" Geschieht. Und man setzt sich zu Tisch.
Als zwanzig Forellen, nicht kleine, der Graf befunden sehr zart,
Verspeist er als letzte die seine und rief: „Das Luder ist hart!"
Da sagte der Förster: „Daß diese von Melancholei war bedrängt,
Das sah ich schon auf der Wiese. Sie hat sich aus Trübsinn erhängt!
Dreimal zum Selbstmord entschlossen, hat dreimal sie Durchlaucht bemüht.
Die hätte sich schließlich erschossen! Das Fischerl war lebensmüd!"

Digitized by Google

Oben: Segelregatta in Altholland. Ausschnitt aus einer Radierung von Simon Fokke (1712—1784)
Unten: Holländische Lustjacht. Ausschnitt aus einem Stich von Pieter Mortier

Ahoi! * Von Paul Wittko

Dem Wasser, dem „Froschgetränke", sind wenig hold gewesen. Nicht nur Wassertrinker, Jahrhunderte hindurch deutsche Männer sondern auch Wasserfahrer waren beliebte Spottobjekte.„ Ein Narr ist, wer zu Wasser gehet, wenn er zu Lande reisen kann," erklärte aus dem Gefühl der Gewißheit heraus, der Zustimmung weiter Kreise teilhaftig zu werden, ein Sproß der deutschen Wasserkante, dazu vielgereister Diplomat und Poet, Christian Wernike, am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Und nicht nur auf deutscher Erde wurde so gedacht, o nein, selbst namhafte Angehörige des seit Trafalgar die Meere der Welt beherrschenden Volkes teilten lange diese Abneigung. So getraute sich noch etwa ein halbes Jahrhundert später ein englischer Essayist, Samuel Johnson, in seiner redlichen Derbheit den Satz gelassen niederzuschreiben: „Niemand wird ein Seemann, wer erfinderisch genug ist, sich nicht in ein Gefängnis zu bringen; denn



Digitized by Google

ein Schiff ist ein Gefängnis mit der Aussicht ertränkt zu werden."

Wie weltenfern sind wir heute solcher albernen Wasserscheu. Waren schon Wikingerschiffe nicht nur bis zur ultima Thule, dem sagenumwobenen, nebelumwallten, eisumstarrten Island, nicht nur bis zu den Eskimoküsten, sondern selbst bis Nordamerika gesegelt, lange vor Columbus, so durchqueren heute längst auch kleinere Segler alle Ozeane; und hatten die hansischen Koggen bereits im 14. Jahrhundert bis zu hundert Kriegern, zwanzig Pferden und ein paar Schiffsgeschütze an Bord, so haben die großen Schonerjachten heute eine Wasserverdrängung von 250 Tonnen. Ja es sind auf deutschen Werften Segelschiffe aus Stahl mit 9000 Tonnen Wasserverdrängung gebaut worden.

Hatte man ursprünglich Wasserfahrzeuge gebaut, nur um Menschen, Güter oder Waffen über Wasser fortzuschaffen, so begann man allmählich, an Wasserfahrten Freude zu finden. Bereits im 16. Jahrhundert baute man in Holland die ersten Lustfahrzeuge, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach England eingeführt wurden. Sie waren naturgemäß den Gebrauchsfahrzeugen noch sehr ähnlich. Allmählich aber erhielten in Form und Äußerem die Lustfahrzeuge ihr bestimmtes Gepräge, und so kam es, daß die Jachtkonstruktion auf den gesamten Schiffbau anregend gewirkt hat, nachdem sich das Befahren von Flüssen, Seen und Meeren aus Liebhaberei zum Sport entwickelt hatte, d. h. sobald sich mit der Liebhaberei der Wunsch nach körperlicher Ertüchtigung und der Ehrgeiz verbanden, Hervorragendes auf dem Gebiete des Segelsports zu leisten. Während in unserm Zeitalter zunächst das Radeln und dann das Autofahren aus rein sportlicher Betätigung allmählich zu beträchtlicher wirtschaftlicher Bedeutung sich entwickelten, ging die Segelei lange den entgegengesetzten Gang, bis sie, seit etwa sieben Jahrzehnten, zu Weltgeltung und damit wiederum zu wirtschaftlichem Gewicht gelangte.

Erst vor etwa hundert Jahren hub man in deutschen Städten an, das Segeln sportmäßig zu treiben, und zwar naturgemäß zuerst in Hamburg. Doch lange, allzu lange blieb der deutsche Segelbootbau veraltet und weit zurück hinter dem englischen und nordamerikanischen, hielt man an der Nachbildung von Modellen und an alten Beseglungsformen fest. Diese Klotzmodelle waren aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt. Wasserlinie sowie Spanten wurden danach abgezeichnet und nach dieser Vorlage das Boot gebaut.

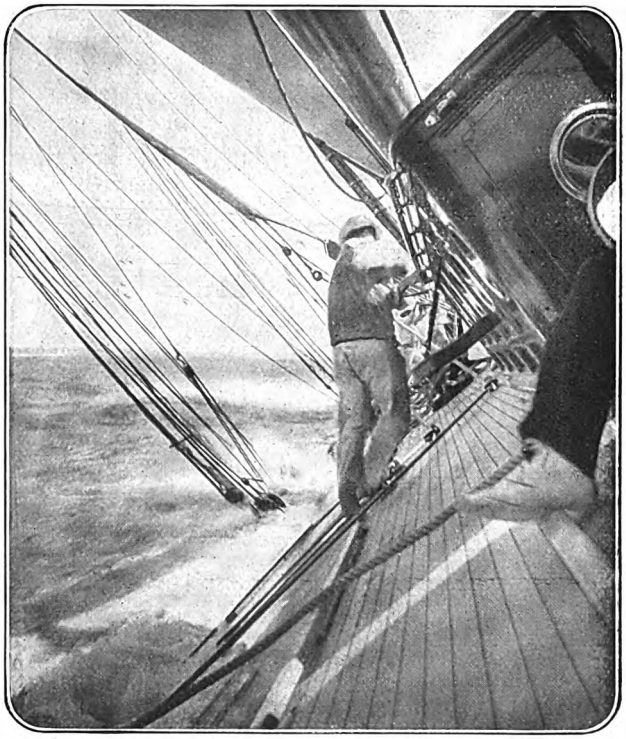
Flautentreiberei. Gemälde von Harry Schultz

13a

Digitized by Google

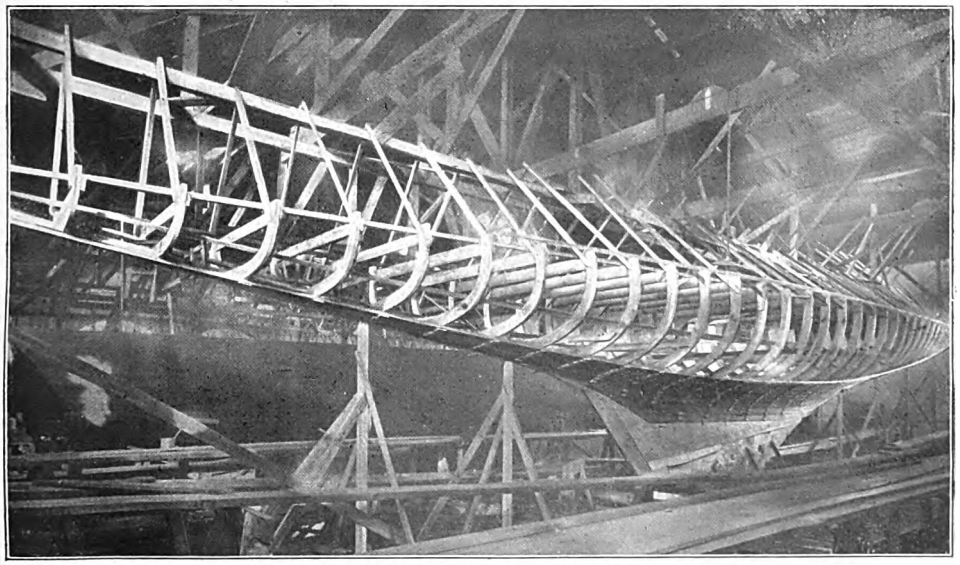
Digitized by Google

Erfolgen auf den internationalen Regatten, und es gibt deutsche Werften, so die hochangesehene altbewährte von H. Heidtmann in Hamburg, die sogar auf Bestellung von innerafrikanischen Geschäftsleuten, smarten Negern, richtige Eingeborenenboote nach uraltem überlieferten Modell, indes aus Eisen und Stahl, für innerafrikanische Ströme bauen.



Mit ‚Meteor V.' in Norwegen. Erbaut von der Jachtwerft Max Oertz, Hamburg

Als ein Hemmnis in seiner natürlichen rapiden Entwicklung empfand aber der deutsche Segelbootbau lange die seit 1894 für alle Rennjachten der Welt vorgeschriebene Vermessung der Boote zur Bestimmung ihrer Größe, wonach ihre Leistungen bei Wettfahrten bewertet wurden. Die Mängel der anfänglich sehr primitiven Meßformel wurden bald von den Jachtkonstrukteuren ausgenutzt und es entstanden infolgedessen sehr verschiedene, sportlich ungesunde, unnatürliche, abnorme Bootstypen. Um dem zu begegnen, beschlossen einzelne Segelvereine die Einführung von Einheitsbooten für ihre Mitglieder. Das aber führte wieder zu anderen Mißständen und Unzuträglichkeiten, da sich mit der vermeintlichen Verwendung des nämlichen Materials in allen Einzelheiten nicht einmal von zwei Booten gleiche Leistungen erzielen lassen. Es spielen da immer die allerverschiedensten Unwägbarkeiten eine sehr mitentscheidende Rolle. Die Meßformeln erfuhren nun wohl im Laufe der



Ein 75 qm Schärenkreuzer im Bauschuppen der Pabstwerft (Photographie Hohmann)

Digitized by Google

Digitized by Google

Gewitterstimmung. Gemälde von Harry Schultz

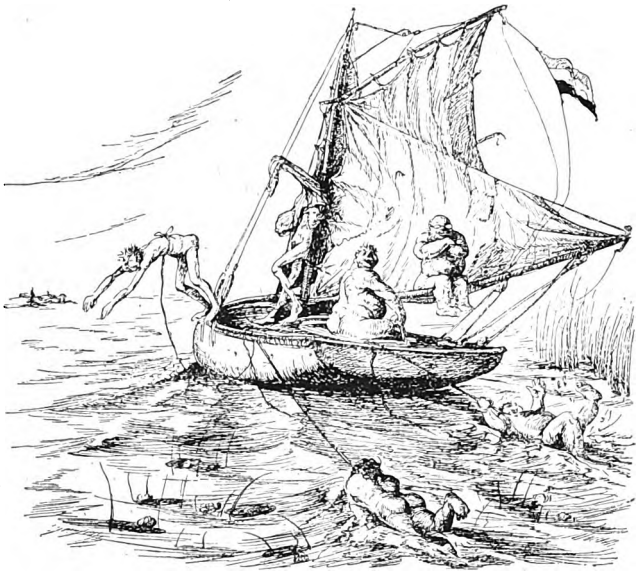
nationale Meßformel führte zu recht unerwünschten Typen, die sehr teuer und relativ langsam waren. Der Krieg entledigte den deutschen Jachtbau dieser drückenden Fessel. Dagegen haben sich die praktischen Vorschriften des Deutschen Segler-Verbandes für nationale Renn- und Kreuzerklassen bestens bewährt.

Diese Kreuzerjachten, die mit Kajüte und wohnlicher Einrichtung die denkbaren Bequemlichkeiten in sich vereinen und für den Sportfreund eine solche Urbehaglichkeit ausströmen, daß keine an Land von zartester und sorglichster Frauenhand gesponnene Traulichkeit und von umsichtigstem und aufmerksamstem Künstlerblick mit aller überfeinerter Berechnung geschaffene häusliche Annehmlichkeit damit zu wetteifern vermag, sind frei von allen beengenden Vorschriften und darum und auch um ihrer so leicht zu bewerkstelligenden Weltverborgenheit ihres kurzweiligen Platzwechsels willen mindestens von gleicher Beliebtheit wie ständige Sommersitze im Einerlei einer bevorzugten Landschaft.

Wie eine Segeljacht entsteht, ist vielleicht für den Laien nicht ohne Interesse. Selbst viele Sportleute haben davon nur oberflächliche Vorstellungen. Die nachfolgende knappe Schilderung kann nur Andeutungen darüber geben.

Zunächst wird ein Riß gefertigt. Der Konstrukteur ermittelt das Gewicht der durch die zu bauende Jacht verdrängten Wassermenge, was nach bestimmter mathematischer (der Simpsonschen) Regel geschieht. Da der Wasserdruck auf jedes Wasserfahrzeug nach oben und in der Richtung wirkt, die sich senkrecht zur eingetauchten Fläche befindet, hat der Konstrukteur sodann den Punkt festzulegen, in dem er sich die Wirkung sämtlicher nach oben reagierender Auftriebs- (das ist Schwimm-) kräfte vereinigt denkt, den sogenannten Auftriebsmittelpunkt oder Deplacements-Schwerpunkt, sowie ferner den Gewichtsschwerpunkt, d. h. die Vereinigung der Schwerpunkte sämtlicher Massen, die sich in, auf und an der Jacht befinden. Die Errechnung dieser Schwerpunkte geschieht nach der nämlichen mathematischen Regel, wobei die sämtlichen Gewichte des Schiffskörpers, der Takelage (Masten, Segel, Tauwerk usw.) und der ganzen inneren Einrichtung heranzuziehen sind. Außerdem ist die Stabilität zu berücksichtigen, die die Jacht aus schiefer in aufrechte Lage zurückkehren läßt. Der Konstruktionsriß der Linien ist eine Projektionszeichnung in drei Ebenen. Um die gewölbte Form einer Jacht auf dem Papier darzustellen, denken wir sie in verschiedene Ebenen zerschnitten. Die sich hieraus ergebenden

Digitized by Google

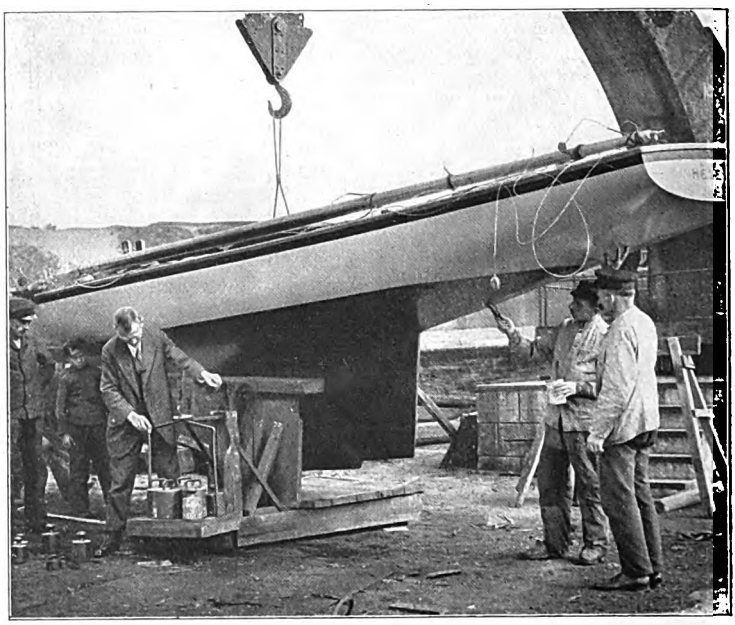


Wie man nicht segeln soll! Zeichnung von Otto Lehmann-München für ‚Die Jacht.' (Verlag von Klasing & Co., Berlin)

Linien und Kurven, die sich in den Schnittpunkten dieser Ebenen mit der Oberfläche der Jacht bilden, werden aufgezeichnet, und zwar in drei Rissen, dem Aufriß oder Längsriß, dem Wasserlinienriß und dem Spantenriß. Die Neigungswinkel, denen jede Segeljacht immer unterliegt, erfordern es, daß in den Konstruktionsriß auch die sogenannten Senten eingetragen werden, die den Verlauf des Wassers bei geneigter Lage der Jacht zeigen und die Schnelligkeit und sonstige gute Seeeigenschaften der Jacht bedingen.

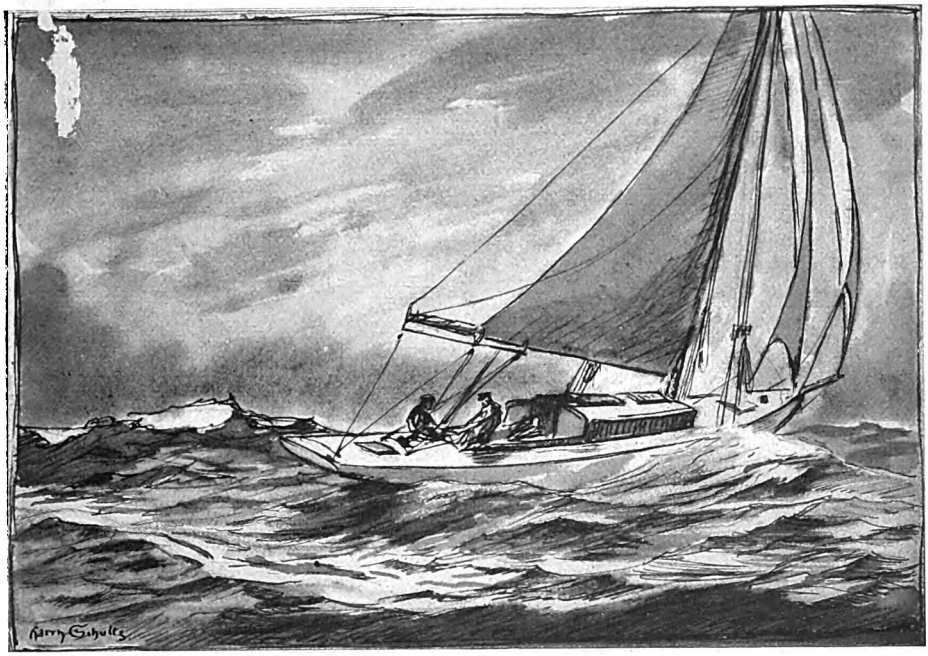
Die fertigen Risse kommen vom Konstrukteur zur Werft. Auf ihr herrscht tagsüber eine bunte, vielförmige, exakt ineinandergreifende und, im Gegensatz zu sonstigen Fabrikanlagen, auffallende blitzsaubere Betriebsamkeit. Wird doch jedes Holzstäubchen mechanisch aufgesogen und mit vorbildlicher Wirtschaftlichkeit als Heizmaterial verwendet. — Auf dem Schnürboden, einer weiten Halle mit gerade abgeglichenem Fußboden, wird der Konstruktionsriß in natürlicher Größe abgezeichnet. In der Tischlerei werden nach dem Spantenriß die Spantenschablonen (Mallen) aus billigem Holz zusammengefügt, Brettermodelle, über denen die Planken angebracht werden.

Der Kiel wird inzwischen auf Stapelklötze gelegt, auf denen der Hintersteven und der weit ausladende Vordersteven gebolzt sind. Dann werden die Mallen aufgesetzt, und nun beginnt das Aufplanken. Der unterste Plankengang zunächst dem Kiel wird zumeist aus Eiche, die andern Plankengänge, wenn nicht auch aus Eiche, aus leichterem Holz hergestellt. Für bessere Boote wird meist Mahagoni, für billige Kiefer oder Lärche verwendet. Zum besten Trocknen der Hölzer besitzt jede größere Werft geräumige Trockenkammern mit Gewächshaus- bis Dampfbadtemperatur, deren Heizvorrichtungen von den Holzabfällen der Werften gespeist werden. Der Beplankung folgt der Einbau der inneren



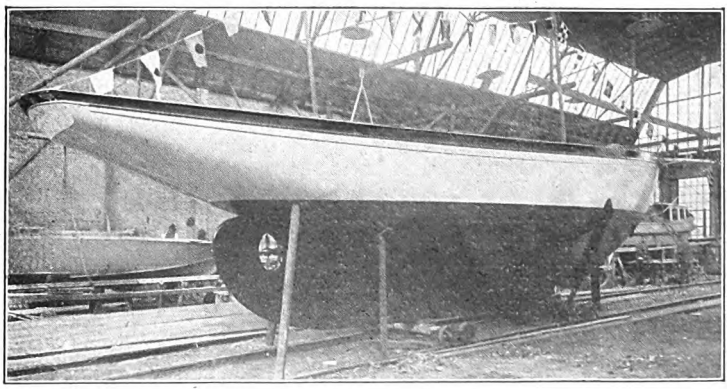
Die fertige Jacht wird gewogen. (Photographie Hohmann)

Digitized by Google



Schweres Wetter. Zeichnung von Harry Schultz

Verbandsteile, die allmähliche Entfernung der Mallen und deren Ersetzung durch gewachsene Eichenspanten oder gebogene Spanten aus Esche oder anderem Holz, vielfach auch aus Stahlwinkeln. Die Spanten werden mit der Außenhaut vernietet und alsdann die Längsverbände eingebaut, die die Decksbalken tragen, auf denen die Decksplanken aufgebracht werden. Zur äußersten Decksumrahmung nimmt man vielfach das sehr teure, aber widerstandsfähigste kaffeebraune indische Teakholz, ebenso für die breiten Planken in der Mitte des Decks. Zuletzt vollzieht sich die Inneneinrichtung des Bootes. Wenn dann das Ruder eingehängt ist und das Fahrzeug nach sorgfältigem Abschlichten und Ölen seinen Schutzanstrich erhalten hat, wird es von Stapel gelassen. Das geschieht vielfach auf Eisenbahnschienen, und zwar haben heute dafür die meisten größeren Werften sogenannte Schiebebühnen, wie unsere großen Theater. Da rollen in ihrer funkelnagelneuen Eleganz, kokett dem Himmelslichte entgegenblinzelnd, die Fahrzeuge, um die auf starken Bohlen ruhende sogenannte Schlitten gebaut sind, hübsch rangiert aus den verschiedenen Bauhallen, in denen sie bisher die Tage ihrer nun abgeschlossenen Werdezeit verbrachten, mit der Akkuratesse ihr erstes Flußbad nehmender wohlerzogener höherer Töchter von rechts und links und aus dem Hintergrunde ins Wasser, quietschvergnügt die Fluten zu beiden Seiten aufpeitschend. Und die Wogen rauschen vor starker Begehr nach ihnen auf. An Land blieb alles ihre junge nackte Schönheit Verunzierende. Auf dem Wasser aber harren ihrer schon die Takeler, diensteifrige Kavaliere, von denen sie den letzten Schick und, als Najaden, ihre Ausstattung für die Wasserlebensreise erhalten.



Große Segeljacht fertig zum Stapellauf. Werft von H. Heidtmann, Hamburg

Digitized by Google

Segelboothafen am Wannsee. Gemälde von Prof. Philipp Franck

Die Jachtsegel werden aus Baumwolle, und zwar in Streifen von verschiedener Länge und Breite gefertigt, zumeist, wie auch die Anker und die Mehrzahl der anderen unentbehrlichen Utensilien, in den Werften selber, die also außer der Segelmacherei auch Tischlerei, Schmiede, Schlosserei u. a. Handwerkstätten besitzen. Lagerbestände fertiger Boote gibt es heute kaum mehr, höchstens finden sich hier und da noch ein paar Jollen, das sind kleine, offene oder nur wenig eingedeckte Segelboote, und Beiboote. Zur Herstellung eines irgendwie beträchtlichen Lagers bleibt der Werften keine Zeit übrig, sind sie doch vielfach kaum imstande, die Aufträge des In- und Auslandes rechtzeitig zur Ausführung zu bringen, von denen die größten aus Amerika und Afrika, die meisten aus Schweden und Spanien stammen.

So braust denn tagaus tagein das hohe Lied von der deutschen Schaffenskraft und Arbeitsamkeit auf den Segelbootwerften in helleren Tönen als in den meisten unserer zum großen Teil recht rußigen und finsteren Fabriken, weil hier Hammerschlag und Plankengekrach, Eisengeklirr und Maschinengeschwirr in Riesenhallen von putzstubenhafter Schmuckheit und Eigenheit sich vollziehen. Es ist, wie wenn das Wasser auf die Stätten, wo die es bezwingenden Boote entstehen, seine Eigenschaft des Reinigens vorauswirkend ausübe. Und ebenso auch auf die Menschen. Modrig muffige Gemüter sind auf den Werften ebenso ausgeschlossen wie in der smaragdenen Herrlichkeit des ruhenden oder der grimmen Grausigkeit des grollenden Meeres, wenn die Weller feindselig grün blicken und so wütend aufschäumen wie wilde Raubfische. Mit beherzter Wetterfestigkeit und unerschrockener Entschlossenheit verbindet sich ein schönes Gleichmaß seelischer Gelassenheit im Wesen des geübten Seglers, für den das alte Pindar-Wort noch heute gilt:

„Das Wundervollste ist das Wasser!“

Digitized by Google

Der Mörder und der Tod

Novelle von Wilhelm Schussen

Er litt an einer schmerzhaften Ohrentzündung. Manchmal ging alles mit ihm im Ring herum. Er fiel dann wie ein Betrunkener zu Boden und erbrach sich genau wie ein solcher. Der Arzt aber gab die Hoffnung trotz allem nicht auf. Die Ärzte machen einem immer wieder Mut. Das ist ihr Hauptkunststück, das in jedem Fall Geld wert ist.

Wenn seine Frau Hilde noch gelebt hätte, wäre er wenigstens ordentlich verpflegt gewesen. Nun, er konnte sich ja auch wieder verheiraten, er hatte das Geld dazu, er hatte die Möbel. Freilich konnte er keine Frau mehr finden wie die verblichene, die mit ihm jung gewesen und mit ihm alt und lebenssatt geworden war. Er konnte namentlich auch nicht mit einer Ohrentzündung heiraten, jedenfalls heute abend nicht mehr. Er hätte eben noch eine Zeitlang im Spital bleiben sollen, er war tatsächlich viel zu früh dort weggegangen. Jedenfalls aber hätte er sich mit der Schneidersfrau Wöllhaf, die ihm den Haushalt notdürftig besorgte, durch Nachttelephonanschluß verbinden lassen sollen. Aber wozu auch? Wenn er endlich sterben konnte, war sie ihm doch nur im Wege, genau wie die Pflege im Spital und der Arzt mit seinen Apparaten, die nur ihm selber nützten und den Kranken wehtaten.

Er tastete nach dem geladenen Revolver auf dem Nachttischchen und überzeugte sich, daß er noch dort lag. In einer Sekunde war alles geschehen. Eine einzige Sekundenkraft genügte, um alles Schicksal wegzublasen, alle diese sinnlosen Schmerzen, das äußere und das innere Ohr selber, samt Labyrinth und Hammer und Amboß und Steigbügel, genügte, das Spital und das Heimweh nach der Toten wegzublasen, ebenso die Sorge um Geld und Haus und Garten. Denn eigentlich war es ja durchaus gleichgültig, wer nachher seinen Besitz antrat. Seine Verwandten hatten in früheren Jahren, als er noch unvermögend war, sich nie viel um ihn gekümmert. Ein Bruder seiner Frau lebte in Amerika. Bis die Erbschaft die Reise über den Ozean hinter sich hatte, war soundsoviel davon zu Wasser geworden.

War nicht eben die Tür unten im Flur gegangen? Oder war es der Wind, der heute so frühlingswild vor den Fenstern rasselte? Oder war es sein inneres Ohr, das Labyrinth, der Hammer, der Amboß, der Steigbügel? Er hatte den Riegel an der Flurtür vorzuschieben vergessen. Er wollte das Licht andrehen, aber seine Hand blieb starr im Dunkel hängen. Denn die Treppe herauf schlichen nun tatsächlich Tritte. In der Korridortür begann ein Bohren und Stochern und schon gab sie leise knirschend nach. Es war also offenbar ein Dieb im Haus. Oder war es immer noch das innere Ohr? Er legte sich zurück, schloß die Augen und hielt den Atem an. Er beobachtete sich. Aber da machte er plötzlich, obwohl er die Augen immer noch krampfhaft geschlossen hatte, die Wahrnehmung, daß nun Licht im Zimmer war. Er überlegte mit äußerster Willensanspannung eine Weile den ganzen Sachverhalt: Er war also im Bett, auf dem Nachttisch lag sein geladener Revolver. Er war allein. Er hatte eine Ohrentzündung. Aber ein einziger Druck genügte, um das alles auf ewig wegzublasen.

Als er endlich mit einem letzten Entschluß die Augen öffnete, stand ein ihm gänzlich unbekannter Mensch vor ihm, ein eckiger, breiter Kerl mit rotbrauner Mütze, breitem, bräunlichem Gesicht, vorspringenden derben Backenknochen und langausgezogenem, hellblondem Schnurrbart.

Aber nun mußte er nach innen hinein geradezu lächeln. Denn der Kerl hatte tatsächlich bereits den Revolver vom Nachttisch in der Hand und hielt ihn schußbereit auf sein Opfer zu.

„Also, so sieht so einer aus, der den Mut dazu hat," sagte Bletzinger endlich.

„Wo ist das Geld?" versetzte der breite, eckige Kerl ohne Umschweife.

„Das Geld?" Bletzinger lächelte verächtlich.

„Keine Umstände! Wo ist's? Oder ich drücke los!"

„Von mir aus kannst du losdrücken," erklärte Bletzinger sofort. Er neigte sich auf die Seite und fügte hinzu: „In dieses Ohr womöglich, durchs Gehirn ... aber schließlich auch durch die Brust, ganz wie du willst."

„Wo ist das Geld?"

„Auch das sage ich dir noch, wenn du ein wenig Geduld hast. Wenn du aber keine Geduld hast, dann drücke, wie gesagt, los, in Gottes Namen oder in drei Teufels Namen, das ist ganz deine Sache, aber das Geld findest du dann in alle Ewigkeit nicht; denn das hab' ich meinem Vetter in Amerika zuliebe dermaßen raffiniert versteckt, daß alle Schatzgräber der Welt es nicht fänden."

Digitized by Google

„Raus damit! Wo ist das Geld?“

„Ich will dir etwas sagen. Ich hab' mich soeben ums Leben bringen wollen, aber wenn du mich nun nötigst, daß ich mir den Revolver ans Ohr halte, und wenn du selber losdrückst, dann hast du dein Spiel gewonnen. Dann bist du vor der Nachstellung des Strafrichters sicher. Denn dann habe ich vor der Welt mir selbst die Kugel ins Ohr gejagt, und dann kannst du das Geld holen und dich aus dem Staub machen. Also gib mal den Revolver her.“

„Hältst du mich für einen solchen Dummkopf? grinste der greuliche Kerl.

„So tu, was du willst,“ sagte Bletzinger und ließ den Kopf aufs Kissen fallen.

„Das Geld, das Geld!“

„Fällt mir nicht ein, dir das Versteck zu entdecken. Aber so schieß doch, Kerl, ich glaube fast, du hast ebenfalls Angst.“

„Bist du allein im Haus?“ grinste der Greuliche.

„Ei, freilich, aber das weißt du doch; sonst wärst du doch nicht hier eingedrungen.“

„Und warum willst du Schluß machen?“

„Weil ich an einer Ohrentzündung leide, weil ich allein bin, weil meine Frau tot ist, weil ...“

„Aber warum machst du es denn nicht?“

„Weil ich es nicht fertigbringe, weil ein ganz furchtbarer Mut dazu gehört, weil ich nicht über die letzte Sekunde hinwegzusteigen vermag.“

„Du bist ein Frömmling?“

„Keine Spur davon. Aber setze dich doch, bitte, auf den Stuhl ... so, danke. Aber siehst du, das ist so eine Sache. Wenn mir zum Beispiel da einer sagt, mit dem Tod ist alles aus, es gibt keinen Gott und kein Gericht, so mag das vielleicht richtig sein, aber wenn mir ein anderer das Gegenteil sagt und eine unsterbliche Seele bekennt, so kann das eben mindestens ebenso richtig sein. Komm, nimm dir ein Glas Weinbrand; dort neben dem Weißzeugschrank steht die Flasche ... Ich soll zuerst davon trinken? Nun meinetwegen ... Herrgott, was du für eine Angst um dein Leben hast! Ist es denn wirklich gar so schön, einzubrechen, zu stehlen, zu töten? Warum machst denn du selber nicht Schluß?“

„Sag' mir endlich, wo dein Geld steckt, heraus damit!“

„Ich sage es dir ja. Du brauchst es schließlich auch viel eher als mein Schwager in Amerika, der ja viel reicher ist als ich selber. Ist der Kognak gut? Nun, trink ihn doch gleich aus der Flasche, Vetter. Denn ich trink bei Gott jetzt keinen Tropfen mehr. Ei, ei, das hätt' ich doch nicht geglaubt, daß es auch für dich so schwer sei, daß du dir nun dermaßen Mut antrinken mußt. Ich glaube nächstens, daß du selber ein Frömmler bist oder doch ganz sicher noch einer werden wirst, sobald du mich einmal aus der Welt geschafft hast.“

„Mach' keine faulen Witze.“

„Aber so schieß doch endlich, du Schwächling, du Ungeheuer, der du nur Mut hast, wenn es um die Ewigkeit der andern geht. Wenn du meinen Revolver noch lange so hängen läßt, wird er dir noch aus der Hand fallen und am Boden losgehen und dich in den Fuß treffen. Und dann kann die Polizei kommen und den üblichen Prozeß beginnen.“

„Habt Ihr Euch wirklich töten wollen?“ fragte der Greuliche lauernd.

„Ei freilich, du Feigling, du Ungeheuer.“

„Und nur deshalb, weil Ihr ein Frömmler seid, habt Ihr es nicht fertiggekriegt?“

„So ist es ungefähr.“

„Und wenn ich Euch nun den Revolver gebe, dann drückt Ihr also los?“

„Nein, du Schelm, nur wenn du mich zwingst, ihn ans Ohr zu halten, du selber aber abdrückst. Dann sollst du von mir aus die Erlaubnis haben, mein Geld zu stehlen.“

„Und wenn ich aber nun weggehe und Euren Revolver mitnehme, wie viel Geld gebt Ihr mir dann dafür?“

„Keines, gar keines, nicht einen Pfennig, du Feigling. Aber anzeigen werde ich dich dann, sobald du fort bist, durchs Telephon, und dann wird man sehen, wer schnellere Beine hat, du oder die Polizei.“

„Aber Ihr kennt mich ja gar nicht. Ihr phantasiert ja bloß im Fieber. Ihr wißt morgen früh von der ganzen Sache überhaupt nichts mehr. Ich kann Euren Revolver also auch ruhig liegen lassen und das Licht ausmachen und mich auf und davon machen.“

Der greuliche Kerl drückte die Mütze tief ins Gesicht hinein, drehte das Licht aus und verschwand tatsächlich. Und dann lief natürlich das Karussell wieder, der Hammer, der Amboß, der Steigbügel ...

Aber am Morgen stand nun wahrhaftig die Kognakflasche auf dem Nachttischchen ... Da hörte denn doch alles auf!

War er nun, als das Karussell lief, vielleicht gar selber aufgestanden und hatte den Kognak geholt? Er hätte, bei allem, was es gab, nichts Sicheres darüber sagen können, so wenig wie über das dem irdischen Wissen ewig verschlossene Rätsel nach dem Tod.

Aber im Mittagsblatt las Bletzinger in der Tat die Notiz, daß sich heute morgen in aller Frühe ein langgesuchter schwerer Verbrecher und Raubmörder am Rande des nahen Weiherwaldes im grellsten Freilicht gleichsam vor aller Welt erhängt habe.

Digitized by Google

War es nun derselbe gewesen, der nachts an seinem Bett gestanden hatte? Und hatte er nun doch den irren Kopf freiwillig der Ewigkeit geopfert? Die rotbraune Mütze stimmte jedenfalls. Der Bart aber konnte auch ein künstlicher gewesen sein.

Bletzinger tastete nach dem Revolver in der Schublade und steckte ihn für immer an den geheimen Ort, wo seine Wertpapiere lagen.

Dann kleidete er sich an, um sich noch einmal ins Krankenhaus zu melden.

Drei Toaste. Von Alice Freiin von Gaudy

Der Krieg ist aus. Die Kassen sind leer.
Sparen heißt es jetzt. Sparen . . .
Majestät höchstselber gönnt sich nichts mehr —
Still. Niemand darf es erfahren!
— Dem Gesandten von Bredow schreibt er nach Prag,
Und die Feldherrnaugen blitzen:
„Monsieur! Sie haben dort einen Tag,
Conférence des Nations. Ich befehle Diner.
Sie fêtiren die Ambassadeurs und Spitzen —
Noblesse oblige — so glänzend als je.
Das Ausland soll staunen und raten
Und sich aigriren, wie Preußen heut,
Nach erschöpfendem Kriege, sans gêne verstreut
Die Friedrichsdors und Dukaten!"

von Bredow hat sich mächtig gefreut,
Dem konnte es herrlich passen,
Sich einmal sehen zu lassen
Und Rußland und Öst'reich das leidige Prahlen
In aller Vornehmheit heimzuzahlen!
Er fühlte sich unaussprechlich gehoben —
Bis der Russe, nach scharfem Klingen,
Begann, den ersten Toast auszubringen.
Verwünschtes Geschmeichel, Hofieren und Loben:
Katharina, der Reußen Wonne,
Überstrahlenden Erdkreis als Sonne,
Spende den Völkern Leben und Licht . . .

Auch dem Österreicher behagte das nicht.
Wenn Katharina solch Lob geschah,
Wem glich dann Maria Theresia?
Indessen, er hatte sich bald bedacht
Und pries sie, als die Leuchte der Nacht,
Als den Mond, der mit mildem Glanze die Welt,
Frieden schaffend und sichernd, erhellt.

Brausender Jubel. Stühlerücken.
Gläserklingen . . . Nicht ohne Tücken
Belauern sie Bredow. Was bleibt seinem Herrn,
Dem kleinen Preußen? Höchstens ein Stern!
Der Gesandte preßt finster die Lippen zusammen.
Dann klopft er ans Glas. Seine Augen flammen.
Er spricht. Nicht zierlich, wie jene beiden,
Schwer und stark, als ob Sensen schneiden:
„Zwei Kaiserinnen galt unser Gedenken,
Die Völkergeschicke bestimmen und lenken,
Die Welt regierend, wie Sonne und Mond — —
Wem soll ich meinen König vergleichen?
Der Himmel bietet fürder kein Zeichen,
Das mir des Suchens Mühe verlohnt!
Doch weiß ich einen, aus fernen Tagen,
Der durfte zu den Gestirnen sagen:
Sonne, steh' still zu Gibeon,
Und du Mond, im Tale von Ajalon!

Sie wissen alle, daß es geschah . . .
Hoch lebe mein König — ein Josua!"

Digitized by Google

Erinnerungen an den jungen Leibl und seinen Kreis

Aus den Briefen des verstorbenen Amtsgerichtsrats Th. in B.

Mitgeteilt von Professor Dr. W. von Grolman

* * * \

tons zu seinen „Goethes Frauengestalten" sind u. a. vom jungen Leibl gemalt worden, wobei ich sehr oft zugesehen. Die Architekturen wurden von Knab gemalt. Leibl bekam pro Stück 400 Gulden, und Kaulbach, der nichts anderes an den Bildern machte, als seinen Namen darunter zu setzen, verkaufte sie alle Stück für Stück zu 14000 Gulden nach Amerika, oder besser, er lieferte sie für 14000 Gulden auf vorherige Bestellung dorthin. Leibls Freunde Sperl, Hirth und Theodor Alt waren mir auch gut bekannt, desgleichen Wilhelm Busch, der jedoch, älter als wir, uns ferner stand. Sie würden mich zu Dank verpflichten mit einer Mitteilung, ob Alt noch lebt und wo er wohnt; ich besitze zwei Bilder von ihm, mein Porträt und sein Selbstporträt, welche er im Leiblschen Atelier auf der Karlsstraße gemalt hat. Wenn wir auf die Bierkeller oder zum Salvator zogen, fand Leibl erwünschte Gelegenheit, seine Körperkräfte zu zeigen, was uns oft mit Polizei, Nachtwächtern und Droschkenkutschern in Konflikt brachte. Einmal verließen wir, gestärkt durch fünf bis sechs Maß, den Salvatorkeller; vor dem Eingang stand geschlossen eine Käsebude, vier Stützen mit Leinwand verbunden und unter Segeltuch-Bedachung. Leibl stellte sich davor, spürt Tatendrang, legt seine Faust um eine der Eckstützen und fragt: Soll ich? Antwort natürlich: Ja! und nun hebt Leibl nach einigem Hin- und Herlockern mit ungeheurer Wucht den Pfosten aus der Erde und schmeißt die ganze Bude kopfüber nach hinten zu Boden. Jetzt mußten wir aber zeigen, daß wir auch gute Läufer waren. Ein andermal sehen wir, vom Salvator kommend, eine Droschke langsam vor uns hertrotten. Der Kutscher halb eingeschlafen, das Pferd müde und faul im Schritt. Wir wurden alle ungeduldig, daß das jämmerliche Fuhrwerk nicht schneller vor uns fortfuhr. Da leistet sich Leibl das Kraftstück, mit der Faust in das Hinterrad zu fassen und mit einem einzigen Ruck die Droschke zum Stehen zu bringen; wenn ich es nicht selbst mit angesehen, würde ich es für kaum glaublich halten. Eine andere von Leibl beliebte Kraftleistung war das gewaltsame Abbrechen der starken Zinnknöpfe auf den Deckeln der Maßkrüge, ein Kunststück, das keiner von uns fertig brachte, von Leibl jedoch spielend leicht mit dem Daumen ausgeführt wurde; die abgedrückten Zinnknöpfe ließ er alle in die große Tasche seiner Lodenjoppe wandern. Ein Portemonnaie führte er nicht, war auch überflüssig, die wenigen Kreuzer, die er gleich uns besaß, hatte er lose in der Hosentasche; auch Hosenträger trug er nicht, ein Lederriemen genügte. Am Faschingsfest 1868 war Leibl als Indianer kostümiert: Trikot, Federschurz, Sandalen, Kopfschmuck von Adlerfedern. Um den Stiernacken und die gewaltige Brust eine Kette von ausgekochten Fuchs-, Katzen- und Rattenschädeln. Als er einmal seine Zimmermiete nicht zahlen konnte und ausziehen wollte oder mußte, schleppte er von der Straße nach und nach eine Unmenge großer Pflastersteine nach Hause; mit diesen füllte er seinen leeren, großen Holzkoffer und ließ ihn der Wirtin als Unterpfand zurück.

Im Frühjahr 1868 kam er freudestrahlend zu mir und teilte mir mit, in Kölner Mundart: „Sag' du, ich muß in Wien einen Baron malen, ich kriege 400 Gulden und fahre in der zweiten Klasse und kann essen und trinken, so viel als ich will, nächste Woche fahre ich schon! Na, wat säst du nu derzo?"

2. Brief

Im Anschluß an mein Schreiben vom 4. ds. Mts. (Mai 1911) und in Ergänzung desselben will ich hier noch einige Züge aus dem Leben Leibls mitteilen, die ebenfalls geeignet sein dürften, zu einem Lebensbild des berühmten Malers einen Beitrag zu liefern.

Die äußere Erscheinung des biederen Wilhelm war keineswegs salonfähig und stach gewaltig ab von dem geschniegelteren Wesen eines Makart, Hermann Kaulbach, Munkaczy u. a. Während diese meist in Seidensammet, olive und rot gekleidet aus der Bernsteinspitze rauchten, begnügte sich Leibl mit der Gebirgslodenjoppe und dem Ulmer Maserkopf. Es war nichts Außergewöhnliches, daß Leibl in stark zerrissenen Hosen einherging, den Riß notdürftig mit einer Sicherheitsnadel zusammengehalten, so daß das nackte Fleisch am Bein sichtbar war; erst nach einer Reihe von Tagen ließ er sich herbei, mit Zwirn und Nadel die Risse eigenhändig zu vernähen, was er bei ausgezogenen Hosen und infolgedessen nackten Beinen auf seinem Atelier bewerkstelligte; bekam er dann vornehmen Besuch, zog er sich schüchtern und keusch schmunzelnd in den Hintergrund. Die vielen Hosenrisse waren die natürliche Folge seiner stetigen Kraftleistungen; sahen wir nachts auf der Straße einen abgesträngten Pferdekarren stehen, so konnten wir sicher sein, daß Leibl, sofern keine Scharwache in Sicht war, die Scherenbäume ergriff und die schwere Karre fort bis in eine andere Straße schob. An hohen Festtagen trug er einen langen Bratenrock älteren Datums — ich vermute, daß dieser von Leibls Bruder, damals Notariatskandidat in Saarbrücken, herrührte — der ihn kleidete wie einen Kleriker: auf

Digitized by Google

einem Spaziergang durch Pasing veranlaßten wir die Dorfjugend, dem feierlich vor uns herschreitenden Leibl ein Händchen zu reichen, was auch geschah mit einem „Gelobt sei Jesus Christus", worauf Leibl sichtlich geschmeichelt jedesmal mit einem „In Ewigkeit, Amen!" dankend quittierte.

Außer Sperl, Alt und Rudolph Hirth war noch ein anderer junger Maler in der Gesellschaft, der Leibl wohl am allernächsten stand und am engsten befreundet war, namens Appold. Ist aus ihm etwas geworden und existiert er noch?

Die Busenfreundschaft zwischen Leibl und Sperl ist mir stets rätselhaft gewesen; Sperl war wie all die anderen in seinem Äußern nicht nur sehr salopp, sondern von abschreckend häßlicher Gesichtsbildung: gerötete Augen mit scharfen Brillengläsern. Das Gesicht erinnerte an einen Ziegenbock oder Faun, dazu eine dünne, meckernde Stimme und endlich, was mich am meisten unsympathisch berührte, er hatte stets Wasser in den Ohren. Appold war gewiß auch kein Adonis. Beide hätte man für Uhrmacher oder Mechaniker halten können. Außer den Genannten war noch ein anderer — auch quasi-Uhrmacher — in der Gesellschaft, der Xylograph Stöckl, auf den Leibl große Stücke hielt. Er hatte einen Verdruß am Fuß und schnupfte stark; er war ein braver Mensch, wie sie alle, hatte als einziger seinen regelmäßigen Verdienst, von dem er den anderen oft eine Runde Spatenbräu spendierte. Diese anderen lebten sozusagen von der Hand in den Mund; hatte einer ein Bild verkauft, oder ich meinen Monatswechsel von 25 Talern bezogen, speisten wir mit Hans v. Bülow im Kaffee Maximilian oder mit Makart und Munkaczy im grauen (oder schwarzen?) Bären — längst eingegangen —; das dauerte aber nie lange, dann stiegen wir tiefer zum Orlando di Lasso und zum Neusigl auf dem Wittelsbacher Platz, um endlich in der letzten Dekade im Lachenden Löwen oder bei Huber an der Türkenstraße anzulangen. Hier speisten wir für 12 Kreuzer ganz famos: 1 Suppe 2 Kreuzer, 1 Braten 7 Kreuzer, 1 Kartoffelsalat 2 Kreuzer, Brot 1 Kreuzer, das Bier ad libitum wurde vom rundgehenden Wirt ausgelobt: „Wer will a Bier? moag koaner ka Bier?" O quae mutatio rerum!

Wenn Ebbe in den Kassen war, halfen wir uns oft aus mit der Anfertigung von Karikaturen nebst den obligaten Knittelversen. Im „Storchen" an der Kaufinger Straße haben wir oft gesessen und gedichtet und die Tische mit Kreide bemalt. War ein Witz gelungen, wurde er zu Braun & Schneider gebracht, die ihn mit 2 Gulden bar honorierten und in die „Fliegenden Blätter" brachten. Hierbei war vor allen ein nur Pepi genannter junger Student Jos. Stecher, der Sohn eines Küsters aus dem Allgäu, hervorragend, dem jede Karikatur prima vista gelang und der solchergestalt von Braun & Schneider beinahe sein Leben fristete; auch hatte er ganz im Gegensatz zu den Malern eine gediegene Bildung und umfassende Kenntnisse, dabei sprudelnden Witz mit sonnigem Humor; er war eigentlich Theologe, einer Stiftung zuliebe, studierte aber Kunstgeschichte und ging nach Rom ins Collegium Germanicum, wo er zu hohen wissenschaftlichen Ehren gelangt ist. Ferner verkehrten mit uns im „Storchen" Carl Stieler, Levis und Ziegler, der Bruder der Tragödin Clara Ziegler. Alle drei haben damals die schönen lyrischen Sachen in die Fliegenden Blätter gebracht. Leibl war dem Karikaturen-Zeichnen und dem Dichten durchaus abgeneigt; er hatte nur Sinn für Farbe; sein Ideal war Velazquez, dessen Namen er genau aussprach, wie er geschrieben wird.

Einmal sollte Leibl eine schöne Dame aus der Münchener Hochfinanz porträtieren; die Vorbereitungen dazu waren mit meiner Beihilfe auf dem Atelier alle getroffen; die Dame erschien in Begleitung eines Dieners und hatte einen kostbaren Spitzenkragen um Hals und Brust. Leibl erklärte kategorisch: „Den Kragen male ich aber nicht!" Die Dame lehnte es ab, die Spitzen abzulegen, Leibl beharrte trotzig auf seinem Verlangen, und so wurde die Sitzung aufgehoben. Die Dame kam nicht wieder und die Aussicht auf ein gutes Honorar, a conto dessen wir alle schon mächtig pokuliert hatten, war verloren.

Leibl war überhaupt nur schwer zu bewegen, Damen zu malen; sie waren ihm alle zu — wie er sich ausdrückte — „konventionell"; knorrige Bauern mit zottigen Bärten und Schlapphüten waren sein Schwarm. Kam einer, der nicht gerade ein „Baron" war, zu Leibl aufs Atelier, um gemalt zu werden, so setzte oder vielmehr schlug ihm Leibl mit kühnem Schwung zuerst einen alten Schlapphut auf den Kopf. Weigerte sich der Angekommene, den Hut genau so, wie Leibl ihn aufgesetzt, auf dem Kopf zu behalten, so war es mit dem Malen zu Ende.

Vielen Spaß bereitete es mir, mit Leibl auf die Suche nach Modellen zu gehen. Die meisten fanden wir im Oberpollinger, wo, sie Abends bei den Gästen hausieren gingen, und lebhaft ist mir noch in Erinnerung der große Kontrast zwischen so einem Menschenkind in alltäglicher bürgerlicher Kleidung und dem bei künstlicher Belichtung des Ateliers blau und rot drapierten halbnackten Modell im

Digitized by Google

Schilderhäuschen; hier erschien es wie eine Göttergestalt aus Himmelshöhen, so lieblich, rosig und schön; trat es aus dem Bretterhäuschen in einer Pause heraus, um sich zu strecken und zu recken, so war aller Nimbus verschwunden und man sah nichts als einen nackten Pudel.

Einmal machte Leibl Studien nach dem Rubensschen großen Jüngsten Gericht in der Pinakothek; nachdem er mehrere Tage vor dem Original studiert und gemalt hatte — es sollte keine Kopie werden — setzte er seine Studien im Atelier nach Modell fort. Es hatte sich als Modell ein altes feistes Radi-Weib eingefunden. Die reinste Baubo. Mit entblößtem Bauch wird sie in die gehörige Positur und Beleuchtung gebracht, im Vordergrund liegt in Decken verhüllt eine andere Person auf dem Boden, die, einen dürren Arm ausstreckend, mit gespreizten, kralligen Fingern dem Modell in die Kaldaunen greift und das lockere, schwammige Bauchfell zerrt; hiernach malte Leibl den berühmten Teufelsgriff und das mit solch verblüffender Treue und Realität, daß keine Falte, keine Warze, kein Härchen, keine Geburtsnarbe fehlte.

Bei diesem Modell hätte übrigens keine Belichtung, kein Halbdunkel und Drapierung eine himmlische Erscheinung herbeizuzaubern vermocht; es war ein geradezu scheußlicher Anblick.

Ein andermal malte Leibl nach einem jugendlichen Modell im Häuschen, es waren andere Herren eingetreten, die das Mädchen zu kennen schienen und in der Pause mit ihm schäkerten; das junge Mädchen begeht die Unvorsichtigkeit, sich eine Brustwarze mit Anilinfarbe zu bemalen; Folge: wochenlange Krankheit durch Vergiftung. Hier muß ich übrigens bemerken, daß Leibl, und auch seine oben genannten näheren Freunde, sich mit einem Modell nie anders als im strengen ausschließlichen Kunstsinn beschäftigt hat. Nach allen meinen Erlebnissen mit Leibl möchte ich beinahe sagen, daß er quasi geschlechtslos gewesen.

In den siebziger Jahren hatte Leibl ein Bild gemalt, welches, wenn ich nicht irre, baldigst unterdrückt worden ist und welches seinem damals schon aufsteigenden Künstler-Renommee arg geschadet hatte. Ich kenne es nur von einer Nachbildung. Es stellte einen Mann dar mit aufgespanntem Parapluie bei Regenwetter auf der Straße; er hat dem Beschauer den Rücken zugekehrt, die Front nach einer Mauer, die er bewässert; weiter nichts, sonst alles grau in grau. Ein derartiges Sujet sieht dem Leibl ähnlich, der meines Wissens nie eine Zote gerissen.

So, nun hätte ich Ihnen alles mitgeteilt, was ich von Leibl weiß; wenn Sperl noch lebt und sich etwa dort bei der Ausstellung aufhält, dann, bitte, verraten Sie auch nicht, wie ich ihn geschildert; nach seinen späteren Bildern zu urteilen scheint er sich indes vorteilhaft verändert zu haben. Die beiden Altschen Studienköpfe habe ich vorgestern nebst Brief an Ihre Adresse abgeschickt. Hoffentlich komme ich bei Ihnen nicht in den Verdacht, an Schreibseligkeit zu laborieren. Meine Mitteilungen über Leibl sind nur ein Ausnahmefall, sonst bin ich im Tintenverbrauch äußerst sparsam geworden.

Frei. Von Theodor Birt

Voll Zagen und voll Bänglichkeit
Starrst du in die Vergänglichkeit?
Das Ew'ge ruft. Du aber fühlst
Nur deine Unzulänglichkeit?
Wirf endlich frei dich Gott ans Herz,
Ins Meer der Überschwenglichkeit.

*

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Wilhelm Schmidtbonn: Der Verzauberte (Leipzig 1924) — Otto Wirz: Gewalten eines Toren (Stutgart 1923) — Wilhelm Breves: Das brennende Meer (Bremen-Wilhelmshafen) — Bernhard Kellermann: Schwedenklees Erlebnis (Berlin 1923) — Gogols Werke. Herausgegeben von Arthur Luther (Leipzig)

Vor einiger Zeit hallte ein erschütternder Notschrei des Dichters Wilhelm Schmidtbonn durch die Zeitungen. Der Hunger klopft bei ihm an, — und leider läßt er es beim Klopfen nicht bewenden. Wenn dies fürchterliche Schicksal schon einem unserer begabtesten und fleißigsten Dichter nicht erspart bleibt, wie mag es da erst bei tausenden anderer Schriftsteller aussehen, die den Kürschnerschen Literaturkalender füllen (in der letzten Ausgabe wurden allein 2500 schöngeistige Schriftsteller neu aufgenommen!). „Abbau" — das, ach, so zeitgemäße Hilfsmittel tut auch hier dringend not, hier mehr als in den meisten anderen Wirkungskreisen. Denn, merkwürdig, bei anderen Berufen läßt man gewisse Vorkenntnisse, Studien, Übungen, Anlagen als notwendige Voraussetzungen gelten, nur zum Schriftsteller fühlen sich viele auch ohne diesen Ballast berufen und auserwählt. Es ist ja für einen normalen Menschen mit einiger Schulbildung wirklich nicht schwer, irgendwelche Begebenheiten in einwandfreien Sätzen aufs Papier zu bringen, aber Schriftsteller bist du deshalb so wenig wie du Dichter bist, wenn „ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt".

Wilhelm Schmidtbonn aber, dem berufenen Dichter, wollen wir wünschen, daß sein Hilferuf nicht ungehört verhallen und wenigstens einen stärkeren Absatz seiner Bücher zur Folge haben möge, das wird nicht nur ihm von Nutzen sein, denn was er geschaffen, ist schon wert, daß man es immer im Bücherschrank, in Reichnähe hat. Der Reihe lesenswerter Bücher dieses Dichters, die ich hier seit Jahren empfohlen habe, gliedert sich jetzt ein neues an, das an Kraft und Lebendigkeit der Phantasie alle bisherigen überflügelt und eins der absonderlichsten unseres Schrifttums ist: Der Verzauberte. Schmidtbonn nennt dies Werk im Untertitel „Seltsame Geschichte eines Pelzhändlers", man könnte es auch ein phantastisches Märchen für Erwachsene nennen, denn es verläßt den Boden der Wirklichkeit schon auf den ersten Seiten und durchaus märchenhaft sind seine Geschehnisse.

Ein deutscher Pelzhändler kauft auf einer Geschäftsreise in einem entlegenen Trödlerladen Amsterdams einen alten einfachen Ring mit einem anscheinend wertlosen Stein, der aber den Zauber birgt, daß der Besitzer sieben Wünsche äußern kann, die sogleich in Erfüllung gehen. Der schlaue Pelzhändler weiß mit der magischen Kraft gut zu handeln: er wünscht sich, immer dahin zu kommen, wohin er will, so sind alle Ortsveränderungen in diesem einen Wunsch einbegriffen. Der Zaubergott, der in dem Ringe sitzt, fällt auch darauf hinein: der Pelzhändler hat kaum den Wunsch geäußert, am Meer zu sein, so steht er auch schon am Strande. Und nun macht der Leser mit ihm eine recht abwechslungsreiche Geschwindreise über die ganze Erde und sogar, wie wir sehen werden, darüber hinaus! Nach der Vaterstadt des Händlers geht's, nach Sevilla, von wo er sich einer unbedachten Verlobung schnell durch den Wunschflug an den Nordpol entzieht. Ein Gipfelpunkt der meisterhaft geschriebenen Erzählung ist der Besuch bei sechs unglücklichen Nordpolfahrern, die von einer gescheiterten Expedition übrig geblieben, schon den fünften Winter (doch wohl eine Unmöglichkeit!) in einer Bretterhütte, fast ganz im Schnee vergraben, ihr schreckliches Leben fristeten und, mit gehemmtem Bewußtsein, vor dem körperlichen Tode schon im Begriff waren, geistig hinzusterben. Ein erschütterndes Kapitel.

Hier schon erkennt der Händler, daß es nicht damit getan ist, an den oder jenen Ort sich hintragen zu lassen, sondern daß jeder Ort auch zwingt, ihn zu erleben. Wir werden Zeuge seiner maßlosen Verschwendung, einer seltsamen Krankheit und seiner völligen Entfremdung der Heimat, bis endlich der unsichtbare Verfolger sich einstellt, der Besitzer eines Steinsplitters, vor dem er gewarnt worden ist. Aber nach hartem Ringen versöhnen sich die beiden und unser Pelzhändler kann jetzt seinen vierten Wunsch äußern, einen Zauberspiegel, in dem er alles erblicken kann, was er sich nur wünscht. Und er wünscht sich nicht wenig. Er erblickt in diesem Spiegel das Ende der unglücklichen Nordpolfahrer, eine Zwergenstadt, und endlich auch den Mondstern. Wir sehen mit ihm die Bewohner des Mondes, eine umgekehrte Erdenwelt. Die Blumen und Bäume, ja die Berge bewegen sich frei wie Menschen und kämpfen unaufhörlich miteinander, die „Menschen" hingegen leben ein festgewurzeltes Blumendasein. Denn die Erdkruste ist schon so dünn und abgenutzt, daß die Pflanzen wandern müssen, um an immer neuen Stellen Nahrung zu suchen, während die Menschen dieses Gestirns Wurzeln tief in die Erde gesenkt haben, wo sie allein Lebensstoff finden.

Sehr sinnreich und eines phantasievollen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dichters würdig. Aber bei diesem kühnen Sprung der Einbildungskraft zeigen sich doch auch die Grenzen aller menschlichen Phantasietätigkeit, sofern sie immer an die einfachen Grundstoffe gebunden bleibt, die uns die sinnliche Wahrnehmung zu erkennen gibt. Man weiß, daß die Phantasie des Blindgeborenen der Farben, die des Taubgeborenen der Klänge entbehrt und auch die beschwingteste Dichtervorstellung vermag auf einem fremden Stern nicht über die Menschen, Berge, Bäume und Blumen unserer Erde hinwegzukommen, höchstens daß sie deren Erscheinung und Obliegenheiten verändern oder gar umkehren kann. Es versteht sich, daß ich mit dieser allgemeinen Betrachtung Schmidtbonn keinen Vorwurf machen will. Vielmehr ist grade sein „Verzauberter" ein Beweis für die Stärke und Kühnheit seiner Phantasie. Nicht nur, daß uns sein Zauberspiegel bei fremden Weltkörpern „kaltstaunenden Besuch erlaubt", wir blicken auch in ferne Vergangenheit und Zukunft, wir erleben die Sintflut, sogar den im Meer versunkenen Erdteil Atlantis, das Paradies der Sage; Tote stehen auf, Salomo, Alexander der Große, Heinrich IV., Kolumbus, Napoleon, Beethoven. Auch die eigene Zukunft und die seiner Kinder, erblickt dieser Pelzhändler, ferner die Zukunft Europas — es wird ein Negerstaat, bar jeder Kultur — endlich den letzten Menschen: ein müdes rothaariges Tier. Einer seiner weiteren Wünsche bringt ihm ewige Jugend, aber bald ist er ihrer überdrüssig, denn durch sie wird er aus der Menschheit, aus der Natur genommen und sein letzter vermessener Wunsch: „Gott sehn" straft ihn mit Blindheit. Er diktiert seiner Tochter seine Erlebnisse in die Feder, und schließt, des Todes gewärtig: „Wenn ich auch nicht mehr gesehn habe als einen Schein, so habe ich doch mehr gesehn als ihr alle."

So hat dieser „Verzauberte" den ganzen Kreis menschlichen Daseins durchmessen und schließlich an ewige Wände gepocht. Er hat erfahren, daß die Schranken, die uns einen bestimmten Wirkungs- und Erkenntnisbezirk anweisen, natürlich und vernünftig sind, alle Wünsche darüber hinaus aber töricht. Bei den unerhörten Ereignissen seines Daseins hat er neben schrecklichen auch viel glückliche Stunden verlebt, aber — das Glück hat er nicht gefunden; das wartete daheim bei Weib und Kind, die er völlig vernachlässigt, ja denen er nicht einmal von seinen unermessenen Reichtümern, die ihm einer seiner Wünsche brachte, etwas mitgeteilt hat.

Aber Schmidtbonn ist ein zu feiner Künstler, als daß er diese Lehre lehrhaft vortrüge. Man muß sie sich selbst herausschälen aus der mit einer mächtigen Kurve der Umkehr endigenden Erzählung. Neben der scharf zeichnenden und lebendig kolorierenden Bildhaftigkeit des Erzählers, die uns jede einzelne Vision so nahe bringt, als erlebten wir sie selber, liegt der Wert des Buchs vor allem in der Größe seiner Gesichte, in der Kühnheit seiner Phantasie. Darüber hinaus aber hat Schmidtbonn noch des eine, was nottut, ähnlichen phantastischen Erzählungen aber meist fehlt: die tiefe Empfindung des wirklichen Dichters, die manchmal nur vorüberhuschend aufleuchtet, so in der Begegnung mit den Unglücklichen im Eise oder bei Beobachtung eines Schäferstündchens in Neuyork, dann aber zum Schluß einmal in wahrhaft herrlichem Glanz erstrahlt, wo der auf seinen Wunsch verjüngte Ringinhaber als schmucker Bräutigam bei seiner weißhaarigen, stumpfsinnig gewordenen Frau, dem alten Mütterchen, eintritt. Niemand hat ihn erkannt, aber sie, die Menschen sonst kaum noch zu unterscheiden weiß, steht sogleich auf, als er eintritt, „unter den tausend Furchen errötend vor mädchenhafter Scham und über die lederne Haut aufstrahlend vor Glück, und streckte die Arme nach mir aus. Sie barg, ein Mädchen von achtzehn, den Kopf mit dem weißen Haar an meiner Brust" ... Sie glaubt in ihrem verwirrten Hirn, das den Ablauf der Jahre nicht mitgemacht hat, selber noch Braut zu sein. Genug! ein wertvolles Buch. Kauft es und lest!

Ein für Schmidtbonn ungünstiger Zufall könnte es scheinen, daß gerade in dieser Bücherschau ich auf eine ungewöhnliche und beinahe gigantische Neuerscheinung in der deutschen Erzählungskunst stoße. Aber die Gewalten eines Toren, die Otto Wirz in zwei Bänden von zusammen 847 Seiten (in ziemlich kleinem Druck) wie einen Meteor auf den Büchermarkt wirft, werden vorerst mehr Staunen, Verwunderung und bei vielen sogar ein unheimliches, fröstelndes Gefühl, als Begeisterung wecken. Kein Roman. Es sind die gewaltigen Quadern zum Bau eines Riesenepos unserer Zeit. Man könnte auch sagen zum Bau einer Kirche — mit dem Anbau eines Irrenhauses ...

Ein langer Passionsweg ist das Los dieses Hans Calonder, des „Toren", aber an diesem Leidenspfad liegen blumige Anger und Seiltänzerzelte, liegen altdeutsche Städtchen im Mondschein, Schlösser und armselige Hütten, moderne Villen und Fabriken, endlich fehlt es nicht an Kirchen und — Narrenhäusern. Viel „Weibsvolk" trippelt auf diesem ins Dunkel führenden Weg überkreuz und -quer, zierliche kleine Füßchen, derbe Schuhe mit festen Knöcheln darin, schlürfende Altweiberpantoffel, aber auch tiefe Männerspuren erblickt man, jeder Größe und Art. Immerfort ist ein Klingen um diesen Weg, ein seltsamer Vogel zwitschert da sein Lied bald aus Baum und Busch, bald zur summenden Geige, mitunter halb im Traum am Grabenrande, aber an alle Tiefen und Schmerzen und Freuden des Lebens rührt dies Lied in kurzen Versen mit schnappenden, klappenden Reimen ... Es ist schon ein wunderliches Buch, ein sehr wunderliches.

Gegen Ende seiner Studienzeit entwarf Hans Calonder eine Lokomobile von zweihundertfünfundzwanzig Pferdekräften und

Digitized by Google

ebensoviel Umdrehungen in der Minute. Daneben übersetzte er den Dialogus Miraculorum des Mönchs Cäsarius von Heisterbach und verlobte sich mit der Tochter des Gärtners, bei dem er wohnte. Da er gleichzeitig eine Liebelei mit einer schönen Geigenspielerin anknüpfte, ging die Verlobung in die Brüche, während die Dampfmaschine fertig und die Prüfung bestanden wurde. Hans, ein Waisenkind, schnürte sein Bündel um zu Verwandten in die Schweiz zu wandern und damit begann seine süßschmerzliche Pilgerfahrt, die auf dem Kalvarienberg mit buchstäblicher Kreuzigung und Geistesumnachtung endete.

Können wir ihm nicht auf allen Pfaden oder auch nur zu allen Stationen dieser Pilgerfahrt folgen, so ist seine ewige Unrast daran schuld, sein Quecksilber, das einen hohen Temperaturstand zeigt. Er baut sein Zelt auf Flugsand wie der Beduine, er hascht seine Nahrung im Fluge, wie die Schwalbe. Nur ein paar Haltestellen seien kaleidoskopartig gezeigt: Pfarrhaus mit Musikfreuden, heimatliches Schloß mit Clio, der schönen Base, Duell, Fabrik, Kloster und Dogma, Industriearbeit und Parteipolitik, Musiklehrer, Lisaweta die russische Studentin, genannt die Wölfin und ihr Denkzettel. Er wird vorübergehend Musikkritiker, dann Straßenbahnbeamter. Glanzmann, der Mechaniker, taucht auf und begleitet ihn nun als treuer Freund bis ans Ende. Kunstschütze und Seiltänzer im Wanderzirkus. Fortunata, eine neue Freundin. Erste Bekanntschaft mit dem Irrenhaus. Einsamkeit und Verfall. Zettelträger der Heilsarmee, dann Steinklopfer. Er wird erkannt und jener Pfarrer, der inzwischen seine schöne Base Clio geheiratet hat, nimmt ihn freundlich bei sich auf. Noch freundlicher seine Frau in einer Steinklopferhütte, um dann — warum weiß man nicht recht— einen Mordversuch an ihm zu begehen. Sie wird verhaftet, aber das Gericht spricht sie frei. Calonder wird wieder gesund, aber nur um einem schlimmeren Los anheimzufallen. Er wohnt bei dem Pfarrer, in dem, da Clio ein Kind von dem Freunde erwartet, ein tiefer Haß langsam aufkeimt, der sich zuletzt in Wahnsinn wandelt. Er schleppt den schwer kranken, selber schon irrsinnigen Calonder auf den Kirchenboden, martert ihn aufs furchtbarste und kreuzigt ihn auf entsetzliche Weise.

Es wird viele geben, die einen so abstoßenden Schluß — die Beschreibung der beispiellosen Todesfolter erstreckt sich auf 24 Seiten — nicht lesen wollen. Das brauchte den Dichter nicht zu kümmern. Wir haben von den attischen Tragikern über Shakespeare, eine Reihe mittelalterliche Erzählungen, Sturm und Drang, Grabbes Herzog Theodor von Gotland bis zur neusten Dramatik („Wandlung“ usw.) des Grausigen genug, das mehr oder weniger literarisch gerechtfertigt ist. Indessen — das scheint mir hier nicht der Fall zu sein. Der Wahnsinn des „Toren“, wie des Pfarrers ist nicht hinreichend begründet, ergibt sich nicht zwingend aus den Geschehnissen. Erklärlich ist er für den, der Wirz durch diese zwei Bände beobachtend gefolgt ist, immerhin, aber nur aus der Wesensart des Dichters. Wirz ist, wie sein Held, dessen Kraftmeierei eines komischen Anstrichs nicht entbehrt, ein — Protz. Jener produziert sich nicht nur als Kunstschütze, er führt auch ohne nennenswerte Vorübung die schwierigsten Schaustücke auf dem Turmseil aus, er tötet eine wütende Bulldogge mit bloßen Händen, er schießt im Duell seinem Gegner dreimal durch den Hut, er überwindet die stärksten Männer durch einen Handgriff. Alle Frauen und Mädchen laufen ihm nach, diesem Tausendsassa, der alles kann und alles weiß, der gleichbedeutend ist als Ingenieur, als Musiker, Artist, Gottesgelehrter, Dichter und Philosoph, der alle bannt und eine unheimliche Macht ausübt. Wenn Wirz in diesem Renommierhelden sich selber zeichnet, so bestätigt seine Art der Erzählung das in mancher Hinsicht: er baut nicht, er packt aus. Er trägt mit Hamsterfleiß alle glitzernden Kostbarkeiten der Erzählungskunst, deren er habhaft werden kann, zusammen und legt sie vor uns hin, bestenfalls spielt er damit wie Frau Neureich mit ihren dickberingten Fingern. So ist kein Roman entstanden, sondern eine Mappe mit sehenswerten, seltenen Bildern.

Das muß diesem Dichter gesagt werden, damit er seine große Begabung nicht durch Zuchtlosigkeit und kraftgenialisches Getue ruiniert. Das Große, was in diesem Stoff liegt, hat der Schweizer Dichter, der unter den vielen Talenten des Länderjuwels zurzeit wohl das stärkste ist, mehr gefühlt, als gestaltet. Freilich: käme solch ein Mensch in unsere öde und mechanistische Welt, der, wie Jesus von Nazareth, nur aus seelischem Drang sich selbst zerstören müßte, er würde gewiß eine Macht auf die Menschen ausüben, wie Hans Calonder, falls man ihn nicht schon früh in ein Irrenhaus sperrte. Aber in seinen vielen scharfsinnigen Auseinandersetzungen mit diesem Religionsstifter („mit Hirngriffen reiße ich Hülsen auf“) übersieht Wirz-Calonder eins: Jesus hat praktisch aufgebaut, er hat der Menschheit eine Hoffnung gegeben, die ein Goethe zwar (im 2. Teil des Faust) mit Recht verachten darf, die aber für Milliarden von Seelen ihr Elend in leuchtende Abendwolken auflöst. Hans Calonder zerstört sich im Grunde aus Unzufriedenheit, aus Mißmut, ja letzten Endes aus unbefriedigter Eitelkeit. Aber überzeugend, geschweige denn zwingend ist dieser Ausgang nicht.

Immerhin: hier liegen, ich wiederhole es, die gewaltigen Quadern zum Bau eines Riesenepos unserer Zeit. Wirz ist ein Geist ungewöhnlicher Art, ein Gestalter und Dichter hohen Ranges, er hat das Gefühl für die Tragik unserer Zeit und die Sehnsucht eines Künders von neuen Gottgewalten. Es ist das Große an seinen Hans Calonder, daß er sich selbst zerstören will um nicht genötigt zu sein, was ihm begegnet, an dem Alltäglichen zu messen, mit seinem Geschmack und Ungeschmack,

Digitized by Google

mit seinem Wissen und Glauben, das er „vom Unverstand verdunkelt“ nennt. Aber sollte sein Dichter nicht mehr vom Leser fordern können, als daß er ein Felskletterer seiner Bausteine werde? Mühsam sind sie herangeschleppt, leicht sollte ihr Bau in die Höhe streben.

Zum Ausruhen von der seelischen Erschütterung und geistigen Anspannung, zu der die Gewalten dieses Toren zwingen, nehme ich ein gutes Unterhaltungsbuch zur Hand, das angenehm beschäftigt, ohne flach zu sein: Das brennende Meer von Wilhelm Breves. Der Verfasser steht nicht im Kürschner, aber er wird höher „angeschrieben“ stehen bei allen, die diese kleine Erzählung gelesen haben. Breves liebt das Meer und aus dieser Liebe ist eine Schilderungskraft geboren, die ihn den Besten auf diesem Gebiete an die Seite stellt. Sein Held Enno, ein Dichter und Träumer, schreibt die Geschichte einer Silbermöwe, die keinen menschlichen Laut, nur das Meeresrauschen kennt. Das ist bezeichnend für Breves. Er will zeigen, wie die Welt ist, wo wir Menschen nicht leben: — edler, schöner und größer. Enno liest dies Buch der lieblichen Hima, die dem Sohn des Inselvogtes verlobt ist, vor und zerreißt es dann. Hima steht zwischen diesen beiden Männern, aber im Grunde liebt sie Enno. Als er im Kampf für die Freiheit seiner Heimat tödlich verwundet wird, reist sie zu ihm und drückt ihm die Augen zu. Aber dem Sohn des Inselvogtes kann sie nicht angehören. Erst als er bei der Rettung Schiffbrüchiger seines Augenlichtes beraubt und schwer verletzt wird, geht Hima zu ihm, pflegt ihn gesund und wird sein Weib. Das brennende Meer nennt Breves seine Erzählung zur Bezeichnung der Schönheit des Meeres im Abendglanz. So leuchtet seine Liebe zum Meer auch über diese Erzählung und verschönt, verklärt sie. Alles was zum Meer in Beziehung steht, ist mit dieser Liebe, mit diesen brennenden Farben geschrieben.

Nicht sehr hohe Ansprüche an sich selbst stellt diesmal Bernhard Kellermann in seinem Roman Schwedenklees Erlebnis. Aber seine feinkultivierte Erzählungskunst zeigt sich bei wenig bedeutendem Stoff in dem völlig ausbalancierten, gleichmäßigen Ton einer behaglichen, leicht ironischen Plauderweile. Er zeichnet einen „vom Glück Verfolgten“. Einen Berliner Architekten von in jeder Beziehung normalem Wuchs, ja in seiner geistigen und körperlichen Veranlagung eher über, als unter dem Durchschnitt stehend. Als junger Bauschüler kühn in seinen Plänen und idealistisch gesinnt, fällt er durch die Sorglosigkeit seines wohlgepolsterten Daseins mehr und mehr einer geistigen und moralischen Verfettung anheim. Ohne ausschweifend zu sein, sogar ein wenig spießbürgerlich, genießt er doch sein Leben in vollen Zügen. In seinem schönen Landhause im Berliner Westen weiß es seine gute Augusta, eine ausgezeichnete Köchin, dem langsam alternden Junggesellen gar behaglich zu machen. Natürlich hat er immer ein nettes Verhältnis, nie zu lange, selten zu kurz, aber das hindert ihn nicht, Abend für Abend sein Stammkaffeehaus zu besuchen, wo er von 9 bis 2 Uhr Billard und Karten spielt. Da plötzlich kommt sein Erlebnis. Ein alter halbverhungerter Schauspieler hängt sich an seine Fersen, es ist der Mann einer weit zurückliegenden Liebe Schwedenklees und bei seinem bald darauffolgenden Tode hinterläßt er ihm deren einzige Tochter, die der Mutter täuschend ähnlich sieht. Schwedenklee verliebt sich in sie und wird in ihrer Nähe wirklich beinahe wieder jung. Er geht mit ihr auf sein Landgut, wo es dem eingefleischten Großstädter niemals recht gefallen hat, nimmt seine alten Pläne und Liebhabereien wieder vor und am Abend eines besonders schönen und festlichen Tages stellt er ihr sogar die Frage, die Buschs Knopp am kürzesten in die Worte: „Mädchen, sage ob“ gefaßt hat. Eine Frage, bei der den guten Schwedenklee allerdings immer ein leiser Zweifel wie ein Schuldgefühl drückt: „Sollte sie am Ende doch mein Kind sein?“ Das Schicksal erspart ihm indessen dauernde Gewissensbisse. Er kommt nicht in Frage, ein Alters- und Berufsgenosse der Begehrten kapert sie ihm weg, aber unbestritten bleibt ihm die Rolle des väterlichen Freundes und Schützers. Seine Rückkehr an die Spieltische seines Stammkaffees wird von Ober- und Unterkellnern, Ober- und Unterfreunden mit lautem Jubel begrüßt. Die leise Alltagstragik des gesunden Reichen wird hier sehr fein und ohne Aufdringlichkeit erzählt.

Von den russischen Klassikerausgaben, die Arthur Luther für das Bibliographische Institut besorgt, liegen Gogols Werke in zwei gut ausgestatteten Bänden vor. Nicht alle Werke des russischen Dichters enthält die Ausgabe, aber mit Urteil und Geschmack ist die Wahl getroffen. Die biographische Einführung bringt in knapper Darstellung alles Wissenswerte und nur das, was auf Tatsachen beruht, ohne ein umfassendes Bild von der Persönlichkeit Gogols geben zu wollen. Luther setzt einen „gebildeten“ Leser voraus, das zeigt sich auch in seinen Anmerkungen, die nicht in päpstlichem Unfehlbarkeitsglauben festgelegte Urteile bringen, sondern nur zum Urteilen hinleiten. Vielleicht wäre gerade bei Gogol ein tieferes Eingehen auf seine pathologischen Züge und auf die schwere Not seines Lebens, zwei wichtige Faktoren bei Beurteilung seiner Dichtungen, empfehlenswert gewesen, aber der Verfasser wollte offenbar alles vermeiden, was umstritten ist oder werden kann. Ausgezeichnet mutet die Übersetzung an, die ich freilich nur insofern nachprüfen kann, als sich die Dichtungen nicht anders lesen, wie wenn man sie in der Ursprache vor sich hätte.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Max Kruse — Berliner Bühnen — Kunstgewerbe — Zu unsern Bildern — Bardou's Kantbüste

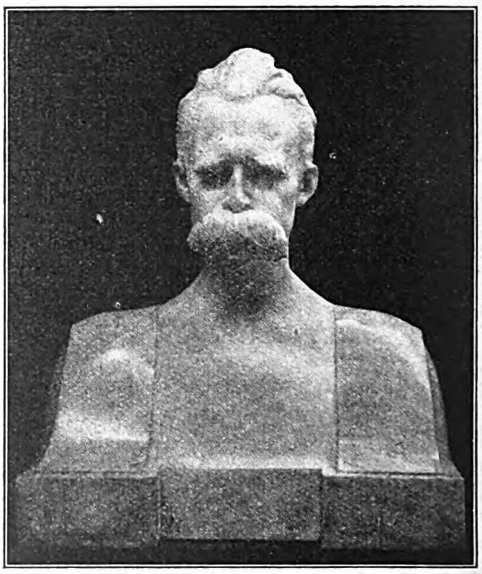
Max Kruse. Zum siebzigsten Geburtstag des Künstlers

Was Kruse von den Bildhauern seiner Generation scheidet und seinen Werken eine besondere Note gegeben hat, ist wesentlich ein verschiedenes Wollen. Kaum vermag man zu sagen, welche Lehrer,

Kapellmeister Karl Muck. Holzbildwerk. 1910
Von Professor Max Kruse

welche Richtungen für ihn von Einfluß waren. Von so vielem, was die plastische Produktion seiner Zeit bestimmte, ist er unberührt geblieben. Und wenn er, der nur spärlich über seine künstlerischen Absichten und Ziele zu sprechen pflegte, einmal geäußert hat, daß man vor den Erscheinungen der ägyptischen Kunst unwillkürlich das Haupt beugt, weil ihre Gestaltung aus dem Material gewachsen sei, sie wäre darinnen gewesen, — so besagt ein solcher Ausspruch für die Erkenntnis der Art des Bildhauers weit mehr, als alles Wissen um die Daten eines Künstlerlebens. Kruse hatte sich ursprünglich widerstrebenden Herzens in Stuttgart der Architektur gewidmet, war aber schon gleichzeitig damit beschäftigt, nach Michelangelo zu kopieren. So blieb das Polytechnikum eine Episode. In Berlin wurde Reinhold Begas durch einen Gipsentwurf auf Kruse aufmerksam, es war die Büste seiner Mutter, die in ihrer zweiten Fassung (in Holz) jetzt die Nationalgalerie besitzt. Begas sorgte dafür, daß der damals Dreiundzwanzigjährige — er wurde am 14. April 1854 in Berlin geboren — in der Akademie gleich in die Aktklasse kam. Dort war Fritz Schaper sein Meister; aber wie entfernt von dem klassizistischen Lebensgefühl, das diesen noch mit der edlen Tradition der Rauchschule verband, war dann jene eigentliche Erstlingsarbeit des eigenwilligen Schülers, der so ungriechisch, so stark naturalistisch anmutende Siegesbote von Marathon mit seinem gewaltigen Ausgreifen der Linie.

Dieser, 1881 zuerst ausgestellten und in den Kunstbesitz des Staates übergegangenen, dann schnell populär gewordenen, an Bewegungsmotiven reichen Statue, die das Momentane einer spannenden Situation überzeugend gestaltete und für die Bronze das einzig mögliche Material war, antwortet in dem Lebenswerk des Künstlers keine gleichartige Schöpfung. Vielleicht könnte die Gruppe der „Jungen Liebe“ (1891 in Bronze ausgeführt), zu der 1894 eine reifere, innerlich mehr durchgefühlte Fassung in Holz kam, dazu in Beziehung gesetzt werden. Aber ein Vergleich dieser wie der anderen Werke des Künstlers würde doch nur dazu führen, eine ganz ungewöhnliche Wandlungsfähigkeit festzustellen, die ruhig und kraftvoll in meisterlichen Bahnen aufstieg, niemals nach

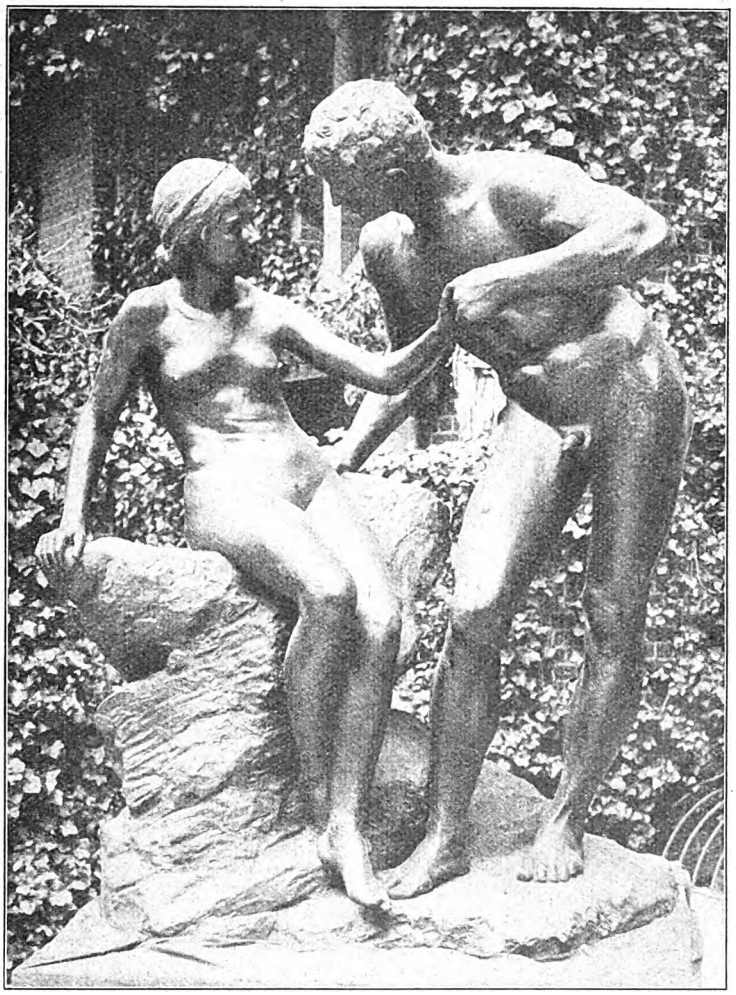


Friedrich Nietzsche. Marmorbüste nach dem Leben 1898. Von Professor Max Kruse

Digitized by Google

Auswegen suchte und nicht nötig hatte, sich an eigene oder fremde Vorbilder anzulehnen.

Es gibt Künstlernaturen, die sich naiv hingeben, in frohgemuter Sicherheit und unbefangener Freude eine breite, unaufhaltsame Produktion entfalten! Diesen südlich gerichteten steht der nordisch und mehr grüblerisch gerichtete Künstler gegenüber, der auch bei gehaltenen, innerlichen Wirkungen eine Kraft zum Ausdruck bringt, die fern von jeder Härte und Strenge sein kann. Etwas von diesem Wesen ist in jeder wahren deutschen Kunst enthalten. Max Kruse, dem Erscheinungswelt, Lebendigkeit, Form und Dasein immer wieder als Geheimnis erschien, ist dieser Lebens- und Kunstauffassung zeitlebens treu geblieben.



Junge Liebe. Bildwerk. 1891. Von Professor Max Kruse

Noch eine seiner letzten plastischen Arbeiten, die überlebensgroße Statue der „Persephone“ rührt an die Rätsel des Seins und Werdens. Und auch die vielen Porträtbüsten, die er geschaffen hat und die, wie die meisten seiner Werke, kaum zugänglich sind, weil sie sich in Privatbesitz oder auch noch im Atelier befinden, heben die Ursprünge des Lebens ins Sichtbare, Räumliche. Dem Ironisch-Geistreichen, das resigniert und sich mit einer wach oder überwach ansprechenden Kritik äußert (in einer seiner schönsten Büsten, der von Friedrich Donburg; auch der Liebermann der Hamburger Kunsthalle trägt Spuren dieser Art), dem unbewußt Lieblichen (in den Kindergruppen und -Büsten; der „Jungen Liebe“), steht das Seherische, Schöpferische gegenüber (in den Büsten von Nietzsche, dem jungen Gerhart Hauptmann, dem Leistikow, dem Ibsen der Berliner Kammerspiele). Und alles war mit einer Formkraft gebildet, die nie nach dem Modell arbeitete, sondern immer aus dem Material heraus gestaltete und so dazu kam, das Holz zu bevorzugen, bei dem die Führung des Schnitzmessers die charakteristischsten Wirkungen zuließ.

Unter der verhältnismäßig großen Zahl von Holzplastiken, die Kruse geschaffen hat fällt das Aktporträt eines schreitenden jungen Mädchens durch das Bewegende, Lebendige des Motivs besonders auf. Hier klingt in einer modernen und zugleich stilisierten Weise, ganz innerlich und vergeistigt noch einmal der Vorwurf des Vorwärtsstrebens an, der bei dem Marathonläufer mit starkem realistischen Einschlag bewältigt war.

Der künstlerische Weg aber, auf dem — durch Jahrzehnte getrennt — diese beiden, in ihrer Art so unterschiedlichen Werke liegen, wäre mit einer Charakteristik des rein plastischen Schaffens nur unvollkommen geschildert. Kruses Bestrebungen zur Reform der Theaterausstattung, jene ersten Reinhardtaufführungen in Berlin, in denen seine Ideen

Digitized by Google

vom plastischen Aufbau des Bühnenbildes Gestalt gewannen, sind noch unvergessen. Weniger bekannt geworden ist, daß sich der Künstler auch mit Versuchen einer Transparentplastik abgegeben hat, bei der Licht und Schatten unmittelbar an der Formbildung mitwirken, und daß er sich seit etwa zehn Jahren auf dem Gebiet der Graphik und des Aquarells betätigt. **Hans Zeeck.**

Berliner Bühnen

Die Premièren des Faschingsmonats besaßen keinerlei karnevalistischen Anstrich. Die neuen Männer, die auf den Berliner Bühnen zu Wort kommen, finden das Leben zumeist sehr ekelhaft. Kein Wunder, daß sich die Theatergemeinde nicht drängt, ihren Aschermittwochspredigten zu lauschen. In der Erschöpfung nach unserem Kriegs- und Umsturz- und Währungsunglück sehnt sich der Theaterbesucher nach Entspannung der Nerven. Ein Schrei geht um ein gutes Lustspiel! Vor den ganz und gar verkalkten Schwank-G.m.b.H.'s graut es den geschmackvolleren Zeitgenossen. Man muß schon Seifenreisender aus Schmierenkneichen sein, um an den Zugstücken der Berliner Possenbühnen Gefallen zu finden. Die Bühnenleiter, meist nicht von dieser deutschen Welt, kehren also zu der Vorkriegsgewohnheit zurück, ihre Ware aus dem Ausland zu beziehen. Rußland, Ungarn, Amerika betreiben augenblicklich den stärksten Export ihrer Schwankfabrikate nach Berlin. Häufig stellt sich allerdings heraus, daß so ein Ausländerstück von Rudolf Lothar ist. Und man muß wirklich bekennen: so schlecht wie das Ausland kann man's in Deutschland auch. Und mindestens wird der Schmutzfinkengeschmack derer, die noch auf einen Anreißer wie die „Nackttänzerin mit der schwarzen Maske" hereinfallen können, durch fixe Gelegenheitsmacher im Berliner Schwankladen ebenso prompt und gefällig bedient. Eine freundliche Ausnahme bildet innerhalb dieser Logierbesuche das Lustspielchen des Ungarn Ernst Oajda „Die Dame mit dem Scheidungsgrund" im Theater in der Königgrätzer Straße. Keine Zoten, kein Bett, kein Mann in Unterhosen, dafür liebenswürdiger Dialog, drollige Situationen — und ein reizendes Zusammenspiel von Mady Christians, Georg Alexander, Hans Junkermann und Eugen Rex. Im Deutschen Künstlertheater haben sich Presber, Stein und Hirsch mit der Operette „Señora" einen hübschen Erfolg geholt, zu dem mit seiner unwiderstehlich-komischen Leichenbittermiene Max Adalbert am meisten beiträgt. In der Tribüne und im Deutschen Theater versuchte man wieder Carl Sternheim dem deutschen Publikum schmackhaft zu machen. „Die Kassette" und „Der Nebbich" bedeuten zwei Angelegenheiten, die früher im Gebrüder

Heinrich George als Philipp in Don Carlos. Volksbühne
Originalradierung von Julius C. Turner, Berlin

Digitized by Google

Leonore Ehn-Westphal als Königin Elisabeth in Don Carlos Volksbühne. Originalradierung von Julius C. Turner

serer ersten Bühnen. Im Lessingtheater hat Barnowsky das Lustspiel „Was ihr wollt" ganz auf Rokoko und Mozart aufgebaut. Fräulein Bergmann, schon im „Wie es euch gefällt" vielbelacht und vielbejubelt, hat natürlich auch die Hosenrolle der Viola bekommen. Wir kennen jetzt schon jede Bewegung, alle Drolligkeiten der verschiedenen Stimmlagen, kennen ihr Lachen und ihr Weinen, aber sind doch immer wieder völlig gefangen von dieser starken schauspielerischen Begabung, dem mitfortreißenden Temperament, der Grazie und Sauberkeit ihrer Arbeit, in der nichts geschludert ist, sondern alles pointiert und geschliffen dargeboten wird. Dingelmann als Junker Tobias, Theodor Loos als Malvolio, Granach als Narr verdienen noch besondere Hervorhebung. Die richtige altenglische landjunkerlich-derbe Sausstimmung gibt ihr Zusammenspiel nicht — daran hindert der Rokokorahmen — es nähert sich mehr den Ensembles der italienischen komischen Oper. Aber der Abend bleibt unvergeßlich. Gleiches Lob — bis auf die Ver-

Herrnfeld-Theater gut am Platze gewesen wären. Es ist wohl nur in den Premièren jener Kreis beisammen, der Sternheims schärfste und kaltschnäuzigste Ironie voll zu erfassen weiß. Wer nicht an der Getreidebörse, in Literatenkaffees und in den Tanzdielen des Kurfürstendamms im steten Umgang mit östlichen Zugereisten allmählich ganz in die Schlagwortfeinheiten dieses Jargons eingedrungen ist (der mit der deutschen Sprache nur noch eine entfernte Ähnlichkeit besitzt), geht unbefriedigt nach Hause. Die „Kassette" ist ein schwächlicher Aufguß von Molières „Geizigen", die Hauptszene eine fast bedenkliche Repetition, der „Nebbich" behandelt das Abenteuer eines Ladenjünglings, der eine Weile von einer Filmdiva ausgehalten wird, um dann, verbraucht und abgehetzt, wieder in sein Warenhaus-Nichts zurückzusinken. Paul Graetz spielt dieses Lebebürschchen haarsträubend echt. Den erquicklichsten Import im Lustspielgenre bot das Staatstheater mit Shaws „Candida". Das Stück des irischen Spötters ist auf vielen Bühnen schon lange heimisch. Lina Lassen, Karl Ebert und Mathilde Sussin boten hier meisterliche Leistungen.

Ähnlich wie in der Oper der Kapellmeister, beherrscht jetzt im Schauspiel der Regisseur das Feld. Es geht eine wahre Jagd um die stärksten Inszenierungskünste in Berlin. Die Arbeit ist nicht verschwendet, denn wir verdanken diesem Ehrgeiz die Wiederbelebung von drei Werken Shakespeares an drei un-

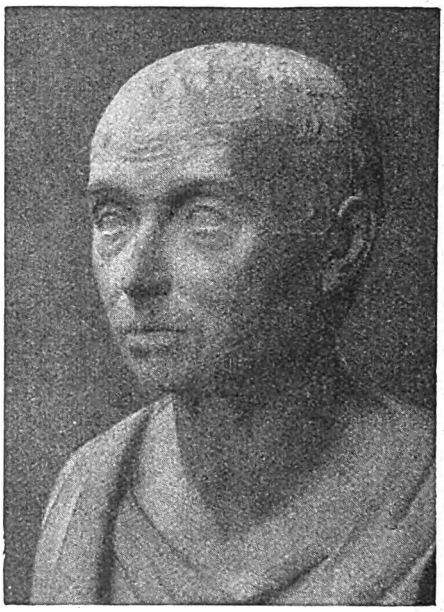
K. L. Achaz als Don Carlos. Volksbühne
Originalradierung von Julius C. Turner

Digitized by Google

schleppung der ermüdend breiten Holzapfel-Szenen und dem für ein Lustspiel übertrieben-feierlichen Totenkult der aus Diplomatiekünsten Totgesagten — verdient die Inszenierung von „Viel Lärm um nichts" durch Jürgen Fehling im Staatstheater. Die Bühne ist leer, die Szenen spielen in einem großen Zelt, lediglich Beleuchtung und Gewänder geben die Farbe. Aber die starke Regiekunst von heute vermag durch Gliederung, Belebung, Tempoänderung, durch neue Gruppierung und andere geistige Künste über das Fehlen von Pappe und bemalter Leinwand völlig hinwegzuhelfen. Benedikt und Beatrice werden von Karl Ebert und Agnes Straub mit einem Stich ins Landsche, fern von jeder Salonziererei, mit hinreißendem Temperament gespielt, Don Juan erfaßt Ernst Segal als Karikatur eines Theaterbösewichts, ohne jeden Versuch der Vermenschlichung, und trifft so überraschend gut einen der Hauptnerven des bunten Stücks mit seinem entwaffnenden Stilgemisch.

Im Theater in der Königgrätzer Straße heerrscht der Puck den ganzen „Sommernachtstraum". Es ist nicht mehr die Ballettelfe im Gazeröckchen der früheren Hoftheater, es ist auch keine Eysold, wie sie Reinhardt uns als Überraschung schenkte, es ist ein Mittelding zwischen Affe, Urwaldmensch, Käuzchen, Kobold und Zottelbär. Ein trefflicher junger Komiker spielt ihn, Hans Herrmann, ein Männchen, das Kobolz schießt und in allen Gurgellauten der Waldsprache Meister ist. Die Kreislerbühne ist nur mäßig ausgenutzt. Aber Shakespeares Märchenstück dürfte trotzdem wieder eine Zeitlang den Spielplan beherrschen — denn es tut so wohl, über die Rüpel mal wieder lachen zu können.

Den größten schauspielerischen Eindruck dieser Spielzeit gab mir Heinrich George als König Philipp in der Aufführung von „Don Carlos", die Fritz Holl in der Volksbühne eingerichtet hat. Das Drama wird in zwanzig blitzschnell wechselnden Bildern mit nur einer Pause fast ohne Dekorationen gespielt. Eine vorzügliche Vorstellung: Leonore Ehn als Königin, Karl Ludwig Achaz als Carlos, Ferdin. Asper als Posa. George überragt aber alles an Größe, Menschlichkeit und Wucht der Darstellung dermaßen, daß wir fast glauben, neu das Familiendrama im Königshause zu erleben — wie es Schillers erste Fassung dargestellt. **P. O. H.**



Neuentdeckte Marmorbüste Kants aus dem Jahr 1798. Von Emanuel Bardou (Ausschnitt)

Zu unsern Bildern

Bei unserem Titelbild von Albert Birke handelt es sich um ein Repräsentationsbildnis in modernem Gewande. Unkomplizierter ist „Das Bad der Marquise": ein hübscher Vorgang malerisch erfaßt. Die Symmetrie, die das Köpfchen mit der mächtigen Badehaube in den Kreuzpunkt aller Linien rückt, hat hier ihren besonderen Reiz. — Ganz Eichhorst, ganz in sich selbst hineingewachsen, nicht mehr der Epigone Leibls, ist das nächste Kunstblatt: die Bäuerin um das kranke Kind betend. — Auch Max Rabes erscheint mit einem gegenständlich wie malerisch überaus reizvollen Bild. Sein „Marktplatz in Nürnberg" hat Leben und Bewegung. Mit meisterlichem Geschick sind die Farbenwerte der Schirme und Marktkörbe und stehenden und gehenden Menschen erfaßt und im Verhältnis zur ruhigen Architektur zusammengeballt. — Eine ähnliche Aufgabe hat sich Melchior Kern in seinem „Bauernhaus" gestellt: die fast grell aus dem Bild herausleuchtende Hauswand mit der dunkeln Landschaft in harmonische Beziehung zu rücken. — Froh willkommen ist unsern Freunden stets eins der romantisch empfundenen, Märchenduft atmenden Bilder von Walter Ditz. — So kommen in diesem Heft alt und jung zu Wort, von der ewigen klassischen Kunst des großen Leonardo an bis zu unseren jungen Meister Jaeckel. **H. G.**

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50.

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

Januar 1924 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 5, XIII. Jahrg.

Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Vor der Leipziger Frühjahrsmesse 1924.

Die Bestrebungen der deutschen Industrie, ihre wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande enger zu gestalten, werden gefördert durch die Leipziger Mustermesse, die durch die Zahl ihrer Aussteller wie auch der regelmässig zu ihr kommenden Einkäuferfirmen unbestritten die grösste Messe der Welt und der Hauptmarkt für den internationalen Güteraustausch ist. Die hervorragende Stellung, die die Leipziger Mustermesse, verbunden mit technischer Messe und Baumesse, nicht nur im Wirtschaftsleben Deutschlands, sondern im Welthandel einnimmt, verdankt sie dem Umstande, dass sie international und universal ist. International ist sie, weil sie nicht nur Einkäufer aus aller Welt anzieht, sondern auch unter ihren Ausstellerfirmen einen verhältnismässig grossen Prozentsatz Ausländer aufweist. Das ist schon daraus ersichtlich, dass die Angehörigen einzelner Länder in besonderen nationalen Messhäusern ausstellen.

Die Leipziger Messe ist aber auch universal, denn es gibt keine Fabrikationsbranche, die

Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat
R. HUPFER & Co.
Hofpianofortefabrik
-ZEITZ-
Prov. Sachsen

Leipziger Messe

Frühjahrsmesse 1924
vom 2. bis 8. März

Herbstmesse 1924 v. 31. August bis 6. September

Allgemeine Mustermesse
mit
Techn. Messe und Baumesse

Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen
Messamt für die Mustermessen in Leipzig

Digitized by Google

nicht auf ihr vertreten ist; daneben ist sie ein Markt für Halbfabrikate und Rohstoffe. Um die Übersicht über dieses gewaltige Warenangebot zu gewinnen, ist die Messe in zwei Hauptteile gegliedert, nämlich in die sogenannte Allgemeine Mustermesse, die in mehr als 80 Messpalästen der Innenstadt untergebracht ist, und in die Technische Messe, verbunden mit der Baumesse, die auch die grossen Kollektivausstellungen der Elektrotechnik, von Armaturen, allgemeinem Industriebedarf, chemisch-technischen Erzeugnissen, Baustoffen usw. umfasst. Die gesamte von der Messe in Anspruch genommene Ausstellungsfläche umfasst zurzeit mehr als 275000 qm. Die Leipziger Frühjahrsmesse 1924 findet vom 2. bis 8. März, die Herbstmesse vom 31. August bis 6. September statt.

* * *

Aus der deutschen Porzellan-Industrie.

Die Porzellanfabrik von Rosenthal in Selb (Bayern) hat ihre Sammlung von Weihnachtstellern durch ein neues erlesenes Stück bereichert. Dieser Weihnachtsteller 1923 entstammt einem Entwurfe des Berliner Künstlers Ernst Hoefer und stellt als Weihnachtsbild eine vom Mondschein wundervoll erhellte Winterlandschaft dar, in deren Mitte ein tief verschneites, einsames Kirchlein liegt. Im Vordergrunde stehen in frohem Lauschen vier kleine Engelkinder und richten ihre Blicke auf die erleuchtete Kapelle, aus der die Töne des Weihnachtsliedes zu ihnen herüberzuklingen scheinen. Im Bilde vereinigen sich Weihnachtsstimmung und winterliche Pracht zu einem harmonischen Ganzen. — Sammlern und Liebhabern sei der Erwerb dieses Tellers besonders empfohlen.

* * *

Bücherbesprechungen.

„P. W. 3123" von Ludwig Holthusen. Bekenntnisse und Phantasien eines englischen Kriegsgefangenen. Deutscher Auslandverlag Walter Bangert, Hamburg.

Ludwig Holthusen, der deutsch-englische Grosskaufmann, der seit Jahrzehnten in London lebt, gibt in seinem soeben erschienenen Werk „P. W. 3123" eine lebenswahre Charakteristik des Deutschen und des Engländers. Teils mit feinem Humor, teils mit beissender Ironie versteht Holthusen die Ereignisse der letzten Jahre in ein ganz neues Licht zu rücken. Sein Werk ist mehr ein Buch zum nachdenklichen Lächeln, als zum rückhaltlosen Lachen und dürfte das gleiche Interesse im In- und Auslande finden.

DEUTSCHE BÜCHERSCHAU

In der Luft unbesiegt

Erlebnisse im Weltkrieg, erzählt von Luftkämpfern. Herausgeg. v. Major G. P. Neumann. Aus dem Inhalt (56 Beiträge): Jagdstaffel Bölcke / Flandern 1917 / Als Ballontöter im Osten / Über Kairo und den Pyramiden / Fliegerbeobachtung für schwerstes Flachfeuer / An der Somme 1918 / Bombengeschwader 3 / Jagdgeschwader Richthofen Nr. 10 / 101-Stundenfahrt des LZ 120 / Im Kampf gegen U-Boote u. a. An Spannung u. Frische übertrifft dieser schönste der „Unbesiegt"-Bände noch die früheren: Im Felde unbesiegt Bd. I u. II / Bd. III: Österreich / Auf See unbesiegt Bd. I u. I / Wie wir uns zur Fahne durchschlugen. Jeder Band 5 Goldmark = 6.25 Schweiz. Fr.

Man sende es ins Ausland, dahin, wo deutsche Blutsbrüder, die den Verlauf des großen Krieges nur aus dürftigen Telegrammen und Zeitungsberichten kennen, in stolzer Erhebung die Darstellung des gewaltigen Kampfes lesen werden.

Deutsche Post. Sao Leopoldo.

J. F. Lehmanns Verlag / München
Paul Heyse-Str. 26

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

AUGUST STRINDBERG

Ausgewählte Romane in fünf Bänden:

Das rote Zimmer / Die Leute auf Hemsö
Am offenen Meer / Die gotischen Zimmer
Schwarze Fahnen

Übertragen von Else von Hollander

NEUE AUFL. AUF BESTEM, HOLZFREIEM PAPIER

Diese früher im Hyperionverlag erschienene Ausgabe ging in unseren Verlag über. Die hervorragende Qualität der sorgfältigst gearbeiteten Übersetzung wurde von der Kritik einstimmig anerkannt. — Die Bände sind vorzüglich ausgestattet, in Halbleinen gebunden

5 BÄNDE IN KASSETTE GZ. MARK 40.—

Die Bände werden nicht einzeln abgegeben.

Velhagen & Klasings Volksbücher

Das Ruhrgebiet

nebst Wupper und Niederrhein von H. C. von Zobeltitz.

Mit 98 Abbildungen, darunter 18 farbigen Karten.

Preis gebunden M. 3.50 (Goldmark). — Zu beziehen durch

Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung
Abteilung Versandbuchhandlung, Leipzig, Hospitalstraße 27.

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

Februar 1924 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 6, XIII. Jahrg.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Moderne Kohlenverladeanlagen.

Die Abbildung zeigt ein interessantes Momentbild bei der Montage einer grossen von Rheinmetall-Düsseldorf gelieferten Kohlenverladebrücke und zwar das Hochziehen des wasserseitigen Auslegers von 31 m Länge durch einen

Die stündliche Leistung pro Brücke beträgt 120 t, die Spannweite jeder Brücke 28 m, die Wasserseitenausleger 31 m und die Landseitenausladung 10 m. Die Katzbahn liegt 16 m über Schienenkante. Für den Durchgang der Schiffe

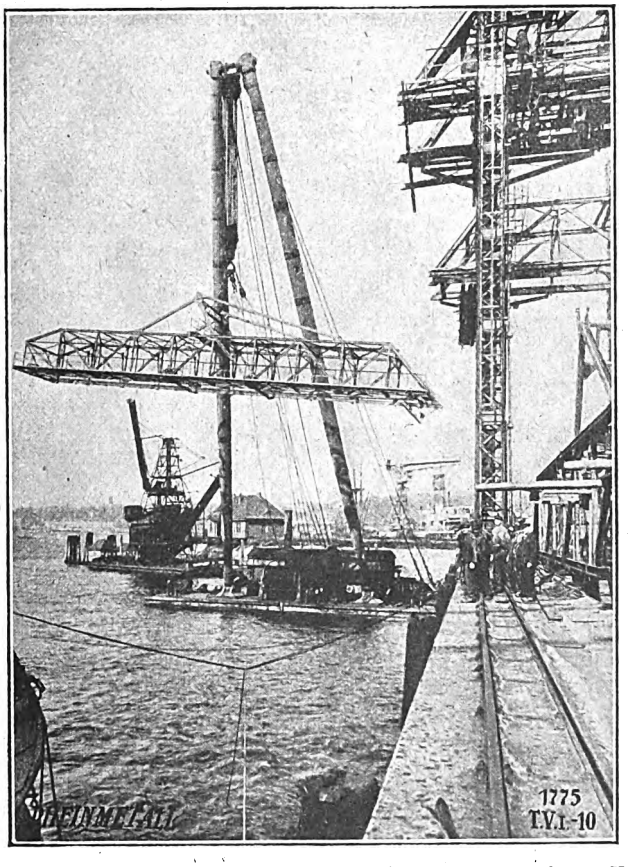


Abb. Nr. 7. „Montage einer Rheinmetall-Kohlenverladeanlage im Hamburger Hafen".

Schwimmkran. — Rheinmetall lieferte im ganzen vier solcher grossen fahrbaren Kohlenverladebrücken und zwar zwei Stück für die neue Kohlenheber-Gesellschaft Hamburg-Tollerort und die weiteren beiden für die Firma Hugo Stinnes, Harburg.

sind die wasserseitigen Ausleger einziehbar eingerichtet.

Eine eichfähige Wage zum sofortigen Wiegen des mit Greifer gehobenen Gutes ist in jeder Katze eingebaut. Die Kohlengreifer besitzen etwa $3^1/_4$ cbm Fassungsvermögen.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Illustrierte Technische Wörterbücher. Herausgegeben von Alfred Schlomann. Band XIV: Faserrohstoffe. Oldenbourgs Verlags-A.-G., München.

In dieser hochbedeutsamen Serie kommt soeben dieser neueste 14. Band: Faserrohstoffe heraus. Auf 510 Seiten enthält das Werk 6530 Wortstellen in jeder Sprache, sowie 680 Abbildungen und Formeln. Aufgenommen sind alle Fachausdrücke über Herkunft, Gewinnung und Bearbeitung, Physik und Chemie der pflanzlichen, tierischen, mineralischen und künstlichen Rohstoffe, sowie des Handels und der Börse. Die Fachausdrücke der Verarbeitung (Spinnerei und Weberei) werden in zwei weiteren Bänden 1924 erscheinen. Da die Textilindustrie und der Textilhandel besonders stark auf den fremdsprachlichen Auslandsverkehr angewiesen ist, wird wohl in kurzer Zeit der Band in allen Büros der einschlägigen Betriebe zu finden sein.

Der grosse Vorteil der von Schlomann-Oldenbourg herausgegebenen Illustrierten Technischen Wörterbücher (abgekürzt ITW) besteht vor anderen Wörterbüchern darin, dass sie sechs Sprachen: deutsch, englisch, französisch, russisch, italienisch und spanisch umfassen. Sechs Sprachen sind in jedem Band nebeneinander angeordnet, so dass also durch den einzelnen Band der ITW 30 zweisprachige Wörterbücher ersetzt werden. Die Anordnung der Wörter erfolgt in ganz neuer Weise, nämlich systematisch und nicht alphabetisch. Alle dem Sinne nach verwandten Ausdrücke stehen zusammen. So finden wir im Textilband mit einem Schlag alle Baumwollarten, alle Fachausdrücke der Wollbörse, alle Fachwörter bei der Kokon-Bearbeitung usw. Die Orientierung kann also rascher erfolgen, als in einem nur alphabetisch geordneten Lexikon, bei welchem fachlich zusammenhängende Worte auf verschiedene Bände verteilt sind. Da die ITW aber auch ein alphabetisch geordnetes Wortregister enthalten, kann jeder Begriff auch nach der alphabetischen Reihenfolge schnell und leicht gefunden werden, was besonders für Laien wertvoll ist und die ITW zu einem illustrierten Nachschlagewerke macht, das für jedermann benutzbar ist. Überhaupt sind die ITW durchaus nicht nur für den Techniker bestimmt, sondern jedermann, der mit der Technik und dem Wirtschaftsleben irgendwie in Verbindung steht, wird sie mit grossem Vorteil gebrauchen können. Sie sollten in keinem Kontor und in keiner Bibliothek fehlen. Auskünfte, die sonst nur der Fachmann geben kann, geben die ITW schneller und billiger und ihre Anschaffung wird sich in allen Fällen rasch bezahlt machen. Erschienen sind ausser dem hier besprochenen Bande: 1. Maschinenelemente, 2. Elektrotechnik, 3. Dampfmaschinen, 4. Verbrennungsmaschinen, 5. und 6. Eisenbahnwesen. 7. Hebemaschinen, 8. Eisenbeton, 9. Werkzeugmaschinen, 10. Motorfahrzeuge, 11. Eisenhüttenwesen, 12. Wasser-, Luft- und Kältetechnik, 13. Baukonstruktion.

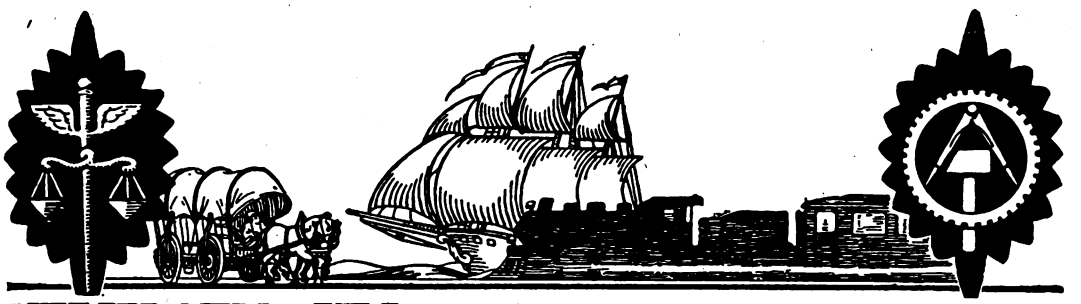
„Baukunst und Landschaft in China" von Ernst Boerschmann. Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Ostasien ist in den letzten Jahren bedeutend näher in den europäischen Gesichtskreis gerückt, und eine Reihe von Büchern über ostasiatische Kultur ist erschienen. Kein Buch hat jedoch in so hohem Grade die Aufmerksamkeit Europas auf das wichtigste ostasiatische Kulturzentrum, nämlich China, gerichtet, als das soeben erschienene Werk von Boerschmann: „Baukunst und Landschaft in China". Boerschmann ist einer der besten Kenner des Reiches der Mitte. Vor dem Weltkriege hat er lange ausgedehnte Studienreisen in diesem Lande unternommen. Das Resultat dieser Expedition, das in dem eben erwähnten Werke vorliegt, muss als die beste Arbeit betrachtet werden, die über Chinas Baukunst existiert. Der Verfasser wendet sich in dieser Arbeit an ein grösseres Publikum, das unter seiner Leitung eine Wanderung durch zwölf chinesische Provinzen unternimmt. Das Buch führt sowohl Landschaften als auch Bauten in China vor. Es ist daher erheblich vielseitiger als manches früher über diesen Gegenstand geschriebene Buch, da eben die Kunst innigst mit der landschaftlichen Umgebung verknüpft ist.

Die Aufmachung dieses Werkes schliesst sich an die bekannten Bücher von Hielscher, „Das unbekannte Spanien" und Holdt-Hofmannsthal, „Griechenland" an, die ja beide durch ihre herrliche Ausstattung einen grossen Erfolg bedeuteten. Wir glauben, dass auch dieser neue Band sich viele Freunde erwerben wird. Die Abbildungen sind in Kupfertiefdruck ausgeführt, das Buch in sehr schönem roten Leinen gebunden.

Die köstlichen Erzeugnisse
Burk Braun
Kakao, Schokolade, Pralinen
BURK & BRAUN, COTTBUS 110, Kakao- und Schokoladenfabrik

Digitized by Google



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

April 1924 | **Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27.** | No. 8, XIII. Jahrg.

Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Wirtschaftsbeziehungen zu Russland.

Nach Premierminister Macdonalds erstem Regierungsakte und den inzwischen formulierten Verträgen hat England die Sowjetregierung zwar de jure anerkannt, doch ist, wie auch Tschitscherin selber hervorgehoben hat, zwischen dieser Anerkennung und der Anknüpfung normaler Beziehungen zu unterscheiden, und dass zum letzteren Punkte die schwebenden Schwierigkeiten durchaus noch nicht aus dem Wege geräumt sind. Stehen doch die englischen Handelskammern in der Mehrheit auf dem Standpunkte, dass die Wiederaufnahme wirtschaftlicher Beziehungen zu Russland solange nicht ratsam sei, wie die Sowjetregierung die Vorkriegsschulden nicht anerkennt, wenigstens diejenigen, die den Privatbesitz englischer Staatsangehöriger im zarischen Russland betreffen. Dieser Standpunkt der Mehrheit der englischen Handelskammern wird zwar nicht in allen Wirtschaftskreisen Englands geteilt, aber dass unmittelbar nach Sowjetrusslands Anerkennung durch die Regierung in London diese Parole neu ausgegeben wird und die Handelskammern sich mit dahingehenden Mitteilungen an ihre Mitglieder wenden, erklärt die Stimmung dieser Kreise zur Genüge. Die berufenen Vertretungen von Industrie und Kaufmannschaft Englands stehen demnach auf dem Standpunkte, dass Sowjetrussland solange keinen Überblick der wirtschaftlichen Verhältnisse und keine Sicherheit für mit und in Russland arbeitende englische Kaufleute und Industrielle biete, wie über den ausländischen Besitz der Vorkriegszeit nicht Klarheit geschaffen und Anerkennung der Besitzansprüche erfolgt ist. In logischer Folgerung, dass auch künftig erworbener Besitz ausländischer Staatsangehöriger nicht hinreichend gesichert sein wird.

Fast gleichzeitig mit der englischen Anerkennung der russischen Sowjetregierung erfolgt die Unterzeichnung des russisch-italienischen Wirtschaftsabkommens in Moskau. Nicht ohne dass vorher von Russland der Versuch unternommen worden war, sie zu verzögern. Hiess es doch, dass der Vertrag der neuen russischen Regierung nochmals vorgelegt werden müsse. Also den Männern nach Lenin, die bekanntlich dieselben geblieben sind. Dieser Standpunkt Moskaus hat nicht nur Mussolini, sondern auch die gesamte italienische Presse verstimmt. Es hiess, Russland hoffe durch seine Verschleppungspolitik später grössere Vorteile aus dem noch nicht genehmigten Abkommen herauszuholen und lege zunächst keinen allzugrossen Wert auf sein Perfektwerden, nachdem man mit England einig geworden sei. Als dann jedoch feststand, dass die englische Anerkennung der Sowjetregierung durchaus noch keinen Wirtschaftsfrieden und keine Wiederaufnahme normaler Wirtschaftsbeziehungen bedeute, da steckte Moskau Italien gegenüber rasch genug ein Loch zurück und genehmigte den Vertrag, ohne die vorher angekündigte nochmalige Prüfung vorgenommen zu haben. So wenigstens malt sich das Bild in italienischer Beleuchtung.

Auch mit Japan sind Verhandlungen im Gange, die eine de jure-Anerkennung der Sowjetregierung und die Wiederherstellung legaler Beziehungen zum Ziele haben. Japan hat nicht im Sinn, nach dem Vorbilde Englands die de jure-Anerkennung Russlands auszusprechen, die wirtschaftlichen Beziehungen jedoch noch ungeregelt zu lassen, sondern erstrebt eine Verständigung auf beiden Gebieten. Voraussetzung ist jedoch eine Genugtuung Sowjetrusslands für die an japanischen Untertanen verübten Gewaltakte, und man darf gespannt sein, ob und in welcher Weise hierfür ein Entgegenkommen Russlands gewährt werden wird.

Die Ausdehnung des Welthandels auf Russland und die Schaffung einer normalen Basis für die tatsächliche Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen durch andere Staaten hängt fast völlig vom guten Willen und von der Einsicht der augenblicklichen Machthaber Russlands ab. In ihren Händen liegt das Schicksal dieses weiten und reichen Landes, das man heute, ohne zu übertreiben, in wirtschaftlicher Hinsicht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nennen kann.

Digitized by Google

Die Bedeutung deutschen Lehrspielzeugs für den internationalen Markt.

Von H. Henschel vom Hain.

Das Erfolgsgeheimnis der deutschen Spielwarenindustrien, mit dem sie seit Jahrhunderten auf dem Weltmarkt gewirkt haben, liegt nicht allein im Reichtum der Ideen, der immer gleich fruchtbar quoll, liegt nicht in technischer Ueberlegenheit des Produktionsprozesses, nicht im Reichtum gelernter Facharbeiterkräfte allein — wenn auch all diese Faktoren mitgewirkt haben mögen —, sondern überwiegend im Psychologischen und Kulturellen, im ständig Fortschrittlichen, mit dem die deutschen Spielwarenindustrien es verstanden haben, Spielzeug zum jeweils zeitentsprechenden Lernmittel des internationalen Kindes zu machen. Wie jede Epoche vom Erwachsenen verlangt, dass er sich mit seinem Wissen und seinen Leistungen speziell auf ihre Lebens- und Erwerbsformen, die immer wechselnd und andersartig sind, einstellt, so muss auch das spielende und anscheinend noch ganz sorglose Kind, um es für den Kampf des Daseins in seiner Epoche möglichst befähigt zu machen, durch sein Spielzeug dazu erzogen werden, ein richtiges Abbild seiner Zeit in seiner Vorstellungswelt zu empfangen und sich an eben seinem Spielgerät für seine richtige zukünftige Arbeit zu schulen. Diese Notwendigkeit, die eigentlich schon für alle Zeiten galt, ist in unserer Zeit des international schärfsten Lebenskampfes natürlich auch an die Spielwaren-Erzeugung verstärkt herangetreten. Die deutsche Spielwarenindustrie hat sie ehestens begriffen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgebaut, so dass jetzt modernes deutsches Lehrspielzeug der verschiedensten Variation Weltruf geniesst und ohne Zweifel in dem Ideengehalt, dem Lehrzweck, der wissenschaftlichen Durcharbeitung und der Qualität seines Lehrspielzeugs auf dem Weltmarkt tonangebend geworden ist.

Spiel ist Erziehung! — Spiel ist Vorbereitung für wirkliche, spätere, praktische Lebensleistung. Wer seinem Kind unbedachtes und falsches, besonders unzeitgemässes Spielzeug in die Hände gibt, versündigt sich an ihm; denn auch das spielende Kind hat keine Stunden zu vergeuden. Im Sinnbild des modernen Lehrspielzeugs muss dem Kinde — seiner jungen Auffassungsgabe angemessen — dargetan werden, dass sich alle Werkleistungen des modernen Lebens aufbauen auf exakten wissenschaftlichen Tatsachen, auf durchdachten konstruktiven Ideen, auf kluger Organisation, auf Vermeidung alles Ueberflüssigen, auf Ersparnis an menschlicher Arbeitskraft, auf System und Hygiene. — Diese Gesichtspunkte haben bei der Schaffung der verschiedensten Arten deutschen Lehrspielzeugs für Knaben und Mädchen Pate gestanden. Und weil sie logisch richtig waren, weil sie das begriffen und erfüllten, was die gesamte Kulturwelt im Spielzeug brauchte, weil sie ausserdem mit psychologischer Feinheit dem Seelenleben des modernen Kindes nachgingen, das ja selbst strebt, im Spiel all das nachzuschaffen, was ihm die Wirklichkeitswelt der Erwachsenen in grösseren Formen vor Augen führt, weil es ausserdem mit kinderliebendem Herzen geschaffen war, darum ist das deutsche Lehrspielzeug heute auf dem Weltmarkt unerreicht und unentbehrlich und wird mit dem Masse noch unentbehrlicher, als es mit industriellem Intellekt alle neuen Gebiete von Wissenschaft und Fortschritt sofort in sein Produktionsgebiet einbezieht, sich für seine Neuheitenschöpfung zunutze macht und versucht, es in verschiedenster Anpassungsform den Erfordernissen der einzelnen Kaufländer anzupassen.

An der Schaffung deutschen Lehrspielzeugs ist heute längst nicht mehr nur der Musterzeichner der Spielwarenfabriken hervorragend beteiligt, sondern der ernste wissenschaftliche Forscher, der Konstruktionsingenieur, der Feinmechaniker, Maschinenbauer, Elektromonteur, der Chemiker, Arzt, der Künstler und die pädagogische Frau teilen sich mit dem hochgebildeten Fabrikanten in die Neuheitenerzeugung des deutschen Lehrspielzeugmarktes.

Es ist natürlich im Rahmen eines einzelnen kurzen Aufsatzes nicht möglich, auf alle Gebiete deutscher Lehrspiel-Erzeugung einzugehen. Es seien aus der allerneuesten Schöpfung nur einige Beispiele herausgegriffen. Die Erfindung der Radiotechnik und ihrer verschiedenen praktischen Anwendungsmöglichkeit erregt die Gedankenwelt der internationalen Kulturmenschheit. Sofort erscheint die deutsche Lehrspielzeugindustrie auf dem Markte mit vielerlei instruktivem Radiospielzeug, an dem der Knabe die Grundideen der Radiosysteme konstruktiv in einfachster Lehrform erlernen und sich von ihrer Leistungswirkung selbst überzeugen kann. Und jedes dieser Radiolehrspielzeuge wird in seiner Marktaufmachung so variiert, dass es den gängigsten Formen der

Eisenbahnen Uhrwerk, Dampf, elektr. | **Dampfmaschinen** Dynamos, Motore | **Sommerspiele** Kinderkochherde | **Betriebsmodelle** Schiesssport

Gebr. Märklin & Cie. G. m. b. H., Göppingen (Württ.)

FABRIK FEINER METALL-SPIELWAREN

Ständige Musterlager:

Berlin S. 42: Gebr. Märklin & Co., Ritterstr. 36, I | Stockholm: Uno A. Riese & Co., Kungsgatan 5
Hamburg: John Hess, Neuer Wall 64—66 | Mailand: Kosmos, Società Anonima, Bastioni Porta Romana 17
Amsterdam: Agentuur en Commissiehandel voorh. A. A. van der Kolk, Singel 316 | London: E.C.2: W. Seelig, 23 White Street, Moorfields

Zu den Messen in Leipzig: Spielwarenhaus Wagner, Grimmalsche Str. 6, I. — Verkauf nur an Spezialgeschäfte der Branche.

Digitized by Google

Radioverwendung in den einzelnen Kaufländern genau entsprechen kann. — Ein anderes Beispiel: Die Filmtechnik verzeichnet einen Fortschritt. Sofort geht die deutsche Lehrspielzeugindustrie daran, Kinderfilmapparate herauszubringen, in denen diese neue fortschrittliche Konstruktionsverbesserung in einfacher Übertragung für das kindliche Fassungsvermögen sofort angewendet ist. — Keine Neukonstruktion im Luftschiffahrtswesen, in der Autoindustrie, im Schiffsbau, die nicht sofort von der deutschen Lehrspielzeugindustrie anregend aufgenommen und verwendet wird. Die automatische Kasse, die Rechen- und Schreibmaschine, der Vervielfältigungsapparat, alles Werkgeräte für Menschenersparnis im modernen Geschäftsleben, lernt das internationale Kind sofort durch die deutsche Lehrspielzeugindustrie kennen. Die Bedeutung des Siedelungswesens und des Siedelungsbaues wird in allen Kulturländern Tagesfrage und also-gleich erscheinen auf dem deutschen Spielwarenmarkt Kleinmaschinen, mit denen Kinder sich aus Sand und anderem wertlosen Material Bausteine fertigen und nach beigegebenen Plänen Siedelungshäuschen bauen können.

Diese wenigen Beispiele von Knabenspielzeug zeigen schon, dass die deutsche Lehrspielzeugindustrie sofort in alle Lücken und Neuwege mit immer wachem und klugem Intellekt einspringt, die die moderne Lebens- und Wirtschaftsentwicklung schafft und ihre stets wachsende Bedeutung und Unentbehrlichkeit auf dem Weltmarkt wird dadurch vollauf begreiflich, um so mehr, als diese Industrie auch im vollsten Umfange sich als Qualitätsindustrie auszuwirken bestrebt ist, die nicht nur ideengutes, sondern auch gebrauchsstabiles und minuziös von einer geschulten Facharbeiterschaft gearbeitetes Dauerspielzeug auf den Weltmarkt bringt.

* * *

Bücherbesprechungen.

C. Regenhardts Geschäftskalender für den Weltverkehr, 49. Jahrgang 1924. Verlag C. Regenhardt G. m. b H., Berlin-Schöneberg, Bahnstrasse 19/20.

Allen Schwierigkeiten zum Trotz ist dieser praktische Kalender auch in diesem Jahre mit gewohnter Pünktlichkeit erschienen. Zahlreiche Veränderungen gegenüber der vorjährigen Ausgabe beweisen die gründliche Durcharbeit des gesamten Inhalts, dessen Vielseitigkeit und Zuverlässigkeit die höchste Anerkennung verdienen. Für alle nennenswerten Plätze der Welt enthält der Kalender die Adressen von Banken, Spediteuren, Lagerhäusern, Agentur- und Kommissions-Geschäften, Inkasso-Büros, Rechtsanwälten, Gerichtsvollziehern, Hotels usw., ferner nennt er für jeden Ort die Einwohnerzahlen, die Bahn- und Schiffsverbindungen, Behörden, Konsulate, Gerichtszugehörigkeit usw. Eine Unmenge von statistischen Angaben, Tarifen und Tabellen erhöhen den Wert des Buches. Von besonderer Wichtigkeit sind die an etwa 20 000 Orten des In-, und Auslandes angegebenen Auskunftsvertreter, die den Besitzern des Kalenders ohne Abonnementszwang unmittelbar vom Wohnort des Angefragten aus in kürzester Frist Auskünfte über Kreditverhältnisse und sonstige geschäftliche Angelegenheiten erteilen.

* * *

Zahnräder bis 3300 ⌀ } u. 30 Modul
Kegelräder bis 1250 ⌀ }
mit gefrästen, bezw. gehobelten Zähnen.
Räder mit Innenverzahnung bis 900 ⌀
Schrauben u. Schneckenräder bis 1500 ⌀
Schnecken u. Spindeln sowie Zahnstangen
nach unseren Normalmodellen oder in gewünschter Ausführung nach Zeichnungen
Modellen u. Mustern zur Lieferung in
nachstehenden Metallarten:
Stahlguss, Gusseisen u. Rotguss.
Schmiedestahl
bis zu hochlegierten Qualitäten
S.-M.-Stahl. Alluminium
Phosphorbronce, Rohhaut etc.
Ausarbeitung und Berechnung von Getrieben.
Sachverständige Beratung.
MASCHINENBAU-ANSTALT HUMBOLDT
KOELN-KALK.

Mentor-Repetitorien

Vorbereitungs- und Nachhilfsmittel für die schwächeren Schüler aller höheren Schulen. Hilfsmittel für Lehrer und Eltern zur Durchführung planmäßiger Wiederholungen. Bestes Fortbildungsmittel für alle strebsamen Schüler und Autodidakten. Vorbereitungsmittel auf Fachexamina.

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.
20. 20a. Deutsche Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geographie.
4. Astronom.-mathem., physik., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Preis jedes Bandes 1,50 Goldmark (1 Goldmark = 10/42 USA-$).
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg UKA.
Bahnstraße 29/30.

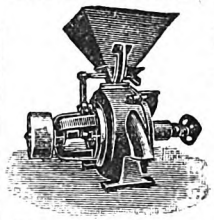
Digitized by Google

Fabrikation von
Wandhaken, Reissbrettstiften, Teppichnägeln, Briefklammern, Musterklammern, Bilderösen etc. etc.

Verlangen Sie Gratis-Offerte!

A. Lindstedt, Lychen, Berliner Nordbahn.
Gegründet 1875. Ca. 200 Arbeiter.

Mindenia-Mühlen



mit selbstschärfenden Steinen
für alle Mahlzwecke
300—1500 mm Steindurchmesser
horizontaler u. vertikaler Bauart

Mehlsichter
Reinigungsmaschinen
Schälmaschinen
Sämtliche Müllereimaschinen
Echt Mindener Mahlsteine

Baumgarten & Co., Aktien-Gesellschaft,
Mühlenbau, **Minden i. Westf. 5**

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf **Velhagen & Klasings Export-Anzeiger** zu beziehen.

Hermann Ohme, Porzellan-Fabrik
Nieder-Salzbrunn in Schlesien.
Zur Messe in Leipzig:
Städt. Kaufhaus, Erdgeschoss 24.

SACHSEN 3 PFENNIGE FRANCO

Echte Briefmarken

(Kriegs- u. Umsturz-) in Sätzen und Paketen. Große Preisliste und Zeitung gegen Doppelkarte.
Albert Friedemann, Leipzig, Floßplatz 6/x.

Waldsanatorium Schwarzeck
In Bad Blankenburg
Thüringerwald (Deutschland)
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Digitized by Google

38. Jahrg. / April 1924 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Auslands-Ausgabe mit Export-Anzeiger

Digitized by Google

Grotrian Steinweg

Braunschweig

GEFRAHA-WERFT A.G.

HAMBURG 39, Gertigstr. 48.

Filiale Berlin W. 8, Mohrenstrasse 50.

Kanadier
Punts
Kajaks
Ruder-boote

Segeljachten
Motorboote
Ruderapparate
Aussenbord-motore

Erstklassige Ausführung • Spezialkonstruktionen für Ausland.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544376

Digitized by Google